

BIOGRAPHISCHES JAHRBUCH UND DEUTSCHER NEKROLOG

UNTER STÄNDIGER MITWIRKUNG

VON

GUIDO ADLER, F. VON BEZOLD, ALOIS BRANDL, ERNST ELSTER,
AUGUST FOURNIER, ADOLF FREY, HEINRICH FRIEDJUNG, LUDWIG
GEIGER, KARL GLOSSY, EDUARD PREIHERRN VON DER GOLTZ,
MAX GRUBER, SIGMUND GÜNTHER, OTTO GÜNTTER, EUGEN
GUGLIA, ALFRED FREIHERRN VON MENSİ, JACOB MINOR, KARL
OBSER, JOHANN SASS, PAUL SCHLENTHER, ERICH SCHMIDT,
ANTON E. SCHÖNBACH, GEORG WOLFF U. A.

HERAUSGEGEBEN

VON

ANTON BETTELHEIM.

XIII. BAND

VOM 1. JANUAR BIS 31. DEZEMBER 1908.

MIT DEM BILDNIS VON WILHELM BUSCH IN HELIOGRAVÜRE.



BERLIN

DRUCK UND VERLAG VON GEORG REIMER

1910.



Mittelenmaßer, Jll. Ztg.

Dührkoop Phot. u. Lithogr.

Wilhelm Bruns.

Verlag Georg Reimer Berlin

Vorwort.

In den ständigen Kreis der Berater des Biographischen Jahrbuches und Deutschen Nekrologes sind auf Ersuchen des Herausgebers zwei sachkundigste Fachmänner eingetreten, die seit längerer Zeit wohlwollend und hilfreich jede Frage der Redaktion auf ihrem Gebiete zu klären und zu lösen bereit waren, der Professor D. Eduard Freiherr v. d. Goltz, Direktor des evangelischen Predigerseminars in Wittenburg, Westpreußen, und Geheimrat Karl Obser, Direktor des großherzoglich badischen Landesarchivs in Karlsruhe.

Der Text hatte für die Würdigung der im Jahr 1908 Geschiedenen ebenso schwere als schöne Aufgaben. Die Nekrologe Eduard Zellers von Theobald Ziegler, Wilhelm Buschs von Volkmann, Althoffs von Heubaum, Paulsens von Lorenz, Voits von Krummacher, Eduard Bachers von Kolmer, Sickels von Ottenthal, Siebolds von Graf Brandenstein-Zeppelin, Kirchhoffs von Weil, Krastels von Minor, Büchelers von Marx, Leo Bergs von Eloesser, Inama-Sterneggs von Mischler, Eberhard Schraders von Eduard Meyer, Pfeleiderers von Zurhellen, die Malerbiographien von H. Holland und L. Pietsch, die Charakteristiken der Politiker von H. Diez und anderen, die Beiträge von Schollenberger für die Schweiz mögen dafür zeugen, daß unser Sammelwerk auch in Band XIII den Geistes- und Naturwissenschaften, der Forschung und dem öffentlichen Leben, der bildenden und redenden Kunst gleichmäßig zu dienen bestrebt war.

Ergänzungen und Nachträge vermochten noch lange nicht alle Lücken der bisher veröffentlichten zwölf Bände zu füllen. Immerhin war es möglich, diesmal die langverheißenen Biographien von Eugen Richter (aus der Feder von F. Raçhfahl), Wilhelm v. Hartel, P. Möbius, Overbeck, v. Bergmann und manche andere, vom Leserkreis und der Leitung unseres Jahrbuches gleicherweise vermißte Nekrologe zu bringen. Mit dem Wunsche, auch in Zukunft und immer ausgiebiger die Rückstände in ähnlicher Art aufarbeiten zu dürfen, wiederholen wir neuerdings die Bitte, daß alle Berufenen und Beteiligten diese Bemühungen der Redaktion durch Rat und Tat unterstützen mögen.

Die Bearbeitung und Ausgestaltung der Totenliste hat wiederum Herr Dr. Holleck-Weithmann sich angelegen sein lassen und für sorgsames Mitlesen aller Texte bleibe ich abermals Herrn Dr. J. Sass dankbar verpflichtet.

Wien, 10. Oktober 1910.

Anton Bettelheim.

Inhalt.

	Seite
Vorwort	III
Deutscher Nekrolog vom 1. Januar bis 31. Dezember 1908	I
Ergänzungen und Nachträge	281
Alphabetisches Namenverzeichnis zum Nekrolog	397
Alphabetisches Namenverzeichnis der Ergänzungen und Nachträge....	398
Totenliste 1908	399

DEUTSCHER NEKROLOG

VOM 1. JANUAR BIS 31. DEZEMBER

1908

Homo liber de nulla re minus quam
de morte cogitat et ejus sapientia non
mortis, sed vitae meditatio est.

Spinoza. Ethices pars IV. Propos.
LXVII.

Deutscher Nekrolog vom 1. Januar bis 31. Dezember 1908.

Voit, Karl von, Universitäts - Professor für Physiologie zu München, * 31. Oktober 1831 zu Amberg, † 31. Januar 1908 zu München. — V. kann mit Fug als Begründer der modernen Physiologie des Stoffwechsels bezeichnet werden; denn wenn er auch neben eigenen Schöpfungen Gedanken und Resultate seiner Vorgänger mit verwandte, so tat er dies doch nie ohne vorangegangene gewissenhafte Prüfung. Zeit seines Lebens war es sein Grundsatz nur auf gesicherter Unterlage weiter zu bauen. Damit steht nicht in Widerspruch, daß er vielfach genötigt war, seine Anschauungen zu ändern; ist doch kein Naturforscher gegen Trugschlüsse geschützt; zukünftige Erfahrungen kann er nicht voraussehen. Auch der Weiseste kann nicht mehr tun als die Schlußfolgerungen ziehen, die am besten mit dem Wissen seiner Zeit in Einklang stehen.

Wenden wir uns nach diesen kurzen Andeutungen über V.s Forschertätigkeit zur Beschreibung seines Lebenslaufes. Nur die früheste Kindheit verlebte er in seinem Geburtsort Amberg, wo der Vater August als Baumeister im Staatsdienste tätig war. Aber schon bald sah sich dieser genötigt, mit seiner Familie zweimal den Wohnsitz zu wechseln. Nach einem vorübergehenden Aufenthalt in Speyer ward ihm 1840 eine Anstellung in München zu teil, die eine praktische Tätigkeit als Architekt mit einer Professur an der Kunstakademie verband. A. Voit machte sich bekannt durch Erbauung der neuen Pinakothek sowie durch Errichtung des unverwüstlichen ursprünglich nur als Ausstellungshalle gedachten Glaspalastes.

So erhielt denn sein Sohn Karl die Gymnasialbildung in München. Im Jahre 1848 legte er die Reifeprüfung ab, dann ließ er sich an der Universität seiner nunmehrigen Heimat immatrikulieren. Zunächst hörte er der damaligen Sitte gemäß Vorlesungen allgemeineren Inhaltes aus dem Gebiete der Naturwissenschaft und Philosophie, deren Studium dem fachlichen Unterricht vorausgehen mußte. Wie so mancher andere freiheitsbegeisterte Patriot der später eine Zierde im Lehrkörper deutscher Universitäten wurde, nahm auch V. an der Volkerhebung tätigen Anteil. Es wäre verfehlt, aus diesem Verhalten des Siebzehnjährigen weitgehende Schlüsse zu ziehen; aber so viel sehen wir doch, daß er schon im jugendlichen Alter den entschlossenen Mut hatte, mit seiner Person für das einzutreten, was er als recht erkannt hatte, unbekümmert um das Urteil seiner Vorgesetzten.

1850 bestand er die Admissionsprüfung, die ihm den Zugang zu den Fachstudien eröffnete. V. entschied sich für die Medizin, allem Anschein nach mehr durch theoretische Fragen gefesselt als durch die Aussicht auf Broterwerb angelockt. 1851 wandte er sich nach Würzburg, wo er u. a. bei Kölliker Histologie und Physiologie, bei Scherer Chemie hörte. Noch im selben Jahre nach München zurückgekehrt, versäumte er neben dem pflichtmäßigen klinischen Unterricht nicht die Vorlesungen des damals schon berühmten Liebig zu besuchen. 1854 bestand er das praktische Examen und die Doktorprüfung. Aber weit entfernt, nunmehr dem Berufe eines praktischen Arztes zuzusteuern, suchte er sich weiter in den für die rationelle Medizin grundlegenden Naturwissenschaften auszubilden. Er hörte bei Jolly Physik, bei Bischoff Physiologie und wiederum bei Liebig Chemie. Zugleich ward ihm auf sein Ansuchen gestattet, im Laboratorium Pettenkofer als Praktikant physiologisch-chemische Aufgaben zu lösen. Hier machte er seine erste Entdeckung. Im Muskelfleisch Cholerakranker gelang es ihm Harnstoff aufzufinden. Während dieser Zeit geschah es auch, daß ihm das im Jahre 1852 verfaßte Buch der Dorpater Forscher Bidder und Schmidt »Die Verdauungssäfte und der Stoffwechsel« in die Hände fiel, ein Werk, das entscheidend für seine Laufbahn werden sollte. Seinem Scharfblick entging es nicht, daß die hier niedergelegten Resultate und Überlegungen sich weit über den Stand der damaligen Durchschnittsarbeiten erhoben. Waren die angestellten Erwägungen richtig, so eröffneten sie die Aussicht auf eine unabsehbare Flucht von Entdeckungen. Diese Überzeugung dürfte sich schon damals dem angehenden Forscher aufgedrängt und den Entschluß gereift haben, den von Bidder und Schmidt vorgezeichneten Weg weiter zu verfolgen.

Doch V. hielt die Zeit noch nicht für gekommen, um sogleich ans Werk zu gehen; vielmehr fühlte er sich bewogen, nach beendeter Lehrzeit noch einmal die Wanderschaft anzutreten. Auf Liebig's Rat wählte er Göttingen zum Aufenthalt, das zu den berühmtesten Universitäten Deutschlands zählte. Hier erweiterte und vertiefte er seine Kenntnisse durch R. Wagners Vorlesungen über Physiologie, Joh. Bened. Listings Kollegien über Optik; vor allem aber bildete er sich im Laboratorium Wöhlers in der chemischen Technik aus. Eine Frucht dieser Tätigkeit ist die im Jahre 1856 erschienene Arbeit über Benzoylverbindungen.

In die Göttinger Zeit fällt auch die Bekanntschaft mit Willy Kühne, dem späteren Heidelberger Physiologen. Die beiden an Temperament so verschiedenen jungen Männer zogen sich gegenseitig an, indem jeder dem anderen etwas bieten und von ihm empfangen konnte. V. von gemessener Ruhe, nicht geneigt, das Ferne zu erwägen, bevor das Nächste bis ins einzelne zergliedert war, Kühne von sprudelnder Lebhaftigkeit, weite Zusammenhänge suchend. Der 44jährige Freundschaftsbund wurde erst durch Kühnes Tod im Jahre 1900 gelöst.

Nach Beendigung des Göttinger Wanderjahres wandte sich V. wieder der Heimat zu, doch nur um eine Reise nach Dorpat ins Werk zu setzen, wo er unter den Augen von Bidder und Schmidt die ihm vorschwebende Aufgabe beginnen wollte. Sein Vorhaben sollte indessen nicht in Erfüllung gehen, denn unerwartet bot sich ihm die Gelegenheit bei Theodor Bischoff, dem Freunde Liebig's, eine Assistentenstelle anzutreten.

Bischoff, wie die meisten Physiologen seiner Zeit von Haus aus Anatom und besonders als Embryologe bekannt, hatte schon lange auf Liebig's Anregung seine Aufmerksamkeit dem Stoffwechsel gewidmet. Als Assistent Bischoffs begann nun V. die lange Reihe seiner Stoffwechseluntersuchungen mit der denkwürdigen Arbeit über den Kreislauf des Stickstoffs, damit den Grundstein zur Methodik legend. Verlockender wäre es freilich gewesen, nach den Regeln der Dorpater Physiologen sogleich die Zersetzungs Vorgänge in ihrer Abhängigkeit zu prüfen, aber der angehende Forscher war fest überzeugt, daß nicht der geringste Schritt vorwärts getan werden könne, ehe nicht die viel umstrittene Frage nach den Ausscheidungswegen des Stickstoffs im Körper entschieden sei; denn wollte man mit Bidder und Schmidt aus dem abgegebenen Stickstoff Rückschlüsse auf das im Organismus zersetzte Eiweiß tun, so mußte die Menge des Stickstoffs in sämtlichen Ausgaben bekannt sein; kein unbekannter Rest durfte ins Spiel kommen.

Die Dorpater Forscher hatten den Stickstoff der Nahrung in den sichtbaren Ausscheidungen, Harn und Kot, nahezu vollständig wiedergefunden, die meisten anderen Autoren dagegen, Bischoff an der Spitze, hatten immer beträchtlich weniger Stickstoff in den Ausgaben als in den Einnahmen erhalten. Diese Differenz mußte sich noch vergrößern, wenn ein Teil der Stickstoff führenden Nahrung im Körper verblieb, worüber nach damaliger Anschauung das Körpergewicht Aufschluß geben sollte.

V.s oben erwähnte Arbeit zerriß dies ganze Gewebe von Vorstellungen. Er konnte dartun, daß bei sorgfältiger Vermeidung aller Fehlerquellen Einnahmen und Ausgaben in drei- bis viertägigen Versuchsreihen hinsichtlich des Stickstoffs entweder vollständig übereinstimmten oder doch nur unbedeutende Differenzen aufwiesen, weit geringer als die früheren Befunde vermuten ließen. Diese Erfolge waren ausschließlich der von V. verbesserten Versuchstechnik zu danken, deren weitere Ausbildung in der nächsten Zeit das Hauptziel seiner Tätigkeit bildete. Bei diesem Geschäft kam ihm neben seiner staunenswerten Ausdauer sein sorgsam abwägendes Urteil zu statten, so daß er unter den vielen mühsamen rein mechanischen Verrichtungen niemals den Überblick über das Ganze verlor. Denn gänzlich verfehlt wäre es zu glauben, man könnte Methoden ausbilden nach dem trivialen Grundsatz, allenthalben die denkbar größte Genauigkeit walten zu lassen. Das wäre eine Verschwendung an Zeit, Geld und Arbeitskraft; vielmehr gilt es als wissenschaftliche Regel, die Genauigkeit nur so weit zu treiben, daß die im Endresultat auftretenden Zahlenwerte eine unzweideutige Antwort auf die gestellte Frage erwarten lassen.

Aber nicht allein die Methodik im engeren Sinne haben wir V. zu verdanken, die Sammlung der Ausscheidungen und ihrer Untersuchung, sondern auch die Festlegung des Versuchsplanes, wie Stoffwechselversuche überhaupt angestellt werden müssen, um zuverlässige Ergebnisse zu liefern.

So schuf er zuerst die Methodik des Eiweißstoffwechsels, und als ihm dieser nach allen Richtungen hinlänglich geklärt schien, ging er erst dazu über die Grundsätze zu entwickeln, nach denen der Verbrauch von Fett und Kohlenhydrat zu beurteilen ist.

Dies mag etwas näher im einzelnen ausgeführt werden. Wir sahen, daß V. zum ersten Male, unvermeidliche Versuchsfehler abgerechnet, die Stickstoffmenge der Einnahmen vollständig in den Exkrementen wiedergefunden

hatte; wenigstens in einigen Fällen; in anderen waren deutlich ausgesprochene Differenzen zu beobachten, bald überwog der Stickstoff der Nahrung, bald der Stickstoff in den Ausgaben. Die Erklärung konnte nicht zweifelhaft sein: Es gibt keine anderen Ausfuhrbahnen im Organismus für den Stickstoff der Zersetzungsprodukte als Harn und Kot; aber selbstverständlich kann nur dann Stickstoffgleichgewicht bestehen, wenn das verfütterte stickstoffführende Nährmaterial mit dem umgesetzten sich deckt; wird dagegen weniger verbraucht als dargereicht wurde, so ergibt sich eine positive Stickstoffbilanz, wird mehr verbraucht, also von den Beständen des Körpers zugeschossen, eine negative.

Die wichtigste Ausbeute der sorgfältigen Untersuchung ist also die Feststellung, daß sich der Umsatz von Eiweiß und stickstoffhaltigem Nährmaterial überhaupt allein aus dem Stickstoff von Harn und Kot berechnen läßt.

V. hatte einen langwierigen Kampf zu bestehen, um seine Zeitgenossen von dieser Wahrheit zu überzeugen. Nach kurzem Widerstand streckte als erster Bischoff die Waffen, andere folgten später; aber immer aufs neue wurden Versuche erdacht, noch schlagender als die früheren, um die Einwendungen der Gegner zu entkräften, bis ihre Stimmen endlich verstummten.

Schon 1857 war V. als Privatdozent in den Lehrkörper der Münchener Universität aufgenommen worden; 1859 erhielt er einen Ruf nach Tübingen, doch ließ er sich bewegen in München zu bleiben, nachdem ihm auf Antrag der Fakultät eine außerordentliche Professur bewilligt worden war.

Mit den gewonnenen Erträgen der früheren Arbeiten wuchernd, verfolgt er jetzt, zunächst in Gemeinschaft mit Bischoff, dann als sein eigener Meister, die Gesetze des Eiweißstoffwechsels unter den verschiedensten äußeren und inneren Bedingungen. Nun zeigt sich auch deutlich, was in der ersten Veröffentlichung noch nicht bestimmt ausgesprochen wurde, daß der Organismus bei jeder gleichmäßigen Nahrung sich allmählich von selbst ins Stickstoffgleichgewicht setzt.

Seine Berufung als Ordinarius im Jahre 1863 gestattet ihm endlich ganz seine eigenen Wege zu gehen und sich eine ansehnliche Schar von Hilfskräften heranzubilden. Neben dem Eiweißstoffwechsel beginnt er jetzt auch den Umsatz von Fett- und Kohlenhydrat in den Kreis seiner Untersuchungen zu ziehen. Und wiederum gilt es neue Methoden zu schaffen. Den Verbrauch der stickstofffreien Nährsubstanzen aus den Ausscheidungen zu berechnen, hatten bereits Bidder und Schmidt versucht. Ihre Schlüsse mußten jetzt, nachdem für das zersetzte Eiweiß ein untrüglicher Gradmesser gefunden war, erheblich an bindender Kraft gewinnen, aber noch fehlte es an einem zweckmäßigen Apparat, der es gestattete, sichtbare und gasförmige Ausscheidungen ohne Verlust zu gewinnen. Da der Verbrauch der stickstofffreien Nährstoffe nur aus ihrem abgeführten Kohlenstoff erschlossen werden kann, das Eiweiß aber gleichfalls kohlenstoffhaltige Zersetzungsprodukte bildet, so ist die Kenntnis des Eiweißumsatzes eine unerläßliche Vorbedingung.

Die gestellte Aufgabe zu lösen, verband sich V. mit seinem ehemaligen Lehrer und nunmehrigen Freunde Pettenkofer, dessen Erfindungsgabe es gelang, eine den Anforderungen genügende Vorrichtung zu konstruieren.

Nun begann eine Zeit eifriger erwartungsvoller Arbeit mit dem neuen Apparat. Hatte an seiner Erfindung Pettenkofer den Hauptanteil, so war

es dagegen V., der die Ausführung der Experimente fast allein auf sich nahm, auch in den Versuchen, die unter dem Namen beider Autoren veröffentlicht sind. Die freudige Begeisterung über die errungenen Erfolge schildert V. mit folgenden Worten in seinem Nachruf auf Pettenkofer. »Man kann sich denken, welche Empfindungen wir hatten, als sich nach und nach vor unserem Auge ein Bild der merkwürdigsten Stoffwechselvorgänge im Körper enthüllte und eine Fülle von neuen Tatsachen uns bekannt wurde: als wir fanden, daß beim Hunger nur Eiweiß und Fett zerstört wird, daß bei der Arbeit im wesentlichen mehr Fett zur Zersetzung gelangt und bei Ruhe, besonders auffallend im Schlafe viel weniger Fett verbraucht wird usw.«

Die vielen neugewonnenen Tatsachen konnten nicht verfehlen die Liebig'sche Theorie, welche auch V. ursprünglich als Richtschnur gedient hatte, auf das heftigste zu erschüttern. Ihre Leitgedanken mögen, um das Verständnis des folgenden zu erleichtern, in wenigen Worten zusammengefaßt werden: Liebig ging von der Grundansicht aus, daß als Substrat der körperlichen Arbeit nur der wesentlichste Bestandteil des Muskels dienen könne; danach müßte bei der Arbeit mehr Eiweiß als in der Ruhe zersetzt werden. Daß mit dem Stoff aber auch die Form zugrunde gehe, schien Liebig selbstverständlich, weil er sich die Notwendigkeit des Wiederersatzes sonst nicht zu erklären vermochte; an die energetische Bedeutung des Eiweiß wurde damals noch nicht gedacht. Schon in den früher angeführten Untersuchungen über den Eiweißstoffwechsel hatte indessen V. zu seiner großen Verwunderung die erwartete Erhöhung im Eiweißumsatz nach körperlicher Arbeit entweder völlig vermißt, oder doch gar keine gesetzmäßigen Beziehungen zwischen beiden Vorgängen feststellen können; nun fand er mit dem Respirationsapparat eine Vermehrung des zersetzten Fettes. Die von V. festgestellte Tatsache, daß bei der Muskelarbeit vorwiegend stickstofflose Substanzen verbraucht werden, ist von allen späteren Forschern bestätigt worden. Damit ist dem Eiweiß die ihm von Liebig zugewiesene Rolle als alleinige Arbeitsquelle genommen, womit aber keineswegs gesagt ist, daß mechanische Leistungen niemals auf Kosten von Eiweiß verrichtet werden können. Gerade über diesen Punkt hat sich V. immer sehr vorsichtig ausgesprochen; lange hat er gegen L. Traube, Fick und Wislicenus, die ohne weiteres stickstofffreies Material als Quelle der Muskelkraft bezeichneten, die Liebig'sche Auffassung zu verteidigen gesucht. Die Frage nach dem materiellen Substrat der körperlichen Arbeit könnte — so führte er aus — durch Stoffbilanzen allein überhaupt nicht entschieden werden, sondern nur in Verbindung mit Wärmemessungen. Um diese Lücke auszufüllen, ließ er ein Kalorimeter bauen, doch sind die damit ausgeführten Versuche niemals veröffentlicht worden. Entgegen der vielfach gehörten Meinung, als habe V. das Eiweiß als Arbeitsquelle ausgeschlossen, mag ein Bilanzversuch aus seinem Laboratorium erwähnt werden, in dem die quantitative Elementaranalyse sämtlicher Einnahmen und Ausgaben zu dem Ergebnis führte, daß außer Eiweiß kein anderer Nährstoff an der Zersetzung teilgenommen hatte. Hier konnte also auch nur das Eiweiß die Energie für die Arbeit geliefert haben.

War das Eiweiß nicht mehr das einzige materielle Substrat der mechanischen Leistungen, so fiel der zweite Teil der Liebig'schen Lehre, der zufolge alles Eiweiß vor der Zersetzung als lebendes Gewebe organisiert werden sollte, von selbst zusammen. Gegen diese schon von R. Mayer und Moleschott bekämpfte

Anschauung wandte sich V. vor allem auf Grund seiner Versuche über die deutlich ausgeprägte Abhängigkeit des Eiweißumsatzes von der Zufuhr; schon geringe Eiweißzulagen in der Nahrung haben alsbald eine Erhöhung der Stickstoffausscheidung zur Folge. V. stellte eine der Liebigschen gerade entgegengesetzte Ansicht auf: nicht das organisierte Eiweiß unterliege dem Zerfall, sondern das flüssige in den Zellen kreisende Material. Diese Theorie ist imstande manche Tatsachen dem Verständnis näher zu bringen, so die eben genannten Beziehungen zwischen Eiweißzufuhr und Eiweißumsatz, aber auch die Steigerung im Eiweißverbrauch an den ersten Hungertagen. Als den eigentlichen Kern der Lehre vom zirkulierenden Eiweiß dürfen wir eine noch nicht bis zur scharfen Fassung gediehene Vorstellung vom Massenwirkungsgesetz vermuten, das später von Rubner und vor allem von E. Voit auch auf die stickstofffreien Nährstoffe mit Bewußtsein angewandt wurde.

Allein der neuen, den bisherigen Anschauungen stracks zuwiderlaufenden Theorie gelang es nicht die Zustimmung der Physiologen zu erringen. Außer Liebig traten Hoppe-Seyler und Pflüger dagegen auf, und selbst V.s Schüler Rubner zollt ihr nur bedingte Anerkennung. Offenbar ist der Widerstand zum Teil nur begreiflichen Mißverständnissen zuzuschreiben, da die Terminologie im Laufe der Zeit vielfach geändert werden mußte. Angesichts der erwiesenen Tatsache, daß die Gesamtzersetzung sich nach energetischen Prinzipien regelt, dürfte indessen eine konsequente Durchführung des Massenwirkungsgesetzes für den Umsatz der einzelnen Nährstoffe kaum gelingen.

In einem anderen Punkte sollte Liebig trotz seiner als unrichtig erkannten Voraussetzungen gegen V. Recht behalten, nämlich in der Lehre von der Fettbildung im Tierkörper. Die Rechnung hatte in einer Reihe der oben erwähnten Respirationsversuche nach Eiweißaufnahme eine erhebliche Aufspeicherung von Kohlenstoff ergeben, die sich bei Kohlenhydratkost niemals nachweisen ließ. Wie sich aber später herausstellte und vor allem von Pflüger betont worden ist, war man bei der Auslegung der Resultate von einer unrichtigen Annahme über die Zusammensetzung des Fleisches ausgegangen. Die Theorie der Fettbildung geriet dadurch auf eine falsche Bahn; doch mag ausdrücklich an dieser Stelle bemerkt werden, daß V. die Entstehung des Fettes aus Kohlenhydrat lange vor Pflügers Erörterungen als bewiesen ansah. Heutzutage spricht man bekanntlich den Kohlenhydraten eine viel größere Bedeutung bei der Fettbildung zu als dem Eiweiß.

Die an Tier und Menschen angestellten Versuche trugen auch wesentlich dazu bei, die von Lavoisier zuerst aufgestellte, von Liebig mit einigen Änderungen übernommene Ansicht über die Oxydationsvorgänge im Organismus zu stürzen. Noch Liebig ließ Fett und Kohlenhydrate unmittelbar, das Eiweiß erst nach Abspaltung der stickstoffhaltigen Gruppe durch den mit der Atmung zugeführten Sauerstoff verbrannt werden. Das verschiedene Verhalten der einzelnen Nährstoffe in ihrer Zersetzlichkeit innerhalb und außerhalb des Organismus wie es V. gefunden hatte, war mit jener Vorstellung nicht mehr in Einklang zu bringen; die den Stoffverbrauch bestimmenden Umstände konnten nach diesen Resultaten nur in inneren Bedingungen des Tierkörpers gesucht werden. Zu der gleichen Folgerung führte auch die von Regnault und Reiset innerhalb weiter Grenzen gefundene Unabhängigkeit der Kohlensäurebildung vom Sauerstoffgehalt der Luft, die später Pflüger noch viel schlagender bewies.

Entgegen der modernen Auffassung, welche in den Energieentwicklungen die ursprünglichen und für das Leben wesentlicheren Prozesse erblickt, ist V. bei seinen Untersuchungen stets von der stofflichen Bedeutung der Nährsubstanzen ausgegangen, so daß man vielleicht auf den Gedanken kommen könnte, er hätte den Wert energetischer Betrachtungen für die Ernährungslehre verkannt. Damit würde man ihm jedoch durchaus unrecht tun; schon einer seiner frühesten, im Jahre 1860 erschienenen Abhandlung über den Einfluß des Kochsalzes, des Kaffees und der Muskelbewegungen auf den Stoffwechsel, gibt er den Titel »Beitrag zur Feststellung des Prinzips der Erhaltung der Kraft«. Und in seiner später mit Liebig über die Quelle der Muskelkraft geführten Polemik zeigt er sich in der Anwendung des Energiegesetzes auf biologische Vorgänge seinem Gegner entschieden überlegen, der damals 1870 noch meinte, die zu gewinnende Energie wäre nicht allein vom Anfangs- und Endzustand, sondern auch von den Zwischenstufen eines Prozesses abhängig. V. war auch der erste von den Physiologen, der den zweiten Hauptsatz der mechanischen Wärmetheorie für die Muskeln nutzbar zu machen suchte, wenn er auch die daraus gezogenen Folgerungen nicht so scharf wie später Fick zu formulieren wußte.

Aber allerdings, der Vernachlässigung der stofflichen Prozesse auf Kosten rein energetischer Überlegungen glaubte er entgegenzutreten zu müssen, keineswegs bloß aus Vorliebe für die bisherige Meinung, sondern durch gewichtige Gründe bewogen; einmal lassen sich nämlich auch heute noch gewisse Stoffwechselvorgänge wie der Kreislauf der Mineralbestandteile und jene geringe, durch keine anderen Nährstoffe aufzuhebende Eiweißzersetzung nur aus einem rein stofflichen Bedürfnis des Organismus begreifen; sodann wollte er der Gefahr vorbeugen durch allzu summarische Energiemessungen die einzelnen Züge des Gesamtbildes zu verwischen. So sehr man daher auch in jüngster Zeit das energetische Prinzip in den Vordergrund schieben mag, auf alle Fälle war die Warnung nicht überflüssig, denn auch die Energieprozesse werden in Verbindung mit den daran geknüpften Stoffwechselvorgängen viel gründlichere Aufschlüsse über das Geschehen im lebenden Körper liefern, als rein kalorimetrische Untersuchungen.

Wenn sich auch V. vorzugsweise der von ihm selbst geschaffenen Methode der Bilanzrechnung bediente, um in das Getriebe der im Organismus verlaufenden Prozesse einzudringen, so verhehlte er sich doch keineswegs, daß viele Stoffwechselfragen von verschiedenen Seiten aufzufassen wären und daß namentlich die intermediären Vorgänge aus dem Anfangs- und Endzustand des Gesamtverlaufs nur ganz unvollkommen ermittelt werden könnten. Von solchen Erwägungen geleitet untersuchte er mit seinen Schülern die Bedingungen der Glykogenbildung nach Verfütterung verschiedener Zuckerarten. Die in dieser Richtung angestellten Experimente halten auch heute ungeachtet der großen Verfeinerung aller hier in Frage kommenden analytischen Methoden die strengste Kritik aus.

Ebenso wie die Bilanzrechnung versagt, wenn es sich darum handelt die einzelnen Zwischenglieder in der Kette der Umsetzungen zu erforschen, ist sie natürlich auch außerstande über den Ort der chemischen Prozesse Aufschluß zu geben. Diese Lücke könnte nur durch Untersuchung der einzelnen Organe völlig ausgefüllt werden. Wichtige Anhaltspunkte lassen sich aber

doch gewinnen aus der Abnahme der Organe im Hungerzustande, über die V. mehrfach Versuche anstellen ließ.

Neben seinen Forschungen über den organischen Stoffwechsel lieferte er auch wertvolle Beiträge zur Kenntnis des Kreislaufs der Salze. So wurden auf seine Veranlassung die Erscheinungen bei vollständigem Salzhunger sowie bei Entziehung der Kalziumverbindungen verfolgt.

Andere aus V.s Laboratorium hervorgegangene Arbeiten hängen mehr oder weniger eng mit den Stoffwechselforgängen im eigentlichen Sinne, den in den Geweben sich vollziehenden Prozessen zusammen, wie die Beziehungen der Galle zum Gesamtstoffwechsel, die Untersuchungen über Resorption und Ausnützung; ist doch die Kenntnis der Ausnützung nicht allein für die Hygiene von größter Bedeutung, sondern auch eine unerläßliche Vorbedingung aller Fütterungsversuche. Hierher gehören auch seine den Genußmitteln gewidmeten Darlegungen, deren Bedeutung durch Pawlows Untersuchungen in neuer Beleuchtung erscheint.

Das Gebiet der animalen Physiologie hat V. als Forscher nur einige Male betreten; zuerst mit Messungen der Ohrtemperatur nach Sympathikusdurchschneidung, sodann mit seinen Beobachtungen nach Abtragung der Großhirnhemisphären bei Tauben.

V. war aber nicht nur Theoretiker; vielmehr war es ihm darum zu tun, die in der Ernährungslehre gewonnenen Kenntnisse im weitesten Umfange der Gesellschaft dienstbar zu machen. So sind ihm hauptsächlich die Grundsätze zu verdanken, nach denen die Ernährung der Soldaten in Frieden und Krieg, die Kost in Gefängnissen und öffentlichen Anstalten geregelt wurde.

Nicht minder ist der Förderung zu gedenken, die die Landwirtschaft von den aus dem Münchener Laboratorium hervorgegangenen Arbeiten erfuhr, indem sie die hier geschaffenen Methoden mit Erfolg auf die landwirtschaftlichen Nutztiere anwandte.

Ziehen wir die Summe aus V.s wissenschaftlichen Leistungen, so dürfen wir mit den Worten schließen, die W. v. Humboldt einst Kant widmete: »Einiges, was er zertrümmert hat, wird sich nie wieder erheben, einiges, was er begründet hat, wird nie wieder untergehen«.

Es versteht sich eigentlich von selbst, ist aber gerade seit der Neubelebung des geschichtlichen Sinnes in den Naturwissenschaften in jüngster Zeit wieder besonders betont worden, daß auch abstrakte Forschertätigkeit erst im Zusammenhang mit der ganzen Persönlichkeit recht verstanden und gewürdigt werden kann. So wollen wir denn versuchen, ein Bild unseres Forschers als Mensch zu zeichnen.

Das wertvollste Mittel, um Blicke in das Innere eines vorragenden Geistes zu tun, liefern uns unstreitig Selbstzeugnisse über Weltanschauung und Lebensauffassung. Und es wäre zu verwundern, wenn ein Mann von der tiefsten Denkungsart V.s nicht nach einem einheitlichen System seines Wissens gestrebt hätte; aber vielleicht hätte er doch Bedenken getragen, seine geheimsten Gedanken preiszugeben, wenn nicht die mit Heftigkeit um die Grundlagen der Erkenntnis geführten Kämpfe auch ihn aufgefordert hätten, öffentlich Stellung zu nehmen.

Den äußeren Anlaß hierzu bot seine Wahl zum Rektor im Jahre 1878. In sein Ehrenamt führte er sich ein mit einer an die studierende Jugend ge-

richteten Rede über die Entwicklung der Erkenntnis. Um die darin niedergelegten Gedanken in ihrem Verhältnis zum Zeitgeist zu erkennen, müssen wir einige Jahre zurückgreifen. 1872 hatte Du Bois-Reymond auf der Naturforscherversammlung zu Leipzig seinen denkwürdigen Vortrag über die Grenzen der Naturerkenntnis gehalten, darin den auf den Trümmern der Naturphilosophie üppig emporwuchernden Materialismus ernstlich mahnend, sich einmal wieder auf die Grundlagen der Erkenntnis zu besinnen. Im besonderen hatte er das Verhältnis zwischen Materie und Empfindung als kausal unbegreiflich hingestellt. Naegeli hatte dann, freilich ohne besonderes Glück, bei der Tagung der deutschen Naturforscher und Ärzte zu München im Jahre 1877 sich bemüht, den von Du Bois gezogenen Schluß »ignorabimus« abzuweisen und ihm den Ausspruch entgegengesetzt »wir wissen und wir werden wissen«. V. sucht nun die Äußerungen der beiden Vorgänger nach seiner Weise zu verarbeiten. Im ganzen vertritt er den von Du Bois eingenommenen Standpunkt eines transzendentalen Realismus. Der begriffliche Unterschied zwischen den Dingen an sich und ihrer Erscheinungsform ist ihm völlig geläufig; den naiven Realismus hat er also gänzlich überwunden, doch neigt er im Sinne seiner Zeit dazu in Molekülen und Atomen, den Resultaten theoretischer Spekulationen, die Dinge an sich zu erblicken, ohne sich andererseits über das Lückenhafte unserer Erkenntnis zu täuschen; auf die Entdeckung gänzlich neuer von den Sinnen bisher nicht wahrgenommener Erscheinungen ist er gefaßt; die Auffindung der Röntgenstrahlen dürfte also keine Erschütterung seiner Weltanschauung herbeigeführt haben. Was nun im besonderen das Verhältnis von Leib und Seele angeht, so drückt sich V. allerdings nicht so entschieden aus wie Du Bois, aber ganz unumwunden erklärt er das einzige vom Materialismus dargebotene Heilmittel, den Hylozoismus für keine Lösung des Problems, sondern nur für eine Durchhauung des Knotens.

Hervorzuheben wäre noch in erkenntnistheoretischer Hinsicht, daß er mit Kant im teilweisen Gegensatz zu Helmholtz Raum und Zeit als *a priori* gegebene Anschauungsformen betrachtet. Mit Kant ist er auch in der Überzeugung einig, daß unser auf die reine Vernunft gegründetes Wissen einer metaphysischen Ergänzung bedarf; ein unbesiegbares Gefühl im innersten Menschenherzen scheint ihm auf eine höhere Welt, als die materielle ist, hinzuweisen. In diesem Sinne könnte man ihn wohl religiös nennen, doch war ihm, was gewöhnlich unter Religion verstanden wird, gänzlich fremd.

Übrigens nahm er auch an der Philosophie nur insofern Anteil, als sie erkenntniskritische Fragen behandelt; zur systematischen in seiner Lehr- und Wanderzeit noch vorwiegend von Hegel beherrschten Schulphilosophie verhielt er sich geradezu ablehnend. Der Quell, aus dem er Erfrischung nach der Alltagsarbeit schöpfte, war vielmehr die Kunst, im besonderen die bildende Kunst, für die schon das Vaterhaus Geschmack und Verständnis entwickelt hatte. Gern hörte er Musik, ohne imstande zu sein, selbst ein Instrument zu spielen. Unter den Dichtern bevorzugte er Shakespeare.

Sehen wir nun zu, wie er sich gab im Umgang mit andern. Auf alle, die mit ihm in Berührung kamen, machte er den Eindruck einer von hohem sittlichem Ernst erfüllten Persönlichkeit; doch drückten seine Züge zumeist heitere Ruhe aus; es sei denn, daß tieferer Kummer ihn drückte, der ihm auf seinem Lebenswege in reichem Maße beschieden war.

Zu seinen hervorragenden Charaktereigenschaften gehörte unstreitig eine unerschütterliche Wahrheitsliebe, die als oberstes Gesetz alle seine Handlungen beherrschte. Aus ihr entsprang peinliche Gewissenhaftigkeit und unerbittlicher Gerechtigkeitssinn.

Als Lehrer zeichnete er sich durch anschaulichen klaren Vortrag aus; auf kunstvolle Durchbildung legte er keinen Wert; seine rein sachliche Darstellung entbehrte und sollte entbehren jedes rhetorischen Aufputzes.

Nach des Verfassers Ansicht gingen seine Ausführungen mitunter zu weit ins einzelne, so daß der Student sich getrieben fühlte, unverhältnismäßig viel Zeit und Mühe auf rein mechanische Aneignung des Lehrstoffes zu verwenden und eben dadurch der höheren geistigen Tätigkeit, des Ordners und Durchdenkens, zu entziehen.

V. galt als strenger, wenn auch gerechter Examiner. Aber sein Urteil bildete er sich nicht allein nach den auf bestimmte Schulfragen gegebenen Antworten; er suchte tiefer in den Geist des Examinanden einzudringen; nach Sokratischer Methode bemühte er sich durch Zurückgehen auf die Grundlagen schlummernde Kenntnisse herauszuholen, ein Verfahren, durch welches hohles Phrasentum sofort entlarvt, gediegene Bescheidenheit dagegen in ihrem wahren Wert erkannt ward.

Als Kollege war V. allgemein geachtet; wegen seiner sprichwörtlich gewordenen Unparteilichkeit wurde ihm mit Vorliebe in heiklen Fakultätsangelegenheiten die wenig beneidenswerte Aufgabe eines Mittlers und Schiedsrichters übertragen.

Schon früh öffnete sich ihm die Akademie der Wissenschaften, als Beweis, daß seine Leistungen auch außerhalb der Fachkreise Anerkennung gefunden hatten. Nach v. Kobells Tod 1882 wählte ihn die mathematisch-physikalische Klasse zu ihrem Sekretär. Das ihm dadurch zugefallene Amt hat er ungeachtet der vielen Berufsgeschäfte mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit bis zu seinem Tode verwaltet. Aus der langen Zeit seiner Tätigkeit als Klassensekretär sind uns eine Reihe gehaltreicher Reden in den Annalen der Akademie aufbewahrt, die er im Auftrage seiner Sektion zum Gedächtnis der hingeschiedenen Mitglieder gehalten hat.

Bis in die letzten Lebensjahre konnte er seinem Beruf mit fast ungeschwächter Kraft nachgehen. Dann wurde seine Tätigkeit hin und wieder durch Krankheiten unterbrochen, ohne daß er besonders schwer darunter gelitten hätte.

Im Jahre 1907 faßte er bei aller Rüstigkeit doch den Entschluß, seinen Platz einem jüngeren Nachfolger zu räumen. Die einleitenden Schritte wurden getan. Allein er sollte sich der wohlverdienten Ruhe nicht mehr erfreuen. Noch mitten in voller Tätigkeit wurde er im Winter-Semester 1907/08 von einem Leiden befallen, dessen Ernst trotz vorübergehender Besserung immer mehr zutage trat. Am 31. Januar 1908 erlag er der tückischen Krankheit; eine latent abgelaufene, längst geheilte Tuberkulose war in die akute Form der Miliartuberkulose übergegangen.

Möge der Dank, den ihm die Nachwelt schuldet, vor allem darin bestehen, das Gebäude, zu dem er den Grund gelegt, mit demselben Eifer und derselben Gewissenhaftigkeit, wie er sie geübt, weiter auszubauen.

Literatur: M. Cremer, Zum siebzigsten Geburtstage C. v. Voits, Münchener Med. Wschr. 1901, S. 1751. — O. Frank, Nachruf, Carl Voit gewidmet, Ztschr. f. Biologie Bd. 51, S. 1, 1909. — Verzeichnis der im Druck erschienenen Schriften mit Ausnahme der in der Akademie gehaltenen Gedächtnisreden. I. Gesondert erschienene Abhandlungen: Physiologisch-chemische Untersuchungen, H. 1. Augsburg, J. P. Himmer, 1857. Inhalt: Beiträge zum Kreislauf des Stickstoffs im tierischen Organismus. — Über die Aufnahme des Quecksilbers und seiner Verbindungen in den Körper. — Die Gesetze der Ernährung des Fleischfressers. (Bischoff und Voit.) Leipzig, Winter, 1860. — Über die Wirkung des Kochsalzes, des Kaffees und der Bewegung auf den Stoffwechsel. München, Cotta, 1860. — Anhaltspunkte zur Beurteilung des sogenannten eisernen Bestands für Soldaten. München, Oldenbourg, 1876. — Untersuchung der Kost in einigen öffentlichen Anstalten. München, Oldenbourg, 1877. — Physiologie des allgemeinen Stoffwechsels und der Ernährung, Bd. 6 im Handbuch der Physiologie v. Hermann. Leipzig, Vogel, 1881. — II. In Zeitschriften zerstreut: Untersuchungen über epidemische Cholera (gesamter chemischer Teil). Ztschr. f. ration. Medizin N. F. Bd. 6, 1855. — Zur Bodenfrage der Pflanzen dienende chemische Analysen. Regensburg, Flora, 1855, Nr. 32. — Über einige Benzoylverbindungen. Ann. d. Chemie u. Pharm. 1856. — Über Temperaturverhältnisse am Ohr nach der Sympathikusdurchschneidung und über die Messung derselben. Ber. d. Naturforschervers. zu Karlsruhe 1859, S. 221. — Anhaltspunkte für die Physiologie der Perlmuschel. Ztschr. f. wiss. Zool. Bd. 10, 1860. — Untersuchungen über die Respiration. (Pettenkofer und Voit.) Ann. d. Chemie u. Pharm. 1862, Suppl.-Bd. 2. — Über den Kreislauf des Stickstoffs im tierischen Organismus (Versuch an einer Taube). Ebenda 1863, und Sitzgb. *) 1863, Bd. 1, S. 69. — Beobachtungen an einer Taube, welcher die Hemisphären des Großhirns abgetragen worden waren. Sitzgb. 1863, Bd. 1, S. 479. — Über die Produkte der Respiration des Hundes bei Fleischnahrung und über die Gleichung der Einnahmen und Ausgaben des Körpers dabei. (Pettenkofer und Voit.) Ann. d. Chemie u. Pharm. 1864, Suppl.-Bd. 2, S. 361. — Über die in den Schuppen und der Schwimmblase von Fischen vorkommenden irisierenden Krystalle. Ztschr. f. wiss. Zool. Bd. 15, 1865, S. 515. — Die Gesetze der Zersetzungen der stickstoffhaltigen Stoffe im Tierkörper (Methode der Untersuchung). Ztschr. f. Biol. 1865. — Über den Einfluß des Glaubersalzes auf den Eiweißumsatz im Tierkörper. Ebenda S. 195. — Über die Ausscheidungsverhältnisse der Kynurensäure im Hundeharn. (Voit und Riederer.) Ebenda S. 315. — Über Druckschwankungen im Lungenraum infolge der Herzbewegungen. Ebenda S. 390. — Untersuchungen über die Ausscheidungswege der stickstoffhaltigen Zersetzungsprodukte aus dem tierischen Organismus. Ebenda 1866, S. 6 u. 189. — Über die Verschiedenheit der Eiweißzersetzung beim Hungern. Ebenda S. 1. — Untersuchungen über den Stoffverbrauch des normalen Menschen. (Pettenkofer und Voit.) S. 459. — Der Eiweißumsatz bei Ernährung mit reinem Fleisch. Ebenda 1867, S. 1. — Notiz über Ablagerungen von Tyrosin auf tierischen Organen. Ztschr. f. wiss. Zool. Bd. 18, S. 301. — Über das Wesen der Zuckerharnruhr. (Pettenkofer und Voit.) Sitzungsber. 1865 Bd. 2, S. 224. — Über Kohlensäureausscheidung und Sauerstoffaufnahme während des Wachens und Schlafens beim gesunden und kranken Menschen. (Pettenkofer und Voit.) Sitzungsber. 1866 Bd. 2, S. 236. — Über Kohlensäureausscheidung und Sauerstoffaufnahme beim Menschen. (Pettenkofer und Voit.) Sitzungsber. 1867 Bd. 1, S. 255. — Über die Beziehungen des Kreatins und Kreatinins zum Harnstoff im Tierkörper und das Wesen der Urämie. Ebenda S. 364. — Über die Fettbildung im Tierkörper. Sitzungsber. 1867 Bd. II, S. 402. — Über den Stoffverbrauch eines Zuckerharnruhrkranken. (Pettenkofer und Voit.) Ebenda S. 572. — Über den Stoffverbrauch bei der Zuckerharnruhr. (Pettenkofer und Voit.) Ztschr. f. Biol. 1867, Bd. 3. — Über die Theorien der Ernährung der tierischen Organismen. Festrede in der Akademie 1868. — Beobachtungen nach Abtragung der Hemisphären des Großhirns bei Tauben. Sitzungsber. 1868 Bd. 2, S. 105. — Über die Ausscheidungswege der stickstoffhaltigen Zersetzungsprodukte aus dem Tierkörper. — Notiz über den Nachweis von Blausäure im Blute. —

*) Abgekürzt für Sitzungsberichte der K. Bayer. Akademie der Wissenschaften.

Bemerkung über die sogenannte Luxuskonsumption. — Über das Verhalten des Kreatins, Kreatinins und Harnstoffe im Tierkörper. *Ztschr. f. Biologie* 1868, Bd. 4. — Über die Fettbildung im Tierkörper. — Über den Stoffverbrauch bei einem leukämischen Manne. (Pettenkofer und Voit.) — Über den Eiweißumsatz bei Zufuhr von Eiweiß und Fett und über die Bedeutung des Fettes für die Ernährung. — Respirationsversuche am Hunde bei Hunger und ausschließlicher Fettzufuhr. (Pettenkofer und Voit.) — Über den Einfluß der Kohlehydrate auf den Eiweißverbrauch im Tierkörper. — Über die Aufsaugung im Dick- und Dünndarme. *Ztschr. f. Biol.* 1869, Bd. 5. — Über die Unterschiede der animalischen und vegetabilischen Nahrung, die Bedeutung der Nährsalze und der Genußmittel. *Sitzungsber.* 1869 Bd. 2, S. 483. — Über die Entwicklung der Lehre von der Quelle der Muskelkraft und einiger Teile der Ernährung seit 25 Jahren. *Ztschr. f. Biol.* 1870, Bd. 6. — Über den Stoffverbrauch bei der Phosphorvergiftung. *Sitzungsber.* 1871, S. 29. — Über die Verwertung gewisser Aschebestandteile im Tierkörper. Ebenda S. 78. — Über die Zersetzungs Vorgänge im Tierkörper bei Fütterung mit Fleisch. (Mit Pettenkofer.) *Ztschr. f. Biol.* 1871, Bd. 7, S. 433. — Über das Volumen der unter verschiedenen Umständen ausgeatmeten Luft. *Sitzungsber.* 1871, S. 195. — Über die Größe der Eiweißzersetzung nach Blutentziehungen. Ebenda S. 254. — Über die Bedeutung des Leimes bei der Ernährung. *Ztschr. f. Biol.* 1872, Bd. 8, S. 297. — Über die Zersetzungs Vorgänge im Tierkörper bei Fütterung mit Fleisch und Fett. (Mit Pettenkofer.) Ebenda 1873, Bd. 9, S. 1. — Gutachten über die Errichtung von Volksküchen in München, für den Magistrat. — Über die Bedeutung der Kohlehydrate in der Nahrung. (Mit Pettenkofer.) *Sitzungsber.* 1873, S. 273. — Über die Zersetzungs Vorgänge im Tierkörper bei Fütterung mit Fleisch und Kohlehydraten allein. (Mit Pettenkofer.) *Ztschr. f. Biol.* 1873, Bd. 9, S. 435. — Über die Aufnahme des Pflanzenschleims und des Gummis aus dem Darm in die Säfte. Ebenda 1874, Bd. 10, S. 59. — Über die Verdaulichkeit der leimgebenden Gewebe. Ebenda S. 84. — Bemerkungen über die Bedeutung des leimgebenden Gewebes für die Ernährung. Ebenda S. 202. — Über die Bestimmung des Wassers mittels des Pettenkofer'schen Respirationsapparates. (Mit E. Voit und J. Forster.) Ebenda 1875, Bd. 11, S. 126. — Beschreibung eines Apparates zur Untersuchung der gasförmigen Ausscheidungen des Tierkörpers. *Abh. XII*, Bd. 1, 1875, u. *Ztschr. f. Biol.* 1875, Bd. 11, S. 532—586. — Über die Kost in öffentlichen Anstalten. *Ztschr. f. Biol.* 1876, Bd. 12, S. 1—59. — Über die Ausscheidung des Salmiaks im Harn. *Sitzungsber.* 1876, S. 149. — Über den Einfluß kalkarmen Futters auf die Knochen. *Amtlicher Bericht der 50. Versammlung deutscher Naturforscher*, 1877, S. 242. — Über die Ausnützung einiger Nahrungsmittel im Darmkanal des Menschen. Ebenda S. 351. — Über das Verhalten der Kalkschalen der Hühnereier bei der Bebrütung. *Ztschr. f. Biol.* 1877, Bd. 13, S. 318. — Bemerkung über die Umwandlung der Harnsäure in Harnstoff im Körper des Hundes. Ebenda S. 530. — Über die Wirkung der Temperatur der umgebenden Luft auf die Zersetzungen im Organismus der Warmblüter. Ebenda 1878, Bd. 14, S. 57. — Über die Entwicklung der Erkenntnis. *Rektoratsrede* 1879. — Über die Bedeutung des Wechsels von Tätigkeit und Ruhe im Leben des Menschen. *Rektoratsrede* 1880. — Ernährung des Soldaten im Frieden und Kriege. *Bericht der über die Ernährungsfrage des Soldaten niedergesetzten Spezialkommission*, 1880. — Zur Frage der Ausscheidung gasförmigen Stickstoffs aus dem Tierkörper. (Mit Pettenkofer.) *Ztschr. f. Biol.* 1880, Bd. 16, S. 508. — Über den zeitlichen Verlauf der Zersetzungen im Tierkörper. *Sitzungsber.* 1882, S. 130. — Über die Bedeutung der Galle für die Aufnahme der Nahrungsstoffe im Darmkanal. *Beiträge zur Biol. Festgabe für Bischoff*, 1882, S. 104. — Über die Beziehungen der Gallenabsonderung zum Gesamtstoffwechsel im tierischen Organismus. *Aus der Festschrift für das Würzburger Jubiläum*, 1882. — Über den Wert der Weizenkleie für die Ernährung des Menschen. *Sitzungsber.* 1883, S. 76. — Über den Nährwert des Glycerins. *Ärztliches Intelligenzblatt* 1883. — Abwehr gegen die Angriffe von Prof. Eduard Pflüger in Bonn. *Ztschr. f. Biol.* 1882, S. 406. — Über die Vertretungswerte von Eiweiß, Fett und Kohlehydraten im Tierkörper. *Sitzungsber.* 1883, S. 401. — Über die Ursachen der Fettablagerung im Tierkörper. *Festschrift für den ärztlichen Verein*, 1883, S. 310. — Über die Bedeutung des Asparagins als Nahrungstoff. *Sitzungsber.* 1883, S. 401. — Über den Nahrungsbedarf des Generals Mite.

Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns, 1883. — Über den Einfluß künstlich erhöhter Körpertemperatur auf die Eiweißzersetzung. Sitzungsber. d. Akad. 1884, S. 226. — *Sur quels principes devrait être basée l'alimentation des détenus, au point de vue hygiénique et pénitentiaire?* Bulletin de la Commission Pénitentiaire Internationale No. 14. April 1884. — Über die Fettbildung im Tierkörper. Sitzungsber. 1885, S. 288. — Die Verköstigung der Gefangenen in dem Arbeitshause Rebber; drei Gutachten. Münchener med. Wschr. 1886, Nr. 4. — Über die Periodizität im Gewichte der Kinder; Gutachten. Münchener med. Wschr. 1886, Nr. 8. — Über den Nährwert des Glycerins. Sitzungsber. d. Ges. f. Morph. u. Physiol. 1886, S. 39. — Die Verwendung der Sauermilch in den Gefangenenanstalten; Gutachten. Münchener med. Wschr. 1887, Nr. 12. — Untersuchungen der Kost eines Vegetarianers. Sitzungsber. d. Ges. f. Morph. u. Physiol. 1887, S. 11 u. Sitzungsber. d. Akad. 1887, S. 63. — Ernährung der Gefangenen, in dem Handbuch des Gefängniswesens von Holtzendorff und Jagemann 1887. — Kostversuche mit dem C. Beckerschen Ofen. Münchener med. Wschr. 1888, Nr. 9 u. 10. — Beitrag zur Erweiterung des Gebrauchs der Milch als Volksnahrungsmittel; Gutachten herausgegeben von dem Landeskulturrat f. d. Königreich Sachsen 1888, S. 21. — Über die Kost eines Vegetarianers. Ztschr. f. Biol. 1888, Bd. 25, S. 232. — Bemerkungen über das Vorkommen von Guanin. Sitzungsber. d. Ges. f. Morph. u. Physiol. 1888, S. 79. — Über den Kalkgehalt der Knochen und Organe rachitischer Kinder. Sitzungsber. 1889, S. 437. — Über die Resorption verschiedener Fette aus dem Darmkanale. Sitzungsber. d. Ges. f. Morph. u. Physiol. 1889, H. 3, S. 99. — Über den Einfluß der Kohlehydrate auf den Eiweißzerfall. Ebenda 1891. — Über schiefe und gerade Heftlage. — Schiefschrift und Steilschrift (Gutachten des K. b. Obermedizinal-Aussch.). Münchener med. Wschr. 1891, Nr. 13. — Über die Glykogenbildung nach Aufnahme verschiedener Zuckerarten. Ztschr. f. Biol. 1891, Bd. 28, S. 245. Sitzungsber. 1891, S. 189. — Über den Einfluß verschiedener Nahrungsmittel auf den Wassergehalt der Organe und den Hämoglobingehalt des Blutes. Sitzungsber. 1892, H. 1, S. 21. — Bemerkung zu der Mitteilung von Dr. S. Gabriel. Ztschr. f. Biol. 1892, Bd. 29, S. 125. — Über die Anwendung der Eiweißträger, insbesondere des Weizenklebers in der Nahrung des Menschen. Arch. f. Hygiene 1893, Bd. 17, S. 408. — Gewichte der Organe eines wohlgenährten und eines hungernden Hundes. Ztschr. f. Biol. 1894, Bd. 30, S. 510. — Über die Beziehungen der Gallenabsonderung zum Gesamtstoffwechsel im tierischen Organismus. Ztschr. f. Biol. 1894, Bd. 30, S. 523. — Über die Nahrung in verschiedenen Klimaten. Arch. f. Anthropol. 1895, Bd. 23, S. 967. — Über den Eiweißumsatz bei Zufuhr von Antipepton. Sitzungsber. 1895, H. 3, S. 443. — Über die Bedeutung des Fleischextraktes als Nahrungsmittel und als Genußmittel. Münchener med. Wschr. 1897, Nr. 9. — Ist das Eiweiß ausschließlich die Quelle der Muskelkraft? Ber. üb. d. Centenarfeier des Todestages von Spallanzani, S. 89. — 1903. Das Isodynamiegesetz, Münchener med. Wochenschr. 49, S. 232. — 1905. Max von Pettenkofer zum Gedächtnis. Rede in der öffentl. Sitzung d. K. Bayer. Akademie d. Wissensch. v. 16. November 1901. — Über die Bedeutung der Genußmittel in der Nahrung. Vortrag z. Best. eines Pettenkoferhauses in München, geh. am 10. Dezember 1903; in der Dtsch. Revue, Oktober u. November 1904. — 1907. Über die Eiweißzersetzung bei Atemnot, Ztschr. f. Biol. 49, S. 1.

O. K r u m m a c h e r.

Nicolai, Friedrich, Großh.-Badisch. Geheimer Oberfinanzrat, *Dr. phil.*, * 3. April 1861 in Karlsruhe (Baden), † 21. Oktober 1908 ebendasselbst. — N. war der Sohn des späteren Großh. Badischen Geheimrats und Vorsitzenden Rates im Finanzministerium August Nicolai und seiner Ehefrau Julie geb. Kölle. Der Vater war ein hervorragend tüchtiger, äußerst pflichttreuer Beamter, die Mutter eine hochgesinnte, kluge Frau. Die Überzeugung der Eltern, daß der Stand des Vaters und das Ansehen, welches die Familie in der Stadt genoß, gewichtige Pflichten gegenüber der Allgemeinheit auferlegten, ging auf die Kinder einfach über. Schon von schwerer Krankheit befallen besorgte noch

bis zu seinem im Jahre 1883 erfolgten Tode Geheimrat Nicolai mit größter Gewissenhaftigkeit seine Dienstgeschäfte. Seine Gattin aber widmete sich, nachdem die Erziehung der Kinder vollendet war, bis in ihr hohes Alter hingebend und tatkräftig selbstgewählten Pflichten im Dienste der sozialen Fürsorge und der Nächstenliebe. Dabei wurde aber immer gerne genossen, was sich Schönes und Angenehmes im Karlsruher gesellschaftlichen, Theater- und Kunstleben bot. Der heitere, gesellige Sinn, der namentlich der Mutter eigen war, ließ das kleine Haus in der Hirschstraße in Karlsruhe, welches die Familie Nicolai allein bewohnte, zum Mittelpunkt einer frohen Geselligkeit werden, die auf Gewandtheit in Rede und Verkehr der jungen Generation günstig wirkte. Dazu kamen erfrischende Ausflüge in den Schwarzwald, Reisen in die nahe Schweiz.

Friedrich N. besuchte das von dem hervorragenden Schulmann Gustav Wendt geleitete Gymnasium seiner Vaterstadt. Von diesem Führer empfing N. zeitlebens nachwirkende Anregungen: als vielbeschäftigter Beamter fand N. immer noch Zeit zum Lesen nicht nur der für seinen Beruf erforderlichen Bücher und Zeitungen, sondern auch der besten Erzeugnisse der schönen Literatur und besonders der Werke unserer großen Geschichtsschreiber. Schon auf der Schule trat Friedrich N. einem Kreise von Alters- und Klassengenossen näher, der dann auch im Leben in Freundschaft zusammenhielt.

1881 verließ der Zwanzigjährige das Gymnasium und trat zusammen mit einigen nahen Schulfreunden, um seiner Militärpflicht zu genügen, als Einjährig-Freiwilliger in das in Karlsruhe garnisonierende I. badische Feldartillerie-Regiment Großherzog ein, zu dessen Reserve-Offizieren er später zählte. Zeitlebens hing er an seiner Waffe und an seinen Kameraden, und diese an ihm, so daß ihn der aus früheren Angehörigen seines Regiments gebildete Artilleriebund St. Barbara späterhin zu seinem Ehrenmitglied ernannte.

Dem Beispiel und Wunsche seines Vaters folgend, widmete sich N. dem Studium der Kameralwissenschaften. Während heutzutage auch im Großherzogtum Baden die künftigen Finanzbeamten auf der Hochschule dieselben Vorlesungen hören wie die Juristen, war ihnen damals noch ein besonderer Ausbildungsgang vorgeschrieben. Neben Nationalökonomie und Finanzwissenschaft mußte der badische Kameralist etwas Jurisprudenz, Gewerbskunde, Landwirtschaftslehre und Mathematik studieren. Da die letztgenannten Fächer auch auf einer polytechnischen Anstalt gehört werden konnten, ließ sich der Einjährig-Freiwillige N. auf der Technischen Hochschule in Karlsruhe als Student immatrikulieren, ohne freilich sich allzu häufig in den Hörsälen blicken zu lassen. Mit um so größerem Interesse und Eifer widmete sich N. nach seiner Entlassung vom Militär den Studien. In Heidelberg war es vor allem der Nationalökonom Karl Knies, der ihn fesselte. Obwohl N. später in Berlin auch noch Gustav Schmoller und Adolf Wagner hören durfte, hat Knies den größten Einfluß auf seinen Ausbildungsgang behalten. Besonders dankbar gedachte N. auch stets des großen Rechtslehrers Rudolf Sohm, damals in Straßburg. Aber nicht nur ein fleißiger, auch ein fröhlicher Student war N. Mit seinen nächsten Schulfreunden zusammen sprang er, nachdem sie die Universität Heidelberg bezogen hatten, in die akademische Verbindung Rupertia ein. Und als N. schon längst in Amt und Würden war, war er in der ersten Reihe der Alten Herren tätig, welche ihrer Verbindung ein schönes eigenes

Heim schufen. Auch am gesellschaftlichen Leben der mit seiner Vaterstadt und insbesondere mit seinem Elternhause durch mancherlei Fäden verknüpften Universitätsstadt Heidelberg nahm der *stud. cam.* N. lebhaften Anteil.

1885 wurde N. nach gut bestandener Staatsprüfung unter die Zahl der Finanzpraktikanten aufgenommen und 1886 promovierte ihn die philosophische Fakultät der Universität Heidelberg auf Grund der Inauguraldissertation: »Die Nutzungen und ihr Preis in der Lehre vom Einkommen«, in welcher er die Gedankengänge seines Meisters Knies selbständig fortsetzte und welche die besondere Anerkennung der Fakultät gefunden hat, zum Doktor. Von akademischer Seite wurde damals dem jungen Doktor nahegelegt, den Weg des akademischen Lehrers einzuschlagen, der für ihn um so verlockender sein mußte, als die Dienstätigkeit, welche der Staat zunächst dem jungen Praktikanten anwies, für die wissenschaftlichen Spekulationen, denen er bisher so gerne nachgegangen hatte, keinen Raum mehr ließ. Aber seine Natur drängte ihn doch bei aller Liebe und Verehrung für die Wissenschaft zur praktischen Betätigung. Und ein günstiges Geschick fügte es, daß er die Anfangsstadien der Laufbahn eines badischen Finanzbeamten rasch durchlaufen durfte, und daß schon dem Finanzpraktikanten ein Arbeitsgebiet eröffnet wurde, auf dem er später Hervorragendes leisten sollte. Als 1887 die Reichsbranntweinsteuer-Gesetzgebung in Baden in Kraft trat, durfte N. als Steuerkontrolleur bei Einführung dieses komplizierten Werkes der Gesetzgebung in seinem Heimatstaat tätig sein. Er beherrschte diese Materie bald vollständig und legte darüber Zeugnis ab in einem ausführlichen, später auch in Druck gelegten Vortrag in der 1888er Jahresversammlung des badischen Kameralistenvereins über: »Die Besteuerung des Branntweins in Deutschland mit besonderer Berücksichtigung der badischen Kleinbrennereien«.

Nach dreijähriger Praktikantenzeit wurde N. zum Sekretär des Finanzministeriums ernannt. Man war auf N.s hervorragende Befähigung aufmerksam geworden. 1890 wurde N. zum Obereinnehmer und Domänenverwalter in Bretten ernannt. Aber schon im folgenden Frühjahr wurde er als Kollegialmitglied in die Gr. Zolldirektion berufen, welcher er 1891—97 zuerst als Finanzassessor, dann als Finanzrat angehörte. Mit Vorliebe und Erfolg war hier N. auf dem Gebiet der Branntweinsteuergesetzgebung tätig, an deren Einführung in Baden er mitgewirkt hatte und bei deren weiterer Ausgestaltung er jetzt in einflußreicherer Stellung die Interessen der zahlreichen Kleinbrenner seines Heimatstaates bei jedem Anlaß trefflich zu wahren wußte. 1897 wurde N. zum Vortragenden Rat im Finanzministerium befördert, in welchem er dann bis zu seinem allzu frühen Tode tätig war. Es wurde ihm sogleich bei seinem Eintritt in das Ministerium, an dessen Spitze damals Adolf Buchenberger stand, die Stelle des Budgetreferenten übertragen, für die er sich wegen seiner verbindlichen Umgangsformen und ausgezeichneten Rednergabe besonders gut eignete, weil der Budgetreferent mehr als andere Ministerialräte im Landtag tätig zu sein und mit den Mitgliedern der Volksvertretung zu verkehren hat. Die noch geltenden Teile der bisherigen Rechnungsinstruktion vereinigte N. mit den zahlreichen seit Erscheinen dieser Instruktion herausgekommenen Verordnungen über das Kassen- und Rechnungswesen zu einer Kassen- und Rechnungsordnung für die Großherzoglichen Staatskassen, die trotz ihres größeren Umfangs wegen der übersichtlichen Gruppierung des

Stoffes leicht zu handhaben ist und sich im Gebrauch wohl bewährt hat. Als genauer Kenner der Reichsbranntweinsteuergesetzgebung wurde N., obwohl diese nicht mehr sein eigentliches Arbeitsfeld bildete, wiederholt nach Berlin geschickt, um als Vertreter seines Heimatlandes an den Beratungen der Bundsratsausschüsse über Branntweinsteuergesetzes-Novellen und Ausführungsbestimmungen teilzunehmen.

Eine besonders schwierige Aufgabe erwuchs dem Budgetreferenten aber dadurch, daß die Frage der wirtschaftlichen Besserstellung der Beamten auch in Baden immer dringender geworden war. Schon vor N.s Eintritt ins Finanzministerium war eine gesetzliche Änderung des Gehaltstarifs nötig geworden, die im wesentlichen eine Besserstellung der unteren und mittleren Beamten bezweckte. 1900 kam nun unter N.s Mitwirkung das Gesetz über die Aufhebung der Witwenkassenbeiträge zustande, welche die Beamten bisher in der Höhe von drei Prozent ihres jährlichen Dienst Einkommens zu entrichten gehabt hatten. Schwierigere Vorarbeiten verlangte von ihm das Gesetz über das Wohnungsgeld, 1902, durch das jeder Beamtenkategorie ein ihrem durchschnittlichen tatsächlichen Wohnungsaufwand entsprechendes Wohnungsgeld gewährt wurde. Aber auch damit war den in zahlreichen Petitionen an Regierung und Landtag gelangten, berechtigten Wünschen der Beamten nicht genug getan, so daß Finanzminister Buchenberger, einer Anregung aus der Mitte der II. Kammer folgend, auf dem Landtag 1901/02 eine allgemeine Revision des Gehaltstarifs in Aussicht stellte. Die Vorarbeiten waren in der Hauptsache vom Finanzministerium und in diesem wieder vom Budgetreferenten zu leisten. N.s Anteil an der endlichen Lösung der schwierigen Aufgabe war um so größer, als das Finanzministerium seit ihrer Inangriffnahme zweimal seinen Chef gewechselt hatte, während die Arbeit in der Hand des Referenten ununterbrochen weiter ging. In langwierigen Sitzungen mit den Kommissarien der anderen Ministerien war das Werk so weit gediehen, daß N. nur den Entwurf des neuen Gehaltstarifs zusammenzufassen und die Gesetzentwürfe zu verschiedenen als notwendig erkannten Abänderungen des Beamtengesetzes und der Gehaltsordnung auszuarbeiten gehabt hätte. Da befahl ihn im Frühjahr 1907 der erste Anfall eines schon lange in ihm schlummernden, nun plötzlich heftig auftretenden Herzleidens. Sehr gegen seinen Willen mußte nun N. die Arbeit aus der Hand geben, um den Sommer und Herbst über der Wiederherstellung seiner Gesundheit zu leben, die zu Beginn des Winters 1907/08 so weit wieder gekräftigt schien, daß er sich zur Teilnahme an den Verhandlungen des damals tagenden Landtags, dem die beamtengesetzlichen Vorlagen inzwischen zugegangen waren, zur Verfügung stellen konnte. Als gründlichster Kenner der Materie stand er dem Finanzminister — seit 1906 *Dr. ing. Max Honsell* — bei der Beratung der Vorlagen in den dazu gebildeten Kommissionen beider Häuser des Landtags zur Seite. Noch einmal entwickelte er die alte Spannkraft, die ihm eigene Rednergabe, die Kunst der klugen Vermittlung zwischen ursprünglich entgegengesetzten Standpunkten und half so die Vorlagen in den Kommissionen zur Annahme zu bringen. In der Fassung der Kommissionen gelangten die Vorlagen im Sommer 1908 auch zur Annahme in den beiden Kammern des Landtags. Auch den Beratungen der Vorlagen im Plenum beider Häuser des Landtags wohnte N. als Regierungskommissar noch an. Aber seine körperlichen Kräfte waren erschöpft. Noch vor Schluß des Landtags

mußte er einen Erholungsurlaub antreten, aus dem er nur heimkehrte um zu Hause zu sterben. Am 21. Oktober schloß er für immer die Augen. Dieses Scheiden war um so schmerzlicher, als sich N. erst sechs Jahre vorher ein eigenes Heim geschaffen hatte. Am 19. August 1902 hatte er sich mit Elisabeth Scholtz, der Tochter eines oberschlesischen Rittergutsbesitzers, die er auf einer Erholungsreise in der Schweiz kennen gelernt hatte, vermählt. Seine Ehe mit der geistig hochstehenden Frau, die imstande war alle seine Interessen zu teilen und, selbst eine Meisterin des Klavierspiels, auch durch gemeinsame künstlerische Neigungen mit dem Gatten verbunden war, war eine sehr glückliche. Vorher hatte N., seitdem er im Jahre 1891 wieder ständig in Karlsruhe ansässig geworden war, im Hause seiner seit 1883 verwitweten Mutter gelebt, an der er mit rührender Treue hing. Selbst der plötzliche Ausbruch seines schweren Herzleidens ist vielleicht durch die Aufregung veranlaßt worden, die der im Frühsommer 1907 erfolgte Tod der geliebten Mutter dem Sohne verursachte.

Als politischer Parteimann ist N. nicht hervorgetreten. Aber seine Liebe zum Vaterland hat er nicht nur durch rastlose Arbeit im Dienste des badischen Staates betätigt. Bis zu seinem Tode gehörte er dem Präsidium der badischen Militärvereine an. Auch in den Vorstand des Kyffhäuserbundes deutscher Militärvereine wurde er entsendet, wo es ihm in seiner feinen und klugen Art manchesmal zwischen süddeutschem und norddeutschem Wesen zu vermitteln vergönnt war.

Ein offenes Auge hatte N. auch für die Schönheit seines Vaterlandes, namentlich des badischen Heimatlandes. Verschiedene Reisen ins Ausland, so 1892 durch Italien, später nach Frankreich, England, Österreich-Ungarn, den Niederlanden und in die Schweiz, erweiterten seinen Anschauungskreis. Seine Begeisterung für die bildenden Künste fand Nahrung an deren klassischen Pflegestätten in Italien, Holland und Belgien. An Mut und körperlicher Gewandtheit auch zu schwierigeren Alpenfahrten fehlte es ihm nicht. Aber am wohlsten fühlte er sich doch im heimatlichen Schwarzwald, dessen einzelne Berge ihm wie persönliche Bekannte vertraut waren, dessen schöne Wege er immer wieder zu wandern und seine Freunde und später die Gattin zu führen liebte.

Zur schriftstellerischen Betätigung ließ ihm der angestrengte Dienst nur wenig Muße. Immerhin zeigt ein von N. in diesem Jahrbuch (1906) entworfenes Lebensbild des im Jahre 1904 verstorbenen Finanzministers Adolf Buchenberger, daß er auch in dieser Beziehung Vortreffliches zu leisten imstande war.

N. war eine ungemein gesellige Natur. In seinem mit schönen Kunstwerken geschmückten Heim pflegte er gerne eine heitere, durch die Kunst seiner Gattin veredelte Geselligkeit. Außergewöhnlich groß war der Kreis der ihm persönlich nahestehenden Freunde. Wer ihm einmal näher getreten war, an dem hielt er mit seltener Treue fest, der hielt aber auch an ihm fest. Sein offenes, gerades Wesen, sein reger Geist, sein mitunter allerdings beißender Humor, seine Gabe anregender Unterhaltung zog die Menschen an. Dazu war er jeden Augenblick bereit, die Sache seiner Freunde zu seiner eigenen zu machen. Aber wer sonst sich auch mit einem Anliegen an ihn wandte, dem kam er mit Rat und Tat gerne zu Hilfe.

Die glückliche Gabe der Rede, die N. besaß, kam ihm nicht nur in der Geselligkeit zustatten. Sie verschaffte ihm den gebührenden Einfluß im Vor-

stand der militärischen Vereine wie des badischen Frauenvereins, dem er angehörte. Sie verschaffte ihm aber auch das Ohr der Kammer, wenn er in der Plenarsitzung oder bei Kommissionsberatungen der Landstände sprach.

Das Geheimnis des ungewöhnlichen Erfolges, den N. auf jedem Gebiete des Lebens und seines amtlichen Wirkens zu verzeichnen hatte, lag aber gewiß darin, daß er jede Arbeit, der er sich unterzog, jede Unternehmung, deren er sich annahm, zu seiner eigenen persönlichen Sache machte. Und vielleicht hat er so seine Kräfte rascher aufgerieben und war deshalb auch weniger imstande der an ihm nagenden Krankheit zu widerstehen. Aber es war ihm dadurch auch vergönnt, in seinem verhältnismäßig kurzen Leben seinem Vaterland erfolgreiche Dienste zu leisten und sich unverlöschliche Erinnerung zu sichern in den Herzen seiner zahlreichen Freunde und Verehrer.

Unabsehbar war die Schar derer, welche Friedrich N. an einem schönen Herbsttag des Jahres 1908 zu seiner letzten Ruhestätte folgten. Artilleriesalven dröhnten über seinem Grabe, die Banner der Kriegervereine senkten sich, und unter den letzten Grüßen, die ihm nachgerufen wurden, war auch der Dank seines Fürsten, der wie das Vaterland noch Großes von Friedrich N. hätte erwarten dürfen, wenn nicht ein allzu früher Tod seinem Leben ein Ziel gesetzt hätte.

Karlsruhe.

Otto Ellstätter.

Fastenrath, Johannes, *Dr. utr. jur.*, Preußischer Auskultator a. D., Großh. Sächsischer Hofrat, Spanische Exzellenz, deutsch-spanischer Dichter, Schriftsteller und Gelehrter, * 3. Mai 1839 zu Remscheid, † 16. März 1908 zu Köln am Rhein. — F. entstammte von väterlicher und mütterlicher Seite alten bergischen Familien. Sein Vater stand mit Frankreich in geschäftlichen Beziehungen, während sein Großvater hauptsächlich mit den Spaniern Handel trieb. So kam es, daß er schon in früher Jugend die beiden Sprachen hörte, die er später selbst mit Meisterschaft beherrschte und wovon das Spanische ihm die zweite Muttersprache wurde. Bald kam der Knabe Johannes mit seinen Eltern nach Köln, das er seitdem, abgesehen von seinen Reisen, nicht mehr verlassen hat; deshalb betrachtete er Köln als seine eigentliche Vaterstadt, Remscheid nur mehr als seinen Geburtsort. In Köln besuchte er die Elementarschule und dann das Friedrich-Wilhelm-Gymnasium. Hier ward ihm das Glück, ausgezeichnete Lehrer zu haben, darunter den rheinischen Dichter Gustav Pfarrius, und manche seiner Schulgenossen sind ihm Freunde für das Leben geblieben, so der Kardinal Antonius Fischer, Erzbischof von Köln. — Im Jahre 1849, als Zehnjähriger, machte er seine erste größere Reise. Er begleitete seinen Vater auf dessen letzter geschäftlichen Ausfahrt nach Paris. Rührend ist es, wenn er später erzählte, er habe damals geweint, weil er sich mit den Freunden seines Vaters nicht französisch unterhalten konnte. — Auf den Wunsch seines Vaters studierte er Jura und besuchte von 1856 bis 1860 die Universitäten Bonn, Heidelberg, München, Paris und Berlin und wurde in letzterer im März 1860 zum *Doctor utriusque juris* promoviert. Kurze Zeit gehörte er dann dem Landgericht in Köln an, als Auskultator, wie man zu jener Zeit die Referendare nannte. Aber fremde Sprachen und Poesie waren seine Leidenschaft. Schon von seiner Pariser Studentenzeit erzählte er, daß er zwar

morgens auf den Bänken der Sorbonne juristische Kollegien gehört, regelmäßig abends aber in den Pariser Theatern gesessen. 1862 gab er die Juristerei ganz auf und lebte seitdem nur noch seinen literarischen Neigungen und der Poesie. — In jener Zeit herrschte, besonders in den Rheinlanden, die Nachromantik, zu der sich, angeregt durch die Säkularfeier Schillers, der Nachklassizismus gesellte. Es war ganz natürlich, daß der junge F. wie fast alle seine damaligen Zeitgenossen, die sich literarischen Bestrebungen widmeten, in diesem geistigen Doppelideal, dem Klassischen und Romantischen lebte. Dieses klassisch-romantische Ideal lenkte ihn zunächst nach Italien. Aber die Reise, die er 1862 in dieses Land der alten deutschen Sehnsucht unternahm, brachte ihm eine Enttäuschung; er fand nicht, was er suchte, nicht das, was seinem besonderen Wesen, zu dem die elterlichen und großelterlichen Traditionen wohl den Grund gelegt hatten, adäquat war. Das fand er erst, als sich ihm 1864 die Wunderwelt Spaniens auftat. Von da ab war er ganz im Banne spanischer Romantik und spanischer Poesie.

Die Frucht der ersten spanischen Reise waren »Ein spanischer Romanzenstrauß« (Leipzig 1865, 2. Auflage 1867), »Klänge aus Andalusien« (Leipzig 1866, 2. Auflage 1867), »Die Wunder Sevillas« (Leipzig 1867), »Hesperische Blüten« (Leipzig 1869) und »Immortellen aus Toledo« (Leipzig 1869). Was er in diesen deutschen Dichtungen stofflich bot, waren die geschichtlichen Ereignisse der iberischen Halbinsel aus den Zeiten der Römer und Goten, von den ersten Spuren der Araber bis zum letzten Seufzer Boabdils, von den Kreuzfahrern zu den Entdeckern und Eroberern der neuen Welt und so bis in die neueste Zeit bis zu dem Triumphgesang der Spanier über die im Jahre 1859 gewonnene Schlacht bei Tetuan. Die Form, in der er das tat, war meist die tönende Romanze, in die sich jedoch auch Formen andern Stils, Lieder, Madrigale, Sonette und Weisen im Volkston mischten. Eigenes und Nachgedichtetes wechselt dabei in bunter Folge. In den Anmerkungen bietet er eine Fülle von historischen und literarischen Notizen, die für den Forscher eine Fundgrube wertvollen Materials sind. — In diese Zeit fällt auch die Übersetzung des spanischen Lustspiels »*Receta contra las suegras*« (Rezept gegen Schwiegermütter) von D. Manuel Juan Diana. (Berlin 1865, 2. Auflage.) Es fügte sich aber, daß just um dieselbe Zeit dieses Stück auch von König Ludwig I. von Bayern ins Deutsche übertragen wurde, was bei den Theateraufführungen der F.schen Bearbeitung zu einigen lustigen Verwechselungen und Zusammenziehung der beiden deutschen Autoren führte. So stand z. B. auf einem Theaterzettel in Vöslau: »Rezept gegen Schwiegermütter, nach dem Spanischen bearbeitet von Johannes Fastenrath (weiland König Ludwig I von Bayern)«. Die Übersetzung dieses Lustspiels hatte auch andere, für F. wichtigere Folgen. Sie eröffnete ihm bei seinem zweiten Besuche Spaniens im Jahre 1869 die Pforten der spanischen Dichter- und Künstlerwelt, denn D. Manuel Juan Diana machte ihn mit den Größen der spanischen Literatur bekannt, mit Hartzenbusch, dem von deutschen Eltern in Madrid geborenen bedeutendsten der neueren dramatischen Dichter Spaniens, mit Zorrilla, Echegaray, Balaguer, Campoamor, Nuñez de Arce, Valera und andern. Manche davon sind F.s Freunde fürs Leben geworden. Hartzenbusch, der zwar kein Deutsch sprechen konnte, dem die deutsche Sprache und Literatur aber geläufig waren, wie die seines Vaterlandes, begeisterte sich so für des deutschen Poeten Dichtungen und den echt spanischen Geist, der ihm daraus

entgegenwehte, daß er viele der Gedichte in das Spanische übertrug und in der Madrider »*Iberia*« über den Dichter schrieb: »Dieser deutsche Poet hat eine Liebe für unser Land, die nicht größer sein könnte, wenn er in Spanien geboren wäre . . . Spanien, die Herrin der Gedanken F.s, schuldet ihm einen Lohn, den ihm im Namen der Nation geben sollte die Regierung.« Auf ein von Hartzenbusch und Diana an den Unterstaatssekretär Juan Valera gerichtetes Schreiben wurde F. das Ritterkreuz, bald darauf auch das Kommandeurkreuz des Ordens Carlos III. verliehen und es begab sich das fast Wunderbare, daß der deutsche Poet, den ein Jahr vorher kaum jemand in Spanien gekannt, in Spanien plötzlich eine berühmte Persönlichkeit wurde. Auf einen Antrag von Hartzenbusch, Echegaray und Campoamor wurde er zum Mitglied der *Academia Española* und bald darauf zum korrespondierenden Mitglied der *Academia de la Historia* in Madrid ernannt. Das war der Anfang der langen Reihe von Ehrungen, die Spanien F. zukommen ließ, noch bis über das Grab hinaus. Seinem Freunde D. Manuel Juan Diana, der ihn zuerst in jene Kreise einführte, ist F. immer dankbar geblieben.

Von dieser zweiten spanischen Reise nach Deutschland zurückgekehrt, entstand »Das Buch meiner spanischen Freunde« (zwei Bände, Leipzig 1870), in dem F., untermischt mit eigenen Dichtungen, solche seiner spanischen Freunde in Madrid, Sevilla, Cordoba, Salamanca und Zaragoza verdeutschte: Sonette, Romanzen und Märchen. Ihnen folgte später, der Zusammengehörigkeit wegen hier schon genannt, der historische Romanzen-Zyklus »Die zwölf Alfonsos von Castilien« (Leipzig 1887), in dem F. es unternahm, die tausendjährige Geschichte Spaniens wie in einem Panorama vorzuführen, beginnend mit dem Helden von Covadonga und schließend an der Bahre Alfonsos XII. Als letzte dieser Art Dichtungen F.s erschienen »Granadinische Elegien« (Leipzig 1885) mit einer Zugabe von Übertragungen verschiedener spanischer Dichtungen ins Deutsche.

Die großen Ereignisse der Jahre 1870 und 1871 begeisterten ihn, der bei all seinen spanischen Sympathien ein glühender deutscher Patriot und insbesondere ein Verehrer und Bewunderer Bismarcks war, zu einem Bändchen den deutschen Helden gewidmeten »Kriegs- und Siegeslieder« (Leipzig 1871), das im Jahre seines Erscheinens sechs Auflagen erlebte. Als Gelegenheitsdichtungen entstanden 1880 zur Feier der Vollendung des Kölner Domes ein Festgruß und ein Heft Lieder (Köln 1880).

Seine dritte Reise nach Spanien unternahm F. 1879, die vierte 1881; letztere gelegentlich der in Madrid mit großem Gepränge begangenen Gedenkfeier zu Calderons 200jährigem Sterbetage. Zwei deutsche Festschriften großen Stils veröffentlichte F. über diese Feier: *Calderón de la Barca*, Festgabe zur Feier seines zweihundertjährigen Todestages« (Leipzig 1881) und »Calderón in Spanien«, mit einem Anhang: »Die Beziehungen zwischen Calderóns wunderthätigem Magus und Goethes Faust« (Leipzig 1882). Eine ähnliche Festschrift, noch größeren Umfanges, veröffentlichte F. gelegentlich der im Jahre 1892 in vielen Städten Spaniens veranstalteten vierten Zentenarfeier der Entdeckung Amerikas: »Christoph Columbus« (Dresden und Leipzig 1895).

Die eigenen Schriften F.s in spanischer Sprache sind, abgesehen von den »*Pasionarias de un aleman-español; articulos acerca de las representaciones de la Pasión y Muerte de Nuestro Señor Jesu Cristo en Oberammergau*« (Madrid 1872) in einem Titel zusammenzufassen: »*La Walhalla y las glorias de Alemania*«.

F. war im Jahre 1872 von seinen spanischen Freunden aufgefordert worden, für spanische Zeitungen Aufsätze über deutsche Stoffe zu schreiben. Er kam diesem Wunsche nach und schrieb zunächst eine Reihe von Aufsätzen über die Oberammergauer Passionsspiele des Jahres 1871, die er besucht und die ihn entzückt und erbaut hatten. Diese Aufsätze wurden in der Madrider Zeitung »*El Argos*« abgedruckt und erschienen später gesammelt als Buch unter dem oben angegebenen Titel. Der Erfolg war ein ganz außergewöhnlicher: die Spanier standen plötzlich einem Deutschen gegenüber, der eine geradezu klassische spanische Prosa schrieb. Die Verwunderung und Bewunderung ging so weit, daß ein namhafter spanischer Schriftsteller rundweg erklärte: »Das beste Spanisch von uns allen schreibt Herr Fastenrath in Köln am Rhein«. Die Folge davon war die Aufforderung der vornehmsten Zeitungen und Zeitschriften des Landes um F.s Mitarbeiterschaft für ihre Spalten. Auch dem entsprach F. und schrieb eine Reihe von Essays über die Helden des deutsch-französischen Krieges: König Wilhelm, den Kronprinzen, Bismarck, Moltke, Roon und andere, die in der *Revista de España* erschienen. Der große Beifall, den auch diese Arbeiten fanden, zeitigte bei F. den Plan, den Spaniern in ihrer Sprache die Berühmtheiten Deutschlands auf jedem Gebiete von den frühesten Zeiten bis auf unsere Tage vorzuführen. Diese Aufsätze, deren Zahl sich im Laufe der Jahre auf über 1000 belief, wurden nicht nur in in Spanien erscheinenden Zeitungen veröffentlicht, sondern auch in solchen des spanisch sprechenden Amerika und überall, wo eine spanische Presse tätig ist. Sie haben den Namen Juan Fastenrath zu einem der bekanntesten Autorennamen der modernen spanischen Literatur gemacht. F. aber hat sich durch diese Arbeiten um sein deutsches Vaterland das Verdienst erworben, in allen spanisch sprechenden Ländern der Erde viel zur richtigen Kenntnis und Würdigung deutscher Art und deutschen Wesens auf den Gebieten der Kunst, der Wissenschaft, der Politik, der Volkswirtschaft und jedem andern geleistet zu haben, in mancher Richtung viel mehr als Diplomaten und Politiker es vermochten. Diese Aufsätze, »*La Walhalla y las Glorias de Alemania*«, bildeten bis 1881 sechs starke Bände; eine Neuauflage fortgesetzt bis zu den letzten Aufsätzen, die etwa zwölf Bände umfassen wird, ist unter der Redaktion von M. R. Blanco-Belmonte und im Verlage von *La Ilustración Española y Americana* in Madrid im Gange. Der erste Band davon kam im Januar 1910 zur Ausgabe.

Eine Reihe ähnlicher Essays wie die spanisch geschriebenen in der Walhalla, hat F. in französischer Sprache geschrieben, die zunächst in der Pariser *Revue Internationale* veröffentlicht wurden, um später als Buch unter dem Titel »*Figures de l'Allemagne contemporaine*« (Paris 1887, 2. Auflage) zu erscheinen.

Außer dieser selbstschöpferischen Tätigkeit entwickelte F. eine überaus umfangreiche als Übersetzer und zwar sowohl aus dem Spanischen als aus dem Katalanischen, denn ebenso wie die spanische Sprache beherrschte er die katalanische, gerade so wie ihm neben der französischen Sprache auch die provenzalische geläufig war. Zu südfranzösischen Dichtern und Schriftstellern, insbesondere zu den *Félibres*, hatte er viele persönliche Beziehungen. Außer dem schon genannten Lustspiele von D. Manuel Juan Diana übertrug er aus dem Spanischen: »Bruder Martins Vision« (Luther im Spiegel spanischer Poesie) von D. Gaspar Nuñez de Arce (Leipzig 1881, 3. Auflage), »Stimmen der Weihnacht« von D. Ventura Ruiz Aguilera (Leipzig 1881), den andalusischen

Roman »Pepita Jimenez« von D. Juan Valera (Leipzig 1882), die Dramen »Im Schoße des Todes« (Leipzig 1882) und »Die Frau des Rächers« (Wien 1883), beide von José Echegaray, mehrere Lustspiele von D. Manuel Bretón de los Herreros (Dresden und Leipzig 1897), das Drama »Yorick« von D. Manuel Tamayo y Baus und das Nationaldrama »Don Juan Tenorio« von José Zorrilla, dem er eine wertvolle Abhandlung über die Don Juan-Sage in Spanien und in der Weltliteratur vorausschickte. Aus dem Katalanischen übertrug er die Trilogie »Die Pyrenäen« von Victor Balaguer (Leipzig 1892) und ein Buch: »Katalanische Troubadoure der Gegenwart« (Leipzig 1890), das von einer Übersicht der gesamten katalanischen Literatur eingeleitet wird. Eine Besonderheit bilden die »Zaragozaner Schnurren in Kölischer Mundart« (Köln 1901), womit F. seiner Kenntnis und seiner Schätzung des heimatlichen Dialektes Ausdruck gab.

Aus dem literarischen Nachlaß F.s befindet sich gegenwärtig noch ein Band Übersetzungen unter der Presse, der zwei spanisch-amerikanische und einen katalanischen Dichter vereinigen wird, ein Epos von D. Juan Zorrilla de San Martin aus Uruguay, ein Epos von D. Isabel Prieto de Landazuri aus Mexiko und ländliche Bilder von D. Ramon Masifern aus Barcelona. Das Buch soll im Sommer 1910 in Berlin erscheinen.

Gelegentlich des deutschen Schriftstellertages 1881 in Wien hatte F. die österreichische Dichterin Frau Anna Forstenheim kennen gelernt und durch diese im Jahre 1882 auch deren Schwester Louise Goldmann (* 1858 in Zombor in Ungarn), mit der er sich dann im Jahre 1883 vermählte. Der Brautstand F.s zeitigte ein Buch persönlicher Gedichte: »Von Hochzeit zu Hochzeit; Lieder aus sonnigen Tagen« (Wien 1883). In seiner Frau aber hat F. eine kongeniale Gefährtin gefunden, die mit einem scharfen Verstande eine durchaus ideale Weltanschauung zu verbinden wußte. Sie war es, die F.s Leben fürder Stil und schöne Form gegeben hat. Sehr bald hatte sie sich neben ihren schon reichen Sprachkenntnissen das Spanische zu eigen gemacht, und ganz selbstverständlich war, daß sie ihren Gatten auf seinen noch oft wiederholten Reisen nach Spanien begleitete. Auf einer dieser Reisen, im Jahre 1890, wurde die Frau des gefeierten spanischen Schriftstellers deutscher Geburt bei den *Jochs florals* in Barcelona zur Blumenkönigin gekürt und 1900, als diese poetischen Turniere in Saragossa eingeführt wurden, trug sie auch da das Diadem. Gar nicht ausbleiben konnte es, daß diese heitern, aus Poesie geborenen, vom Reize des südlichen Lenzes durchstrahlten, dem Kultus des Schönen und Edlen dienenden pomphaften Feste auf eine Persönlichkeit wie die F.s den tiefsten Eindruck machten. Denn er war eine Dichternatur durch und durch, ein Romantiker und Idealist. Und so war es eine ganz logische Folge, daß er den Versuch machte, die Blumenspiele aus seinem geliebten Spanien in sein geliebtes Köln zu verpflanzen. Das geschah 1898, als die Literarische Gesellschaft in Köln, deren Erster Vorsitzender F. seit ihrem Bestehen gewesen und auch bis zu seinem Tode geblieben ist, ihr fünftes Stiftungsfest feierte. Hierbei überraschte F. mit dem Plane der Kölner Blumenspiele und stiftete ein Kapital von 10 000 Mk., aus dessen Zinsen die vier ordentlichen Stiftungspreise, goldene Blumen, beschafft werden sollen. 1899 wurden dann in Köln die ersten Blumenspiele in deutschen Landen begangen. Veranstaletet wurden sie durch die Literarische Gesellschaft in Köln, aber ihre Seele waren F. und seine edle Gattin,

Frau Louise. Nicht ohne Zagen war man in Köln an das ungewohnte Werk gegangen, aber es gelang. Seitdem haben die Kölner Blumenspiele zwölfmal, alljährlich am ersten Sonntage des Mai stattgefunden.

F. besaß eine unverwüstliche Arbeitskraft und entwickelte eine literarische Fruchtbarkeit, die von der sprichwörtlichen der großen Spanier kaum übertroffen wurde; seine Schriften bilden eine ganze kleine Bibliothek. Über den Spanier Don Juan Fastenrath steht das Urtheil fest. Daß bei den zahlreichen eigenen Dichtungen in deutscher Sprache nicht alles von gleichem Werte, ist fast selbstverständlich. Alle spanischen Akademien haben ihn zu ihrem Ehrenmitglied ernannt. Die Stadt Sevilla hat ihm das Ehrenbürgerrecht verliehen und in Barcelona und in Arenas del Rey tragen Straßen seinen Namen. Nach seinem Tode aber veranstaltete die Stadt Barcelona eine großartige Gedächtnisfeier für ihn, an der sich die namhaftesten katalanischen Dichter und Schriftsteller beteiligten. Neuerdings wurde beschlossen, in einem öffentlichen Gebäude Barcelonas eine Büste F.s aufzustellen.

Als Mensch war F. eine durchaus vornehme nur auf das Ideale gerichtete Natur mit einem stark betonten romantischen Einschlag, der sich auch dann nicht verlor, als er in späteren Jahren ein freundliches und wohlwollendes Verständnis gewann für moderne Bestrebungen in Literatur und Kunst. Er war eine heitere, sich immer gleichbleibende Kinderseele, edel, hilfreich und von stets offener Hand, dabei von einer, jedoch von aller Eitelkeit fernen Neigung zu prunkvoller Repräsentation. Dieser Neigung entsprach das schöne Haus, das er in Köln am Neumarkt bewohnte, das er in allen seinen Räumen mit kostbaren Kunstwerken und Möbeln ausgestattet hatte. Dem entsprach auch die vornehme Gastlichkeit dieses Hauses. Fürsten der Geburt und des Geistes gingen da ein und aus, und wer je auf der Estrade des maurischen Zimmers im ersten Stockwerk gesessen hat, durch dessen Fenster der Blick hinausgeht in den Garten, wo eine Nachbildung des berühmten Brunnens der Alhambra aus zwölf Löwenrachen seine Wasser speit, der wird dieses Hauses nie vergessen.

In seinem Testamente hat F. noch einmal Zeugnis gegeben von seinem Idealismus und seinem weiten Herzen. Seine kostbare, 10 000 Bände umfassende Bücherei vermachte er der Stadtbibliothek der Stadt Köln. Der Stadt Barcelona bestimmte er ein Legat von 10 000 Mk., deren Zinsen jährlich zu Prämien in den *Fuegos florales* verwandt werden sollen. Neben andern Stiftungen charitativer Art aber hinterließ er ein Vermächtnis von 300 000 Mk., aus dessen Zinsen alljährlich an acht bis zehn deutsche Dichter und Schriftsteller ohne Rücksicht auf Konfession oder literarische Richtung Ehrensolde gezahlt werden sollen, die es Bedürftigen ermöglichen, ein Jahr lang von drückendster Sorge frei zu schaffen. Die Stadt Köln hat die Verwaltung dieser Stiftung unter dem Namen »Fastenrath-Stiftung« unter ihre Obhut genommen.

1910 wurde von Kölnischen Frauen an dem Hause Christophstraße Nr. 12 in Erinnerung daran, daß F. hier vom Jahre 1860 bis 1901 gewohnt, eine marmorne Gedächtnistafel errichtet, und die Stadtverwaltung von Köln hat den Beschluß gefaßt, einer Straße in Köln seinen Namen zu geben. Im Oktober desselben Jahres aber wurde auf dem alten Friedhofe zu Melaten, wo der Dichter, Gelehrte und Patriot seine letzte Stätte gefunden, ein Marmordenkmal eingeweiht. Es ist ein Werk des steierischen Bildhauers Prof. Hans Brandstetter in Graz. Unter einem gotischen Baldachin zeigt es die Büste F.s, zu der rechts

und links ideale Frauengestalten Lorbeer und Blumen hinaufreichen. Unter den Rednern, die bei dieser Gelegenheit sprachen, war auch Otto Ernst aus Hamburg. Die letzten Sätze seiner Rede, die im besonderen Bezug nahmen auf die Fastenrath-Stiftung, sollen den Schluß dieser biographischen Skizze bilden: »Hier ruht ein beneidenswerter Mann, ein wunderbarer, seltener Mann, doppelt selten, weil er ruht und lebt, lebt nicht nur in einer achtbaren Tat, sondern in einem Geschlecht von Taten, das aus dem fruchtbaren Schoße seiner Wohltaten entsprossen kann und entsprossen wird. Wir grüßen Dich heute Johannes Fastenrath, Du wackerer Sämann! Daß deutsche Volk, so hoffen wir, wird Dich dankbar grüßen, noch an manchem Tag der Garben!«

Nekrologe brachten fast alle deutschen Tagesblätter und sehr viele spanische und französische Zeitungen und Zeitschriften; viele mit Bild. Die bedeutendsten — etwa hundert — sind abgedruckt im Jahrbuch der Kölner Blumenspiele X, Köln 1909, S. 672—779. Dasselbst und im Jahrbuch I, Köln 1900, auch Bilder aus verschiedenen Lebensaltern. Weiteres biographisches Material im Jahrbuch XI, Köln 1910. — Eine Autobiographie in »Für unser Heim, Spenden deutscher Dichter und Denker für das Schriftstellerheim in Jena«, herausgegeben von Dr. Timon Schroeter, Leipzig (J. J. Weber) ohne Jahr. Dieselbe erweitert in Rheinisches Dichterbuch, herausgegeben von D. H. Sarnetzki, Köln 1910.

Fritz Zilcken.

Schrötter, Ritter von Kristelli, Leopold, Dr. med., Universitätsprofessor für innere Medizin, Vorstand der III. Medizinischen Universitätsklinik zu Wien, * 5. Februar 1837 in Graz, † 22. April 1908 in Wien. — v. Sch. war der Sohn des berühmten Chemikers und Entdeckers des amorphen Phosphors, Anton Ritter Schrötter von Kristelli. Dieser war zur Zeit der Geburt seines Sohnes Professor für Chemie am Joanneum in Graz. Da die Mutter Leopolds, eine geborene Eder, zwei Jahre nach seiner Geburt starb, leitete die der Familie v. Sch. befreundete Familie Baron Kalchberg die Erziehung des verwaisten Knaben. Nach Absolvierung der ersten Klassen im Grazer Gymnasium kam er in das akademische Gymnasium nach Wien, da sein Vater unterdessen einen Ruf an die Wiener Technik erhalten hatte. Die Stürme des Jahres 1848 ließen in dem lebhaften Knaben tiefe Eindrücke zurück.

Die Verhältnisse, die ihn nun hier in Wien anfangs der 50er Jahre des vergangenen Jahrhunderts empfingen, waren für seine Entwicklung und Ausbildung wohl die denkbar günstigsten. Der Vater, als ein angesehener Professor, hochgeschätzter Lehrer und ernster, eifriger Forscher, bot dem Knaben stets ein leuchtendes Vorbild. Er war es aber auch, der die Liebe zur Natur, die Liebe zum schönen österreichischen Alpenlande in ihm wachrief. Zu einer Zeit, da noch keine Eisenbahnen die Alpentäler durchfuhren und ihre Höhen erklommen, zu einer Zeit, da die Ersteigung der Berge noch auf kein allgemeines Verständnis rechnen konnte, hatte Vater Anton v. Schrötter zusammen mit dem Erzherzog Johann eine Ersteigung des Großglockners ausgeführt, kein Wunder, daß er dieses Interesse für die Bergwelt auch in seinem Sohne weckte, zumal die Familie die Sommerszeit in Grub am Hallstätter See Jahre hindurch verbrachte. Und so sehen wir Leopold v. Sch. schon als Gymnasiasten mit dem Ranzen am Rücken die österreichischen Alpen, vor allem das Salzkammergut durchwandern und nicht nur der schönen Natur sich erfreuen, sondern auch mit offenem Auge nach Mineralien forschen und suchen,

und mit dem fröhlichen Wandern auch ein ernstes Moment, einen Zweck der Belehrung verbinden. So lehrte der Vater Chemiker seinen Sohn nicht nur das Genießen, sondern auch das Arbeiten im Leben. Aber er konnte ihm noch mehr bieten als seine eigene volle Persönlichkeit. Seine Familie war ein Mittelpunkt des geistigen Lebens des damaligen Wiens, vor allem die Vertreter der naturwissenschaftlichen Richtung gehörten zu den Freunden des Hauses. Berühmte Physiker, Chemiker, Botaniker und die Größen der Wiener Medizinischen Schule verkehrten in der Familie Anton v. Schrötters, der als Generalsekretär der Akademie der Wissenschaften auch mit den ersten, bedeutendsten Forschern der anderen Länder in Fühlung stand. Außerdem bestanden verwandtschaftliche Bande, die Anton v. Schrötter mit der Familie des Mathematik-Professors v. Ettingshausen verbanden, da er in zweiter Ehe die Tochter desselben geheiratet hatte. Als vorzügliche Klavierspielerin vermittelte sie die Freude und das Verständnis für Musik ihrer Familie. Mitten in diesem Kreise unter steter Einwirkung des Besten, was Wissenschaft und Kunst in damaliger Zeit leistete, wuchs der junge v. Sch. heran. Dazu kam, daß ihn im akademischen Gymnasium, das als die Musterstätte gymnasialer Bildung galt, eine Reihe vorzüglichster Lehrer beeinflusste; namentlich Professor Gernerth hat in ihm Vorliebe für Mathematik geweckt. Nach Ablegung der Matura, von der er in seinen Tagebüchern nur als »Schreckgespenst« spricht, bezog er die Wiener Universität und inskribierte sich 1854 an der medizinischen Fakultät. Auch hier hatte er das Glück, eine große Zeit anzutreffen, und kam mitten in die Periode der sogenannten »großen Wiener Medizinischen Schule«, die sich eben zur ersten medizinischen Schule der Welt emporgearbeitet hatte. Bahnbrechende Forscher, begeisternde Lehrer, sprachgewaltige Redner wirkten auf die Hörer ein und eiferten sie an, ihr Bestes zu leisten. Es war eine Zeit, in der gut veranlagte, strebsame und fleißige Individualitäten die Aufmerksamkeit ihrer Lehrer auf sich lenken und so sich durch eigene Kraft emporarbeiten konnten. Zu diesen Naturen gehörte v. Sch. Nach Beendigung seiner Hochschulstudien 1861 diente er kurze Zeit auf der Hautabteilung Sigmunds und der internen Abteilung Standhartners und trat dann als Operationszögling bei Schuh ein, der ihn ebenso wie Skoda am meisten anzog. Während seiner zweijährigen chirurgischen Tätigkeit bis 1863 verlor er aber nie die Fühlung mit den andern Disziplinen. Schon damals bemühte sich v. Sch. nicht nur spezialistisch tätig zu sein, sondern sich mit den Errungenschaften der anderen Fächer vertraut zu machen. Wir finden diesen Zug durch sein ganzes Leben. Stets hielt er später seine Schüler an, ihr Wissen möglichst abzurunden, nicht zu Spezialisten auszuarten, sondern sich in allen Fächern umzutun. Ihm galt nur der als Arzt, der den kranken Menschen als Ganzen nahm und ihn nicht in einzelne Organe zerlegte. Immer und immer wieder lehrte er seine Schüler, bei ihren Patienten alles selbst zu untersuchen, selbst zu fühlen, selbst zu schauen, selbst zu hören, und nur in seltenen, sehr schwierigen Fällen die Hilfe eines Kollegen aus einem Spezialfache in Anspruch zu nehmen. Der Vorteil dieser Art lag nicht nur in der Gründlichkeit, allgemeinen Ausbildung und in dem Hinweis auf das positive Wissen, das wieder zur notwendigen Selbstkritik führt, sondern auch in der Raschheit und Schnelligkeit des Arbeitens. Alles dies waren aber auch die Eigenschaften v. Sch.s selbst: Streben nach Zusammenfassung, Positivismus und Schnelligkeit im Handeln.

Bald lenkte er die Aufmerksamkeit Skodas auf sich. 1863 machte ihn dieser zu seinem Assistenten. Sechs Jahre arbeitete er so unter Skoda, anfangs nur Schüler, später Vertreter des klinischen Vorstandes, wenn diesen sein Gichtleiden oft lange Zeit an das Bett fesselte, und schließlich beratender Arzt und Freund seines Lehrers. Die interne Medizin war schon zu dieser Zeit durch die Ausübung der Perkussion, Auskultation und Palpation, wie sie Skoda lehrte, zu einer praktischen Heilkunde geworden und nicht nur wie früher bloße Buchwissenschaft. Aber v. Sch. drängte es zu aktiverem Handeln. Er hatte zwei Jahre als Chirurg gewirkt und er besaß dazu eine außerordentliche manuelle Geschicklichkeit. Für diese suchte wohl sein Aktivitätsdrang eine Gelegenheit zur Betätigung. Er fand diese in der Laryngologie, in welcher er sich durch die Arbeiten Türks, aber nicht durch diesen selbst angeregt, als Autodidakt ausbildete. Er betrieb sie nicht als einen Nebenzweig, sondern brachte es in ihr zur Meisterschaft neben Türk. Er formte die Systematik in der Laryngologie.

v. Sch. beherrschte zwei Disziplinen, die innere Medizin und die Laryngologie, wovon letztere er zum Teile selbst schuf. Die Sorge um die Klinik, die Nachmittags-Visite für die Studenten, die Vorlesungen in Vertretung Skodas, die Kurse über Perkussion, Auskultation und Laryngologie, die wissenschaftlichen Arbeiten auf beiden Gebieten lassen den Nichtmediziner wohl nur ahnen, welche Arbeit, welche Kraftentfaltung, welche Begabung und welcher Fleiß dazu gehörte, diese Leistungen alle gut zu vollführen. Nach vierjähriger klinischer Assistentenzeit habilitierte er sich mit einer Arbeit über die Lungenentzündung (1867). Seine Erfolge auf dem Gebiete der Laryngologie hatten indessen die Aufmerksamkeit nicht nur seines Lehrers Skoda, sondern auch der anderen Mitglieder des Professorenkollegiums erregt. Als Türk starb, vermochte v. Sch. unter Hinweis auf die Wichtigkeit der Laryngologie die Gründung einer laryngologischen Klinik 1870 zu erreichen, eine Leistung, die nicht nur den Lohn für seine vorzüglichen Arbeiten darstellte, sondern für die Wiener Universität, ja für die gesamte Medizin von größter Bedeutung war, da diese die erste Lehrkanzel für Laryngoskopie überhaupt wurde. Die wissenschaftliche Größe, die unbeugsame Energie und die volle Leistungsfähigkeit v. Sch.s konnten sich hier zum Segen der *Alma mater* verbünden mit dem persönlichen Einfluß. Denn wer österreichische Verhältnisse kennt, weiß, daß die ersteren allein mitunter zur Anerkennung, aber kaum weiter führen.

Neben seiner anstrengenden Berufstätigkeit hatte v. Sch. noch immer Zeit, an der Ausbildung seiner eigenen Persönlichkeit zu arbeiten und sich für Fragen, die außerhalb seines engeren Berufes gelegen waren, nicht nur zu interessieren, sondern auch Tatsächliches darin zu leisten. — v. Sch. war Nichtraucher. Essen und Trinken waren für ihn Notwendigkeiten des Lebens, aber niemals Mittel des Genusses. Er vertrat immer die Ansicht, daß die Menschen durchschnittlich zuviel essen und zuviel schlafen. Er arbeitete bis tief in die Nacht hinein; morgens ein Spazierritt im Freien schaffte ihm neue Lust und Arbeitsfreude. Reiten, das er schon als Assistent gelernt hatte, im Sommer Rudern auf den Salzkammergut-Seen und Bergpartien boten ein Gegengewicht gegen die geistigen Anstrengungen. In der Großstadt war es wieder die Musik, der er mit Verständnis und Erhebung lauschte. Zwei Freunde, Derfel, Assistent an der Technik, und Dr. Ronsburger, beide ausgezeichnete Klavierspieler, er-

weiterten seine Kenntnis und seine Auffassung im Gebiete der Musik, wozu noch die »Grüne Insel«, die den Sammelpunkt fast aller damaligen Künstler darstellte, das ihrige beitrug. Hier empfing er wohl auch andere künstlerische Anregungen, so für sein eigenes, nach englischem Muster eingerichtetes Familienhaus in Wien und seinen malerischen Landsitz Rinnbach am Gmundner See. In seinem Heim zeugen Antiquitäten und Kunstschatze von dem gediegenen Verständnis ihres Besitzers für Lebenskunst und Lebensfreude. In den Sommerferien sehen wir ihn auf weiten Reisen; als Mediziner, als Begleiter Schuhs besuchte er England und Frankreich. Fußwanderungen führen ihn stets wieder in die Alpen und 1868 bereiste er allein in seinem zweirädrigen Wagen Schweden.

Durch Errichtung der Klinik erhielt v. Sch. eine selbständige, unabhängige Stellung. Die nun folgenden Jahre waren wohl die strengsten Arbeitsjahre seines Lebens. Sie brachten aber auch eine ununterbrochene Reihe von Erfolgen. Im Sommer-Semester 1871 und im Winter-Semester 1871/72 hatte ihm das Professorenkollegium die Supplierung der verwaisten Oppolzerschen Klinik nach dessen Tode übertragen. In diese Jahre fällt seine Beschäftigung mit der Behandlung der Kehlkopf- und Trachealstenosen, die ihn zum Studium über die Bewegungserscheinungen an der Bifurkation der Trachea, zur Erfindung biegsamer modellierender Bougies und nachher zur Benutzung der festen »Schrötterschen« Bolzen führte, die noch heute die beste Behandlung der Luftröhrenverengung darstellen. Es gibt eine Operation in diesem Spezialgebiet, die v. Sch. gerne, mit einer gewissen Vorliebe ausführte und die bei ihrer Ausführung durch ihn dem Zuseher es ermöglichte, die ganze Persönlichkeit v. Sch.s mit einem Schlage zu erkennen. Es war dies die Entfernung eines Fremdkörpers aus dem Kehlkopf oder der Luftröhre. Die Auffassung des Falles, die durch reiche Erfahrung geschulte Erkenntnis der Art desselben, die rasche Entschlossenheit in der Wahl der Mittel, die Energie und der Einfluß auf den erregten, oft ungestümen Kranken, der sichere, scharfe Blick und die feine, ruhige, zarte und doch feste Hand, die Schnelligkeit der Ausführung, die niemals plump, stets elegant erschien und nicht zum geringsten die aufrichtige, stolze Freude, wenn der Beinsplitter, die Münze oder die Nadel in der feinen Pinzette erglänzte — gaben ein geschlossenes Bild seiner Individualität.

1875 wurde er zum außerordentlichen Professor für Hals- und Brustkrankheiten ernannt. Es war nicht in der Natur v. Sch.s gelegen, bei dem erreichten Ziele halt zu machen. Er kannte keine Erschöpfung; Ruhe, die wirklich nichts anderes gewesen wäre als Ruhe, war ihm fremd. Und so sehen wir ihn neben der Leitung der laryngologischen Klinik 1877 auch als Primararzt einer internen Abteilung des Rudolf-Spitals bis 1881 und von da ab einer internen Abteilung am Wiener Allgemeinen Krankenhaus wirken. In diese Zeit fällt ein Vortrag (1883) im Wiener medizinischen Doktorenkollegium, in dem er die klimatologische Behandlung der Tuberkulose in geschlossenen Anstalten erörtert, empfiehlt und so als erster in Österreich begründet. Dieser Vortrag wurde weiterhin der Ausgangspunkt für die Behandlungsfrage der Tuberkulose überhaupt. Von da ab sehen wir ihn immer mit diesem Thema beschäftigt. Durchdrungen von dem großen Nutzen der Anstaltsbehandlung, bemüht, das öffentliche Interesse für die Unterbringung, Verpflegung und Behandlung der armen Tuberkulosen zu wecken, widmet er von nun an einen großen Teil seiner Arbeitszeit und seiner Arbeitskraft dieser Idee. Es ist dies eine seiner

Arbeiten, die für das Interesse zeugen, das er so vielen allgemeinen Fragen des menschlichen Lebens entgegenbrachte. Zwar nie politisch tätig, im Sinne des Parteikampfes, wiewohl er sein Deutschtum stets betonte, leistete er durch Vorträge über allgemeine hygienische Fragen und seine Aufsätze über die sanitären Verhältnisse Wiens, über den Bau und die Erweiterung des allgemeinen Krankenhauses, über die Bekämpfung der Tuberkulose als Volkskrankheit, über den Bau von Hotels usw. (die zum Teile allerdings erst späteren Jahren angehören) mehr als mancher, den die politische Wahl zur Herrschaft und zur Macht in der Land- und Stadtgemeinde berufen hatte. Aber mehr als Reden und Schreiben galt ihm das Handeln. Die Gründung des Ferienhortes für die Erholung bedürftiger, armer Gymnasialschüler in Steg am Hallstätter See ist sein Werk. Er erkannte die Bedeutung der dalmatinischen Küste und ihrer Inseln, in ihrem milden Klima für die Kranken, und hat einen Hauptanteil an dem Emporblühen von Abbazia, Lussin und Ragusa; in zielbewußter Weise wies er auch auf die wirtschaftliche Bedeutung dieser Landstriche für Österreich hin. Seine Reisen in die anderen Kulturländer, bei denen er, wie aus seinen Tagebüchern hervorgeht, immer reges Interesse, nicht nur deren Schönheit, sondern auch deren wissenschaftlichen und Kunst-Instituten, sowie deren sanitären Verhältnissen entgegenbrachte, gaben ihm Gelegenheit, reiche Erfahrung in allen diesen Dingen zu sammeln, und ließen ihn nie ermüden, auch immer das Beste für Wien und sein Vaterland Österreich, das er wahrhaft liebte, anzustreben. Als leitender Arzt und Professor im Krankenhause gewohnt, seine auf Erfahrung und gesunden Menschenverstand fußenden Befehle und Vorschläge genau beachtet und in Kenntnis seines impulsiven Temperaments von den unterstehenden Hilfskräften auch rasch durchgeführt zu sehen, stieß er bei seinen weitausgreifenden Plänen nun des öfteren auf Widerstand. Anfangs allerdings nur vereinzelt; aber noch kannte er keine Schwierigkeiten. Nur seiner Zähigkeit, Ausdauer und wahren Opferwilligkeit war es möglich, die Gründung der ersten Lungenheilstätte für Arme in Österreich, der Heilanstalt »Alland« durchzusetzen. Nicht nur ihr ärztlicher Gründer, der sie zur Zentralstelle aller wissenschaftlichen Tuberkuloseforschung in Österreich machen wollte, sondern auch ihr materieller Urheber ist v. Sch., der durch Sammlungen die notwendigen Beträge aufbrachte. Dieses Alland war eine Lieblingsidee von ihm. Wir finden bei v. Sch. ab und zu solch eine Lieblingsidee, die, als wertvoll erkannt, von ihm festgehalten, verfochten und durchgeführt wird, ohne Rücksicht auf das Verhältnis der notwendigen Kraft zum Erfolg, in der Ansicht, daß das von ihm als gut und nützlich Erkannte auch von anderen, selbst mit persönlichen Opfern unterstützt werden müsse. Das macht oft Feinde, und manches herbe, temperamentvoll schroffe, wenn auch wahre Wort bricht nicht den Widerstand, sondern verdoppelt ihn. — —

Neben allen diesen dem öffentlichen Leben und Wohle gewidmeten Leistungen war v. Sch. unermüdlich wissenschaftlich tätig. Sein Lehrbuch der Kehlkopf-Krankheiten gehört zu den klassischen, medizinischen Werken; klassisch nicht nur seinem Inhalte, sondern auch der Sprachweise nach, in der die scharf präzisierende Eigenart zum Ausdrucke kam; in Ziemssens Handbuch behandelte er die Kapitel der Herzkrankheiten; er veröffentlichte in dieser Zeit auch eine Reihe kleinerer Aufsätze aus der inneren Medizin, deren umfassendes Gebiet ihn immer wieder beschäftigte. Auch in seiner Privatpraxis,

die die allgemeine innere Medizin betraf, kam dies zum Ausdruck. Seine Sicherheit und Meisterschaft im Gebiete der Laryngologie hatte er 1888 bei der Berufung nach San Remo zu dem kranken deutschen Kaiser Friedrich III. auch außerhalb seines Vaterlandes zu zeigen Gelegenheit. Trotz all dieser Erfolge überwog in v. Sch. aber doch der Wunsch nach dem Lehrstuhl eines allumfassenden Faches, wie es die innere Medizin war; so wie er schon seit Jahren eine interne Abteilung leitete, so bemühte er sich nun um die Errichtung einer neuen internen Klinik, einer dritten an der Wiener Universität. Er hatte Freude am Lehren und war ein guter Lehrer. Ein lautes, allerdings nicht schmiegsames Organ, eine gutgefügte, fließende Rede, die Betonung und Zusammenfassung des Praktisch-Wichtigen, die Gabe, gut und vieles und zur richtigen Zeit zu demonstrieren, machten seine Vorlesungen über innere Medizin als Grundlage des klinischen Arbeitens für die Studenten unschätzbar. Mit seinem Sinne für das Notwendige und Praktische hatte er seine Klinik baulich von allem Anfange an als die modernste eingerichtet; in dem amphitheatralischen, lichten, hohen Hörsaal ließ er die Büste seines unvergeßlichen Lehrers Skoda aufstellen. Hier hielt er seine wahrhaft klassischen Vorlesungen über die physikalische Diagnostik im Sinne Skodas. Es galt unter den Studenten der Medizin als ungeschriebene Regel, die ersten klinischen Semester bei v. Sch. zu hören; denn seine Klarheit, Einfachheit und Sicherheit in der Untersuchung und Vorstellung der Kranken bot dem Hörer die beste Möglichkeit, sich in dem schwierigen Gebiete der Internen anfangs zurecht zu finden.

Neben seiner Tätigkeit als Kliniker war in diesen Jahren fast seine ganze übrige Zeit durch die Ausführung des Allandprojektes eingenommen, welches 1896 zur Eröffnung der Heilstätte führte. Damit war sein zweites Lebenswerk — das erste war der Ausbau der Laryngologie — vollendet. Neben einer Reihe kleinerer wissenschaftlicher Arbeiten publizierte er in dieser Periode seine »Erkrankungen der Gefäße« und »die Erkrankungen des Herzfleisches«, wozu ihm eine seltene Erfahrung zustatten kam. Auf dem Kongresse für innere Medizin zu Karlsbad war ihm das Referat über die Herzinsuffizienz übertragen, welche Aufgabe er glänzend löste. Jetzt besuchte er auch wieder häufiger Kongresse und regte in Paris die Einsetzung einer permanenten internationalen Kommission zum Studium der Tuberkulose an, wodurch er zum geistigen Urheber der internationalen Vereinigung gegen die Tuberkulose wurde.

Aus der bisherigen Schilderung des Entwicklungsganges und der Lebensarbeit v. Sch.s geht hervor, daß er bei seinen vorzüglichen Anlagen, bei seinem immensen Fleiße und seinem Streben nach Gesamtbildung als Arzt und Mensch, bei seinem Sinn für das real Wahre und seiner Zähigkeit am Festhalten des von ihm als gut Erkannten, die kaum eine Toleranz für anderes gestattete, wahrhaft Großes und Bedeutendes geschaffen hat. Er war eine gewaltige, kraftvolle Persönlichkeit. In den letzten Jahren hatte er die Fühlung mit der *A u f f a s s u n g* der modernen Zeit mit ihren geänderten Lebensanschauungen etwas verloren. Nicht als ob er den neuen Entdeckungen und neuen Erfindungen nicht volles Interesse entgegengebracht hätte; wo es sich um wirklich Greifbares, Positives handelte, da blieb er ein eifriger Verfechter. Hatte er doch in den letzten Jahren seines Lebens die neuesten Errungenschaften der elektrischen Lichttechnik für die Verbesserung eines Broncho- und Ösophagoscops verwendet. Aber der *G e f ü h l s* auffassung der modernen Zeit, die

ihren Ausdruck in den neuen Formen der Kunst und der Musik findet, dem Streben nach ungebundener Freiheit jedes Individuums, dem ungestümen Drängen nach Gleichberechtigung aller im Staate, ob sie nun etwas leisten oder nicht, dem alles nivellierenden Amerikanismus der Zeit, dem Niederreißen jedes Autoritätenglaubens, dem allen stand er, der sich vor seinen einstigen Lehrern auch noch mit 70 Jahren demütig neigte, kämpfend gegenüber, doch nicht imstande, in dieser Zeit, die alles anders wertet, zu siegen. Er maß zu oft noch mit dem Maßstab aus Skodas Zeit so manchen kleinen Epigonen, und die Ansichten der entschwundenen wuchtigen Jugendzeit traten ohne Hemmung hervor. Nur wer viel und Großes geleistet, hätte Anspruch auf eine Ausnahmestellung im Leben. Auch war er kein Hofmann. Daß Wahrheiten auch störend wirken können, empfand er nie. Manch wahres, aber rauhes Wort vermehrte seine Feinde, und mancher Schlag, gegen ein als falsch und schlecht verachtetes System gerichtet, traf unvermutet auch das eigene Gefolge. Doch die Verwundung seiner Gefolgschaft erachtete er für geringer als die Verfolgung des Gegners. Die Sentimentalität seiner Jugend, die aus seinen Tagebüchern spricht, hatte auch ihm das rauhe Leben abgewöhnt; er hatte gelernt auf Dank verzichten. Doch die Samen, die er gesät, sie werden reichlich aufgehen, und die Bäume, die er gepflanzt, sie werden blühen und herrliche Früchte tragen. Tausende von Schülern gedenken in inniger Verehrung seiner Lehren, Tausende und aber Tausende von Lungenkranken werden ihm ihre Rückkehr zum Leben danken; die internationale Vereinigung gegen die Tuberkulose nimmt einen gewaltigen Aufschwung, alles folgt ihrem Rufe in diesem Kampfe; die sonnigen Küsten Dalmatiens erwachen zum erstenmal aus ihrem tiefen Schlummer seit der Römer Zeiten!

Als im April des Jahres 1908 der I. Internationale Laryngo-Rhinologen-Kongreß in Wien tagte, hielt v. Sch. als ältester Laryngologe und Ehrenpräsident des Kongresses — die besten der älteren Laryngologen zählte er zu seinen Schülern — eine mehr als einstündige, jugendfrische, meisterhafte Festrede über die beiden Begründer der Laryngologie Türk und Czermak. In der Nacht desselben Tages machte ein Schlaganfall seinem reichen Leben ein Ende. Die Stadt Wien widmete der Asche ihres treuen Bürgers für seine Verdienste um das Wohl und das Ansehen der Stadt ein Ehrengrab.

Quellen zur Biographie: 1. *Curriculum vitae*. Von Schrötter selbst geschrieben. — 2. Tagebücher von 1853—1877, im Besitze der Familie. — 3. Zur Erinnerung an Anton Ritter Schrötter von Kristelli. Wien 1905. Anlässlich der feierlichen Enthüllung des Denkmals auf dessen Ehrengrab. — 4. Zum 70. Geburtstage von Hofrat Professor Dr. Leopold Schrötter, Ritter von Kristelli. Dr. E. Frank. Münchener med. Wschr. 1907, Nr. 6. — 5. Hofrat Professor Dr. Leopold Schrötter Ritter von Kristelli. Professor M. Großmann. Monatsschr. f. Ohrenheilk. 1907, Bd. XLI, H. 1. — 6. *Le jubilé de Monsieur le Professeur Schrötter (de Vienne). Notes biographiques par le Dr. F. Helme. Archives internationales de laryngologie* 1897. — Die wichtigsten Werke: Exstirpation eines Kehlkopfpolyphen. Wiener med. Presse 1865. — Über die Temperaturverhältnisse bei der krupösen Pneumonie und die Wirkung verschiedener Herzmittel. Monatsabh. d. Kaisl. Akademie 1868. — Jahresberichte der Klinik für Laryngoskopie. Wien, Braumüller. 1871 — und laryngolog. Mitt. 1871—1873. Braumüller. 1875. — Beitrag zur Behandlung der Larynxstenosen. 1876. Braumüller. — Die Krankheiten des Kehlkopfes. Braumüller. 1887. — Vorlesungen über die Krankheiten der Luftröhre. *Ibidem* 1896. — Über Herzinsuffizienz. Karlsbad (Kongreß f. innere Med.) 1901. — Erkrankungen

des Herzfleisches. *Pericarditis* in Nothnagels Handbuch. — Erkrankungen der Gefäße (Arterien und Venen). *Ibidem* 1902. — Hygiene der Lunge. In 5 Sprachen übersetzt. Verl. Moritz in Stuttgart. 1903. — Erste Hilfe bei inneren Erkrankungen.

Priv.-Doz. Dr. Carl Reitter.

Bacher, Eduard, Dr., Chefredakteur und Herausgeber der »Neuen freien Presse« in Wien, * 7. März 1846, † 16. Januar 1908. — B. wurde in der deutschen Stadt Postelberg im Saazer Kreise Böhmens geboren. Für den künftigen Politiker und politischen Schriftsteller war der Boden maßgebend, in dem seine früheste geistige Entwicklung wurzelte, wo er die frühesten Eindrücke seines nationalen Empfindens erhielt, die sich seiner Denkungsart zeitlebens einprägten. Seine Vaterstadt und die im duftigsten Hopfengelände eingebettete Gymnasialstadt Saaz, wo B. seine Jugend verlebte, lagen zu Beginn der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts noch ferne vom großen Weltgetriebe. Der Schienenstrang erstreckte sich noch nicht in diese idyllische Gegend, altväterisches Behagen lagerte über diesen kerndeutschen Orten, an welche die slavische Flut noch nicht heranreichte. Niemand träumte davon, daß wenige Jahrzehnte später die nationale Sturzwelle auch hier deutschen Boden bespülen und manche deutsche Scholle mitreißen werde.

Während B. seine humanistischen Studien in Saaz vollendete, vollzogen sich große weltgeschichtliche Ereignisse; die innere Gestaltung der österreichischen Monarchie erfuhr eine Umwälzung. Die absolutistische Ära war zusammengebrochen, die Geister der Jahre 1848, die ein Jahrzehnt unter dem Sargdeckel des feudalen Klerikalismus begraben waren, wurden wieder lebendig. Laut tönte der Ruf nach dem Selbstbestimmungsrecht des Volkes. In Böhmen verlangten die Volksstämme nationale Selbstverwaltung und die Tschechen begannen den Kampf für die Wiederherstellung der Selbstherrlichkeit der Länder der Krone Böhmens, mit den alten Grenzen des Przemyslidenreiches. Es gellte der Schlachtruf durchs Land: Hie Deutsche! Hie Tschechen! In allen Städten und Gemarkungen Böhmens pulsierte ein kräftiges politisches Leben. Das Bürgertum drängte nach Erweiterung seiner Freiheiten und Rechte, Amt und Schule wurden zu hart umstrittenen Kampfobjekten im nationalen Wettbewerb. Die heranwachsende Jugend nahm mit brennender Begier Stellung zu den Tagesfragen, ein edler Wetteifer förderte die Befreiung der Geister. Lehrer und Schüler waren Kämpfer für nationale Interessen und politische Ideale; Indifferentismus galt für Charakterschwäche. Mitten in diese Entwicklung fielen die Schrecken des Krieges vom Jahre 1866 und das Ausscheiden Österreichs aus dem Deutschen Bunde.

Zu dieser Zeit hatte B. seine juridischen Studien an der Prager Universität begonnen und nahm mit seinen Kollegen an der nationalen Bewegung regen Anteil. Die nationale Frage in Böhmen war nun erst recht die Herzensfrage der deutschen Jugend geworden. Noch war die Carolo-Ferdinanda ungeteilt, aber der Kampf um die Universität hatte eingesetzt, die Erinnerung an den Rektor Johannes Huß und an die Austreibung der deutschen Lehrer und Studenten aus Prag wurde geweckt. Brinz, Hasner, Herbst, Höfler, Schulte traten für das Recht der Deutschen auf die Universität mit Wärme ein, die deutsche Studentenschaft stand hinter ihnen. Dennoch verscheuchte das Kampfgeschrei deutsche Professoren und Schüler auch diesmal aus Prag. B. und eine Reihe

seiner Studiengenossen kamen nach Wien. Hier vollendete er seine Rechtsstudien und erwarb den Doktorgrad.

Das große Interesse mit dem B. die Peripetien der politischen Ereignisse verfolgte, veranlaßte ihn schon während der Prager Studienjahre sich an dem parlamentarischen Leben zu betätigen. Er arbeitete im Stenographenbureau des böhmischen Landtags und fand so frühzeitig Gelegenheit, das äußere Getriebe und die Geschäftsordnung des Landtags kennen zu lernen und einen klaren Einblick in das parlamentarische Formenwesen wie in alle Verfassungs- und nationalen Streitfragen zu erlangen. In Wien setzte er diese Tätigkeit im Reichsrat fort und war Revisor im Connschen Stenographenbureau. Seine Schrift war von einer dem Auge wohltuenden Ebenmäßigkeit, in den Schriftzügen spiegelte sich die Ruhe, Kraft und Entschiedenheit seines Charakters. Er galt als einer der besten Stenographen jener Periode.

Nach vollendeten Rechtsstudien war B. ein tüchtiger, scharfblickender Jurist geworden. Die klare juristische Distinktion blieb die feste Grundlage seines Denkens. Er absolvierte sein Gerichtsjahr und dachte einen Augenblick daran, sich der Rechtsanwaltschaft zu widmen. Aber der Trieb zur öffentlichen Betätigung überwog, und B. trat im Jahre 1872 in die Redaktion der »Neuen freien Presse« ein, die im Jahre 1864 als das publizistische Sprachrohr des damals mächtigen und emporstrebenden deutschliberalen Bürgertums, von Max Friedländer und Michael Etienne gegründet, bereits zu großer Macht und Ansehen gelangt war. Seiner Neigung entsprechend arbeitete er in erster Reihe als Parlamentsreporter. Damals entsprach der Reichsrat noch voll seiner legislatorischen Aufgabe, die Arbeitstätigkeit des Parlaments war fruchtbar. B. lenkte durch seine Erörterungen der parlamentarischen Geschehnisse, die sich durch sachliches Urteil und Gediegenheit der Form bemerkbar machten, die Aufmerksamkeit der politischen Welt auf sich. Kurz nach dem Eintritt B.s in die Redaktion starb Max Friedländer, und wenige Jahre später wurde B. die Leitung des innerpolitischen Teiles des Blattes übertragen. Er hielt die traditionelle Richtung der großen Zeitung fest. In konsequenter Weise hielt er den deutsch-zentralistischen Standpunkt aufrecht und vertrat die Forderung freiheitlich fortschrittlicher Entwicklung auf allen Gebieten der Justiz und Verwaltung und das zu einer Zeit, als sich bereits Risse in der Staatseinheit zu bilden begannen und eine immer mehr anwachsende rückschrittliche Strömung den altliberalen Standpunkt als obsolet bezeichnete.

Seiner politischen Überzeugung ist B., trotz aller Wandlungen, die sich vollzogen, unentwegt treu geblieben. Vornehmlich in der Beurteilung der Ziele der tschechischen Politik in Böhmen, gegen die er hartnäckig und mit großem Geschick zu Felde zog, ließ er sich durch keine Macht abbringen. Er kämpfte gegen die Anfeindungen der Regierungen, deren gefährlichste Waffe gegen die Presse, die Beschlagnahme, er oft genug zu fühlen bekam, und ließ sich auch durch den Opportunismus, welchem die deutschliberale Partei verfiel, von seiner Richtlinie nicht abdrängen. So kam es, daß er zur Zeit, als sich das Regime Taaffe vorbereitete und die sogenannten Emmersdorfer Konferenzen bei Dr. Adolf Fischhof stattfanden, gegen die Absicht, dem Föderalismus die Bahn frei zu machen, publizistisch auftrat.

In diesem kritischen Momente starb am 24. April 1879 der zweite der Gründer des Blattes Michael Etienne. Wenige Monate später trat B. als

Chefredakteur der »Neuen freien Presse« an erste Stelle. Seine Kollegen im Blatte ließen keinen Zweifel darüber, daß sie seine hervorragende Eignung zum Leiter anerkannten. Ungefähr zwei Jahre später teilte sich der gegenwärtige Herausgeber und Chefredakteur Moritz Benedikt mit ihm in die Führung des Blattes. Die Ära Taaffe hatte begonnen, der parlamentarische Kampf um die Mehrheit im Reichsrat sollte in Böhmen entschieden werden. In diesem Kampfe fand Graf Taaffe in B., der mit seinen Artikeln über die böhmische Frage gar oft die Erfolge der vereinigten Föderalisten und Klerikalen zerstörte, einen nicht leicht zu besiegenden Gegner. B. deckte die gewundenen Pfade der Taaffeschen Politik auf, warnte vor der beschleunigten Slavisierung Österreichs und erhob flammenden Einspruch gegen die Rechtsbeugung und Verfassungsverletzung, die immer geringeren Widerstand bei der deutsch-liberalen Partei fand. Aus jener Zeit stammt das gegen B. gemünzte Wort des Grafen Taaffe, es scheine, man müsse ein so »gelernter Deutschböhme« wie der Chefredakteur der »Neuen freien Presse« sein, um die von der Regierung geführte »Verständigungsaktion« zu bekämpfen.

In mehr als dreißigjähriger aufreibender Arbeit hatte B. seinen großen publizistischen Anteil an den Wandlungen der Geschichte Österreichs. Trotz der Anonymität seiner Artikel, mit denen er die Tagesereignisse begleitete, erkannte das große Lesepublikum der »Neuen freien Presse« das originelle Wesen seiner Schreibart an dem logischen Aufbau, der klaren Ausdrucksweise und dem klassischen Stil, der seine schriftstellerischen Arbeiten auszeichnete. Er schöpfte aus innerster Überzeugung, aus klarer Erkenntnis, tiefem Wissen und reicher Erfahrung. B. war ein Gegner jeder Sensationshascherei; was er darlegte, wirkte durch die Macht der Argumente. Er vermied es, seine Schriften mit flüchtigen Lesefrüchten zu füllen, seine Exposition führte im breiten Ströme der Gedanken mühelos zur logischen Konklusion. Alles was er zu Papier brachte, war vorher klar durchdacht. Ehe er sich zum Schreibtisch setzte, ging er mit ruhig gemessenen Schritten im Arbeitszimmer auf und ab. Wer ihn dabei beobachtete, konnte die geistige Arbeit förmlich ihm aus den Augen lesen und an den Reflexbewegungen seiner Mienen beobachten. Setzte er sich sodann vor das Papier, dann floß der fertige Gedanke rasch durch die Feder, und selten wies sein Manuskript Korrekturen auf. Was er scharf durchdacht, stand dann plastisch vor seiner Seele. In seinen reifen Jahren verblüffte B. durch sein erstaunliches Gedächtnis, das ihn befähigte, einmal Gehörtes oder Gelesenes oft wortgetreu wiederzugeben.

Im Leben von großer Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit mied er den großen, gesellschaftlichen Verkehr. Das aufreibende Tagewerk des Journalisten, der es mit seinem Berufe ernst meint, gestattet ihm wenig Ablenkung von der Arbeit, die ihn im stürmischen Wirbelwind der Geschehnisse wie an das Rad des Ixion gefesselt hält. Trotzdem stand B. in regem brieflichen und mündlichen Verkehr mit einer großen Zahl intellektueller Größen und erfreute sich einer besonderen Wertschätzung Professor Nothnagels, des berühmten Klinikers. Der verewigte Kronprinz Rudolf beehrte ihn wiederholt durch sein Vertrauen und erbat sich seinen Rat in literarischen Fragen.

In den aufregendsten Episoden der Tagesgeschichte wahrte er seine Ruhe und volle Gemessenheit, eine nachdenkliche Behäbigkeit bildete den Grundzug

seines Wesens. Er kam fast nie in Affekt. Mit fester Hand deckte er die Schwächen und Fehler der Zeit auf, zergliederte mit unbeflüßter Kritik die Fehler und trügerischen Gestaltungen der Politik, hielt sich aber möglichst fern dem persönlichen Gezänke und kämpfte mit offenem Visier gegen den Gegner. In glänzender Weise erwies B. sein scharfes, juristisches Urteil in einer Schrift, in welcher er dem Schriftsteller- und Journalistenverein »Concordia«, dessen Mitglied er war, ein Referat unter dem Titel: »Die Ehre der Zeitung« erstattete. Den Anlaß bot ein Ehrenbeleidigungsprozeß der Schriftleiter der alldeutschen »Ostdeutsche Rundschau« gegen eine beleidigende Rede des Abgeordneten und Wiener Gemeinderates Bielohlawek. Der Beleidiger war in zwei Instanzen zu vierundzwanzig Stunden Arrest verurteilt worden. Nach dem Urteile vom 22. Januar 1902 erhob der Generalprokurator die Beschwerde zur Wahrung des Gesetzes. Der Oberste Gerichtshof hob das Urteil auf, wies die Angelegenheit dem Landesgerichte zu neuerlicher Urteilsfällung zu, und nun wurde das frühere Urteil umgestoßen und Bielohlawek freigesprochen. In der Begründung der oberstgerichtlichen Entscheidung kam erstaunlicherweise der Satz vor: »Die Anschauung, daß eine Zeitung ein taugliches Objekt für eine Ehrenbeleidigung bilden kann, ist ein Rechtsirrtum«. In einer außerordentlichen Versammlung der »Concordia«, welche einem Proteste gegen diese sonderbare Feststellung des Obersten Gerichtshofes galt und zu der auch die juristischen Koryphäen des Abgeordnetenhauses erschienen waren, zerfaserte B. in geistvoller Weise den Trugschluß des Gerichtes. Er wies den wahren Sinn dieses Rechtsspruches dar. Der Syllogismus des Urteils besagte: »Eine Zeitung ist eine Ware, eine Ware kann nicht beleidigt werden. Wenn nun doch jemand eine Zeitung beleidigt, so fehlt das taugliche Objekt für die strafbare Handlung und der Beleidiger ist straflos« — freilich muß man dann voraussetzen, daß der Beleidiger sinnlos und unvernünftig handelte, denn daß man ein Stück Papier nicht beleidigt, hat auch Herr Bielohlawek gewußt, und trotz des Urteils des Obersten Gerichtshofes zweifelte niemand daran, daß letzterer den hinter der Zeitung stehenden Schreiber beleidigen wollte, und darauf allein kommt es an.

In den letzten Jahren seines Lebens erlahmte infolge einer Herzkrankheit seine starke Arbeitskraft. Die gewaltigen Umwandlungen in der Zeitungsindustrie, die sich in den letzten Jahrzehnten vollzogen, seit Telegraph und Telephon täglich aus den entferntesten Ländern und Weltteilen Nachrichten mit Blitzeseile vermitteln, vervielfältigt die Arbeit des Tagesschriftstellers und stellt oft übermäßige Anforderungen an seine Nerven. Diese Unrast, die sich steigende fieberhafte geistige Anspannung, standen in grellem Gegensatz zu seiner physischen Abspannung. Die atembeklemmende Eile der Arbeit, das zuweilen vorschnelle Urteilen über Geschehnisse widersprachen seiner gründlich erwägenden Denkungsweise. Sein schweres Leiden verhinderte ihn in seinen letzten Lebensjahren mit der mächtigen Entwicklung der »Neuen freien Presse« Schritt zu halten. Er sehnte sich nach Ruhe, konnte aber ohne die gewohnte Arbeit nicht leben. Nur allmählich ließ er die Leitung des großen Unternehmens in jüngere Hände gleiten. Trotzdem bedeutete sein Tod einen großen Verlust. Andere Kämpfer traten in die Bresche, das große Werk, die Zeitung, der er sein Leben gewidmet, schreitet mächtig anstrebbend vorwärts, aber die Eigenart, die B. vertrat, die originelle Marke, die er dem Blatte aufgeprägt, die bei dem

Lesepublikum ihm Popularität verschaffte, ist geschwunden. In der journalistischen Tradition pflanzt sich die Erinnerung an seine schriftstellerischen Erfolge fort.

Gustav Kolmer.

Rohr, Paul Theodor, Landschafts- und Bildnismaler, * 25. November 1864 in Chemnitz (Sachsen), † 2. November 1908 in Pasing-München. — R. kam, da die Neigung zum Zeichnen und Malen frühzeitig hervortrat, durch die nach Dresden übersiedelten Eltern von der Schule weg in eine lithographische Anstalt. Nach dem Tode des Vaters (1883) ging, nächst der Sorge für die Mutter, das Bestreben des braven Sohnes dahin, durch Anstrengung und Entbehrung die Mittel zum Besuch der Akademie bei Schönherr, Preller, Pohle und Pauwels zu ermöglichen. Und der Jüngling errang als Preis ein Reise-stipendium und die ehrende Auszeichnung des Ankaufs einer seiner Porträt-Arbeiten für die Akademie. Im Jahre 1898 übersiedelte R. mit seinem inzwischen gegründeten Haushalt nach Pasing-München, wo in unermüdlich heiterer Freude Landschaften und wohlgelungene Bildnisse (darunter des Bildhauers Julius Zumbusch, nebst einer älteren Dame) entstanden, die ihm von den Ausstellungen zu München, Berlin und Dresden mannigfachen Ruhm einbrachten. Aber nur zu bald schloß ein schleichendes Leiden die ehrenreiche Laufbahn.

Kunstvereinsbericht f. 1908, S. 22.

Hyac. Holland.

Grundherr zu Altenthan und Weyerhaus, Adolf von, Genremaler, * 30. September 1848 zu München, (Sohn des aus einer alten Nürnberger Patrizierfamilie stammenden K. b. Majors und Zeughausdirektors Sigmund von G.), † 6. April 1908. — G. hatte nach Absolvierung aller Vorbedingungen das Studium der Jurisprudenz an der Universität begonnen, als er auf Veranlassung und Rat des Akademiedirektors Wilhelm von Kaulbach zur Kunst überging, welcher sich G. zuerst bei August von Kreling in Nürnberg, dann bei Piloty und Andreas Müller in München mit solchem Eifer (1872—81) widmete, daß der vielversprechende Jüngling durch ein Staatsstipendium ausgezeichnet, eine längere Studienreise nach Italien zur weiteren Ausbildung unternehmen konnte. Seine geniale Phantasie und reiche Kompositions-gabe bewies G. mit einer Menge von kunstgewerblichen Zeichnungen, Karton- und gefälligen Bildern, darunter beispielsweise ein neues Titelblatt zu J. J. Webers »Meisterwerke der Holzschneidekunst« 1887, Bd. 9, »Die kleine Liese am Brunnen« nach Chamisso (als Holzschnitt in Nr. 34 Über Land und Meer 1889, Bd. 62), »Heideprinzessens Toilette« und »Der Widerspenstigen Zähmung«, mit Wandgemälden im Cramer-Klett-Hause (1898, 1899 und 1907), im Treppenhaus der Münchener Versicherungskammer (1904), im Saal des Akademischen Gesangsvereins, in der Nürnberger Peterskirche (1900), am Plafond der Kirche in Kleinsorheim bei Nördlingen (1891). Für die Hof-Glasmalerei-Anstalten von E. X. Zettler und Burckhardt fertigte der in verschiedenen Stilarten wohlbewanderte Künstler durchgebildete Kartons zu den Fensterbildern im Boudoir der Königin von Rumänien und des Münchener Rathauses; ebenso lieferte er Vignetten und Randzeichnungen zu Prachtausgaben deutscher Dichter usw. Als Krone seiner kunstgewerblichen Entwürfe kann der »Ein Lebensschiff« betitelte

Tafelaufsatz gelten, welchen der vielgewandte Goldschmied Theodor Heiden für den Kommerzienrat von Grundherr in Nürnberg in überraschendster Weise und Schönheit zur Ausführung brachte.

Vgl. Fr. v. Bötticher 1891, Bd. 1, S. 421; Singer 1906, Bd. 6, S. 117; Kunstvereinsbericht f. 1908, S. 17.

H y a c. H o l l a n d.

Radlkofer, Max, Philolog und Historiker, * 6. August 1836 in München, Sohn eines magistratischen Rechtsrats (zu dessen bleibendem Ehrengedächtnis eine Straße benannt ist), † 4. Dezember 1908 als Studienlehrer zu Augsburg.¹⁾ — R. betrieb mit vielseitiger, auch poetischer Veranlagung, das Studium der klassischen Philologie und historischen Wissenschaften, wobei er durch H. von Sybels Seminar die bleibende Grundlage für seine spätere Lebenstätigkeit gewann. Nach dem Staatsexamen 1860 und sechsjähriger Praxis im k. Reichsarchiv übernahm R. für kurze Zeit die Leitung der Privatlateinkurse zu Deidesheim, dann die Professur an der Lateinschule zu Burghausen, die er mit Günzburg vertauschte, bis er 1889 seines Augenleidens wegen nach Augsburg in den Ruhestand übersiedelte. Den Schwerpunkt seiner Forschungen auf die Zeit des Bauernkrieges, der Humanisten-Bestrebungen und gleichzeitiger Erscheinungen des sechzehnten Jahrhunderts beschränkend, hatte er die Gabe nicht allein früher erforschte Stollen mit bestem Erfolge neu abzubauen und immer neues archivales Material auszuschürfen, wie ein glückhafter Bergmann frische Adern anzuschlagen und ungeahnt reichhaltige Ausbeute zu erheben: Alles mit rastlosem Fleiß, umsichtiger Sorgfalt anziehend gestaltend. Den Anfang machte R. 1877 mit einem literar-historischen Trio, in welchem er die sarkastischen Sebastian Brant, Thomas Murner und Erasmus im heiteren *Clair-obscur* ihrer Werke erfaßte: das Narrenschiff, die Schelmenzunft und Narrenbeschwörung und das »*Laus Stultitiae*« in unverkennbarer Affinität und im Zusammenhang der übrigen luftreinigenden Werke der genannten Drei in fröhlicher Beleuchtung brachte: eine meisterliche, weitblickende Leistung, welche leider in den Jahresberichten der Burghauser Studienanstalt vergraben blieb. Darauf folgte in gleicher Verborgenheit eine »Auswahl deutscher Synonima« (1881) und die mühsamen Regesten über die von 942 bis 1644 (1743) reichende Familie der »Gußen von Leipheim«, während gleichzeitig sein aus enormem Quellenmaterial aufgebautes Hauptwerk über den wanderfrohen Agitator Johann Eberlin von Günzburg und dessen Vetter Pfarrer Hans Jakob Wehe von Leipheim (Nördlingen 1887 bei Beck, XI, 653 Seiten, 80) erschien, ein Appendix zu den Fachwerken von Riggerbach, Jörg, Baumann und Druffel, zugleich mit weiteren Ausblicken über die Bauernbewegung in Oberschwaben von Februar und März 1525 bis zum Ausbruch des Krieges und einer Geschichte des auch im Volksliede nachklingend mörderlichen Leipheimer Haufens. Weiter folgten (1893) die Erhebungen über »Die Humanisten und Ärzte zu Augsburg im XVI. Jahrhundert«, welche sich als Schriftsteller, Dichter, Übersetzer,

¹⁾ Der älteste Bruder, Geheimrat Dr. Ludwig von Radlkofer, feierte als Universitätsprofessor und Konservator des Botanischen Gartens, am 19. Dezember 1909, in neidenswerter Frische sein achtzigstes Lebensjahr. Ein Bruder Otto von Radlkofer, ein ausgezeichnete Jurist, starb am 21. März 1904, siebzig Jahre alt, als Senatspräsident am b. Oberlandesgericht zu München.

Weltreisende, Sammler, Apotheker und Mathematiker hervortaten, darunter die aus Westfriesland 1494 eingewanderte Familie der Occo, deren Einer ein berühmtes Buch über die Pest verfaßte, auch eine in neun Auflagen edierte Pharmacopoea und außerdem als Poet und Numismat glänzte; der Stadtarzt Sigmund Grimm, der nebenbei Alchymie und Buchdruckerei betrieb und als solcher die neuestens wieder erweckten Kompositionen des Tondichters Ludwig Sänfftl verlegte; dann der Chronist Achilles Priminius Gasser (1505 bis 1577), welcher eine Abschrift mit Glossar des Evangelienepos »Krist« des Weißenburger Otfried besorgte; Leonhard Rauwolf, der die Ergebnisse einer dreijährigen Orientreise in einem zu Lauingen 1582 gedruckten, einst vielgelesenen geographischen Wunderwerk der erstaunten Welt verkündete. — Ein Vortrag R.s behandelte den auch als deutscher Liederdichter bekannten Präzeptor Bernhard Heupold, welcher allerlei Merkwürdigkeiten der Stadt Augsburg, ihren Ursprung, Wappen (»die Zirbelnuß der Göttin Cybele«), die von Mathias Kager am Weberhaus 1607 gemalten Fresken und den von Elias Holl 1615 begonnenen Neubau des Rathauses in vierfüßigen Jamben besang, auch ein »Loßbüchlein« mit einer kulturhistorischen »Tafel (Deutung) von Träumen« (Frankfurt 1595) verfaßte und einen 1518 durch die Welt auf Gastrollen reisenden über Augsburg prungenden Kometen besang. Eine andere Arbeit illustriert die Tätigkeit der Augsburger Volksschullehrer und Meistersinger, darunter den »Stadtgerichtswahl« Hans Rogel, welcher gleichzeitig mit dem hochverdienten Städteplastiker Jakob Sandner ein getreues Holzmodell der Stadt Augsburg (1568) fertigte, und den dramatischen Poeten Leonhard Seb. Wild, den (wie August Hartmann erwies) Dichter einer großen dramatischen »Passion«, welche sich in dem heute weltberühmten »Ammergauer-Spiel« teilweise erhalten hat. R.s ausdauerndem Forschersinn gelangen auch neue Erhebungen über den aus der Ehe des Erzherzogs Ferdinand mit Philippine Welser stammenden, als Markgraf Karl von Burgau bekannten zweiten Sohn (Innsbruck 1907) und dessen ruhmreiche Teilnahme als spanischer Obrist in den Niederlanden (1587) und an dem Türkenkriege (1592), einen eifrigen Jäger, Bauherrn, Kunstmäzen, welcher zu Günzburg eine Hofbuchdruckerei gründete. — Einen großen Teil seiner Forschungen verarbeitete der fleißige R. zu sorgfältig ausgefeilten Vorträgen im Historischen Verein zu Augsburg, welche teilweise in dessen Publikationen zum Abdruck gelangten. Andere zahlreiche Elaborate sind in verschiedenen Zeitschriften zerstreut, darunter beispielsweise eine literar-historische Studie über das heitere Volksbuch »Von den sieben Schwaben« (im 221. Heft von Virchow und Wattenbach, Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, Hamburg 1895), welches in der ergötzlichen Bearbeitung Ludwig Auerbachers die weiteste Verbreitung fand. Leider hat der verdiente stille Mann, welcher so vielen früheren Autoren ein neues Ehrengedächtnis setzte und ihre Namen zur weiteren verdienten Kenntnis brachte, seither keinen Nachruf und Nekrolog, nicht einmal ein vollgültiges Verzeichnis seiner Arbeiten, Vorträge und Schriften gefunden.

H y a c. H o l l a n d.

Roegge, Wilhelm, Historien- und Genremaler, * 28. April 1829 zu Ostercappeln (bei Osnabrück), † 11. Februar 1908 in München. — R. erhielt als

Sohn eines schlichten Bürgers den ersten Unterricht durch den Maler und Lithographen Josef Tepe, der sich rühmte seinerzeit Goethes Interesse erregt zu haben. Zur weiteren Bildung zog es den Kunstjünger nach dem vielgepriesenen München, wo er mit großen Erwartungen und sehr geringen Mitteln anfangs 1848 ankam, als gerade die ersten Nachrichten von der Pariser Februar-Revolution alles in Bewegung brachten und sogar die Professoren der Akademie mit ihren Schülern daran gingen, die Waffen zu erheben und militärische Körperschaften, niemand wußte wofür und gegen welche Gefahren, zu bilden. In diesem flüchte gewordenen Bienenschwarm, wo keiner mehr an Palette und Farbe oder Meißel und Richtscheit dachte, wo alle Elemente überall in unklaren Hoffnungen erwartungsvoll ineinanderflossen, war es lange unmöglich für den armen angehenden, mit all den neuen Bewegungen völlig unbekannten Scholaren festen Fuß zu fassen; R. litt, wie ehemals Pietro Perugino in Florenz, große Not und war froh für seinen knurrenden Magen ein Schüsselchen Klostersuppe zu finden. Nur schwer, bei allmählicher Klärung der Dinge, gelang dem Ärmsten die Aufnahme in die Malschule bei Professor Anschütz, welcher ihn, die Begabung seines Eleven erkennend, an Philipp Foltz von Bingen empfahl, der damals im Rufe stand die ungefüge tastenden Talente gehörig einzurenken und auf die rechten Bahnen zu leiten. Und es ging, freilich mit Ach und Krach. Das erste unter unsäglichen Mühen und dem vollen Aufwand aller Kräfte vollendete Bild aus der Geschichte Kaiser Otto des Großen fand nicht nur Anklang und Beifall im Kunstverein, sondern sogar Ankauf und Aufnahme für das Museum in Hannover. Von da an walteten freundlichere Sterne über dem Künstler, der sich nun nach Düsseldorf wagte, und durch Josef Kehren bei Fertigstellung von Rethels Kaiserbildern im Rathause zu Aachen sich betätigen konnte. Von da führte eine gründliche Studienreise nach Holland und später nach Oberitalien, dann ließ er sich bleibend zu München nieder. Hier entstand ein Bild aus dem tragischen Leben des letzten Staufers Konradin; in Folge davon erhielt R. drei Fresken für die Galerie des Bayerischen National-Museums, darstellend den Heldentod des Markgrafen Luitpold gegen die Ungarn, Herzog Arnulfs Ausgleich mit König Heinrich I. vor Regensburg und die Stiftung des Kurvereins zu Rense — Stoffe, welche dem Maler zwar geringe Anziehung boten, aber doch wackere Lösung fanden. Als Nachklang dieser historischen Tätigkeit folgte ein Bild mit »Kreuzfahrern«, welche die heilige Stadt erblicken, »Heinrichs des Löwen Pilgerfahrt nach Jerusalem« und »Entauptung des Kufsteiner Schloßhauptmanns Hans Pinzenauer« oder gar eine »Verstoßung der Hagar« — das war aber doch zu viel »akademische« in der Foltz-Schule beliebte Luft; R. fühlte, daß er auf die Dauer nicht die rechte Befriedigung in dieser Geschichtsmalerei finden würde. Sein warmes, gemüts-tiefes Fühlen wies ihn auf das Genre, welches ihm erlaubte, frisch aus dem zunächst liegenden Leben, aus dem direkt Erschauten und Erlebten zu schöpfen. So entstand eine Reihe von anziehenden Novellen, die er dem ländlichen Familien- und Kinderleben entnahm und die ihm mit ihrer freudigen Harmlosigkeit und trefflichen ansprechenden Make wohlverdiente weitere Anerkennung und Freunde zuzogen, darunter »Großmutterns Liebling«, naschhafte oder Äpfel stehlende Knaben, ein »Sonntagsmorgen« und »Zerbrochener Milchtopf«, »Fleißige Mädchen am Spinnrade«, »Fröhliche Heimkehr«, »Schachspieler« und neugierige »Kammerkätzchen«, Zitherspielerinnen, aber auch

lustig kneipende Landsknechte und Schnapphähne; ein »Taufzug« und »Findelkind«; nette Harmlosigkeiten, die man nicht allein ihrer delikaten Ausführung wegen gern hatte, sondern auch kaufte und anständig bezahlte — es war etwas darinnen von L. Knaus und Vautier; sie gingen eine Zeitlang nach England und Amerika und wurden mit »goldenen Medaillen« in echter Bronze so häufig prämiert, daß dem Maler die Anlage eines eigenen Kabinetts möglich gewesen wäre; dann liefen ihm Andere den Weg ab. Dafür entschädigten ihn Aufträge von König Ludwig II. für dessen Schloßbauten in Schwanstein und Herrenchiemsee. R. nahm unentwegt die alte liebe Tätigkeit, das »*Otium cum dignitate*« genießend, wieder auf, bis, beinahe unbemerkt, der Tod die Palette seiner Hand entwand.

Vgl. Spruner, Wandbilder, 1868, S. 12 u. 42, bzw. Fr. v. Pecht, Münchener Kunst 1888, S. 242; Bötticher 1898, Bd. 2, S. 459 f.; Das geistige Deutschland 1898, S. 572; Singer 1901 Bd. 4, S. 91; Kunstvereinsbericht 1908, S. 20; Nr. 74 d. Allg. Ztg., 14. Februar 1908.

H y a c. H o l l a n d.

Gebhardt, Ludwig, Landschaftsmaler, * 20. Juli 1830 in München, † 6. Oktober 1908 daselbst. — G. war von Jugend auf schon ein geborener Künstler, ohne absonderliche Leitung genossen zu haben, ein geborener Autodidakt. Kein Lehrer wies ihm hierbei den Weg, keine »Schule« drückte ihm den Stempel auf. Kurze Zeit zwar besuchte er die Zeichnungsklasse der Akademie, dann lief er instinktmäßig in die freie Natur mit Stift und Farbenkasten und bannte, was ihm in der Nachbarschaft seiner Heimat gefiel, in sein Skizzenbuch oder auf die Leinwand; die eigenartigen Reize des damals noch nicht regulierten Isartales, die Gelände des Starnberger- und Ammersees, die Dachauer Moore oder die Chiemgau-Ufer. Was ihn ansprach nach Form oder Stimmung, das hielt er fest und machte bald auch Anderen Freude; das heißt, seine anspruchlosen Bildchen wurden gekauft und erfuhren stete Nachfrage. Neues zu schauen, wagte er sich in die Bergwelt Tirols und über den Brenner, ins Pustertal, dann an die Kanäle (Haus der Desdemona), den schiffreichen Lido Venedigs und was ihm von der Adria oder dem Gardasee mit Torbole gelegentlich mitnehmerswert in die Wege kam. Am meisten gefiel ihm doch die heimatliche Umgegend, sein bajuwarischer Karwendel mit Königssee, Watzmann und Berchtesgaden, dem Oberaudorfer Schloßberg, welchen er einmal gar mit Kriegern, Rittern und den damals beliebten »Reisigen« staffierte. Da es ihm an willkommenen Stoffen niemals mangelte, hatte er gar keine Zeit für Wiederholungen. So verjüngte er sich immer aufs neue. Das übte er fort zeitlebens und die Schaffensfreude litt nicht unter der Last der Jahre. Den Anderen ließ er unbekümmert den Streit der Meinungen und artistischen Moden, liebenswürdig und duldsam. Als mit dem Selbstporträt viele Bilder und Studien im Januar 1909 aus dem Nachlaß in den Kunstverein kamen, da war in wenigen Tagen alles in festen Händen.

Vgl. Fr. v. Bötticher 1895, Bd. 1, S. 361; Kunstvereinsbericht f. 1908, S. 17.

H y a c. H o l l a n d.

Rau, Adolf, Landschaftler, * 5. Mai 1867 zu Frankfurt a. M., † 24. Juni 1908 in München. — R. erweckt unser Interesse, weil er erst nach seinem Tode

als Künstler bekannt geworden. Während seiner nach dem Wunsch des Vaters betretenen Laufbahn zeigte R. auf seinen Geschäftsreisen nach Hamburg und Süd-Amerika große Liebe und Verständnis und das Bestreben, seine artistischen Anlagen durch eifriges Selbststudium zu fördern. Aber spät erst wagte er den von Fleiß und Begeisterung geleiteten Schritt, an der Hand tüchtiger Lehrer dem innersten Drang seines Denkens und Fühlens zu folgen. Seltsamerweise war es ihm nicht gegönnt zu Lebzeiten in die Öffentlichkeit zu treten, welche seine warmen leuchtenden Farben, sein scharfes Sehen und feines Empfinden für Luft und Licht erst nach dem Ableben, aus dem im November 1908 zur Ausstellung gebrachten Nachlaß, darunter eine »Vermoderte Schleuse« kennen und schätzen lernte. So könnte man unter Hinblick auf Chateaubriands *«Mémoires d'outre tombe»* von Rau, sprechen als einem »Maler nach dem Tode« oder von seinen »Bildern aus dem Grabe«.

Kunstvereinsbericht f. 1908, S. 20.

H y a c. H o l l a n d.

Correggio, Max, Landschafts- und Tiermaler, * 21. Juli 1854 in München, † 12. Mai 1908. — C. war Sohn und Schüler des aus Wolfratshausen stammenden Hoftheatersängers und Stillebenmalers Josef C. (* 1810, † 1891), bildete sich an der Akademie in der Zeichnungsschule des Kupferstechers Johann Leonhard Raab und in der Malklasse bei Wilhelm von Diez und errang mit seinen Sportbildern und Porträts bald bei allen Nimrod-Jüngern einen geachteten Namen. Dazu verhalfen ihm die »Überraschten Wilderer«, »Försters Lieblinge«, »Treibjagen« und der anmutende figurenreiche »Knödelbogen« mit dem gefälligen Arrangement von Porträt, Tierbild und Landschaft. Ein lebensgroßes Bildnis schilderte den Reichsrat von Poschinger als Jäger, ebenso den Prinzregenten Luitpold inmitten seiner beiden Söhne auf der Fasanenjagd. Auch lieferte C. Ehrenscheiben, beispielsweise zu dem von der uralten Münchener Hauptschützengesellschaft gegebenen Hochzeitsschießen zur Feier der Vermählung des Prinzen Ruprecht mit der schönen Herzogin Marie Gabriele. Ein Gehirnschlag endete unerwartet, so recht *»media in vita«* die Tätigkeit des Künstlers, dessen Bilder durch Holzschnitt und Photographie die weiteste Verbreitung fanden. Vgl. beispielsweise das Doppelbild »Beim Treibjagen« in Über Land und Meer 1885, S. 1208 und 1209.

Fr. v. Bötticher 1895, Bd. 1, S. 190; Kunstvereinsbericht f. 1908, S. 15.

H y a c. H o l l a n d.

Carstens, Julius Viktor, Landschafts- und Genremaler, * 29. November 1849 in Nusse bei Lübeck, † 15. November 1908 zu Pasing-München. — C. war Sohn eines Arztes, zum kaufmännischen Beruf (Tuchhandlung) bestimmt; trachtete, aus sich selbst heraus, in voller Begeisterung für die Kunst, Maler zu werden, er überwand alle Hemmnisse und errang die ersehnte Ausbildung zuerst bei Paul Thumann in Weimar, der damals auf der Höhe seines Ruhmes stand, dann bei Ferdinand Wilhelm Pauwels, welcher ihn mit den holländischen und belgischen Galerien bekannt machte. So kam C. als ein Fertiger 1875 nach München, wo er im Wettstreit mit Weishaupt, Holmberg, Stäbli, Schwaben-Meyer, Ernst Zimmermann, B. von Cederström, Gussow, Schachinger, Höcker,

Dill und Arthur Langhammer ebenso anregend wirkte, wie seine Individualität weiter fördernd behauptete. Obwohl zum guten Teil der Sezession entstammend, hielt er sich doch immer, eigener Intention folgend, abseits derselben. So wurde er zwar kein Maler der Mode, auch kein Hausseobjekt für den Kunsthändlerkurs, der aber das stolze »*anch'io sono pittore*« im edelsten Sinne beanspruchen konnte. Der sonnige Widerschein des Lebens lacht aus allen seinen, Landschaft und figürliche Darstellung in glückhafter Wechselwirkung verbindenden Bildern. Dazu gehören ein klösterlicher Auerhahnjäger à la Scheffels »Moengal« oder »Romaïas«; ein im stillen Park lesendes Dämchen; vergnüglich auf dem Schneeweg zur Schule wandernde Kinder; die ungezierte Szene eines im bauerlichen Kostüm »Vor dem Maskenball« im Boudoir sich putzenden Mädchens; das in einem Korbe vor der Klosterpforte entdeckte »Findelkind«; die »In unruhigen Zeiten« ihre kostbaren liturgischen Gewande und Geräte bergenden Mönche; ein fröhlich »Maifest« mit blumengeschmückten Mädchen; herzerfreuliche »Mildtätigkeit«; auch ein ernstes »*Memento mori*«; »Abschied« der Braut im mütterlichen Heim, wobei die Freude am Glanz schöner Seidengewebe das potenziert Malerische zum virtuosen Ausdruck bringt. Dazwischen gingen mehr oder minder, immer aber anziehend staffierte »Interieurs« aus Kreuzgängen, Burg- und Städtetuben, wirklich jubelnde Farbensymphonien mit Obst- und Blumen-Stilleben, in verblüffender Spezialität: »Wer so zu malen versteht, hat ein Anrecht auf alle Zeiten«. Heilbringender als ehebevor sein namensverwandter Landsmann, der Historienmaler Asmus Carstens, hatte er sich die eigenen Wege bleibend gebahnt. Darin waren beide gleich: Jeder nahm das Schöne, wo und wie er es fand, und brachte dasselbe in adäquater Art zum gefälligen Ausdruck. — Rühmend wert war seine stets hilfsbereite, offene und gütige Hand. Lange Krankheit behinderte schließlich sein eifriges Schaffen. Nach Wunsch wurde der Künstler in einem stillen Winkel des Pasinger Friedhofes zur letzten Rast gebettet. Sein Nachlaß fand willige Freunde.

Vgl. Fr. v. Bötticher 1891, Bd. 1, S. 162; Singer 1895, Bd. 1, S. 232; Nr. 105 d. Münchener Ztg., 6. Mai 1909; Nek (von Alex Braun), im Kunstvereinsbericht 1908, S. 14 f.

H y a c. H o l l a n d.

Frank, Julius, Historienmaler, * 11. April 1826 in München, † 30. April 1908 ebendasselbst. — F. fand, mit gründlicher Vorbildung ausgestattet, durch seinen Vater, den als Lithograph und Porzellanmaler, insbesondere aber durch Wiederentdeckung der altdeutschen Glasmalerei-Technik hochverdienten Michael Sigmund F. (* 1. Juni 1770 in Nürnberg, † 16. Januar 1847 in München), frühzeitig Aufnahme an der Akademie, wo er sich unter Johann von Schraudolph dem »historischen Fach« widmete und bei einer Konkurrenz um ein Altarblatt für die Kirche zu Dinkelsbühl mit einem wohlberittenen ritterlichen Drachensteher St. Georg den ersten Preis errang. Nun folgte weitere Gelegenheit, sich als tüchtiger Öl- und Freskomaler zu bewähren, so daß ihn der schwerkranke Josef Anton Fischer (1814—59) an seiner Stelle edelmütig zur Ausführung eines großen Freskenzyklus an das Colleg in Stonyhorst (England) empfahl, welchen F. mit Franz Wurm (1818—65) zur vollsten Zufriedenheit der Auftraggeber löste. Durch diese Leistung gelangte F. auch in der Heimat

zur verdienten Anerkennung, wo man ihn allgemach mit sechs Wandbildern (1860—64) für die historische Galerie des damaligen Münchener National-Museums mit Szenen aus der früheren Geschichte Schwabens betraute, darunter das Martyrium der heiligen Afra, die Christianisierung des Allgäu, auch die Darstellung der »Lechfeldschlacht Kaisers Otto gegen die Ungarn«, welche durch Leo Schöningers Galvanographie weite Verbreitung erreichte. In den nächsten Jahren erhielt die Kirche der Philippiner-Kongregation zu Gostyn (Posen) ihren Bilderschmuck, wozu F. die Kartons in der Winterzeit zu München zeichnete, welche in den folgenden drei Sommern (1865—67), unter Assistenz des weniger bekannten Nikolaus Baur zur Ausführung gelangten, darunter die grandiosen Gestalten der »Kirchenväter«, eine innige »Anbetung der heiligen drei Könige«, eine »Darbringung im Tempel« und der durch Schönheit der Linien und innige Ergriffenheit ausgezeichnete »Tod der heiligen Jungfrau« (wozu die sorgfältig gezeichneten Entwürfe noch auf der retrospektiven Münchener Kunstausstellung [1908] zutage traten). Weiter folgten eine sinnige »Allegorie« in den Arkaden des südlichen Münchener Camposanto an Dr. Harters Familiengruft; eine Personifikation der »Sieben ritterlichen Tugenden« (*»Probitates«*), nebst den vier »Jahreszeiten« im Ahnen- und Speisesaal des Fürsten zu Wolfegg, eine Serie von Märchen im Palais Schwab zu Wien und ähnliche, anmutige Arbeiten. Inzwischen entstanden viele Altarbilder, Kartons und Zeichnungen zu Glasgemälden, teilweise auch im Auftrage Ludwig II. für die Hofkirche der k. Residenz; auch staffierte F. ein großes das Bankett der Sankt Georg-Ritter darstellendes Aquarell Friedrich Eibners mit zahlreichen Porträtfiguren, ebenso assistierte er seinem Schwager Wilhelm Hauschild bei dem imposanten Bilderschmuck im Thronsaal des Schlosses Schwanstein. Nur wenige von F.s Schöpfungen gelangten durch Photographie in die Öffentlichkeit. Dagegen fanden viele seiner früheren religiösen Genrebilder und Idyllen in kleinen Stahlstichen von Kracker, Barfus u. a. durch den Verlag von G. Manz in Regensburg, die weiteste Verbreitung. Sie trugen die Signatur gewissenhaft durchgebildeter Form und idealer Schönheit: Die Kunst galt ihm als ein heiliger, lebenveredelnder Beruf. — Als Epigone von Cornelius und Heinrich Heß, ein getreuer, dankbarer Schüler des in feierlicher Haltung und Faltenwurf dahinschreitenden Schraudolph-Stiles, hatte er einen großen Teil der grandiosen Ära König Ludwig I. mit erlebt und hielt diese artistischen Traditionen in höchsten Ehren. F. war die lebendige Chronik jener nur zu schnell verrauschten schönen Zeit und besaß eine Fülle von Erinnerungen, die er anmutend und bereitwillig erzählte; leider ist davon nichts schriftlich aufbehalten. Der neueren darauf folgenden stark realistischen und in ihren Auswüchsen oft höchst unschönen Strömung gegenüber verteidigte er mit streng historischem Gerechtigkeitsgefühl seine Position, bereitwillig die wohlberechtigten Ansprüche der Neuzeit anerkennend. — Durch zwei Dezennien führte F. umsichtig die Vorstandschaft des nun schon vor fünfzig Jahren begründeten Vereins zur Pflege der christlichen Kunst. Als ergänzender Gegensatz zu dem tiefen Ernst seiner Schöpfungen trat sein goldener, nie versagender Humor bei jeder Gelegenheit, bei allen damaligen Künstlerfesten, bei den Faschings- und Maienspielen »Jung-Münchens« mit dramatischen Inszenierungen vielfarbig und werktätig hervor, ein beneidenswertes Theaterblut beweisend, auch bei verschiedenen ernstklassischen Privataufführungen im k. Residenztheater, wo ihm ob seiner bühnen-

gerechten Sprache und des reif durchdachten Spieles Auszeichnung zuteil und Anerbietungen von hochstehenden Dramaturgen gemacht wurden, sich ganz der heroischen Bühnenlaufbahn zu widmen. F. aber blieb seiner Palette getreu, entsagte dem Kothurn, um auf den leichtbeschwingten Soccus einer unverwüstlichen Laune seine Überraschungen, auch noch in späteren Freundeskreisen, bei den Familienabenden und den Ehrentagen der »Kunstgenossenschaft« und des »Sängerverein« ausströmen zu lassen, wofür ihm aus Anlaß des achtzigsten Wiegenfestes volle Vergeltung in treuer, unverbrüchlicher Freundschaft erblühte. — Sein schöner, feinmodellierter Kopf wurde häufig von Plastikern und Porträtmalern gesucht, zuletzt noch von Fritz Steinmetz-Noris und Leo Samberger. F. fand, von einem Automobil angerannt, unerwartet den Tod. Auktion seines Nachlasses bei Mössel, 7. Februar 1908.

Vgl. C. v. Spruner, Wandbilder des Bayer. Nat.-Museums 1868, S. 4, 522, 611; Fr. v. Bötticher 1891, Bd. 1, S. 320; Nekr. in: Die Christl. Kunst, 1. Juli 1908, S. 239 ff.; Kunstvereinsbericht f. 1908, S. 16; Max Fürst u. Franz Wolter: Festschrift d. Vereins f. Christl. Kunst 1910, S. 35, 48, 139.

H y a c. H o l l a n d.

David, Anton Johann Ludwig P a s c a l, Chefredakteur der Straßburger Post, * 8. Dezember 1850 zu Düren (Rheinprovinz), † 27. März 1908 zu Straßburg i. E. — Einer ursprünglich im Elsaß ansässigen katholischen Familie entsprossen, Sohn eines königlich preußischen Forstadministrators, trat D. nach Erlangung des Gymnasialreifezeugnisses in den Postdienst ein. Nach mehrjähriger praktischer Dienstleistung wurde er am 1. April 1876 zum kaiserlich deutschen Postamte in Konstantinopel versetzt, dessen mit besonderer Sorgfalt ausgewählte Beamte über eine große Fähigkeit im Erlernen und Beherrschen fremder Sprachen verfügen mußten, ein Talent, das bei D. besonders stark entwickelt war. Er blieb dort bis zum Herbst 1879. Seine Briefe und Stimmungsbilder aus Konstantinopel, die in der Kölnischen Zeitung zum Abdruck kamen, zeigten schon von Anfang an bedeutende journalistische und literarische Qualitäten und lenkten die Aufmerksamkeit des Verlegers Schultze und des Chefredakteurs Dr. Schmits auf den Verfasser. Auch erwarb er sich durch eifriges, häufig mit großer persönlicher Gefahr verbundenes, Studium des Volkslebens eine genaue Kenntnis der mohammedanischen Anschauungen, Gebräuche und Sitten. Infolge eines Konfliktes mit dem Reichspostamte zurückberufen und durch eine Strafversetzung nach Bromberg gemäßregelt, schied D. im März 1880 aus dem Postdienste aus und trat in die Redaktion der Kölnischen Zeitung ein, an deren Spitze als Verleger inzwischen August Neven Du Mont getreten war. In dieser Stellung tat er sich durch politischen Scharfblick und bedeutende Arbeitskraft derart hervor, daß er schon 2 Jahre später als Chefredakteur der vom Verlage der Kölnischen Zeitung begründeten Straßburger Post berufen werden konnte. Durch die kluge und maßvolle, stets auf das Erreichbare gerichtete, konsequente, jeder sprunghaften Politik abholde Haltung des von ihm geleiteten Blattes wußte D. der ungeheuern Schwierigkeiten, mit denen eine unabhängige deutsche Zeitung in Elsaß-Lothringen zu kämpfen hatte, Herr zu werden und die Straßburger Post zu einem wichtigen, von Regierung, Volk und Volksvertretung gleichmäßig beachteten, Faktor im politischen Leben des Reichslandes zu machen. Während der Regierungszeit

des ersten Statthalters, Feldmarschalls von Manteuffel, stand D. in scharfer Opposition zur Regierung, da er die mit halben Maßregeln arbeitende, auf persönliche Augenblickserfolge ausgehende, die für die Zukunft vorsorgende Kleinarbeit verschmähende, persönliche Politik des Statthalters als der Sache des Deutschtums schädlich erkannte. Der Ausfall der Septennatswahlen 1887 bewies, wie richtig D. geurteilt, und führte zu einem vollständigen Systemwechsel in Gesetzgebung und Verwaltung. Gegenüber allem Stürmen und Drängen, gegenüber voreiligem Optimismus wie mutlosem Pessimismus vertrat D. die Anschauung, daß ein Völkerverschmelzungs-Prozeß, wie er im Reichslande vor sich geht, zu seiner Vollendung nicht einige Jahre, sondern mehrere Jahrzehnte brauche, daß nicht wir, sondern erst kommende Generationen sein Ende erleben, seine Früchte ernten werden. Für seine Haltung in allen Fragen der reichsländischen Politik stellte D. den Grundsatz auf: »Den Freunden Freund, den Lauen gegenüber kalt, den Feinden Feind!« Im Hinblick auf die der deutschen Verwaltung im Reichslande entgegenstehenden Schwierigkeiten ließ D. die kritische Seite seiner journalistischen Tätigkeit etwas zurücktreten, wußte jedoch dabei seine volle Unabhängigkeit jederzeit zu wahren. D. besaß in hohem Maße alle die Eigenschaften, die den vollendeten Journalisten ausmachen: umfassende Bildung und Welterfahrung, vielseitige geistige Interessen, große Menschenkenntnis, glänzenden Stil, ein nie versagendes Gedächtnis, die Fähigkeit, sich in jede Materie schnell und sicher einzuarbeiten, neue Quellen zur Tagesgeschichte zu erschließen und restlos zu erschöpfen, feines Taktgefühl und unbedingte Diskretion. Auf einem außergewöhnlich expoinerten Posten stehend, hatte er viele Gegner: seine Stellungnahme in den Kämpfen für und wider Bismarck nach dessen Entlassung wurde von alldeutscher Seite herb getadelt; die französisch gesinnten Elemente, die sich mit den neuen Verhältnissen in Elsaß-Lothringen nicht versöhnen wollten, haßten und fürchteten ihn wegen der Unerschrockenheit und Unerbittlichkeit, mit der er der politischen Brunnenvergiftung entgegentrat. Seine Eigenschaften als Politiker und Journalist aber wurden von Freund und Feind, von allen Parteien ohne Ausnahme anerkannt und verschafften ihm im Verein mit der Lauterkeit seines Charakters, seiner persönlichen Liebenswürdigkeit und Hilfsbereitschaft gegen jedermann im Laufe der Zeit eine ganz einzigartige Stellung unter den deutschen Journalisten, einzigartig wie die Laufbahn, die er vom jungen Postbeamten zum Leiter einer der bedeutendsten deutschen Zeitungen zurückgelegt hatte. In erhebender Weise trat dies zutage bei der Jubelfeier der Straßburger Post im April 1907 und namentlich bei seinem nach langer qualvoller Krankheit durch ein Herzleiden herbeigeführten Tode. — Die bedeutenderen deutschen Zeitungen aller Richtungen, von der äußersten Rechten bis zur Sozialdemokratie, widmeten ihm mehr oder weniger eingehende Nachrufe, unter denen der der Straßburger Post Nr. 337, 28. März 1908, hervorzuheben ist. — Eine Auswahl der Konstantinopeler Briefe (mit Portrait) erschien nach seinem Tode im Verlage von Josef Singer, Straßburg i. E., 1909.

Quelle: »Pascal David und die politische Entwicklung Elsaß-Lothringens 1882—1907«. Von Martin Berger (München 1910, J. F. Lehmanns Verlag).

Martin Berger.

Zeller, Eduard, Universitätsprofessor der Philosophie, * d. 22. Januar 1814 in Kleinbottwar (bei Marbach), † d. 19. März 1908 in Stuttgart. — Am 19. März 1908 ist Eduard Zeller zu Stuttgart, wo er seit 1894 ein *otium cum dignitate* verbracht hat, im Alter von 94 Jahren gestorben. Vier Jahre zuvor haben die Festlichkeiten und Auszeichnungen zu seinem neunzigsten Geburtstag noch einmal Zeugnis abgelegt von dem hohen Ansehen und der allgemeinen Verehrung, die der greise Gelehrte weit über den Kreis seiner nächsten Fachgenossen hinaus genoß; mit Recht hat man ihn bei diesem Anlaß mit Ranke und Mommsen, mit Helmholtz und Virchow zusammengestellt, an Jahren hat er sie alle, auch Ranke, den ältesten von ihnen, weit hinter sich gelassen.

Den äußeren Gang seines Lebens hat er uns selber erzählt in den lebenswürdigen »Erinnerungen eines Neunzigjährigen«, die bald nach seinem Tode, zunächst als Gabe für den engeren Kreis der Freunde bestimmt, im Druck erschienen sind. Wir können uns darüber kurz fassen, denn es war — nehmt alles nur in allem! — ein schlichtes deutsches Gelehrtenleben mit wenig äußerlich Bemerkenswertem, dafür aber um so reicher an innerem Gehalt und um so köstlicher durch die Fülle der Arbeit, die darin geleistet worden.

Geboren ist Eduard Zeller am 22. Januar 1814 zu Kleinbottwar in der Nähe von Marbach, wo sein Vater 42 Jahre lang erst Stabsamtmann, dann im Dienste des Geheimrats v. Kniestadt gutsherrschaftlicher Rentamtman gewesen ist. Die Eltern waren tüchtige Menschen. »Eine aufrichtige, aber durchaus praktisch gerichtete, in dogmatischer Beziehung weitherzige und duldsame Frömmigkeit bildete den festen Untergrund ihrer Lebensführung.« Die gesunde, kräftige und kräftigende Luft des Rationalismus also, der alle religiösen Übertreibungen und alle bloß äußerlichen Religionsübungen ablehnte und es dafür mit der Pflichterfüllung um so strenger nahm, war es, die den Knaben im Elternhaus umgab. Und auch hier ging neben des Vaters ernstem Führen das lebhafteste Temperament und das weiche Gemüt der Mutter mildernd und Frohsinn um sich verbreitend einher; ihr stand dieser Sohn, das achte unter ihren neun Kindern, besonders nahe. Schon als kleines Kind hing er mit großer Zärtlichkeit an ihr und sie vergalt diese Anhänglichkeit mit einer Liebe, durch die sie sich selbst dem Verdacht aussetzte, ihn ein wenig zu bevorzugen. Inmitten der zahlreichen Geschwisterschar, aus der sich neben ihm später noch andere der Brüder in geistlichen und weltlichen Ämtern seines schwäbischen Heimatlandes hervorgetan haben, wuchs Eduard fröhlich und kräftig heran, von Anfang an ganz selbstverständlich gleich einem älteren Bruder zur theologischen Laufbahn bestimmt, die ja in Württemberg ihren vorgezeichneten Gang durch Seminar und Stift zu nehmen hat. Dieser Weg aber führt durch die enge Pforte des zu jener Zeit noch dreimaligen »Landexamens«, und deshalb mußte der Knabe frühe schon, mit acht Jahren, aus dem Elternhaus fort einer der Lateinschulen übergeben werden, die sich der Vorbereitung auf diesen Konkurs mit besonderem Eifer und Geschick unterzogen. Im Haus und in der Schule des Präzeptors Scheid in Backnang hat es Zeller gut getroffen, und da er ein begabter und leicht lernender Knabe war, hat er auch die Anstrengung dieses allzufrüh einsetzenden Drills ohne nachteilige Folgen für seine Gesundheit auf sich nehmen können. Seine Lieblingsfächer waren hier schon Griechisch und Geschichte, so berichtet er selber. Daß er dann im Frühjahr 1827 vor dem Eintritt in die klösterliche Stille des Seminars noch ein halbes Jahr in

Stuttgart das Gymnasium besuchen durfte und dabei allerlei größere Verhältnisse und interessantere Menschen kennen lernte, als dies in dem kleinen Backnang möglich war, hat er selbst mit viel Befriedigung als Wohltat und Vorzug empfunden. Das Landexamen zu bestehen, machte ihm natürlich keine Schwierigkeit, und in die Einsamkeit Maulbronn und in die strenge Disziplin des damaligen Klosterlebens fand sich der fleißige Junge ohnedies leicht. Das freundschaftliche Verhältnis zu einem seiner Lehrer, dem Repetenten Albert Binder, trug dazu von Anfang an nicht wenig bei. Unter den Kameraden war neben ihm der begabteste Hermann Kurz, der bekannte Dichter von »Schillers Heimatjahren« und den »beiden Tubus«, dem Zeller im Seminar auch besonders nahe stand. Bedeutsam war, daß hier in Maulbronn einige Sommermonate hindurch David Friedrich Strauß als Professoratsverweser sein Lehrer gewesen ist: so knüpfte sich schon damals jenes Freundschaftsband, das sich dann ein ganzes Leben lang haltbar und fest erwiesen hat. Als Lehrer fesselte ihn Strauß durch die Klarheit und Lebendigkeit seines Unterrichts, Eigenschaften, die ihm dann freilich noch mehr auf dem Katheder in Tübingen entgegentraten.

Im Herbst 1831 bezog Z. als Angehöriger des evangelisch-theologischen Seminars die Universität Tübingen. Wie in Maulbronn, so fand er sich auch hier ohne Mühe zurecht und empfand auch die Beschränkungen, die dem Stiftler damals noch mehr als heute auferlegt waren, nicht so drückend, daß er sich dadurch den Genuß der Universitätsjahre hätte verkümmern lassen. Von den Lehrern fesselte ihn in seinen ersten philosophischen Semestern neben Strauß, der die Hegelsche Philosophie von Berlin mitbrachte und sie als ihr erster Apostel in Tübingen lehrte, besonders Uhland, in dem er nicht bloß den Dichter und geistvollen Lehrer, sondern vor allem auch den charaktervollen und unabhängigen Menschen verehrte. Als die württembergische Regierung dem freisinnigen Mann den Urlaub für den Landtag verweigerte und Uhland darauf mit der Niederlegung seiner Professur antwortete, haben ihm die Studenten einen Ehrenbecher überreichen lassen durch eine Deputation, an deren Spitze Z. das Wort zu führen hatte.

Im vierten Semester ging es von der Philosophie zur Theologie. Der Führer hier war Ferdinand Christian Baur, dessen Einfluß auf Z. alsbald bestimmend geworden ist. So reihte er sich von Anfang an in die Tübinger Schule ein, wenngleich Baur's Untersuchungen über das Neue Testament und das Urchristentum damals noch lange nicht so weit gingen und noch nicht zu so umfassenden und allseitig gesicherten Ergebnissen führten, wie es um ein Jahrzehnt später der Fall war. Hat doch Z. erst Baur auf die Unvereinbarkeit der Berichte über das sogenannte Apostelkonzil im 15. Kapitel der Apostelgeschichte und im 2. Kapitel des Galaterbriefs aufmerksam gemacht. In diesem seinem Lehrer trat ihm die eigenartige Verbindung von großzügigem historischem Sinn und spekulativer Tiefe besonders imponierend entgegen; sie gab auch seiner Art, geistigen Strömungen und Entwicklungen nachzugehen und sie konstruktiv nachzuschaffen, soweit dazu nicht schon durch das Studium der Hegelschen Philosophie der Grund gelegt war, Vorbild und Richtung. Der kritische Geist war dabei die Lebensluft, die den jungen Mann umgab und in der er atmete und sich wohl fühlte: etwas wie einen Bruch oder eine geistige Umwälzung bedurfte es bei diesem klaren, kühlen Kopfe nicht; auch war er ja an freieres Denken schon vom Elternhaus her gewöhnt. Und aus dem Eigenen kam dann

noch jene Andacht zum Kleinen hinzu, eine in Schwaben nicht eben häufig zu findende Akribie in philologischer Einzelarbeit, die den philosophischen auf das Ganze und in die Tiefe gehenden Zug in ihm glücklich ergänzte. So hat er sich nicht bloß über den Gegensatz zwischen Juden- und Heidenchristentum in weiten und großen Zusammenhängen seine Gedanken gemacht, sondern ebenso gewissenhaft auch über den Wörternvorrat der neutestamentlichen Schriftsteller statistische Tabellen angelegt.

Nachdem er in seinem letzten Studienhalbjahr mit Freund Strauß, dem er während dessen Repetentenzeit im Stift nur immer näher gekommen war, das Erscheinen des »Lebens Jesu« und die Enthebung vom Tübinger Lehramt in voller wissenschaftlicher und menschlicher Anteilnahme durchlebt hatte, beschloß er das theologische Studium durch eine gründliche Zusammenfassung der Ergebnisse seiner bisherigen Arbeit und durch ein glänzendes Examen mit der damals schon selten gewordenen Note Ia. Doch blieb er zunächst noch ein Semester in Tübingen, um die griechische und vor allem die platonische Philosophie gründlich zu studieren, da er überzeugt war, daß sie nicht nur an der Fortbildung, sondern auch schon an der Entstehung der christlichen Religion einen viel größeren Anteil habe, als man bis dahin gewöhnlich angenommen hatte. Die Frucht dieses Studiums war eine größere Arbeit über »Philosophie, Platonismus und Christentum«, in der sich der Zusammenhang und der Übergang vom Theologen zum Philosophen bereits ankündigte. Nach kurzen kirchlichen Dienstleistungen als Vikar in Nellingen (bei Eßlingen) und nachdem er sich — nicht wie er wollte, durch eine Dissertation über Platons Gesetze, sondern durch eine ältere Preisarbeit über die Beziehungen zwischen Griechenland und Ägypten bis auf Herodot — zuvor noch den Doktorhut in Tübingen erworben hatte, trat er im Herbst 1836, begleitet von seinem Freund Gustav Bockshammer (gestorben als Präsident des Studienrats in Stuttgart) die übliche Kandidatenfahrt nach Berlin an, wo er wohl empfohlen von den süddeutschen Hegelianern, vor allem von Strauß, bei Marheineke und Gans, bei Vatke und Hitzig und im Hause von Hegels Witwe freundliche Aufnahme fand. Da Hegel und Schleiermacher tot waren, hatte der Schüler von Baur und Strauß für sein eigentliches Studium in Berlin freilich nicht allzuviel mehr zu lernen.

Nach der Rückkehr in die Heimat, wo inzwischen sein Vater gestorben war, und nach kurzer Verwendung erst im Kirchendienst als Vikar in Tübingen, dann im Schuldienst als Repetent am Seminar zu Urach, kehrte er im Mai 1839 als Repetent ins Stift nach Tübingen zurück. Der Historiograph des Repetentenkollegiums aus jener Zeit hebt mit Stolz hervor, daß Z. in das Kollegium venerabile einen solchen »Glanz« schon mitgebracht habe, wie vor ihm noch keiner; waren doch unmittelbar vor seinem Eintritt seine »Platonischen Studien« erschienen, die auf jene Arbeit seines letzten Tübinger Semesters zurückgingen, und hatte er sich überdies als Mitarbeiter der Berliner und der Halleschen Jahrbücher bereits einen angesehenen und als Kritiker teilweise sogar schon einen gefürchteten Namen gemacht. Daneben aber rühmt derselbe Berichtstatter an ihm den wohlthätigen Einfluß seiner »Familientugend, der Sophrosyne«, die er also jung schon sich erworben hatte und die sich schon damals im Verkehr mit Menschen glücklich und spürbar betätigte. Wissenschaftlich aber begnügte er sich nicht mit dem sozusagen angeborenen Recht des Stiftsrepe-

tenten, Vorlesungen zu halten, sondern erwarb sich schon 1840, gestützt auf den Erfolg, den er von vornherein als Dozent gehabt hat, den besseren Rechtstitel zur *venia legendi* durch die Habilitation als Privatdozent der Theologie an der heimischen Universität.

Sieben Jahre lang ist Z. in dieser bescheidenen Stellung geblieben oder belassen worden, obgleich er sich nicht nur seit 1842 als Herausgeber der »Theologischen Jahrbücher«, des führenden Organs der Tübinger Schule und der geistvollsten theologischen Zeitschrift aller Zeiten, sondern auch durch das Erscheinen des ersten Bandes seiner »Philosophie der Griechen« im Jahre 1844 längst schon den Ruhm eines der bedeutendsten Kritiker und Gelehrten auf theologischem und philosophischem Gebiet zugleich erworben hatte. Tübingen hatte für ihn keinen Platz, er war der im Lande herrschenden pietistischen Partei- richtung und der von ihr beeinflussten Regierung ein Dorn im Auge, war zu freidenkend, zu kühn und zu voraussetzungslos, um auch nur als philosophischer Extraordinarius in Tübingen festgehalten zu werden. Dem Meister und Haupt der Schule, Baur selbst, konnte man ja nicht beikommen, ihn schützte als Ordinarius damals schon die akademische Lehrfreiheit; dafür traf man ihn in seinen Schülern: Strauß wurde »removiert«, Vischer suspendiert, Zeller und Schwegler ignoriert und systematisch übergangen. Immerhin waren es schöne Jahre, die Z. in Tübingen verlebt hat, und gerne hat er an den geist- sprühenden Kreis zurückgedacht, der sich allabendlich unter der anerkannten Führung Vischers zu belebtester Unterhaltung versammelte und in dem Z. selber eines der lebendigsten, angeregtesten und anregendsten Mitglieder war.

Aber natürlich griff er doch mit Freuden nach der ersten sich ihm bieten- den Gelegenheit und folgte 1847 einem Ruf nach auswärts — als Professor der Theologie nach Bern. Einen Augenblick schien es, als sollte es mit und bei dieser Berufung ähnlich gehen wie acht Jahre vorher mit der Berufung Straußens nach Zürich: dem Züriputsch analog entfachten die Berner Pietisten einen »Zellerlärm«, der hier wie dort in erster Linie der radikalen Regierung galt. Allein anders als in Zürich behauptete sich diese gegen den Sturm, und so blieb es bei der Berufung Z.s, die ihm um so willkommener war, als er sich noch vor seiner Übersiedelung in die Schweiz mit der ebenso tempe- ramentvollen wie geistig hochstehenden Tochter seines verehrten Lehrers, Freundes und Kampfgenossen Baur verlobt hatte. Am 22. Juni 1847 hat Vater Baur das Paar getraut. 57 Jahre lang stand ihm dann die Gattin als treue, verständnisvolle Gefährtin zur Seite, und darum ist es für den Neunzigjährigen ein besonders harter Schlag gewesen, als sie ihm am 14. Mai 1904 durch den Tod entrissen wurde. Er ist in seiner Familie nicht der einzige geblieben, wiederholt hat Zeller erfahren müssen, daß Leben auch Leiden ist, und sich im Tragen und Ausharren von Schwerem und Schwerstem zu beweisen und zu bewähren gehabt. Zunächst aber waren es zwei glückliche Jahre, die er erst als Extraordinarius, dann als ordentlicher Professor der Theologie in der Schweiz verbracht hat. Mit Beziehung auf ihn und diesen seinen Aufenthalt in Bern hat Vischer später das schöne Wort gesprochen: »In Schweizerluft eine Zeit als tätiger Mann gelebt zu haben, noch kein Deutscher von gesundem Geistes- nerv hat es bereut«.

Aber die großen Tage der deutschen Revolution brachten auch Z. den Ruf zur Heimkehr in das deutsche Vaterland. Freilich nicht in die schwäbische

Heimat, wie er es sich wohl am meisten gewünscht und wie er es am ersten verdient hätte, sondern nach Kurhessen, wo ihn das dortige Märzministerium für Herbst 1849 als Professor in die theologische Fakultät nach Marburg berief. Allein zwischen Lipp' und Kelchesrand schien diese Wendung seines Geschicks noch einmal rückgängig gemacht werden zu sollen. Die Reaktion hatte inzwischen wieder Oberwasser, und der Kurfürst, für den ein gegebenes Versprechen niemals ein Grund gewesen ist, etwas zu tun oder zu lassen, war auf Vilmars Anregung hin nicht geneigt, Zellers Berufung zu vollziehen. Da fand sich nach langem Harren und Bangen in letzter Stunde noch ein Ausweg: Z. wurde statt in die theologische in die philosophische Fakultät versetzt — »ohne sein Zutun, aber nicht im Widerspruch mit seiner Neigung«. Was bei manchen anderen, katholischen wie protestantischen Theologen um ihrer selbst willen und noch weit mehr im Interesse des Faches, das sie nun vertreten sollten, ein Bedenkliches und Verwerfliches, ein recht übler Notbehelf gewesen ist, das war bei Z. sachlich durchaus möglich und berechtigt und gereichte beiden, dem Philosophen und der Philosophie, nur zum Gewinn. Der Kritiker der Apostelgeschichte war ja ebenso auch der Verfasser der Philosophie der Griechen, als solcher hatte er den Befähigungsnachweis für das philosophische Lehramt durchaus erbracht, und er hat sich dann 45 Jahre lang als ein Meister auch in diesem seinem neuen Fach ausgewiesen und bewährt. War es in Tübingen der Kreis derer um Baur, dem sich Z. vor allem angeschlossen hatte, so waren es in Marburg der Theologe Gildemeister und der Historiker Sybel, denen er menschlich und politisch besonders nahe kam, namentlich mit dem ersteren verknüpften ihn Bande wirklicher Freundschaft. Daß er 1859 im Komitee zur Schillerfeier mit Vilmar einträchtig zusammentagte, war für Marburg eine Art Ereignis. Die Gründung eines segensreich wirkenden Armenvereins verschaffte ihm bei seinem Abgang das Ehrenbürgerrecht der Stadt.

In einen größeren Wirkungskreis und erfreulichere öffentliche Zustände brachte ihn 1862 die Berufung nach Heidelberg, wo er auch sofort mit seiner programmatischen Antrittsvorlesung über »Bedeutung und Aufgabe der Erkenntnistheorie« der Philosophie einen neuen Weg, den Weg »zurück zu Kant« vorzeichnete. Es war dies auch für sein eigenes Denken eine epochemachende Wendung, bedeutete den Bruch mit der Hegelschen Spekulation, an die er sich zuerst als Theologe und Glied der Tübinger Schule, dann ebenso auch in seinen philosophischen Anfängen frei zwar, aber doch eng und scheinbar ganz fest angeschlossen hatte, bedeutete das Eingehen auf die empiristische und realistische Strömung der Zeit überhaupt. In den Zerwürfnissen der Heidelberger Professoren, in denen Partei ergriffen werden mußte, als Rektor der Universität, als ihr Vertreter in der badischen Ersten Kammer, als Doktor ihrer theologischen Fakultät — überall stellte er seinen Mann und überall wurde sein Name mit Ehren genannt. Hier habe auch ich ihn zum ersten Mal kennen gelernt und seine lebenswürdige Selbstverständlichkeit, die auch dem Jüngeren und noch nicht Bekannten so menschlich entgegenkam, dankbar auf mich wirken lassen. Politisch stand er in der entscheidungsvollen Zeit vor Königgrätz nicht wie sein Freund Strauß von vornherein auf der Seite Preußens: mit Wattenbach und Gervinus war er eifrig für das Recht der deutschen Stämme an der Nordsee eingetreten und hatte deshalb im ersten Augenblick die Lösung, die die schleswig-holsteinische Frage durch Bismarck fand, mit seinem Rechtsgefühl

nicht vereinigen zu können geglaubt. Bald genug freilich hat dann auch er die Bedeutung und Größe Bismarcks voll begriffen und gehörte hinfort zu dessen begeistertsten Bewunderern und Verehrern.

1872 kam der Ruf nach Berlin, wo kurz vorher mit Falk in das Kultusministerium ein neuer freier Geist eingezogen war. Z. nahm es nicht ganz leicht, die schöne Neckarstadt mit der nervenzermürenden Großstadtluft zu vertauschen. Aber seine zähe Natur war auch ihr gewachsen, und gewachsen war er dem Berliner Leben überhaupt, so daß selbst solche, die sonst weniger freundlich von süddeutscher Art dachten und urteilten, über seine geistige »Lebendigkeit und Mitteilsamkeit« staunten und seine volle Gleichberechtigung anerkennen mußten. Daß er auch mit schnabelschnellen Berlinerinnen fertig zu werden wußte, davon hat er uns in den »Erinnerungen eines Neunzigjährigen« selbst ein köstliches Beispiel erzählt. Durch das wirre Getriebe der Parteien und Coterien, das, wie in Berlin überhaupt, so auch an der dortigen Universität und Akademie oft recht unerfreuliche Formen annimmt, schritt der schlichte Mann unberührt, gesund an Leib und Seele hindurch und alle bezeugen, daß er auch hier wieder durch seine kluge Sophrosyne vielfach ausgleichend, vermittelnd und versöhnend gewirkt habe. Und wieder war es wie in Heidelberg ein reicher Kreis von bedeutenden Menschen der verschiedensten Art, unter denen sich Zeller als ein Ebenbürtiger bald heimisch fühlte: ich nenne nur Curtius und Mommsen, Sybel und Helmholtz und die Landsleute Dillmann, Dorner und Otto Pfeleiderer. Zu dem Wertvollsten, was ihm Berlin gegeben hat, rechnete er namentlich die Teilnahme an der »Gräka«, der er viel wissenschaftliche Anregung und eine willkommene Gelegenheit zur Pflege erfreulicher persönlicher Beziehungen zu danken hatte. Auch am kronprinzlichen Hof war er ein gerngesehener Gast. Die Kronprinzessin (die spätere Kaiserin Friedrich) war ihm besonders zugetan; für ihre freigeistigen Äußerungen berief sie sich mit Vorliebe auf Z. Umgekehrt rühmt er ihr in seinen Lebenserinnerungen Wißbegierde und Wahrhaftigkeit, Ehrlichkeit und Bescheidenheit als Grundzüge ihres Wesens nach und macht damit an seinem Teil gut, was die Deutschen im Jahre 1888 an der »Engländerin« mißgetan und verbrochen haben. Mit vollem Recht ist Zellers Büste an dem Denkmal der Kaiserin Friedrich in Berlin angebracht worden.

Daß er alsbald auch Mitglied der Akademie wurde, versteht sich von selbst; mehr noch wollte es besagen, daß ihm 1877 der Orden *pour le mérite* und 1882 der bayrische Maximiliansorden für Wissenschaft und Kunst verliehen, er nach und nach zum Doktor aller vier Fakultäten kreiert und zum Mitglied einer ganzen Reihe von auswärtigen Akademien und wissenschaftlichen Gesellschaften ernannt und ihm im Jahre 1878 auch in Berlin wieder das Rektorat der Universität übertragen wurde. Zweiundzwanzig Jahre hat er so als erfolgreicher Lehrer, als gewissenhafter und milder Examinator, als hochangesehener, einflußreicher Akademiker und als allgemein beliebter Kollege auch hier wieder eine umfassende und fruchtbare Tätigkeit entfaltet; tausende und abertausende sind als Hörer zu seinen Füßen gesessen und haben den freilich nicht auf den geistreichen Berliner Ton gestimmten, aber durch und durch soliden, den niemals rhetorischen, aber in ihrer Schlichtheit um so überzeugender wirkenden Worten des gelehrten Mannes gelauscht und neben reicher Belehrung einen tiefen Eindruck von der Echtheit und edeln Würde

eines solchen ganz nur der Erforschung der Wahrheit gewidmeten Lebens mit davongenommen.

Bis zu seinem achtzigsten Jahre blieb Z. auf seinem Posten; dann trat er im Gefühl seines Alters, aber nicht des Alt- und Veraltetgewordenseins, noch einmal mit Ehren überhäuft, als Wirklicher Geheimer Rat und Exzellenz in den Ruhestand über, nicht um hinfort untätig seine Jahre zu verbringen, sondern um Jüngeren Platz zu machen und in Muße tun zu können, was ihm noch zu tun oblag und möglich war. Diese fast vierzehnjährige Ruhezeit hat er in Stuttgart verbracht, wo der einzige ihm gebliebene Sohn, Professor Dr. Albert Zeller, als Chirurg seine Heimat gefunden hatte. So kehrte Eduard Zeller zuletzt wieder gewissermaßen zu seinem Ausgangspunkt, als pensionierter Professor endlich in seine schwäbische Heimat zurück, die durch ihn weit mehr geehrt war, als er von ihr an äußerer Förderung und spät auch noch an Ehrungen aller Art erfahren hat, und doch als ein treuer Sohn Schwabens, das er in seinen besten, auch draußen in der Ferne immer festgehaltenen Eigenschaften dargestellt und würdig vertreten hat. Daß sein neunzigster Geburtstag im neuen Jahrhundert noch einmal ein großer Tag für ihn geworden ist, an dem ihm von allen Seiten gehuldt wurde, ist schon erwähnt; ebenso, daß wenige Monate darauf seine Gattin, die dem Vater geistesverwandte Tochter Baur, der er mit Recht »seltene Herzens- und Geisteseigenschaften« nachrühmen durfte, durch einen plötzlichen Tod von seiner Seite genommen wurde. Daß es nicht allzu einsam um ihn her wurde, dafür sorgten der Sohn mit seiner Familie und neben der langjährigen Hausgenossin, seiner Schwägerin Pauline Baur, die vielen Besucher von nah und fern, Bekannte aus alter und auch aus neuer und neuester Zeit.

Zeller war Theologe und Philosoph: das hat uns sein Lebensgang gezeigt, das zeigen auch seine Arbeiten. Als Theologe gehörte er zur Tübinger Schule, war er ein Schüler von Baur, ein Freund und Kampfgenosse von Strauß, und daher wie diese in erster Linie bemüht, die Anfänge des Christentums historisch aufzuhellen und seine ältesten Urkunden kritisch zu erforschen. Sein spezielles Arbeitsgebiet war das apostolische Zeitalter, dessen geschichtliche Kenntnis er durch seine scharfsinnigen Untersuchungen über Inhalt und Ursprung der Apostelgeschichte wesentlich gefördert hat. Daneben hat er, wie ihm ein anderer Meister neutestamentlicher Forschung (Holtzmann) bezeugt, »durch lichtvolle Gesamtdarstellungen und Übersichten für die Verbreitung der Tübinger Resultate innerhalb weiterer Kreise gewirkt«. Aber auch tiefer herab in der Geschichte der christlichen Kirche ist er mit seinen Forschungen gedrungen und hat dem ihm als Humanisten besonders sympathischen Systeme Zwinglis eine eingehende und tiefdringende Darstellung gewidmet. Und endlich hat er auch für die neueste Kirchengeschichte Material geliefert, nicht nur durch die ebenso pietätvollen als gerecht abwägenden Monographien über Schleiermacher, über F. Chr. Baur und die Tübinger historische Schule, über Renan und Strauß, sondern auch durch seine Vorlesungen über das Verhältnis von Staat und Kirche, die er gleich im ersten Jahre seines Berliner Lehramts gehalten und alsbald auch im Druck hat erscheinen lassen. Dabei war es ihm nicht so sehr um eine prinzipielle Auseinandersetzung dieses intrikaten Verhältnisses zu tun, als vielmehr um eine rückhaltlose Verteidigung der leitenden Gedanken des eben damals seinem Höhepunkt zustrebenden Kulturkampfes

und der Falkschen Maigesetzgebung. Veranlaßt sah er sich dazu, wie er selbst sagt, »hauptsächlich durch die Wahrnehmung, daß der Berliner Freisinn über das Wesen und die Tendenzen der katholischen Hierarchie sehr schlecht unterrichtet und nur zu geneigt war, die unveräußerlichen Aufsichtsrechte des Staates über die Religionsgemeinschaften um der vermeintlichen Religionsfreiheit willen preiszugeben«. So war die Schrift eine Gelegenheitsschrift und als solche nicht eine grundsätzliche Lösung des alten, nie gelösten Problems, sondern mehr nur ein Dokument zur Geschichte jener schicksalsvollen Tage. Und doch oder eben deshalb — wenn wir sie heute wieder lesen, blicken wir mit Neid auf jene große Zeit und auf die frische, fröhliche Art dieses Kampfes gegen die immer ultramontaner werdende und immer gleich herrschsüchtige Kirche zurück: *quantum mulatus ab illo!* müssen wir beschämt gestehen.

Auch systematisch hat sich Z. in seinen theologischen Anfängen mit theoretischen, freilich schon in das philosophische Gebiet herüberführenden Fragen beschäftigt. Seine lichtvolle Abhandlung über das Wesen der Religion in den Theologischen Jahrbüchern, die bei aller Selbständigkeit doch die Herkunft von Strauß und Feuerbach nicht verleugnen kann und will, hat vielen das Verständnis für dieses tiefste Erlebnis des Menschen erschlossen; seine Aufsätze über das Böse und die sittliche Weltordnung haben sich um die Lösung dieser schwierigsten Probleme des Daseins ernstlich bemüht und eine solche vom Hegelschen Standpunkt und vom Boden pantheistischer Diesseitigkeit aus zu geben versucht; wohl niemals ist die pantheistische Deutung dieser beiden Welträtsel glücklicher formuliert und weniger einseitig gegeben worden als hier.

Mit diesen systematischen Abhandlungen haben wir uns den Weg gebahnt zu Z.s philosophischen Leistungen, denen nun doch der Hauptteil seiner Lebensarbeit gewidmet war. Wie er von der Theologie zur Philosophie, vom Christentum zum Griechentum gekommen ist, haben wir oben schon angedeutet. Er selber hat es in seiner Antwort an die Vertreter der Tübinger Hochschule bei der Feier seines neunzigsten Geburtstages so erklärt: »Als ich meine theologischen Studien unter Baur's Leitung betrieb und zu einem gewissen Abschluß brachte, da war mir sofort die Unentbehrlichkeit der genaueren Kenntnis der Geschichte der Philosophie klar, indem ich gerade bei meiner Bemühung, das Christentum geschichtlich zu verstehen, mich überzeugte, daß es ganz unmöglich sei, dieses Ziel zu erreichen, wenn man nicht mit der einen seiner Wurzeln, mit der Kenntnis der alttestamentlichen Religion, auch die der anderen, der Entwicklung der griechischen Philosophie, verbinde. So geschah es, daß ich alsbald nach dem theologischen Examen mich ganz auf die griechische Philosophie warf«. Noch vorher freilich war es das Tübinger Stift und dessen doch immer wieder dreimal zu segnende Art von Bildung, die es seinen Zöglingen übermittelt, und in der die Philosophie die Grundlage der Theologie bildet und ganz besonders damals zur Zeit der Vor-, um nicht zu sagen der Alleinherrschaft des Hegelianismus gebildet hat; als Angehöriger des Stifts in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts, als Schüler und Freund von Baur und Strauß mußte Z. als Theologe Philosoph und mußte er Hegelianer werden. Aber daß er gerade nach Platon und überhaupt nach der griechischen Philosophie griff, das hat allerdings seinen Grund in dem tatsächlich engen Zusammenhang zwischen den Anfängen des Christentums und der hellenistischen, vielfach in Platon wurzelnden Philosophie und in der

Erkenntnis dieses Zusammenhanges in der Tübinger Schule. Darum begann er in seinen »Platonischen Studien« mit dem Studium Platons: sie bildeten ebenso wie die große Abhandlung über »die Geschichte der alten Philosophie in den letztverflossenen 50 Jahren« nur eine Vorarbeit für die umfassende Gesamtdarstellung der »Philosophie der Griechen«, die in den Jahren 1844 bis 1852 in ihrer ersten Auflage erschienen ist. 1902 hat Z. noch selber die vierte Auflage des letzten Bandes besorgt, von anderen Bänden war schon vorher eine fünfte Auflage nötig geworden. So hat ihn das Buch sechzig Jahre hindurch — ein rechtes Lebenswerk — begleitet. Und dazu kam dann noch der ebenfalls schon in neunter Auflage erschienene Grundriß der »Geschichte der griechischen Philosophie«, und kommen die vielen Aufsätze vor allem in dem von ihm gegründeten »Archiv für Geschichte der Philosophie«, die vielfach der Verteidigung einzelner Aufstellungen in seinem Hauptwerk gewidmet sind¹⁾, und eben dort auch die inhaltreichen Jahresberichte über die Erscheinungen zur griechischen Philosophie in den betreffenden Jahrgängen. Daß sich der Meister selbst einer solchen kritischen Überschau des auf diesem Gebiete Geleisteten unterzog, war ein ganz besonderes Verdienst, das ihm durch die Beachtung, mit der diese Berichte bei uns und im Auslande aufgenommen und verfolgt wurden, gelohnt worden ist.

Was Z.s Arbeiten zur griechischen Philosophie und speziell sein großes, etwa 5000 Seiten umfassendes Hauptwerk auszeichnet, ist die ganz einzigartige Verbindung von subtilster philologischer Gründlichkeit, die an jeder wichtigeren Stelle, an jedem bedeutungsvolleren Wort ihre Goldschmiedekunst bewährt, und von wahrhaft philosophischem Verständnis für den Gedankeninhalt und den Zusammenhang der Systeme, die er aus dem Geist ihrer Urheber heraus scharfsinnig nachkonstruiert und als künstlerisch abgerundetes Ganzes zur Darstellung bringt. Dadurch ist dieses Werk das *Standard Work* geworden für unsere Kenntnis und unser Verständnis der griechischen Philosophie, auf das man immer wieder zurückgreifen und von dem man immer wieder ausgehen müssen. Daß seine Resultate nicht für alle Zeiten feststehen, nicht überall das letzte Wort bedeuten, das hat, auch wenn man von der bereits vorhandenen und noch zu erwartenden Papyrusliteratur absieht, schon jetzt die oft gereizte Polemik gezeigt, in die Z. noch zu Lebzeiten verwickelt worden ist, und ein Buch wie die »Griechischen Denker« von Theodor Gomperz beweist, daß man auch auf diesem Arbeitsfeld andere modernere Bahnen einschlagen kann als er. Aber die lieblose Art, mit der Z., nicht zum wenigsten auch von schwäbischen Landsleuten wie Edmund Pfeleiderer oder Konstantin Ritter, bekämpft worden ist, hat er nicht verdient. Auch die, die meinen, daß man über ihn hinauskommen könne und hinausgehen müsse — und jeder von uns kennt solche Partien —, sind ihm für das Grundlegende seiner Arbeit, auf deren Schultern wir alle ohne Ausnahme stehen, vollen Dank schuldig. Er hat die Geschichte der griechischen Philosophie trotz mancher Vorarbeiten doch gleichsam aus dem Nichts heraus geschaffen und sofort auch auf eine bewundernswürdige Höhe emporgehoben; die, die heute über ihn

¹⁾ Diese Abreiten alle sollen wir nun gesammelt erhalten in den »Kleinen Schriften«, von denen kürzlich (1910) der erste von drei Bänden, herausgegeben von Dr. Otto Leuze, erschienen ist.

hinaussehen, verdanken es in erster Linie doch nur »dem großen Zeller«, daß sie ihre Arbeit in dieser Weise haben tun und dabei an manchen Punkten auch über ihn hinaus haben weiter führen können. Hoch anzuschlagen war es dann noch besonders, daß der Altmeister selber durch seinen »Grundriß« die reichen Schätze des großen Werkes in kleine, handliche Münze umsetzte und sie so auch den nicht speziell Philosophie Studierenden zugänglich machte. Die vielen Auflagen beweisen, wie sehr er auch damit und darin das richtige getroffen hat. Von den mancherlei Fehden, in die ihn diese Arbeit an der griechischen Philosophie verwickelt hat, nenne ich hier nur seinen Streit mit Erwin Rohde über die Abfassungszeit des platonischen Theätet, sein Eingreifen in den Kampf um die Existenz Leukipps und seine energische Ablehnung der sprachstatistischen Methode zur Lösung der platonischen Frage gegen Konstantin Ritter.

Von ganz anderer Art als seine Philosophie der Griechen ist seine »Geschichte der deutschen Philosophie seit Leibniz«, die er für die von Maximilian II. in Bayern veranlaßte Geschichte der Wissenschaften in Deutschland schrieb und die einen der wenigen wirklich gelungenen Bände dieses groß gedachten Unternehmens bildet. War dort das Wertvollste der extensive Kleinbetrieb, der sozusagen aktenmäßig die Exaktheit der Darstellung garantiert und die Mittel zur Kontrolle immer selbst schon darbietet, so liegt der Vorzug dieses zweiten Werkes vor allem in der Kunst des Zusammenfassens und in der Übersichtlichkeit und lichtvollen Durchsichtigkeit der Darstellung. Dabei geht aber der Verfasser nicht wie Kuno Fischer durch Vereinfachung der Probleme oder durch geschickte Verwendung von Zitaten den Schwierigkeiten, sie verhüllend oder ignorierend, aus dem Weg, sondern er deckt sie, wo sie auf seinem Wege liegen, ehrlich auf und sucht sie gewissenhaft zu lösen. Eine Frucht dieser seiner Beschäftigung mit der neuen deutschen Philosophie war auch das ebenfalls aus der Berliner Zeit stammende schöne Buch über Friedrich den Großen als Philosophen (1886), das zum ersten Mal diese Seite des großen Königs im Zusammenhang darlegte und ihr reizvolles Seitenstück etwa in den sechs Vorträgen von Strauß über Voltaire finden mag.

Es ist gesagt worden, der Historiker der griechischen und deutschen Philosophie sei nur der halbe Zeller; daneben könne sich der *s y s t e m a t i s c h e P h i l o s o p h*, der Denker Zeller, sehr wohl sehen lassen. So unbedingt dürfte dem doch nicht beizustimmen sein. Der Schwerpunkt seiner Arbeit und seiner Leistungen lag fraglos im Historischen, in der kritisch scharfen Herausarbeitung und der feinsinnig nachkonstruierenden Zusammenfassung dessen, was andere gedacht und philosophiert haben. Daß dabei seine Meinung immer die gewesen ist, daß man die Geschichte der Philosophie nur zu studieren habe um der Philosophie willen und daß man an ihr selbständig denken und selbständig philosophieren lernen solle, das versteht sich von selber. Doch wenn er auch nie vergessen hat, daß die Geschichte der Philosophie nicht Selbstzweck ist, so war doch *s e i n e* Forscherarbeit vor allem diesem Mittel gewidmet, das er für andere möglichst exakt herauszupräparieren und möglichst handlich zu gestalten bemüht war. Aber daneben ist nun freilich auch ein wichtiges Ereignis in dem Entwicklungsgang der neueren deutschen Philosophie selbst an seinen Namen geknüpft. Als diese am Ende der fünfziger Jahre ihren Tiefstand erreicht hatte und sich völlig ohnmächtig und unfähig zeigte, dem materialistischen

Ansturm Widerstand zu leisten und ein Bollwerk entgegenzusetzen, da war es Eduard Zeller, der dagegen auf die einzig mögliche und einzig wirksame Hilfe hinwies: Der Ruf »zurück zu Kant!« ist in seiner schon genannten Heidelberger Antrittsvorlesung am 22. Oktober 1862 von ihm als Losung ausgegeben worden. Es war die ausdrückliche Absage an Hegel und das offene Bekenntnis zu Kant, wenn er hier erklärte: »Unser Standpunkt ist mit einem Wort nicht der des Dogmatismus, weder des empiristischen noch des spekulativen, sondern der des Kritizismus; wir können nicht erwarten, eine Erkenntnis des Wirklichen anders als von der Erfahrung aus zu gewinnen; wir werden aber ebenso wenig vergessen, daß in der Erfahrung selbst schon apriorische Bestandteile enthalten sind, durch deren Ausscheidung wir erst das objektiv Gegebene rein erhalten, und daß die allgemeinen Gesetze und die verborgenen Gründe der Dinge überhaupt nicht durch die Erfahrung als solche, sondern durchs Denken erkannt werden«. In diesem Sinn ist »der Anfang der Entwicklungsreihe, in der unsere heutige Philosophie liegt, Kant; und die wissenschaftliche Leistung, mit der Kant der Philosophie eine neue Bahn brach, ist seine Theorie des Erkennens. Auf diese Untersuchungen wird jeder, der die Grundlagen unserer Philosophie verbessern will, vor allem zurückgehen und die Fragen, welche sich Kant vorlegte, im Geist seiner Kritik neu untersuchen müssen«. Dieser Ruf Z.s hat alsbald Widerhall gefunden — ich nenne nur Liebmann und Fr. Alb. Lange —, von ihm muß man die Selbstbesinnung und damit die Wiedererhebung der am Boden liegenden Philosophie datieren: von da an hat sie sich zu neuer Arbeit und neuer Bedeutung aufgerafft. Zeller selbst aber war bei aller Anerkennung Kants doch nicht willens, sich ihm bedingungslos gefangen zu geben: das zeigt in derselben Rede die in den Ohren unserer strengen Neukantianer übel genug klingende Fortsetzung jener eben zitierten Sätze: daß man »durch die wissenschaftlichen Erfahrungen unseres Jahrhunderts bereichert, die Fehler, welche Kant machte, vermeiden« müsse. Noch deutlicher sehen wir diesen Vorbehalt Kant gegenüber aus der schönen Abhandlung über »Begriff und Begründung der sittlichen Gesetze« (1882), in der er das gute Recht des Eudämonismus gegen die formalistische und rigorose Moral Kants sicher zu stellen sucht und siegreich verfehlt. Trotz alledem will es mir aber doch scheinen, als ob — vom Historischen abgesehen — nicht in diesen späteren erkenntnistheoretischen und ethischen Abhandlungen die Bedeutung des Philosophen Zeller liege, sondern eben doch in jenen grundlegenden Aufsätzen über das Wesen der Religion oder über die menschliche Freiheit aus den vierziger Jahren, die durchaus vom Hegelschen Pantheismus erfüllt waren, aber sich freihielten von dessen einseitigem Panlogismus und Intellektualismus und darum doch der menschlichen Freiheit im Sinne eines rationalen Willens Raum zu schaffen bemüht waren und gerade darin die durchaus diesseitig gedachte sittliche Weltordnung verbürgt glaubten. Ich jedenfalls bin von jenen früheren Arbeiten Z.s weit tiefer beeinflußt und angeregt worden als von den späteren in die zweite und dritte Sammlung der »Vorträge und Abhandlungen« aufgenommenen Abhandlungen systematischen Inhalts. In jenen zeigt sich die »Sophrosyne«, die ihm menschlich immer wieder nachgerühmt wird, in glücklichster Weise auch recht eigentlich als seine wissenschaftliche Tugend und als die Kunst, alles Extreme zu vermeiden und die Probleme nicht durch Abschwächung ihrer Schwierigkeiten, sondern durch gewissenhafteste Vertiefung in sie ihrer Lösung

entgegenzuführen, während diese selbe Sophrosyne später doch zuweilen zu einem allzu absichtlich vermittelnden *juste milieu* zu verflachen drohte. Und so kann man vielleicht sagen: als Schüler Hegels sei Z. seiner selbst gewisser und sicherer, sei in dieser Abhängigkeit und Zugehörigkeit zur Schule geradezu selbständiger gewesen, als in seinem vielbelobten Zurückgehen auf Kant, dem er doch bei aller Einsicht in die Notwendigkeit eines solchen Anschlusses mehr kritisch als in ihm lebend und aus ihm schöpfend gegenüberstand. Z. war in seiner »ersten Periode« als Hegelianer mehr Philosoph, als er es in seiner »zweiten« unter dem Einfluß von Kant gewesen ist; aber um die systematische Philosophie und ihre Weiterentwicklung hat er sich größere Verdienste dennoch erst durch dieses Zurückrufen zu Kant erworben. Das ist, möchte ich sagen, die einzige Paradoxie in dem sonst so klaren und durchsichtigen Wesen Z.s.

Oder sollte eine zweite am Ende noch in seinem Stil liegen? Bekanntlich hat Strauß in seinem gelungenen Scherz vom »Papierreisenden« den Freund auf den Mangel seines Stils an »Taille«, auf das fehlende Semikolon hingewiesen. Das war ganz richtig. Auch hat sich Z. diese Empfehlung von Semikolon und Taille von da ab gemerkt und zu Nutze gemacht. Aber in der Hauptsache blieb es natürlich doch beim Alten. Und trotzdem — Z.s Stil ist nicht bloß in seinen gelehrten Werken lichtvoll und klar, er ist in seinen »Vorträgen und Abhandlungen« auch schön, die Monographien über Baur und über Renan und Strauß hat man geradezu als »klassisch« bezeichnen können, und noch manche andere seiner biographischen und historischen Abhandlungen stehen jenen darin kaum nach. Freilich sind sie weder in der geistreich pointierten Manier Nietzsches noch in dem pathetisch-rhetorischen Brustton Treitschkes geschrieben: diese beiden mußten Z. von ihrem Standpunkt aus ebenso ablehnen, wie sie Strauß als »Philister« verhöhnt und abgelehnt haben; sondern es ist jene schlichte, einfache Schönheit, wie wir sie vor allem an Strauß bewundern, nur daß dieser dem Freund an Fülle und bildlicher Anschaulichkeit, an Grazie und »Taille« doch noch weit überlegen war. Bei Z. war es dagegen vor allem die Sache und die Sachlichkeit, die seinen Stil bestimmte, auch daraus ergibt sich, wie recht Strauß hatte, ihn schlechtweg zu den großen Gelehrten zu rechnen. Das war Z., eine durch und durch gelehrte, intellektualistische Natur, in der die Geduld und der Fleiß größer waren als die Phantasie, das Gefühlsmäßige stark zurücktrat und auch der Wille nur etwas galt, soweit er rational war. Darin liegt vielleicht seine intimste Beziehung zu Kant, dem er von Natur aus verwandter war als Goethe. Aber weil er durch seine gründliche Gelehrsamkeit seiner Sache so ganz mächtig war, sie so ganz durchdrang und durchschaute, deswegen hatte er auch das Wort für sie ganz in seiner Hand; weil ihm die Sache, von der er gerade sprach, jederzeit ganz klar war, deswegen hat auch sein Stil diese angenehme Klarheit und Durchsichtigkeit; weil er Herr der Sache war und nicht redete, ehe er es war und ohne es zu sein, deshalb besaß er auch die Herrschaft über das Wort und die Treffsicherheit des Ausdruckes dafür. So ist doch auch bei ihm der Stil der Mensch gewesen.

Denn auch als Mensch war Z. durchsichtig und klar und rein, wie wenige, eine *anima candida* oder, wie ihn Strauß einmal genannt hat, eine *anima angelica*. Das zeigte sich vor allem seinen Freunden gegenüber, denen er Treue

zu halten wußte wie selten einer. Ich denke dabei in erster Linie eben an sein Verhältnis zu Strauß, obwohl zeitweise seine Stellung zwischen dem zurückhaltenden Schwiegervater und dem darüber mit Recht empfindlichen Freunde keine ganz leichte war und obwohl er schließlich mit dem »neuen Glauben« des Freundes auch sachlich nicht in allen Teilen einverstanden sein konnte. Jenes Verhältnis zwischen Baur und Strauß hat er in seinen »Erinnerungen« noch einmal mit gerecht abwägender Billigkeit formuliert und sich mit dem Herzen auf die Seite des Freundes, mit dem Kopf auf die Baur's gestellt; und dem »alten und neuen Glauben« gegenüber hat er ohnedies nicht rechthaberisch wie Vischer in dringendster Stunde den Dissens betont, sondern furchtlos und treu den Schild über den hart Angegriffenen gehalten, ihm nach dessen Tode erst im Schwäbischen Merkur, dann in einer besonderen und besonders feinen Skizze (David Friedrich Strauß in seinem Leben und seinen Schriften 1874) ein biographisches Denkmal gesetzt und darin bei allem sachlichen Vorbehalt voll Respekt auch von diesem letzten »Bekenntnis« des alten Kampfgenossen gesprochen; und endlich hat er 21 Jahre nach Straußens Tod diesen durch die Herausgabe seiner »ausgewählten Briefe« vor aller Welt in das hellste und freundlichste Licht gestellt, so daß hinfort die Angriffe auf den Menschen Strauß wenigstens verstummen mußten: einen besseren Freundesdienst hätte er ihm in der Tat nicht erweisen können.

Das alles hing aber noch mit einer anderen Eigenschaft Z.s zusammen, die ihm gerade diesen Freund besonders sympathisch machen mußte, mit seiner eigenen geistigen Freiheit, die ihn so unerschrocken auf den Plan treten und so tapfer für seine Sache eintreten ließ. Er war als theologischer Kritiker groß geworden, diese polemische Ader hat den streitbaren Mann nie verlassen; und dabei stand dem sonst so Mildedenkenden eine Schärfe, und wo er auf bösen Willen stieß, sogar eine Grausamkeit zu Gebot, die ihn zu einem höchst gefährlichen und gefürchteten Gegner machte, ob er nun die Tübinger Theologie gegen die »Denunziationen« der Evangelischen Kirchenzeitung oder den Redner am Grabe von Strauß gegen die Unduldsamkeit eines württembergischen Prälaten, ob er seine Darstellung Zwingli's gegen die »Jugendlichkeiten« Sigwart's oder seine Datierung des Platonischen Theätet gegen Erwin Rohde's schweres Geschütz zu verteidigen oder sich mit Konstantin Ritter über den Wert der Sprachstatistik zur Lösung der platonischen Frage auseinanderzusetzen hatte. Innerlich frei aber war er geworden in den theologischen Kämpfen seiner Jugend, frei von aller dogmatischer Abhängigkeit und Befangenheit und darum ein entschlossener Verfechter des heiligsten Gutes deutscher Wissenschaft, der akademischen Lehrfreiheit, deren Wert er in Tübingen und in Marburg für sich und seine Freunde aus nächster Nähe schätzen gelernt hatte. So frei war er auch deshalb, weil er nur da das Wort ergriff, wo er nicht nur ganz in der Sache, sondern als ein Meister und ein Wissender auch über der Sache stand.

Aber diese Objektivität und die Unterwerfung seines persönlichen Willens unter das Rationale machte ihn nicht kühl oder gleichgiltig gegen das Menschliche. Das zeigt wiederum seine an die Antike erinnernde hohe Auffassung von der Freundschaft und seine feine Art, sie auch praktisch zu betätigen. Gerade da hat er sich in den heikelsten Situationen so recht als eine *natura angelica* bewährt, und — fügt der temperamentvollere Strauß hinzu — »wenn wir zuweilen geneigt sind, das Mangelhafte, was eine solche Natur hat, hervorzu-

heben, so habe ich zugleich das volle Gefühl des Höheren bekommen, welches darin liegt«. Auch sein eigenes Familienleben und seine rührende Freude an den heranwachsenden Enkeln in Stuttgart offenbarte sein Herz.

Vollends rege aber war sein Anteil an den Geschicken seines Volkes, ob es sich nun handelte um die Bewegung des Jahres 1848 oder um die Befreiung der Elbherzogtümer vom dänischen Joch und das daran sich anschließende Problem der Einigung Deutschlands unter Preußens Führung oder um den Kampf gegen den Ultramontanismus in den siebziger Jahren, um den Widerstand gegen den reaktionären Zedlitzschen Volksschulgesetzentwurf oder um die Abwehr der die Freiheit der Kunst bedrohenden lex Heinze, um die Gymnasialreform, die ihm das Studium der klassischen Sprachen und die Bereicherung des deutschen Geisteslebens durch die Berührung mit dem Griechentum, oder um die Zurückweisung der Übertreibungen des deutschen Sprachvereins im Kampf gegen die Fremdwörter, die ihm die Beweglichkeit und die Nuancierungsmöglichkeit unserer deutschen Sprache zu hemmen und zu verengen schienen. Überall ergriff Z. zu solchen brennenden Fragen selber als Führer das Wort oder stellte sich wenigstens mit aufgeschlagenem Visier den Rufern im Streit zur Seite.

Aber die hohe Stufe, die ihn seine Gelehrsamkeit innerlich und äußerlich hat ersteigen lassen, machte ihn auch nicht zu vornehm für das Kleinleben und seine Interessen; seine Andacht zum Kleinen, die seine gelehrte Arbeit so exakt machte, zeigte sich hier noch in anderer, rein menschlicher Form. Lebhaft interessierte er sich für alles, was um ihn her in Familie und Haus, in Stadt und Land vorging und lebhaft auch für alle, die bei ihm eintraten oder die früher einmal seinen Weg gekreuzt hatten. Sein phänomenales Gedächtnis machte ihn zu einer lebendigen und geradezu unerschöpflichen Chronik. Und hier kam dann auch Fernerstehenden die ganze tiefinnerliche Liebenswürdigkeit seines Wesens zum Bewußtsein: man fand in ihm nicht nur einen höchst unterhaltenden Erzähler und Gesellschafter, sondern, was ja viel schwerer ist, auch einen bereitwilligen und verständnisvollen Hörer, der teilnahmvoll auf die Interessen und Anliegen des anderen einging. So war es doch kein Zufall und kein falscher Schritt, daß Z. 1894 aus der Weite des Berliner Lebens in die intime Enge Stuttgarts zurückkehrte und dort die letzten vierzehn Jahre seines Lebens verbrachte. Hier fühlte er sich heimisch und wohl. Die schwäbische Stammesart brach, wie in dem dialektisch gefärbten Hochdeutsch seiner Sprechweise, in der er sie auch draußen nie ganz abgelegt und verleugnet hat, so auch in seinem schlichten Auftreten und in seinem behaglichen sich Geben immer wieder durch und wurde in der Heimat schließlich doch am besten verstanden. Und hier zogen ihn die vielgeschmähte und vielbelobte schwäbische Gemütlichkeit, der süddeutsche Humor und jene treuherzige Schalkhaftigkeit, die bald mehr das Herz, bald mehr den Schalk herauskehrt oder verbirgt, je nachdem — die schwäbische Art seiner Umgebung zog und heimelte ihn deshalb an, weil er sie selber in so hohem Maße besaß. Diese Eigenschaften, die er mit seinen Stammesgenossen teilte, und dazu noch die Höflichkeit des Herzens, die ihn persönlich auszeichnete und die eine so seltene Tugend ist, machten den Verkehr mit dem geistig hochstehenden Mann auch denen leicht und erfreulich, die bei weitem nicht an ihn heranreichten: sie merkten nicht einmal, wie sehr er der Gebende und sie nur die Empfangenden waren und wie hoch er über ihnen stand.

So war der große Gelehrte durch und durch Mensch und als solcher eine *natura musica*, eine harmonische, oder wie ihn Strauß einmal fein genannt hat, eine melanchthonische Natur. Wir Schwaben aber können stolz darauf sein, von ihm, dessen Ruhm als der eines ganz großen Gelehrten durch alle Lande ging, doch ganz intim sagen zu dürfen: »denn er war unser«.

Literatur: Ein möglichst vollständiges Verzeichnis der überaus zahlreichen Veröffentlichungen Zellers wird der dritte Band der »Kleinen Schriften« bringen; auf ihn, der 1911 erscheinen soll, sei daher im voraus schon verwiesen. Hier genügten die Hauptwerke, die alle oben im Text selbst genannt sind. In jenem dritten Band wird auch die von seinem Kollegen Diels in der Berliner Akademie der Wissenschaften gehaltene Gedächtnisrede auf Zeller weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden. Unter den zahllosen Nachrufen bei seinem Tode, woran es kaum eine Zeitschrift und größere Zeitung hat fehlen lassen, nenne ich, um des Ortes willen, den im Archiv für Geschichte der Philosophie (XXI, 3) von Ludwig Stein, und außerdem den im Schwäbischen Merkur vom 21. März 1908 von mir herrührenden Nekrolog: den letzteren deshalb, weil der voranstehende Gedächtnisartikel eine mehrfach wörtliche, freilich auch nicht unwesentlich erweiterte Wiederholung desselben ist.

Straßburg i. E.

Theobald Ziegler.

Loritz, Josef, herzogl. Anhalt. Kammersänger, * 16. April 1864 in Nittenau (bayr. Oberpfalz), † 27. Dezember 1908 in München. Wie so viele Sänger von Bedeutung, ist auch L. aus dem Lehrerstande hervorgegangen. Er absolvierte das Lehrerseminar in Amberg, war Lehrer in Wenzenbach, Fürth, Wörth a. D. und Regensburg. Ja, es war vorwiegend die musikalische Begabung, welche die Eltern bestimmte, den Knaben Lehrer werden zu lassen. Vorläufig und noch ziemlich lange blieb L., der sich aus Eichstätt inzwischen seine Braut heimgeholt hatte, ein solider und beliebter Lehrer; er besuchte zwar zwei Jahre lang die Akademie der Tonkunst in München, lernte singen, geigen und Orgel spielen, ging aber dann wieder als Seminarhilfslehrer nach Eichstätt (1890) und 1895 als Präparandenlehrer nach Regensburg. Erst 1899 entschloß sich L., ernstlich bei Eugen Gura in München zu studieren, und er darf wohl als der Lieblingsschüler des großen Sängers gelten, der nur wenige Schüler hatte und ja keinem sein Genie hinterlassen konnte. L. kam dem Meister aber weitaus am nächsten, namentlich in der Interpretation Loewescher Balladen, die ja Gura gewissermaßen erst wieder neu entdecken mußte. L. wurde jetzt Sänger, aber es wurde ihm nicht leicht gemacht. L. hat nie der Bühne angehört, und man weiß, daß, mit Unrecht, die Bühnensänger auch im Konzertsaal gesuchter zu sein pflegen als die eigentlichen Konzertsänger. Ferner hatte seine Erscheinung nichts Blendendes. Kraftvoll, deutsch und ehrlich stand er auf dem Podium, bescheiden und ohne die Fähigkeit, sich durchzusetzen, wo man ihm nicht willig entgegenkam. Wer ihn kannte, hatte den Menschen lieb, ohne den Sänger je gehört zu haben. Wer ihn aber gehört hatte, wußte, welch' gewissenhafter Künstler in ihm steckte. Langsam und mühevoll brach er sich Bahn; er reiste endlich, fand überall Beifall, ja Begeisterung und auch dankbare, ihn verehrende Schüler. So haben ihn fast alle Städte Deutschlands gehört. Sein Bariton war von überaus edler Klangfarbe, sein Vortrag von einer gewissen lehrhaften Deutlichkeit und inneren Überzeugung. Das Merkwürdigste aber war der Umfang seiner Stimme, die ein solches Kuriosum war,

daß, hätte L. einen beliebigen fremden Namen getragen und wäre er eben nicht gewesen, wie er war, er wie seinerzeit etwa das Tenorwunder Mierzwinski die Welt und ihr Gold zu seinen Füßen gesehen hätte. L. konnte nämlich Tenor, Bariton und Baß singen, seine Stimme umfaßte nahezu vier Oktaven; er sang mit tenoralem Glanze das hohe A und F und stieg ebenso mühelos zum tiefen C hinab. Nicht lange vor seinem allzu frühen Tode übernahm er z. B. ohne Probe für den erkrankten Tenoristen die so schwierige Partie des Evangelisten in der Matthäus-Passion. Er war überhaupt ein vortrefflicher Oratoriensänger und führte in solchen in der Regel die Baßpartien durch — ein Phänomen, wie, zur Zeit wenigstens, kein zweites im deutschen Konzertsaal, noch weniger auf der Bühne bekannt ist. Ein grausames Schicksal entriß L. ungeahnt früh seiner Familie und der Kunst. Am 15. November 1908 hatte er in Pirmasens zum letzten Male gesungen, erkältet und krank kehrte er heim. Von einer äußerst heftigen Bronchitis, die ihn befallen, schien er sich noch zu erholen, da brachten Herzkrämpfe das Ende. Wie in einer Vision begann er am Sonntag, den 27. Dezember, abends Bruchstücke aus dem Oratorium »Christus« von P. Hartmann, dessen Titelpartie er öfters gesungen, vor sich hinzusummen, dann schlief er ein, um nicht mehr aufzuwachen. Eine der sympathischsten, männlichsten Erscheinungen ist mit ihm aus dem deutschen Musikleben verschwunden.

Die musikalische Kritik ist L. in kurzen Nachrufen gerecht geworden. Von seiner Jugend wußte man wenig. Den einzig authentischen Nekrolog brachte wohl der Oberpfälzer Schulanzeiger (Regensburg v. 16. Januar 1909, Nr. 2; mit Bild), aus der Feder eines ehemaligen Kollegen.

München.

Alfred Frhr. v. Mensi.

Sickel, Theodor von, * am 18. Dez. 1826 im Pfarrhaus zu Aken (Prov. Sachsen), † Meran 21. April 1908. S. erhielt seine erste Bildung durch seinen Vater, welcher 1830 zum Rektor des Lehrerseminars in Erfurt ernannt wurde, jedoch schon 1842 starb. Auch der Sohn studierte zunächst 1845—1847 zu Halle und Berlin Theologie, trat dann aber auf die philosophische Fakultät über, hörte Lachmann, Grimm, Böckh, Raumer, Neander und wurde 1850 in Halle mit einer Dissertation über den Anfall Burgunds an das Haus Valois zum Doktor promoviert. Den größten Einfluß übte auf ihn der berühmte Lachmann, den er als seinen väterlichen Freund bezeichnet, aus. Dieser wies ihn nachdrücklich darauf hin, oder ermunterte doch seine angeborene Neigung, in Studium und Forschung immer auf die Urquellen zurückzugehen, auf diese aufzubauen. Lachmann war es auch, der ihn für seine weitere historische Ausbildung auf die 1847 reorganisierte *École des chartes* in Paris aufmerksam machte.

Der junge Doktor, dem seine politische Betätigung im Jahre 1848 die Aussicht auf Weiterkommen in Preußen zu versperren schien, wanderte in wohl-gemutem Selbstvertrauen, obwohl er schon in Berlin nur durch Unterricht eines Türken sich sein Studium hatte ermöglichen können, im Herbst 1850 nach der damaligen Hauptstadt Europas. Er mußte dort zunächst von der Feder leben, durfte den Vorträgen der *École des chartes* nur durch eine Spalte lauschen. Aber solche Widerwärtigkeiten stählten nur seine eiserne Energie; die Studien, um deretwillen er gekommen war, gab er nicht preis. Archivreisen, welche er für seine burgundischen Forschungen nach Süddeutschland,

Schweiz, Mailand unternahm, verschafften ihm die Achtung der Gelehrten, für welche er nebenbei arbeitete. Er eroberte sich eine Position in Paris. 1855 öffnete ihm die *École des chartes* ihre Pforten, er durfte nun an Vorträgen und Übungen teilnehmen, trat in nähere Beziehungen zu den Professoren, verkehrte viel in offiziellen Kreisen.

Schon 1854 hatte ihm der französische Unterrichtsminister den Auftrag erteilt, die oberitalienischen Archive für die Beziehungen Franz Sforzas zu Frankreich zu durchforschen. In Mailand und Venedig trat er mit den einheimischen Historikern, aber auch mit den österreichischen Kreisen in Berührung. Auf Veranlassung Chmels, des Vizedirektors des Haus-, Hof- und Staatsarchivs, erschien die erste größere Arbeit Sickels über die Erwerbung Mailands durch Franz Sforza 1855 im Archiv f. österr. Geschichte. Da er konstatierte, daß bedeutende Materialien zur französischen Geschichte des XV. Jahrh. sich in Wien befanden, erteilte ihm Minister Fortoul die ausgedehntere Mission, Hofbibliothek und Staatsarchiv dafür auszubeuten. Man verweigerte ihm anfangs den Zutritt, da von Preußen aus seine politische Haltung noch immer verdächtigt wurde. Flugs eilte er nach Berlin, um sich zu rechtfertigen, und hatte vollen Erfolg. Nach solchen Jugenderfahrungen begreift man, daß er zeitlebens den Kampf um sein Recht und seine Stellung im Großen wie im Kleinen auf das nachdrücklichste führte.

Der fünfjährige Pariser Aufenthalt Ss. zeigt eine deutliche aufsteigende Linie. Der stattliche, lebhafte und rührige Mann mit den blitzenden Augen und dem unverkennbar norddeutschen Typus hatte jene Sicherheit des Auftretens gewonnen, welche perfekte Kenntnis fremder Sprachen, vielfache Reisen, der von ihm stets eifrig gepflegte Verkehr mit den besten Kreisen und eine Fülle von Anknüpfungspunkten in Frankreich, Deutschland, Italien, verbunden mit dem Bewußtsein der eigenen Leistungsfähigkeit verleihen konnten. Durch umfängliches Wissen und ernste Forschung hatte er sich in der gelehrten Welt bereits vorteilhaft eingeführt. Aber die Stellung und wissenschaftliche Richtung, in welcher er dann sein ganzes Können so glänzend entfaltete, konnte er selbst nicht ahnen. Zwei ganz unvorhergesehene Umstände wirkten da bestimmend: die Kündigung seiner wissenschaftlichen Mission aus nationalen Gründen und hauptsächlich die Errichtung des Instituts für österreichische Geschichtsforschung in Wien.

Zu den Maßregeln, durch welche die Regierung in einer großzügigen, hohen Idealen zugänglichen Epoche die neuorganisierten Universitäten Österreichs auf das Niveau der deutschen Schwestern zu heben suchte, gehörte auch die Gründung dieser Anstalt im Jahre 1854. Die Initiative entstammte durchaus dem Ministerium. Die Absicht ging auf die Belebung ernster Geschichtsforschung in Österreich, es sollte durch eine solche Einrichtung zu wissenschaftlichem Betrieb der vaterländischen Geschichte angeeifert, die Heranbildung tüchtiger Kräfte für Archive, Bibliotheken, Museen, insbesondere auch für die Hochschulen erzielt werden. Als Muster diente die *École des chartes*, die berühmte Pflanzstätte französischer Historiker, und zwar in Einrichtung wie in Lehrstoff, nur daß die neue Schule den heimischen Verhältnissen entsprechend der Universität der Hauptstadt angegliedert wurde. Wie in Paris, so wurde auch hier für die methodische Ausbildung den historischen Hilfswissenschaften breiter Raum zugebracht.

Im Oktober 1855 eröffnete der zum Direktor bestellte Professor der österreichischen Geschichte, Albert Jäger, den ersten Lehrkursus. Trotz der eifrigsten Hingabe überwogen zunächst die Schwierigkeiten den Erfolg. Jäger hatte das Institut in einen gewissen Gegensatz zur Universität gestellt, so daß kein anderer Professor sich an den Vorträgen beteiligte; für Hilfswissenschaften gab es damals an keiner deutschen Hochschule eine Professur, Jäger selber war darin voller Dilettant.

Da bat das Institutsmitglied Ottokar Lorenz Sickel, dessen Bekanntschaft er im Archive gemacht hatte, um Unterweisung in der Paläographie. Jäger ersuchte, das Privatissimum allen Mitgliedern zugänglich zu machen, und war vom Erfolge des Unterrichts so befriedigt, daß auf seinen Antrag das Ministerium am 19. Sept. 1856 diesen Mann »von so bedeutenden Kenntnissen und so eminenter Lehrgabe« zum Dozenten für historische Hilfswissenschaften am Institute bestellte. Sickel, dessen französische Mission erloschen war, nahm an. Er war damit zeitlebens für Österreich gewonnen. 1857 wurde seine Stellung durch Ernennung zum außerordentlichen Professor mit den Universitätseinrichtungen in Einklang gebracht. Er hatte im Institut Paläographie, Urkundenlehre und Chronologie vorzutragen.

S. hatte diese Fächer in Paris, dann auch in Mailand mit Eifer getrieben, aber doch nur, um sich für seine Forschungen in den Archiven gründlichst zu schulen. Mit jenem Pflichteifer und jener unverwüstlichen Tatkraft, die ihn jederzeit auszeichnete, stellte er nun seine bisherigen Forschungen zurück und widmete sich vollständig seiner neuen Aufgabe als Dozent der Hilfswissenschaften, in Lehre wie in Forschung.

Das erste war die Schaffung eines paläographisch-diplomatischen Lehrapparates für das Institut. Da es an geeigneten, im Handel befindlichen Sammlungen fehlte, schritt er mit freigebiger Unterstützung des Unterrichtsministeriums an eine eigene, neuartige und großzügige Publikation, die *Monumenta graphica*. Da Lombardei und Venetien noch zum Kaiserstaat gehörten, vermochte er aus den inländischen Sammlungen Proben fast aller lateinischen Schriftarten von dem frühesten bis zum ausgehenden Mittelalter zu bieten, zugleich also auch die Erforschung der österreichischen Geschichte im besonderen zu befruchten. In ausgedehnterem Maße als die Buchschriften sollten die viel mannigfacheren Formen der Urkunden berücksichtigt werden. Beim Besitz der Archive des damaligen Kaiserstaates an Kaiser-, Papst-, Fürsten-, deutschen und italienischen Privaturkunden konnte eine Auswahl geboten werden, welche sowohl für die allgemeine als für die verschiedensten Zweige der Spezialdiplomatik ein treffliches Lehr- und Hilfsmittel bildete.

Für die Vervielfältigung wurde zum erstenmal in großem Maßstab die noch junge Photographie verwendet und zwar, um die volle Treue zu wahren, ohne Retouche. Zur Erläuterung beigegeben wurden, was bisher ebenfalls nicht gebräuchlich war, buchstabengetreue Transkriptionen der Texte, wie sie sich seitdem bei guten paläographischen Sammlungen mit geringen Verbesserungen eingebürgert haben, ein Zeugnis für S.s treffsicheres Verständnis in allen didaktischen Fragen.

In rascher Abfolge erschienen 1858 bis 1869 neun Lieferungen von je zwanzig Tafeln. Freilich konnte das Programm nicht vollständig eingehalten werden.

Die Abtrennung der italienischen Provinzen ließ eine wichtige Quelle versiegen, das Wiener Staatsarchiv, das heute ein beneidetes photographisches Atelier besitzt, scheute sich damals, Originale photographieren zu lassen; die rühmenswürdige Liberalität der großen österreichischen Stifte konnte diese Lücke doch nicht ganz füllen. Endlich verhinderte die Auflassung der photographischen Anstalt in der Staatsdruckerei die Erprobung eines Verfahrens, welches dem Verblässen weniger ausgesetzt war als die Silberkopien. Mit einer erst 1882 in wenig geglückter Ausführung von K. Rieger besorgten zehnten Lieferung schloß das Werk. Sickel verwies darauf, daß die geänderten Verhältnisse nun auch andersgearteter Sammlungen bedürften. Schade, daß die geplanten ausführlichen Kommentare einen Niederschlag nur in seinen ausgezeichneten Vorlesungen fanden.

Die *Monumenta graphica* waren für ihre Zeit eine fruchtbringende Tat, deren Bedeutung wir uns bei der heutigen Fülle von derartigen Tafelwerken nicht mehr so leicht vergegenwärtigen können. Sie haben auch als Torso ihre Schuldigkeit getan, für die Forschung, für den Unterricht besonders im Institut und auf den österreichischen Hochschulen, aber auch für die Verwendung neuer Vervielfältigungsverfahren bei paläographischen Tafelwerken. Sickel selbst gewann durch die Auswahl und Bearbeitung dieses Stoffes rasch eine außerordentliche Kenntnis der Schätze in den österreichischen Archiven und Bibliotheken, die seinen Schülern wieder tausendfach zu gute kam.

Schon die knappen Bemerkungen zu den Transkriptionen lassen Sickels Selbständigkeit in der Wertung der Abkürzungen erkennen. Er hat sich dann als erster seit U. F. Kopp wieder eine volle Kennerschaft in den so schwierigen tironischen Noten erworben. Und wo er in seinen späteren Arbeiten paläographische Untersuchungen zu liefern hat, zeigt er eine erstaunliche Erudition und Beherrschung weit zerstreuten Stoffes: immer voll Schärfe und Genauigkeit der Beobachtung, auch die geringsten Details werden berücksichtigt und erklärt, nicht in antiquarischer Kleinigkeitskrämerei, sondern wenn sie sich als Glieder größerer Zusammenhänge verwenden lassen. Ich verweise etwa auf die Charakteristik der Salzburger Schrift in den Alkuinstudien, auf die Erörterungen über die Minuskel des X. Jahrh. im Privileg Ottos I. für die römische Kirche, auf die Altersbestimmung des vatikanischen Kodex des *Liber diurnus* mit den weitausgreifenden Vermutungen über die Entstehung der karolingischen Minuskel, oder nach anderer Richtung auf die zahlreichen Schriftbestimmungen von Kaiserurkunden, welche uns zu Sickels Leistungen in der *Diplomatik* hinüberleiten.

Nachdem für den paläographischen Unterricht Vorsorge getroffen war, widmete Sickel der Urkundenlehre sein Hauptaugenmerk.

In Frankreich, wo der wissenschaftliche Betrieb dieser Disziplin nie erloschen war, hatte zuletzt 1838 Wailly eine zeitgemäße Bearbeitung der allgemeinen Diplomatik ganz nach Art des XVIII. Jahrh. geliefert. Weit förderlicher für die Forschung war, daß in den fünfziger Jahren Huillard-Breholles und Delisle sich in tief eindringenden, wenn auch bei der bisherigen Methode verharrenden Monographien der Spezialdiplomatie zuwendeten. In Deutschland war die Diplomatik als Hilfswissenschaft der Juristen betrachtet und als solche seit der französischen Revolution überflüssig geworden. Bei der an der philologischen Kritik aufgewachsenen Geschichtsforschung des XIX. Jahrh.

hatten die formalistischen, oft kritisch ganz unhaltbaren Regeln der gangbaren diplomatischen Handbücher allen Kredit verloren, so daß man es auch unterließ, den alten genialen Mabillon zu studieren. Als Geschichtsquellen wurden die Urkunden auch hier immer mehr geschätzt, besonders seitdem J. F. Böhmer mit seinen Kaiserregesten überaus befruchtend auf die politische Kaisergeschichte gewirkt hatte und später auch Waitz und Ficker mit nicht geringem Erfolge die Urkunden für Verfassungsgeschichte zu verwerten begannen.

Die Kritik der Urkunden aber wurde lange sehr willkürlich gehandhabt, da man die Sonderart dieser Quellen nicht kannte oder beachtete. Daß man, um hier festen Boden zu gewinnen, von Böhmers *Regesta Imperii* ausgehen müsse, erschien schon darum selbstverständlich, weil hier der Stoff für die wichtigste Urkundengruppe gesammelt und bis zu einem gewissen Grad kritisch gesichtet vorlag. Als Endziel erschien durchaus Förderung der Reichsgeschichte. So arbeitete Stumpf schon seit 1856 an seinen Reichskanzlern. Und auch Sickel ging zunächst darauf aus, verbesserte Regesten zu liefern. Die Überweisung der zahlreichen Schrifttafeln karolingischer Urkunden aus dem Nachlasse U. F. Kopps an das österreichische Institut im Jahre 1858 gab ihm den ersten Anstoß, diese Epoche zu erforschen, aber auch, direkt auf die Beschaffenheit der Originale zurückzugehen. Gleich den Franzosen wählte er einen enger begrenzten Stoff, bearbeitete diesen aber erschöpfend, er treibt Spezialdiplomatik bei voller Beherrschung des überlieferten Wissensstoffes in der allgemeinen Urkundenlehre. Er vereinigte deutsche und französische Richtung.

Schritt für Schritt können wir verfolgen, wie die Absicht, die Karolinger Regesten zu verbessern, Sickel immer tiefer in die Probleme der Urkundenlehre hineinführt, ihn die Eigenart dieser Quellen immer besser erkennen und endlich neue, haltbare Methoden zur Lösung dieser kritischen Fragen ersinnen und anwenden läßt, durch welche er zum Bahnbrecher auf dem Gebiete der Urkundenlehre wird.

In den Beiträgen zur Diplomatik I bis V (Sitzungsberichte der phil. hist. Kl. der Wiener Akademie 1861—1864) geht er von den inneren Merkmalen der karolingischen Königsurkunde aus, da er die äußeren noch nicht vollständig hatte erforschen können. In systematischer Übertragung der für die erzählenden Quellen erprobten kritischen Regeln auf diese andersgearteten Quellen untersucht er das Formular und führt die Scheidung von selbständigen und aus Formularen oder Vorurkunden abgeleiteten Texten mit gleich glänzendem Erfolg wie das G. H. Pertz bei den Scriptoribus getan hatte, in die Diplomatik ein. So stellt er nicht nur die Wandlungen des Formulars nach Regierungen und Kanzlerepochen fest, sondern kommt auch auf die volle Bewertung und richtige Erfassung des Rechtsinhaltes. Für einige der wichtigsten Gruppen erweist er in musterhafter Weise durch den Vergleich der erhaltenen und ableitbaren Formularen mit den Urkundentexten den typischen Inhalt der Rechtsinstitutionen, zeigt deren Weiterbildung an den Ausnahmefällen auf, vermag zugleich scharfsinnig eine Menge Fälschungen auszuscheiden. Eben damals war Heinrich Brunner sein Schüler, welcher die diplomatische Forschungsmethode auf die Rechtsgeschichte übertrug.

Nach mehrjähriger, höchst konzentrierter Vorbereitung erschienen dann 1867 die *Acta Karolinorum*. Der zweite Bd. enthält die Regesten der eigent-

lichen Herrscherurkunden von 751—840 mit tiefgründigem Kommentar, für Jahrzehnte einer der wichtigsten Beiträge zur Karolingergeschichte. Geradezu epochemachend aber war der erste Band, welcher die Spezialdiplomatik dieser Periode, erweitert zu einer Einführung in die Urkundenlehre und einer Neubegründung dieser überhaupt bietet.

Vorbildlich durch die überaus scharfsinnige und umsichtige Bearbeitung in den Einzelheiten liegt der dauernde Wert in der lichtvollen Darlegung der Aufgaben der Diplomatik und in der Aufdeckung neuer, sicherer Methoden für die Urkundenkritik. Diese Lehren sind Gemeingut geworden, wir können sie kurz in die Sätze zusammenfassen: die Lehre von den wesentlichen Merkmalen der Urkunden ist auf den Vergleich der Originale einer zusammengehörigen Urkundengruppe aufzubauen, das Urteil ob ein Stück Original ist, hängt in erster Linie vom Schriftbeweis ab (ob es von der Hand eines bekannten Kanzleinotars, Rekognoszenten etc. herrührt). Aus den also gesicherten Originalen ergeben sich die wesentlichen inneren Merkmale, welche auch in den Abschriften unverändert erhalten sein können und daher für deren Glaubwürdigkeit maßgebend sind (also ob das Formular dem in der Kanzlei vorgeschriebenen oder dem von einem bestimmten Kanzleinotar gebrauchten entspricht).

Möglichste Heranziehung der Urquellen, umfassende Sichtung der ganzen Überlieferung sind notwendige Voraussetzungen solcher Studien, sie waren der Neigung Sickels jederzeit ebenso kongenial als abschließende Untersuchungen. Er hat sich die Aufgabe durchaus so gestellt, daß er sie auch dem Umfang nach lösen konnte, wenn nicht unberechenbare äußere Ereignisse hemmten. Die ununterbrochene Beschäftigung mit der Paläographie gewöhnte ihn an schärfste Beobachtung, an das Streben nach voll gesicherten, an die offene Ausscheidung von bloß hypothetischen Ergebnissen. Daß er veranlaßt war, mit der Karolingerzeit einzusetzen, erleichterte dem Paläographen die Erkenntnis des Schriftbeweises, da damals noch die eigenhändige Rekognition des Oberbeamten Vorschrift war. Neben den äußeren Merkmalen sind ebenso nachdrücklich die inneren, neben dem formelhaften und formalen ist gleich stark der materielle Inhalt berücksichtigt.

S. hat sich an dem ersten Begründer der Urkundenlehre, Mabillon, geschult, kein Forscher hat seitdem diesen Wissenszweig in gleichem Maße gefördert, wie unser Meister. Die von ihm aufgestellten Grundsätze haben Geltung, soweit das Wesen der urkundlichen Quellen gleich bleibt, sie gehören der *a l l g e m e i n e n* Diplomatik an.

Für die spätern Karolinger und die Ottonen hat S. selbst noch die Spezialdiplomatik geliefert, seine Methode weiterbildend und verfeinernd, der wechselnden Beschaffenheit des Materials anpassend, nach seinem Grundsatz, daß er nur *e i n e* diplomatische Methode kenne, welche der Stoff selbst an die Hand gibt.

Hatte er schon früher gelehrt, daß jede Urkunde eine Quelle individueller Gestalt sei, bei der unbeschadet der Originalität und Glaubwürdigkeit die Besonderheit der Entstehung oder des Inhaltes zu Besonderheiten der Form führen könne, so gaben ihm die von verwandten Gesichtspunkten ausgehenden Forschungen Fickers die Anregung, die Entstehungsgeschichte der einzelnen Urkunden bis in die feinsten Fasern zu zergliedern, um die zahlreichen Unregelmäßigkeiten und Widersprüche aufzuklären, welche sich in den Urkunden

gewisser Epochen finden und deren Verwertung als historische Zeugnisse überaus erschweren. Aus der großen Fülle der Ergebnisse seien nur zwei allgemeinere angedeutet: die Lösung der überaus verwickelten Datierungsfragen, der S. mehrere eigene Abhandlungen widmete und die Tatsache, daß die Zahl der gefälschten oder verdächtigen Urkunden sich verminderte, also jene der glaubwürdigen Quellen sich vermehrte.

Indem S. fern von formalistischer Einseitigkeit für die Erklärung des einzelnen Urkundenindividuums wie ganzer Urkundenarten die geschichtliche Umwelt in vollem Maße heranzieht, kommen die Ergebnisse der neu begründeten Diplomatik auch wieder der Geschichtsforschung auf der ganzen Linie zu gute, besonders auch den jüngern, der Erforschung der Zustände zugewendeten Richtungen; diese lebendige Wechselwirkung hat trotz anfänglichem Widerspruch den historischen Hilfswissenschaften Geltung erobert in der Forschung, wie im Unterricht.

Das führt uns zur Stellung S.s im Institut zurück.

Seine geistige Bedeutung trat um so stärker hervor, als er — der Sohn eines Pädagogen — ein unübertrefflicher Lehrer war. Größter Eifer und tiefes Pflichtgefühl paarten sich mit voller Beherrschung des Stoffes; einfach, klar und eindringlich die Rede, auch beim trockensten Stoff wußte er zu fesseln, als das größte Meisterwerk erscheint mir sein Kolleg über Chronologie. Die Übungen brachte er gerne in unmittelbaren Zusammenhang mit seinen Forschungen, die ja wieder aus den Vorträgen hervorgegangen waren. In der Diskussion kam jede Meinung zur Geltung, das Streben nach Wahrheit fand auch an seinem ausgesprochenen Selbstbewußtsein nie eine Schranke. Drum suchte auch jeder Schüler die an ihn gestellten oft weitgehenden Forderungen möglichst zu erfüllen; man wußte, S. war sich gegenüber ebenso streng. Er war geboren zu befehlen. Seine Autorität trat oft schroff hervor, gemildert nur durch seine Selbstzucht und sein warmes Wohlwollen für seine Schüler, so daß sich unschwer wieder das rechte Wort des Ausgleiches fand. Dieser kraftvollen Persönlichkeit schlossen sich alsbald die hervorragendsten Mitglieder des Instituts an.

Als im Jahre 1869 Jäger zurücktrat, war S. der berufenste als Nachfolger, zumal er seit 1867 Ordinarius war und 1870 wirkliches Mitglied der Akademie wurde. Aber er ward zunächst nur provisorisch mit der Leitung betraut, Intrigen, Bedenken, Aspirationen machten sich gegen ihn geltend, erst 1873 ging das Provisorium stillschweigend in ein Definitivum über. Nach seinen Anträgen erfolgte bereits 1874 in manchen Punkten eine zeitgemäße Reorganisation der Anstalt, sie wurde bestimmter zur Pflanzschule für gelehrte Staatsanstellungen, besonders an Archiven und Museen ausgebaut; zum Teil in Zusammenhang damit wurde der Lehrkörper durch einen Kunsthistoriker und einen zweiten Vertreter der Hilfswissenschaften vergrößert. Alle diese Posten konnten mit Schülern Sickels besetzt werden.

Das Institut trug nun vollends die Signatur der führenden Persönlichkeit in den Hilfswissenschaften; auch S.s äußere Stellung entsprach der des Hauptes der hervorragendsten historischen Schule in Österreich. So sehr die historischen Hilfswissenschaften, besonders unter S.s Leitung, im Institut als methodisches und kritisches Bildungsmittel dienten, so wenig bedingten sie bei den Schülern eine einseitige Richtung, die ja S.s eignen Studien und

seinem weiten Interessenkreis fern lag. Wohl suchte er diese Wissenszweige als wichtige Hilfsmittel der Geschichtsforschung einzubürgern, mit Erfolg trat er für die Errichtung hilfswissenschaftlicher Lehrkanzeln an den österreichischen Universitäten ein, Deutschland und Italien folgten seinem führenden Beispiel. Auf wie mannigfachen Gebieten und nicht am wenigsten auf dem der österr. Geschichte sich dagegen seine Schüler betätigten, zeigt am besten der Inhalt der im J. 1879 unter Sickels Leitung ins Leben gerufenen, nun in 37 Bänden vorliegenden Mitteilungen des Instituts für öst. Geschichtsforschung.

Im Jahre 1874 bestand übrigens hohe Gefahr, daß S. seiner Schöpfung durch einen ehrenvollen Ruf nach Berlin verloren gehe. Die österreichischen Historiker und nicht nur sie haben heute noch allen Grund sich zu freuen, daß es gelang, den berühmten Forscher und Lehrer für Wien zu erhalten. Denn unter den Bedingungen seines Hierbleibens war namentlich auch die, daß Österreich fortfahre, sich an dem großen deutschen Nationalwerke der *Monumenta Germaniae historica* zu beteiligen.

Als durch die Neuordnung im Jahre 1875 wieder frisches Leben in dieses Unternehmen kam, da gab es nur eine Stimme, daß der Neubegründer der Diplomatik der geeignetste Mann für die seit fünfzig Jahren ersehnte Herausgabe der Kaiserurkunden sei. Mit Begeisterung machte er sich an die Aufgabe, die ihm selber schon so lange am Herzen gelegen. Tüchtige Schüler traten ihm als Mitarbeiter zur Seite, in Übungen und Ferienreisen beteiligte sich oft das ganze Institut an der Forschung. Wohl vorbereitet richtete S. seine Diplomata-Abteilung in Wien ein; er erwies sich als trefflicher Organisator. Er setzte mit den Diplomen des X. Jahrhunderts ein; er hatte die Möglichkeit gewonnen, daß für die Karolinger der Boden durch Mühlbachers Neubearbeitung der Karolingerregesten noch besser durchgepflügt werde und sein Wissensdurst drängte ihn zur Erforschung einer ihm noch weniger bekannten, aber nicht weniger schwierigen Epoche.

Von 1879—1893 edierte er mit seinen Gehilfen in zwei Bänden die Diplome von 911 bis 1002. Das Schwergewicht lag von vornherein nicht in der Erschließung noch unbekannter Urkunden, sondern in der Art der Veröffentlichung. Durchaus sollte auf die beste Überlieferung zurückgegangen werden. Das 1876 für die Bearbeitung veröffentlichte »Programm und Instruktion« zeigt in lehrreicher Weise, wie gründlich und umfassend die Archivforschung gemacht werden sollte und soweit als möglich hielt er sich daran; seine »Kaiserurkunden in der Schweiz« und sein VI. Beitrag zur Diplomatik geben Beispiele für die Art der Untersuchung einzelner unter sich zusammenhängender Gruppen. Der ganze Stoff war so durchgearbeitet, daß eine abschließende Spezialdiplomatik gewonnen wurde, von deren Ergebnissen schon früher die Rede war; es sei nur noch hinzugefügt, daß neben der Schriftenvergleichung die Diktatuntersuchung eine besonders wichtige Rolle spielte. So wurden der Ausgabe selbst die richtigen diplomatischen Kriterien für die formale Beurteilung der Originalität, aber auch in ausgedehntem Maße für die Zuverlässigkeit der Kopien und für die Echtheit der einzelnen Diplome gewonnen. Nur bei etwa dem zehnten Teil dieser Dokumente glaubte S. den Grad der Glaubwürdigkeit nicht sicher entscheiden zu können.

Mehrfacher Wechsel der Mitarbeiter und längeres schweres Unwohlsein, das S. zu Beginn der achtziger Jahre behinderte, haben ja manche Ungleichmäßigkeit verschuldet, im ganzen aber wurde Plan und Durchführung durchweg als meisterhaft und vorbildlich anerkannt. Die Fortsetzer des Unternehmens, Breßlau und Mühlbacher, fanden doch nur in wenigen Punkten Anlaß zur Verbesserung seines Vorgehens.

Zur Erläuterung der *Acta Karolinorum* hatte S. im Jahre 1870 Tafeln mit Karolingerurkunden aus dem Nachlasse von U. F. Kopp herausgegeben. Die Generaldirektion der preuß. Staatsarchive unter Heinrich von Sybel bot nun die Mittel, um nicht nur für die beiden Bände der Diplomata, sondern die Kaiserurkunden des Mittelalters überhaupt ein ähnliches Hilfsmittel zu liefern. Es ist das auch technisch vorzüglich gelungene Tafelwerk »Kaiserurkunden in Abbildungen« (1880 —91). Der wissenschaftliche Plan und die wissenschaftliche Leitung waren durchaus Sache S.s. Es wird eine systematische Sammlung von 361 Stücken geboten, welche die Arten und Abarten der Kaiserurkunden in den verschiedenen Perioden, ihre allmähliche Fortbildung, die Entstehung und einzelnen Phasen der Beurkundung, die jeweiligen Normen der Kanzlei und auch Beispiele für Abweichung von ihnen veranschaulicht. Die Auswahl für die Karolinger und Ottonen traf S. mit seiner souveränen Beherrschung des Stoffes noch selbst und lieferte wichtige Beiträge für die Spezialdiplomatik der spätern Karolinger. Für die andern Zeiträume übertrug er sie an geeignete Fachmänner. Da die italienischen Archive für dieses Werk nicht benutzt werden konnten, regte er bei der römischen historischen Gesellschaft ein ähnliches Unternehmen zur Ergänzung an und steuerte zu dem einzigen erschienenen Heft die Tafeln für die italienischen Karolinger bei.

Schließlich muß in diesem Zusammenhang noch der Monographie gedacht werden, welche S. 1883 der in manchen Beziehungen bedeutungsvollsten Urkunde Ottos I., dem lang mit geheimnisvollem Dunkel umhüllten Privileg für die römische Kirche widmete. Er kam zum Ergebnis, daß wir es nicht mit einem in der Kanzlei geschriebenen Original, sondern mit einer Prunk-Ausfertigung zu tun haben, welche aber gleichzeitig und amtlichen Ursprunges, echt und durchaus glaubwürdig ist; ja Breßlau machte jüngst sehr wahrscheinlich, daß sie auch echtes Siegel trug.

Diese Schrift war eine der ersten Früchte der Eröffnung des vatikanischen Archives durch Papst Leo XIII. Ihr Ergebnis trug wesentlich dazu bei, die Bedenken über diese Liberalität des Papstes zu zerstreuen. Diese Untersuchung führte auch zur Gründung des *Istituto austriaco di studii storici* in Rom und damit zu einer vollständigen Änderung in S.s Wirksamkeit und Tätigkeit.

Das österr. historische Institut in Rom erstand im Herbst 1881 infolge eines Berichtes, welchen S. dem Kaiser über seine vatikanischen Forschungen erstattete; dieser gewährte auch die Mittel zunächst aus seiner Privatschatulle. S. plante es als eine Tochter der Wiener Anstalt, in enger Arbeitsgemeinschaft mit dieser und mit seiner Schule zur Ausbeutung der Schätze des vatikanischen Archives. Er gedachte die Oberleitung so zu führen, daß nur ab und zu seine persönliche Anwesenheit in Rom nötig sein würde, die laufenden Geschäfte sollte ein Stellvertreter versehen. Als sich aber herausstellte, daß auf diese Weise die notwendige Stetigkeit weder für die wissenschaftlichen Arbeiten, noch in anderer Hinsicht zu erreichen sei, entschloß er sich zu d e r

Lösung der Frage, daß er seine hochangesehene Stellung am Institut in Wien nach 35jähriger Tätigkeit verließ, 1891 als Professor in Ruhestand trat und dauernd zur Leitung des *Istituto* nach Rom übersiedelte. Dieser Entschluß erregte vielfach Verwunderung. Meines Erachtens entsprang er aus kräftigem, noch jugendlichem Drang, neues zu schaffen und zu organisieren, nicht wenig wohl auch aus seiner starken Vorliebe für archivalisches Forschen.

Von Jugend an eifriger Archivarbeiter besaß er lebhaftes, fachkundiges Interesse für das Archivwesen. Als Minister Giskra 1869 eine Enquete zur Besserung dieses in Österreich damals ganz verwahrlosten Verwaltungszweiges einberief, legte S. einen großzügigen Entwurf zu einer einheitlichen Organisation der staatlichen Archive vor, welcher freilich in seiner Gänze nie zur Ausführung kam, nur einzelne wichtige Bestimmungen, wie über die Vorbildung der Archivare, fanden allmählich Eingang.

Seit Errichtung des römischen Institutes ging nun sein Augenmerk darauf, in den päpstlichen Archiven für die Benützer alle jene Erleichterungen zu erzielen, welche mit den allgemeinen Normen guter Archivverwaltung verträglich waren. Und er hatte schon bei seiner Anwesenheit 1885/6 schöne Erfolge erzielt. Das reizte ihn zum Ausbau. Seine geistvolle Persönlichkeit imponierte auch in Rom in allen Kreisen, welche mit ihm in Berührung kamen. Selbst der Papst bewies ihm, dem Protestanten, wiederholt seine Gunst. Man nannte Sickel wohl den wissenschaftlichen Botschafter Österreichs in Rom.

Das Forschungsgebiet S.s knüpfte seitdem enge an die päpstlichen Archive an. Das *Istituto* setzte zunächst beim Mittelalter ein. In gemeinsamer Arbeit wurden die Register für die Habsburger Geschichte ausgebeutet. S. selbst lieferte 1889 auf Grundlage des wieder zugänglichen vatikanischen Kodex eine abschließende Ausgabe des *Liber diurnus*. Teils in der etwas gequälten lateinischen Vorrede, ausführlich in den beiden in den Akademieschriften veröffentlichten Prolegomena erweist er in gewohnter Umsicht das Alter der Handschrift und bringt die überaus schwierigen Fragen nach der Entstehung und Bedeutung dieser ebenso wichtigen als umstrittenen Quelle in neue und in Hauptpunkten sicher richtigere Beleuchtung.

Bessere Übersicht über die Bestände des vatikanischen Archivs ergab als das dankbarste Arbeitsfeld die Geschichte der neueren Zeit. S. entschloß sich, die Nuntiaturberichte des XVI. Jahrhunderts aus dem deutschen Habsburgerreich sammeln zu lassen. Da aber auch das preußische und das Institut der Görresgesellschaft einen solchen Plan gefaßt und mit dessen Verwirklichung schon begonnen hatten, so verständigten sich die drei Anstalten im Jahre 1891 zu gemeinsamer Herausgabe. S. wählte die Zeit Pius IV. und V. wegen des Trienter Konzils, mit dem er sich schon vor Jahrzehnten beschäftigt hatte. In den erregten Jahren 1870—72 hatte er die von ihm gefundenen Reformentwürfe Ferdinands I. nebst der Korrespondenz der kaiserlichen Legaten und reichem Kommentar herausgegeben.

Mit dieser Epoche wollte er also wieder einsetzen. Und während das Material für die Nuntiaturberichte in und außer Rom gesammelt und durch seinen Schüler Steinherz bearbeitet wurde, verwirklichte S. mit Hilfe der Wiener Akademie einen weitem sehr fruchtbaren Gedanken: die Veröffentlichung der Korrespondenz, welche die Legaten in den entscheidenden letzten Jahren des Trienter Konzils führten. Sie erst gibt die richtige historische Erklärung

für die offiziellen Aktenstücke, welche die Görresgesellschaft ediert, den Schlüssel für die Umstände, unter welchen diese bis heute folgenreichen Beschlüsse zustande kamen. Die Verarbeitung des nach seinem Plan und unter seiner tätigen Mitwirkung gesammelten Stoffes übertrug er seinem Schüler Šusta.

Weit über das spezielle Thema hinaus reicht die Bedeutung der in S.s »Römischen Berichten I.—V.« niedergelegten Erörterungen über Existenz, Beschaffenheit und Zusammenhang der für diese Publikationen zu durchforschenden Quellen, sie bauen sich auf eindringlicher Darlegung des ganzen kurialen Geschäftsganges auf. Er hat seine Untersuchungen über Urkundenwesen und Kanzlei auf das neugeschichtliche Aktenmaterial, also auf verwandte archiva-lische Quellen übertragen. Auf solche Weise gelang es ihm, den ganzen in Frage kommenden Quellenstoff aufzuspüren, den kritischen Wert der einzelnen Bestände klar zu legen. Es ist mit Recht hervorgehoben worden, daß er hier ein Muster bot, wie neuzeitliche Geschichtsforschung betrieben werden muß, wenn man zu abschließenden Quellensammlungen und zu erschöpfenden Darstellungen gelangen will, und die Vergeudung von Kraft und Zeit aufhören soll, die dadurch entsteht, daß oftmals der spätere Forscher nicht genau weiß, wie vollständig ein Vorgänger das Material gekannt und auch ausgebeutet hat. Nochmals zeigt sich Sickel in diesen letzten Arbeiten als den großen Meister der Kritik.

Hochbejahrt zog er sich im Jahre 1901 nach dem sonnigen Meran zurück. Andauernde geistige Arbeit mußte er sich nun allerdings versagen. Aber das rege Interesse an der Wissenschaft, an seinen Schöpfungen, an der Politik, an allem Lebenswerten behielt er ebenso ungemindert wie den Eifer und die Kunst frischer, anregender Erzählung. Die Feier seines achtzigsten Geburtstages warf einen verklärenden Schimmer auf sein großes, fruchtbares Lebenswerk. Namentlich freute er sich der Anhänglichkeit seiner zahlreichen Schüler in und außerhalb Österreichs. Sie, sagte er, ersetzen ihm die leiblichen Kinder, welche seiner glücklichen Ehe mit der Tochter Gotfrid Sempers nicht beschieden waren. Seine hohen Verdienste hatten allseitige Anerkennung gefunden. Die hervorragendsten Akademien hatten ihn in ihre Mitte aufgenommen, er besaß die vornehmsten Orden für wissenschaftliche Verdienste, wurde Hofrat und schließlich Sektionschef.

Das frische Leben, welches Sickel bei seinem Eintritt in österreichische Dienste fand, gewann ihn sofort für seine neue Heimat. Durch seine energische wissenschaftliche Betätigung eine Annäherung Österreichs und Deutschlands anbahnen zu helfen, war das Ideal, dem er stets zum Wohle beider Staaten nachstrebte.

Literatur: Sickel. Das k. k. Institut f. österr. Geschichtsforschung (Mitteil. des Instituts f. öst. G.-F. 1,1). v. Ottenthal. Das k. k. Inst. f. öst. Geschichtsforsch. 1854—1904, Festschrift, Wien 1904. Vgl. meinen Nachruf in Mitteil. des Instit. f. öst. G. S. 29, 545 ff., welcher hier etwas gekürzt, in einigen Punkten auch ergänzt, mit Zustimmung der Redaktion wieder veröffentlicht wird. — Die aus Anlaß seines achtzigsten Geburtstages und seines Todes erschienenen biographischen Artikel sind zusammengestellt von H. Heldmann im Jahresbericht des Thüringisch-Sächsischen Vereins zur Erforschung des vaterländ. Altertums für 1907/8 (Halle 1909) S. 15, und in der hist. Zeitschrift 104, S. 114 ff., wo auch Briefe von ihm abgedruckt sind. Sickels gelehrte Arbeiten sind verzeichnet von H. Steinkacker. Theodor v. Sickel. Bericht des akad. Vereins deutscher Historiker, 17. und 18. Vereinsjahr, Wien 1907.

E. v. Ottenthal.

Beck, Otto, Oberbürgermeister von Mannheim, * 15. Mai 1846 in Krautheim, † in Mannheim 30. März 1908. — Sohn eines Volksschullehrers im badischen Unterland, besuchte B. die Gymnasien in Tauberbischofsheim und Konstanz, absolvierte Jura an der Heidelberger Hochschule. 1873 wurde B. Sekretär im Ministerium des Innern, 1875 Amtmann in Baden-Baden. 1878—91 wirkte B. als Oberamtmann in Borndorf, Waldkirch, Rastatt. Seine bedeutenden Leistungen ließen B. der Staatsregierung als Oberbürgermeister für Mannheim, von maßgebenden Stellen empfehlen. Nach Ablauf der 9jährigen gesetzlichen Amts-Periode wurde B. einstimmig wiedergewählt; sein 60. Geburtstag und die Feier des Stadt-Jubiläums waren Anlaß besonderer Ehrungen (Verleihung der sonst nur an Fürstlichkeiten verliehenen großen goldenen Jubiläums-Medaille; Benennung des Haupt-Straßenzuges im vornehmsten neuen Stadtviertel als Otto Beck-Straße). — B. »modernisierte (nach dem Zeugnis von Felix Hecht) alle Zweige der Gemeindeverwaltung. In welchem umfassenden Maße dies geschah, ergibt sich aus den 7 Bänden der städtischen Verwaltungsberichte (1876 ff.) und den 3 Bänden des Jubiläums-Werkes der Stadt Mannheim. Nur die Verwaltungs-Berichte der Stadt Essen sind an Bedeutsamkeit den Mannheimer Verwaltungsberichten an die Seite zu stellen«. B. war (nach demselben Gewährsmann) ein produktiver Kopf, gelehrig, anschläglich, voll kernhaften, volksmäßigen Humors, von geistiger Überlegenheit, schlagfertig, zur Ausgleichung von Gegensätzen geschaffen, arbeitsam und ausdauernd in seltenem Maße, ein guter Menschenkenner und Rechenmeister. Ihm vornehmlich ist die Schöpfung des Mannheimer Industriefens zu danken, dessen Einweihung 1907 stattfand, dessen Vorbereitungen aber bis 1892 zurückreichen. Gleichweise war B. auf die Verbesserung von Wasserstraßen und Verkehrswegen, die Erschließung weiteren Baugeländes, die Vergrößerung des städtischen Grundbesitzes, auf die Vorarbeiten für ein Groß-Mannheim, die Regelung der Wohnungs-Frage (1897 entstand seine einschlägige, an den Mannheimer Stadtrat gerichtete Denkschrift; 1901 behandelte B. in Band 96 der Schriften des Vereins für Sozialpolitik »Die Förderung der gemeinnützigen Bautätigkeit durch die Gemeinden«). Ernstlich bemüht war B. auch um die Reform des kaufmännischen Bildungswesens, um die Hebung der Hygiene, um die Verschönerung der Stadt, die Erbauung der städtischen Festhalle, des »Rosengartens« durch Professor Bruno Schmitz, um das Theater und die sonstigen städtischen kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen, stets darauf bedacht, »alle diese Kulturgüter auch den Ärmern zugänglich zu machen«. »Was B. für Mannheim getan, das hatte« — nach dem Wort von Professor Sigmund Schott — »die Presse, das hatte die Bürgerschaft sofort auf die richtige Formel gebracht: der Kleinstadt hat er den Weg zur Großstadt geebnet«. Professor Walthers Nachruf stellt fest, daß die Summe der Mannheimer Stammkapitalien während B.s Amtsführung von 414 auf 1011 Millionen Mark und die Einwohnerzahl von 80 000 auf 177 000 gestiegen ist und die Zahl der städtischen Beamten sich in demselben Zeitraum versechsfacht hat. Es brachte den festlichen Höhepunkt in B.s Leben, als ihm beim feierlichen Jubiläums-Festakt im Rosengarten die Abordnung des Senats der Universität Heidelberg das Ehrendoktor-Diplom überreichte und der ehrwürdige Großherzog von Baden als *Rector Magnificentissimus* der Ruperto-Carola ein Hoch auf den neuen Doktor ausbrachte.

Freundliche Mitteilung des Herrn Oberbürgermeister von Mannheim, Herrn Dr. Martin. — Kommunale Rundschau. Deutscher Städte-Verlag, 30. April 1908. Nachruf (mit Abbildung) von Prof. Dr. Friedrich Walther. — Technisches Gemeindeblatt. Berlin, Jahrgang XI. Nr. 2 vom 20. April 1908 Oberbürgermeister Beck-Mannheim, von Prof. Dr. Sigmund Schott. — Süddeutsche Monatshefte, Juni 1908. Felix Hecht: Otto Beck, Oberbürgermeister von Mannheim.

Busch, Wilhelm, * 15. April 1832 in Wiedensahl, † 9. Januar 1908 in Mechtshausen am Harz.

»Ein Freier und ein Froher ist gegangen,
Der mehr als Ihr geahnt, ein Großer war. —
Der Jugend Rot auf unverblühten Wangen,
Des Alters heilig-reinen Schnee im Haar;
Wie kaum ein Zweiter mehr in deutschen Landen
Den Kindern und den Alten gleich vertraut,
So viel geliebt, so selten ganz verstanden,
Im tiefsten Grund von Wenigen durchschaut!«

F. v. Ostini, 'Jugend' 1908, 3.

In ländlicher Abgeschlossenheit sagte Wilhelm Busch der Welt Valet, der Mensch mit dem goldnen Herzen und Humor, der hervorragende Dichter, Maler und Karikaturist. Er hat leider zu seinen Lebzeiten nicht die volle Anerkennung gefunden, wie er sie verdient hätte, trotzdem er selbst den Kindern nicht unbekannt geblieben ist. Ein rechter Junge kann überhaupt seinen »Max und Moritz« auswendig. Aber die breite Masse schätzte ihn wie die Kinder eben auch nur als Spaßmacher: »weil er so ulkig ist«. Daß Wilhelm Busch ein Künstler war, ein vielseitiger, gottbegnadeter Künstler, diese Erkenntnis ist manchen erst jetzt, vielen noch gar nicht aufgegangen. Solche Verständnislosigkeit hat auf Busch's Psyche ganz zweifellos stark gewirkt, hat mit dazu beigetragen, daß er schließlich der einsame, wenig zugängliche Dorfbewohner ward und zeitlebens blieb. Die Literatur- und Kunstgeschichte kommender Tage wird an ihm gut zu machen haben, was infolge mangelnden kritischen und künstlerischen Verständnisses an dankbarer Ehrung ihm gegenüber bis jetzt nicht zum Ausdruck gekommen ist.

B.s Wiege stand im Hannöverschen, nahe der Grenze von Westfalen und Schaumburg-Lippe, in still-friedlichem Winkel, dem fast weltabgeschiedenen Wiedensahl. Der Vater, Friedrich Busch, war daselbst Krämer. Aus seiner Ehe mit Henriette geb. Kleine, der Tochter des dort angesessenen Arztes, gingen 6 Kinder hervor, 4 Knaben und 2 Mädchen. Wilhelm, der älteste, und 2 seiner Brüder studierten später, während ein Bruder das väterliche Geschäft übernahm. Eine Schwester starb früh — ihr gilt das Gedicht in der »Kritik des Herzens« S. 80 —, die andere heiratete den Pfarrer des Dorfes, Nöldeke. Mit dieser Schwester, Fanny, hat B. nach dem Ableben ihres Mannes etwa die 3 letzten Dezennien in Wiedensahl und dann in Mechtshausen zusammengelebt und hat mit ihr die Sorge um die Erziehung ihrer Kinder geteilt.

Die Eltern des Künstlers lebten in auskömmlichen, aber nicht glänzenden Verhältnissen. Der Vater sorgte schlecht und recht für sein Geschäft und seine Familie. Der praktische Sinn überwog bei ihm. Er war ein Mann von ernster Lebensauffassung, gönnte sich wenig Erholungsstunden und laute Vergnügungen erst recht nicht. Zerstreuungen außerhalb seiner vier Pfähle pflegte

er nicht zu suchen. Der Besuch der Braunschweiger Messe und seines Schwagers Kleine, der die Pfarre von Ebergötzen und später von Lüethorst inne hatte, waren für ihn die liebsten Unterbrechungen im täglichen Einerlei. An der Mutter wird jene stille Frömmigkeit und Gottergebenheit gerühmt, die auf Äußerlichkeiten keinen Wert legt. Besonders markante Charakterzüge hatte sie kaum aufzuweisen. Künstlerische Dinge interessierten sie und ihren Gatten schwerlich; dagegen war sie von seltener Güte und Liebe gegen ihre Kinder, und es ist sehr wahrscheinlich, daß Jung-Wilhelm, dessen Bösebubenstreiche kaum alle erfunden sind, ihre milde Fürsprache vielfach hat in Anspruch nehmen müssen. Denn der Vater war ein strenger Mann, der eine jugendliche Missetat ungern durchgehen ließ. Höchst ergötzlich ist, wenn B. in seiner Selbstbiographie »Von mir über mich« von einem solchen Fall berichtet. »Um diese Zeit«, lesen wir da, »passierte eine kleine Geschichte, die recht schmerzhaft und schimpflich für mich ablief. Beim Küster diente ein Kuhjunge, fünf, sechs Jahre älter als ich. Er hatte in einen rostigen Kirchenschlüssel, so groß wie dem Petrus seiner, ein Zündloch gefeilt, gehacktes Fensterblei hatte er auch schon genug, bloß das Pulver fehlte noch zu Blitz und Donner. Infolge seiner Beredsamkeit machte ich einen stillen Besuch bei einer gewissen steinernen Kruke, die auf dem Speicher stand. Nachmittags zogen wir mit den Kühen auf die einsame Waldwiese. Großartig war der Wiederhall des Geschützes. Und so beiläufig ging auch ein altes Bäuerlein vorbei, in der Richtung des Dorfes. Abends kehrte ich fröhlich heim und freute mich so recht auf das Nachtessen. Mein Vater empfing mich an der Tür und lud mich ein, ihm auf den Speicher zu folgen. Hier ergriff er mich beim linken Arm und trieb mich vermittels eines Rohrstockes im Kreise umher, immer um die Kruke herum, wo das Pulver drin war. Wie peinlich mir das war, ließ ich weithin verlautbaren. Und sonderbar! Ich bin weder Jäger noch Soldat geworden«.

Ich gehe geflissentlich nicht genauer ein auf die für diese Betrachtung mehr oder weniger nebensächlichen Ereignisse aus frühester Jugendzeit. B. hat darüber selbst so behaglich und mit herzerfreuender Einfachheit berichtet: wie Knecht Heinrich Flöten macht und auf der Maultrommel spielt, wie das Schwesterchen einmal fast ertrunken wäre, wie Großmütterchen als Frühaufsteherin mit Stahl und Stein Feuer im Ofen entzündet, und es dem Knaben dann in dem einsamen Hause so »wonnig geheimnisvoll« vorkam besonders im Winter, wenn noch alles still und tot und dunkel war«.

Der Knabe war noch nicht zehn Jahre alt, als ihn der Vater zum Zweck besserer Vorbildung in das Haus von Schwager Kleine schickte, der in Ebergötzen bei Göttingen seine erste Pfarrstelle inne hatte. So verließ denn Jung-Wilhelm das Elternhaus, in dem man so behaglich, harmlos und fröhlich dahinglebte. Während des nächsten Vierteljahrhunderts hat B. sich zu wirklich dauerndem Aufenthalt in seinem Heimatdorf nicht wieder eingefunden, ausgenommen nach der Antwerpener Zeit, um sich von einer Krankheit zu erholen.

Von Pastor Kleine sind außer Wilhelm auch dessen jüngere Brüder mit den eigenen Kindern des Pfarrers zusammen unterrichtet und erzogen worden. Während der Jahre bei dem braven Landpfarrer erwacht unter Anleitung des Oheims in Wilhelm der Sinn für die Natur seiner Heimat und deren Betrachtung. Er lernt auch des Kleinen und Kleinsten sich liebevoll annehmen. Kein Baum, kein Strauch, kein Vogel bleibt ihm unbekannt. Die Liebe zur Natur

und ihrer Ergründung hat Busch durch das ganze Leben begleitet, sei es, daß er sich mit der Lehre von den Atomen beschäftigt, sich aus Brehms Tierleben orientiert, Darwin oder Haeckel studiert, sei es, daß er von hier hinüber philosophiert in das Reich der Seelenwanderung, die er allen Ernstes für möglich hält. Ganz besonderes Interesse bringt der heranwachsende Jüngling der Imkerei entgegen. Nicht nur »Schnurrdiburr«, sondern auch viele Gedichte aus späterer Zeit geben davon Zeugnis. Auch in diesem Betracht war Onkel Kleine der sich lebhaft an dem Kampf um die sog. Parthenogenesis beteiligte, der spiritus rector. Noch im Alter bemerkt B. im Scherz, die Bienenzucht sei das einzige, was er gründlich gelernt habe. Indessen ist alles das nur Theorie geblieben. Praktischer Bienenwirt ist er nie geworden. Daß er einmal den Gedanken gehabt haben soll, nach Brasilien, dem Dorado aller Bienenzüchter, auszuwandern, bezeichnet der Künstler selbst als einen freundlichen Irrtum.

In Ebergötzen schloß der Jüngling einen Freundschaftsbund, der für das ganze Leben von Dauer war, mit dem Sohne des dortigen Müllers. Mit Erich Bachmann teilte er den Unterricht, fing Forellen und stellte Dohnen und Sprenkeln. Ein Hauptvergnügen für beide Knaben war das Baden vor dem Dorfe. Man »machte sich eine Mudde aus Erde und Wasser«; die hieß »Peter und Paul«. Das gab Gelegenheit, sich »von oben bis unten zu überkleistern«. Man legte sich in die Sonne, ließ sich »inkrustieren wie Pasteten« und spülte sich im Bache wieder ab. Nicht ohne Grund hat in »Plisch und Plumm« der spätere Dichter und Karikator nach dem Vorangegangenen die beiden unnützen Jungen Peter und Paul genannt. Wenn sich diese beiden Mosjös aus Mangel an geeigneten Angriffswaffen im Zorn mit Mutters gutem Kartoffelsalat gegenseitig übers Gesicht fahren, so haben wir hier einen leisen Nachhall des Ebergötzer Erlebnisses:

♦ Jetzt wird's aber desperat. —
Ach, der köstliche Salat
Dient den aufgeregten Geistern,
Sich damit zu überkleistern♦.

Auch sonst gab es in Ebergötzen allerlei Unfug zu treiben. Dem Dorftrödel werden Kuhhaare in die Pfeife gesteckt, die dieser »mit dem Ausdruck der seligsten Zufriedenheit ausraucht«. Dasselbe macht der Knabe Hieronymus Jobs mit dem guten Rektor, der ihm Unterricht erteilt. Wir vernehmen mit Genugtuung, daß weder in Wahrheit noch in der Dichtung die gebührende Senge ausgeblieben.

Noch ein weiteres Motiv aus der Folgezeit hat sich in B.s Produktion erhalten. Ich erwähne dies deshalb, weil für mich hier zuerst die vorzügliche Beobachtungsgabe des Knaben zu Tage tritt. In seiner Selbstbiographie erzählt nämlich B. folgendes: »Auch der Wirt des Dorfes, weil er ein Piano besaß, wurde bald mein guter Bekannter. . . . Er trug lederne Klappantoffeln und eine gelbgrüne Joppe, die das hintere Mienenspiel der blaßblauen Hose nur selten zu bemänteln suchte. In den »ehelichen Ergötlichkeiten« bei »Herr und Frau Knopp« finden wir die Parallelstelle:

• Gern wendet Frau Doris anitzo den Blick
Auf Knopp sein Beinbekleidungsstück,
Welches ihr immer besonders gefiel
Durch Ausdruck und wechselndes Mienenspiel. •

Wir haben es auch hier wahrscheinlich mit einer Reminiszenz zu tun, die B. jahrelang mit sich herumtrug. Er hatte ein Gedächtnis und eine Phantasie, in der selbst zunächst nebensächlich erscheinende Dinge nicht verloren gingen.

In Ebergötzen und seit 1846 in Lüethorst, wohin der Oheim versetzt worden war, erstreckt sich B.s Unterricht auf das Lesen einheimischer und fremder Dichter; auch die Metrik wird behandelt. Der Trieb zur philosophischen Betrachtungsweise führt den Knaben früher als gewöhnlich zum Studium philosophischer Abhandlungen. Fast komisch wirkt es, wenn B. erzählt, er habe sich damals schon über Kants Kritik der reinen Vernunft gemacht, die er doch noch nicht verstehen konnte. Dennoch datiert er daher die Neigung, »in der Gehirnkammer Mäuse zu fangen, wo es nur gar zu viel Schlupflöcher gibt«. — Um diese Zeit entstehen auch die ersten Zeichnungen und Gedichte.

Eine der beliebtesten Unterrichtsdisziplinen war für den Knaben die Mathematik, nicht jedoch ohne Einschränkung. Nachdem B. 16jährig, wie er selbst erzählt, ausgerüstet mit seinem Sonett und der Kenntnis der vier Species die polytechnische Hochschule zu Hannover bezogen hatte, ergab sich, daß er zwar für die reine Mathematik Interesse hatte und auf diesem Gebiet etwas zu leisten vermochte, in der angewandten aber »mit immer matterem Flügelschlage« sich bewegte. Dreieinhalb Jahr hat B. in Hannover zugebracht, um nach dem Wunsche des Vaters später Maschinenbauer werden zu können. Aber die praktische Seite dieses Brotstudiums erweckte in dem jungen Hochschüler nach und nach einen starken Grad von Unlust. Und so zog er denn die Konsequenz aus dem ersten Irrtum seines Lebens und sattelte um. Ein Maler, Klemme, und Freund Bornemann bestärkten ihn in seinem Entschluß. So verließ B. 1851 Hannover, »um in Düsseldorf Maler zu werden«.

Der Vater brachte diesem Plan schwere Bedenken entgegen. Er hatte zu dem brotlosen Metier kein Zutrauen. Dennoch finden wir B. als Kunstakademiker in der schönen Stadt am Rhein. Aber im dortigen Antikensaal findet sein Geist nicht das, was er sucht; innige Berührungspunkte zur Antike hat er überhaupt niemals finden können. B. wendet sich deshalb alsbald nach Antwerpen, wird in die Malklasse aufgenommen und imponiert bald durch seine Zeichnungen nach der Natur. Blätter mit Skizzen aus dieser Zeit sind noch erhalten, auch Karikaturen, eine Gattung, mit der B. schon in Düsseldorf begonnen hatte. Die ältesten bekannten Ölbilder fallen indes erst nach Abschluß der Antwerpener Periode, in die Zeit der Erholung nach schwerer Krankheit in Wiedensahl. In Antwerpen studiert B. mit Eifer die alten Niederländer, für die er sich stets eine große Vorliebe bewahrt hat: Rubens, Brouwer, Teniers, Franz Hals. »Ihre göttliche Leichtigkeit der Darstellung malerischer Einfälle, verbunden mit stofflich juwelenhaftem Reiz; diese Unbefangenheit eines guten Gewissens, welches nichts zu vertuschen braucht, diese Farbenmusik, worin man alle Stimmen klar durchhört, vom Grundbaß herauf, haben für immer meine Liebe und Bewunderung gewonnen«, sagt er selbst. Besonders verehrte B. Adriaen Brouwer, an dessen Bildern er Licht und Farbengebung speziell studierte. Diesem schließt er sich in der Folge besonders an und gedenkt seiner in späteren Jahren. Er setzt dem alten Meister ein Denkmal in der »Kritik des Herzens« S. 57, indem er sich der »Operation am Rücken« erinnert.

»Sahst du das wunderbare Bild von Brouwer?
 Es zieht dich an wie ein Magnet.
 Du lächelst wohl, derweil ein Woneschauer
 Durch deine Wirbelsäule geht.

Ein kühler Dokter (!) öffnet einem Manne
 Die Schwäre hinten im Genick;
 Daneben steht ein Weib mit einer Kanne
 Vertieft in dieses Mißgeschick.

Ja, alter Freund, wir haben unsre Schwäre
 Meist hinten. Und voll Seelenruh'
 Drückt sie ein andrer auf. Es rinnt die Zähre,
 Und fremde Leute sehen zu«.

Die Stücke, die B. im Geiste Brouwers gemalt hat, Weiden, Vieh, Ziegeldächer im Sonnenschein unter blauem Himmel, haben einen bleibenden künstlerischen Wert, wenn sie auch nicht viel mehr als Studien sind. Die Unlust an der Ausführung dieser Sujets, auch wohl ein bestimmter technischer Mangel, bewogen den Meister, die Bilder, unvollendet für sich so zu bewahren, wie sie sind. B. fühlte heraus, daß er nicht imstande sei, es den alten Niederländern gleichzutun und deshalb bemerkt er später selbst:

»Gern verzeih' ich's ihnen, daß sie mich zu sehr geduckt haben, als daß ich's je recht gewagt hätte, mein Brot mit Malen zu verdienen, wie manch andrer auch. Die Versuche freilich sind nicht ausgeblieben; denn geschafft muß werden, und selbst der Taschendieb geht täglich auf Arbeit aus; ja, ein wohlmeinender Mitmensch darf getrost voraussetzen, daß diese Versuche, deren Resultate zumeist für mich abhanden gekommen, sich immerfort durch die Verhältnisse hindurchziehen, welche mir schließlich meinen bescheidenen Platz anwiesen«. Nach dem Gesagten scheint es richtig, die Produktivität des Meisters folgendermaßen zu beurteilen: B. malte, malte bis an sein Lebensende, aber schließlich ohne die Praetension nach außen durch seine Leistungen aufzufallen. Er kannte die ihm gesetzte Grenze und infolgedessen wurden auch seine Versuche in den letzten 25 Jahren spärlicher. Buschs malerische Produktion wurde nicht geringer, weil er sich hätte bescheiden müssen, sondern weil er es so wollte. Dazu kam, daß er mit seinen Karikaturen in den 60er und 70er Jahren viel Erfolg hatte. Es ist also nur natürlich, daß er uns hinfort das gab, was sein Ureigenstes war. Zu sagen, daß B.s Intensität im Malen nur deshalb nachgelassen habe, weil andere Dinge sich dazwischen drängten, halte ich danach nicht für ganz richtig. Vielmehr hat der Künstler mit Bewußtsein der Schwarzweiß-Manier und der Karikatur die Betätigung auf der Leinwand hintangesetzt.

Ich greife zurück. 1853—54 finden wir B. wieder in der Heimat. In Antwerpen war er gefährlich krank geworden. Nach seiner Wiederherstellung unter der Pflege seiner Wirtsleute »Jan und Mie« lebt er, sich erholend und sich mit Skizzieren und Malen die Zeit vertreibend, wieder anderthalb Jahre in Wiedensahl. Hier beginnt er auch die heimischen Geschichten »ut ôler welt« (aus alter Zeit) im Manuskript zusammenzustellen: Sagen, Märchen, Volkslieder, Spruchreime. Er hat das alles einmal herausgeben wollen, es ist aber mit Rücksicht auf die mannigfachen Analogien bei den Gebrüder Grimm unterblieben. Von

Mechtshausen aus soll indes einiges davon im Korrespondenzblatte des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung veröffentlicht worden sein.

Der Herbst 1854 sieht den angehenden Meister in München, das ihn etwa 20 Jahre lang festgehalten hat. Auch da gehört er nicht zu den »Fleißigen«. Mit der akademischen Kunstrichtung kann er sich nicht befreunden. Er ist im wesentlichen Autodidakt. Auf Wanderungen in der Umgegend skizziert und malt er, was ihm gerade auffällt, aber ohne bestimmten Plan; dazwischen notiert er Verse in ein Büchelchen. Manch einer der Kollegen ist auf solchen Fahrten ahnungslos in der Karikatur festgehalten worden. Vieles bewahrt das Karikaturenbuch »Jung-München«. In dieser geselligen Vereinigung, zu der B. gehörte, verkehrten Maler, Musiker und sonst künstlerisch interessierte Leute, unter denen Pixis, Lossow, Dietz, Rögge, Krempelsetzer, der Komponist, von Angeli und Stöger (aus den Bilderbogen als der »Kleine Maler mit der großen Mappe« bekannt) zu nennen sind. Hier wurde B. auch mit seinem späteren Verleger Bassermann befreundet. Die Kneipzeitung des Vereins hieß der »Beiwagen«. In ihr sind keine Beiträge B.s enthalten, dagegen ist im Organ der Secessionisten (die sich statt des Lokals beim Kappler ein anderes beim Lettenbauer gesucht hatten), dem »Knotenstock« einiges enthalten. Auch sonst betätigt sich unser junger Akademiker im Interesse des Vereins, wenn er für Festlichkeiten, etwa im Karneval, Griffel und Feder in den Dienst der Sache stellt, Theaterzettel zu Stögerschen Ritterstücken zeichnet und Operettenlibretti liefert.

Von solchen Arbeiten hat Krempelsetzer »Liebestreue und Grausamkeit«, »Schuster und Schneider« und die im Residenztheater nur einmal aufgeführte Operette »Der Vetter« vertont. Der literarische Wert dieser Produktion ist nicht erheblich. Es kann darüber hinweggegangen werden. Es handelt sich um die Zeit zu Anfang der sechziger Jahre. Das Arrangement zum Märchenmaskenball des Karnevals 1862 war ebenfalls B.s Werk. Außerdem hatte er einen Text über das Märchen »Hänsel und Gretel« gedichtet, den wiederum Freund Krempelsetzer in Musik umsetzte.

So wechselten in angenehmer Folge Festlichkeiten, gemütliche Abende beim Kappler oder im Bund der »Nachlichter« (Nachtschwärmer); dabei wurden die Exkursionen zum Zweck des Malens nicht vergessen. Vor allem waren das Isar- und Würmtal, ferner Brannenburg am Inn und Ammerland am Starnberger See, wo die Eltern Freund Hanfstaengl ein Landgut besaßen, für B. liebe Aufenthaltsorte. Auch das Bräustübl von Kloster Andechs besuchte er gern. In Brannenburg hat er die während des Wiedensahler Erholungsaufenthalts auf der Leinwand gemachten Versuche fleißig fortgesetzt.

Nach der Secession zum Lettenbauer ging »Jung-München« der Auflösung entgegen. Bei späteren Münchener Aufenthalten verkehrte B. in der inzwischen entstandenen »Allotria«. Neben Hanfstaengl gehörten damals zu den intimeren Bekannten des Künstlers: Lenbach, F. A. Kaulbach und der Bildhauer Lorenz Gedon, dessen 1883 erfolgter Tod B. sehr nahe gegangen ist, wie ein Gedicht bezeugt.

Einen Vorteil hat die Mitgliedschaft des Vereins »Jung-München« für B. gehabt: er lernte Persönlichkeiten kennen, denen seine Begabung zur Karikatur auffallen mußte. Bassermann wurde sein Freund und späterer Verleger, der alte Holzschneider Kaspar Braun, dessen rote Nase B. später

einmal sehr ergötzlich »angesungen« hat, bat um Beiträge für die »Fliegenden Blätter«. Das war unserem Humoristen angenehm, denn er war nachgerade darauf hingewiesen, Geld zu verdienen. So wurden zunächst einige Zeichnungen aus dem Karikaturenbuch des Vereins, z. T. sogar unverändert direkt in die »Fliegenden« hinübergenommen. Das Jahr 1859 bringt den »vergeßlichen Stadtschreiber«, die »enthusiastische Huldigung« u. a., und von nun an folgen alljährlich etwa zwei Dutzend derartiger Beiträge bis 1871; die letzte Arbeit ist die Bildergeschichte »Der hastige Rausch«. Das meiste davon ist des Künstlers eigene Erfindung, einiges ist aber nur Illustration zu gelieferten Witzen. Die erste »Bildergeschichte« nennt sich »die Maus oder die gestörte Nachtruhe; eine europäische Zeitgeschichte«. Diese, wie manche andere, hat keinen zugehörigen Text und wandert erst später, mit erklärender Prosa versehen, in die »Münchener Bilderbogen«. »Der hohle Zahn« hat dagegen schon Knittelverse als Beigabe. Eine Sammlung solcher Bildergeschichten in Buchform sind die »Schnaken und Schnurren« und »Kunterbunt«. Auf Einzelheiten verzichte ich, indem ich zugleich auf Nöldeke S. 39 f. verweise. Rein literarische Beiträge von B. weisen die »Fliegenden Blätter« wenige nur auf. So die »Lumpenlieder« und das bereits erwähnte »Lied von der roten Nase« Onkel Kaspars, das in der »Kritik des Herzens« wiederkehrt.

B. drängte es zu größeren Arbeiten. Eine Versuchung des heiligen Antonius, die für das Karikaturenbuch »Jung-München« 1863 fertig gestellt wurde, konnte vorläufig nicht veröffentlicht werden. Der Künstler tat sich nach einem anderen Stoff um. Wenn B. auch niemals ein Bücherwurm gewesen ist, so hat er doch mancherlei gelesen. So wußte er in der alten Schwank- und Anekdotenliteratur gut Bescheid, wie ich in einer besonderen Arbeit nachgewiesen habe. (Untersuch. z. neueren deutschen Sprach- und Literaturgesch., hrsg. von Prof. Dr. Walzel. Lpg. 1910 bei H. Haessel.) Es fielen ihm die Schwänke des Till Eulenspiegel in irgend einer Fassung in die Hände. Sehr wahrscheinlich hat B. den »Eulenspiegel reimensweis« des alten Fischart gelesen. Der Streich Eulenspiegels im 7. Kapitel (cf. Nat. Lit.) mit den Hühnern des Meiers reizte den Humoristen, etwas Neues aus dem alten Stoff zu formen. So entsteht der erste große »Schlager« B.s, die Geschichte von den bösen Buben »Max und Moritz«, ein Buch, von dem bis jetzt nahezu eine halbe Million Exemplare abgesetzt worden sind. Ein schönes Geschäft für die Verleger, das zu dem minimalen Nutzen, den Busch von seiner Arbeit hatte, in keinem Verhältnis steht.

B. bot »Max und Moritz« zunächst dem Sohne Ludwig Richters an, bei dem schon die Bilderposen (»Der Eispeter«, »Katze und Maus«, »Krischan mit der Piepe« und »Hänsel und Gretel«) 1864 erschienen waren. Braun & Schneider wurde das Werkchen zunächst nicht angeboten, weil sich zwischen Künstler und Verleger die Beziehungen etwas getrübt hatten. Da aber um die Bilderposen bei Richter nur geringe Nachfrage gewesen, lehnte dieser Verleger dankend ab. Nun wendet sich der Künstler doch wieder an die alten Bekannten, und 1865 liegt das erste Exemplar im Druck fertig vor. Der Erfolg war ein so großartiger, daß in der Folge »Max und Moritz« ins Englische, Portugiesische, Schwedische, sogar ins Japanische übertragen ward.

1869 folgt im selben Verlage »Schnurrdburr«, ein Stücklein aus dem Leben eines Bienenzüchters, wovon ich gelegentlich schon gesprochen habe.

Auch bei anderen Verlegern erschienen nun in rascher Folge Arbeiten aus der Feder B.s. Hallberger in Stuttgart erwirbt für »Über Land und Meer« 1868 »Hans Hucklebein«, »Das Pusterohr« und »Die kühne Müllerstochter«. Dazu gesellt sich 1869 »Das Bad am Samstag Abend«, 1870 »Der Schreihals«. Für die »Illustrierte Welt« schafft B. 1869 »Die Prise«, für das »Daheim« 1864 den »Wurstdieb«. Die bei Hallberger herausgegebenen Sachen erschienen auch in Buchform.

Immer drängte sich bei B. nebenher der Antonius in den Vordergrund. Er möchte die »Versuchung« (s. o.) ausarbeiten für »Über Land und Meer«. Es handelt sich um die Zeit des Kulturkampfes. Aus dem jungen Polytechniker, der im Jahre 48 »sein gewichtiges Kuhbein trug, welches nie scharf geladen werden durfte«, der sich »in der Wachtstube die bislang noch nicht geschätzten Rechte des Rauchens und Biertrinkens erkämpft hatte«, war eine politisch reife Persönlichkeit geworden. Ohne jemals einer Partei angehört zu haben, tritt er auf für den Fortschritt im besten Sinne des Wortes in dem Kampf gegen die Dunkelmänner. Er haßt den Ultramontanismus, den er noch späterhin für gefährlicher als die Sozialdemokratie hält und bekämpft ihn mit den schneidigen Waffen des Geistes. Wie es ihm um's Herz war, davon gibt der »Antonius« und in der Folge »Die fromme Helene« 1872 und der »Pater Filucius« 1875 beredtes Zeugnis.

Hallberger war vorerst zu furchtsam, den ihm angebotenen »Antonius« zu veröffentlichen. Doch verschafft er B. 1867 einen Verleger, Moritz Schauenburg in Lahr, an den er das für 500 Taler gekaufte Manuskript cedierte. Endlich während des Krieges 1870 erscheint nun der »Antonius« wirklich, wird mit Zorn auf der einen, mit Begeisterung auf der anderen Seite begrüßt und findet rasenden Absatz. Es ist nicht wunderlich, daß Schauenburg wegen Religionsverletzung vor das Kreisgericht nach Offenburg citiert wurde — das ihn übrigens freisprach — unverständlich bleiben dagegen die gehässigen Angriffe des Ästhetikers Theodor Vischer. Dieser nahm voll sittlicher Entrüstung Anstoß an dem Werk, bezeichnete es als pornographisch, obgleich selten ein Künstler so wenig auf sinnliche Effekte ausgegangen ist als gerade Wilhelm Busch. Die alte gute Holzschnittmanier ist der Lüsternheit überhaupt zuwider. B. hat sich in einem erhaltenen Konzept zu einem Brief an Schauenburg gegen derartige Insinuationen verwahrt. Er weist auf die Leute mit der schmutzigen Brille hin, die natürlich alles schmutzig sehen m ü s s e n , bemerkt die Unvereinbarkeit des Lächerlichen und des Wollüstigen und betont, daß in katholischen Wunder- und Legendenbüchern Übertreibungen vorkommen, die geradezu zur Karikatur herausfordern.

Welche Quelle dem Dichter für den Antonius vorgelegen hat, wissen wir nicht. Er las viel in alten Legendenbüchern. So kam es, daß er mit Bewußtsein Züge aus dem Leben von Antonius dem Ägypter, auf den von Padua übertrug.

Das zweite Werk dieses Gedankenkreises, die »fromme Helene«, baut im Gegensatz zum ersten die Lebensgeschichte der Frau auf, die trotz ihrer »Frömmigkeit« auf Grund mangelnder Qualifikation zur Heiligen in die Hölle fahren muß. Das Werkchen erschien bei Bassermann.

Nicht weniger scharf werden Mißbräuche und Lächerlichkeiten der römischen Kirche im Pater Filucius hergenommen. B. hat hierzu selbst einen Kommentar am Schlusse gegeben. Er sagt:

„Man versteht diese allegorische Darstellung der kirchlichen Bewegung, welche sich im Anfang der siebziger Jahre abspielte, wenn man für Gottlieb Michael den deutschen Michel, für Tante Petrine die römische, Pauline die evangelische Kirche setzt; die Base Angelika ist dann die freie Staatskirche der Zukunft. Der Jesuit Filucius führt den Hund Schrupp, die demokratische Presse ein und sucht mit seinen Helfershelfern, der Internationalen und den Franzosen, den Haushalt zu stören; dagegen ruft Michel Hiebel den Wehr-, Fibel den Lehr- und Bullerstiebel den Nährstand zu Hilfe, mit deren Unterstützung er auch die ganze unsaubere Wirtschaft zum Fenster hinauswirft.“

Weder die römischen, noch die lauen »staatserhaltenden« Friedensposaunisten werden an dieser Satire viel Freude erlebt haben. Und es ist recht so.

Wenn oben gesagt worden ist, daß München den Künstler etwa 20 Jahre lang gefesselt hat, so soll das nicht heißen, daß der Aufenthalt dort nicht auf längere Zeit unterbrochen worden wäre. Die fünfziger und sechziger Jahre sehen B. oft länger in seiner Heimat Wiedensahl und Lüethorst, wo er sich in lustiger Gesellschaft auf ländliche Weise vergnügt, auch wohl für das Liebhabertheater des Nachbarstädtchens Dassel, passende Stücke zusammenschreibt. Auch in Frankfurt ist B. längere Zeit gewesen; sein Bruder Otto war dort Erzieher bei den Söhnen des Bankiers Kessler. 1869 lebt unser Humorist das ganze Jahr in der ehrwürdigen Stadt am Main und bewohnt in der Kesslerschen Villa nach hinten heraus eine eigene Wohnung mit Atelier. In Frankfurt hat Busch viel gemalt, auch nach einigen früheren Versuchen auf dem Gebiete der Bildhauerei eine Büste der Gemahlin des genannten Bankiers geschaffen. Der Frau Kessler schenkte er ein schön »verinitialtes« und aquarelliertes Exemplar des heiligen Antonius auf Pergament.

Mit dem Bruder zusammen vertieft sich B. in Schopenhauer, seinen Lieblingsphilosophen, unterhält Verkehr mit Bassermann nach Heidelberg hinüber und zeichnet für die »Deutsche Laterne« den später im »Dideldum« 1875 aufgenommenen Einfall »Wie man Napoliums macht«, der noch weitere derartige Scherze hervorrief. In Frankfurt tritt er auch mit dem Verleger Grote in Verbindung. Vor zwei Jahren war hier die »fromme Helene« entstanden. Jetzt verlangte Grote für seine illustrierte Klassikerbibliothek Illustrationen zur Kortumschen Jobsiade. Vielleicht war auch B. selbst der Anreger zu dem Gedanken. Die Verse seines Landsmannes kannte er jedenfalls schon lange, denn es scheint so, als habe B. der Technik des braven Alten, den er mit Staunen und Verwundern auf seinem Dichterrößlein durch das Jahrhundert dahertraben sah, mancherlei abgelauscht.

Indessen der Plan mit Grote zerschlug sich. Das Werk wurde 1874 zusammen mit der »frommen Helene« von Freund Bassermann herausgegeben. Die »Bilder zur Jobsiade« sind mehr als nur das Werk Kortums. Der humoristische Stoff der Vorlage geht zu sehr ins Breite, wodurch die Wirkung erheblich beeinträchtigt wird. B. beschnitt den Text glücklicherweise gewaltig, glättete allzu holprige Passagen, machte nötigenfalls auch Zusätze, erhob den etwas unbeholfenen Bierzeitungsstil in die Sphäre einer eigenen Kunsttechnik.

Der Beginn der siebziger Jahre bedeutet für B. einen Umschwung in seinem Leben. Schon 1868 war der Vater gestorben; ihm folgte im Jahre des großen Krieges die Mutter, die der Sohn so unendlich geliebt und verehrt hat.

Ihr setzte er in einer späteren Auflage der 1871 bei Bassermann erschienenen »Kritik des Herzens« ein Denkmal in Worten, wie sie ihm kaum einmal wieder zu Gebote standen:

«O du, die mir die Liebste war,
Du schläfst nun schon so manches Jahr.
So manches Jahr, da ich allein,
Du gutes Herz, gedenk ich dein.
Gedenk ich dein, von Nacht umhüllt,
So tritt zu mir dein treues Bild.
Dein treues Bild, was ich auch tu,
Es winkt mir ab, es winkt mir zu.
Und scheint mein Wort dir gar zu kühn,
Nicht gut mein Tun,
Du hast mir einst so oft verzeihn,
Verzeih auch nun«.

Seit dieser Zeit fängt B. an, der Einsame, der Sonderling zu werden, von dem späterhin so manches gefabelt worden ist. Aber je stärker in ihm dies Gefühl der Vereinsamung sich geltend macht, desto mehr treibt es ihn nach der Heimat, in jene einfachen, ländlichen Verhältnisse, die ihm von Jugend an lieb sind, in Gegenden, wo ihm jeder Baum und Strauch vertraut scheint. Busch zieht sich allmählich in sich selbst zurück. Den *homo sapiens* hat er, wie er selbst einmal sagt, genügend kennen gelernt, er trägt kein Verlangen mehr seiner ferneren werten Bekanntschaft. Atelier und Wirtschaftsmobiliar wandert nach Wiedensahl. Er bezieht ein paar Räume im Pfarrwitwenhaus bei seiner Schwester Fanny Nöldeke, mit der zusammen er nach ihres Mannes Tode weiter wirtschaftet. Wiedensahl, »das klimperkleine Plätzchen, vom Weltall abgesondert, gemütlich erwärmt und heimlich erleuchtet«, hütet er ängstlich wie ein Heiligtum. Fremde empfängt er grundsätzlich dort nicht, nur ganz wenige gute Freunde dürfen ihn besuchen; sonst gibt er sich ein Stelldichein mit ihnen in einer in der Nähe liegenden Stadt an der Bahnlinie, etwa in Cassel, Hildesheim, Wolfenbüttel.

Zu Anfang des Jahrzehnts hält sich der Künstler noch alljährlich einige Zeit in Frankfurt bei den Kesslers auf, reist auf längere Zeit nach München, wo er gern den Winter verbringt. 1877 richtet ihm Gedon dort ein Atelier ein; gemalt wird B. darin nicht viel haben. Es paßt ihm nicht recht mehr in der Stadt. 1876 schon beklagt er sich über den »Lärm, den Rauch und das Biertrinken«. Nach Gedons Tode (1883) zieht ihn nichts mehr nach der bayrischen Metropole. Allmählich wird er gänzlich zum Einsiedler. Nur wenige Reisen unternimmt er noch. Er besucht einmal Bruder Gustav in Wolfenbüttel oder Bruder Hermann in Celle, reist 1878 nach Bozen und Venedig, später nach Borkum, auch nach Helgoland, Holstein, Sylt; dennoch bleibt er seit Ende der siebziger Jahre bis 1898 in seinem Geburtsort ansässig und auch nach dem Umzug nach Mechtshausen der »ständige Dorfbewohner«. Abwechselnd im Garten, an der Staffelei oder am Schreibtisch sich beschäftigend, lebt er ganz der Kunst und seinem Menschentum, ein echter Lebenskünstler. »Selig, wer sich vor der Welt ohne Haß verschließt«.

Das Leben des Dichters seit dem Kriege ist ausgefüllt mit intensivster Arbeit auf der ganzen Linie seines Könnens. Das beweisen die Veröffentlichungen

aus dem künstlerischen Nachlaß durch Hanfstaengl und die große Anzahl der größeren Bildergeschichten. Von diesen allbekannten Sachen ist zum Teil gehandelt worden. 1876 kommen die »Abenteuer eines Junggesellen« heraus und im selben Jahr »Der Geburtstag, wozu bereits 6 Jahre früher für die »Erinnerungsblätter an das Jahr 1870« (Braun & Schneider) eine Vorarbeit auf 2 Blättern vorhanden ist: »Der Partikularist«, eine Satire auf die Welfen in der Heimat. Im Jahre 77 folgen »Herr und Frau Knopp« und »Julchen«, 1878 »Die Haarbeutel«, 1879 »Fipps, der Affe«. 1881 »Der Fuchs. Die Drachen«, »Plisch und Plumm« und »Balduin Bählam«, 1882 »Stippstörchen«, 1883 »Maler Klecksel«.

Der größte Teil dieser Produktion der siebziger und achtziger Jahre ist in Wiedensahl entstanden. Daneben findet der Meister immer noch Zeit zur Malerei, zu sprachwissenschaftlichen Betrachtungen, Dialektforschungen, Beschäftigung mit naturwissenschaftlichen und religiösen Fragen und philosophischen Problemen. Alles erweckt sein Interesse. Ein brauner Krug mit einem Glanzlicht drauf ist ihm bereits Idee. »Geht so ein Ding« — heißt es in einem Briefe — »durch ein originelles Menschenhirn und eine geschickte Hand, so wird, der Teufel weiß, ein Bild daraus«. Alle möglichen Skizzen kommen auf die Leinwand, mit Liebe werden allerhand Blumen, Bäume, Sträucher zeichnerisch wiedergegeben.

Schafft B. eine Bildergeschichte, so liegt gewöhnlich zuerst ein Prosaentwurf vor, untermengt mit einzelnen Bildchen, auch Versen und Pointen. Erst, wenn das ganze Material zusammen ist, geht er an die Ausarbeitung. Wie oben ein Krug mit Glanzlicht, so ist auch ein Bärenführer mit Affen unter Umständen schon ausreichend, einen künstlerischen Einfall wachzurufen. So entsteht »Fipps, der Affe«, wozu B.s Neffen Nöldeke die erste Niederschrift veröffentlicht haben. B. macht sich folgende Notizen: »Dr. Fink, ein Naturfreund, Landhaus. Mit Familie im Garten. Herrlicher Herbst, Bäume voller Äpfel. Ein Bärenführer und Kameltreiber mit zwei Affen kommen an Dr. Finks Garten vorbei. Der Affe über die Mauer oben in den Apfelbaum. Will nicht runter. Dr. Fink kauft ihn. Frau Dr. Fink, Kindermädchen und Kinder sehen zu. Fangmethode mit Stiefel und Waschwasser« u. s. w. In der Ausführung schließt sich der Künstler hinsichtlich des letztgenannten Motivs ganz an Hey-Speckter an; das Beiblatt weist eine Anzahl sehr reizvoller Skizzen auf, die z. T. ganz ähnlich übernommen wurden. Besonders hat B. umfangreiche Studien zu Affen gemacht.

Solche Vorarbeiten sind noch vorhanden zum »Huckebein«, »Plisch und Plumm«, »Klecksel«, den »Haarbeutel«. Außer dem bereits genannten Bilderzyklus für das Karikaturenbuch »Jung-Münchens« existieren noch 15 Bilder ohne Verse zum »heiligen Antonius«, ein »Ballet«, die sich im Besitz der Erbprinzessin von Meiningen befinden. Diese Vorarbeit aus dem Jahre 63 ging verändert auf im 9. Kapitel der Fassung von 1870. Einen Einblick in des Künstlers Technik gibt ferner die erhaltene Vorarbeit zum »Privatier«, die im Entwurf stecken blieb.

Eines wird uns alledem klar: aus dem »Ärmel geschüttelt« sind alle diese Dinge nicht. Wenn sich auch der Künstler von vornherein über das Ungefähr sogleich klar war, so besserte er doch fort und fort an der Form, bis sie ihm genügte.

Dies gilt von den Bildern sowohl als den Versen. Sie sind nicht so leicht-
hin entstanden, als man vielleicht anzunehmen geneigt ist. Man mag in diesem
Betracht besonders an Heine denken, dessen rhythmische und sprachliche
Flüssigkeit nur scheinbar mühelos produziert ist. Heines Manuskripte weisen
immer und immer wieder neue Korrekturen auf, bis die endgiltige Fassung
gefunden ist. Diese Beobachtung ist bei vielen Lyrikern zu machen. Ich
habe Heine deswegen herangezogen, weil er B., wo dieser sich als selbst-
ständiger Lyriker gibt, vielfach mindestens technisch-formal stark wesens-
verwandt ist. Das gilt besonders von der Art, wie B. die Pointen am
Schlusse bringt, die, mit leiser Ironie gefärbt, wie mit göttlicher Selbst-
verständlichkeit sich ergeben.

Schon 1871 war die erste Gedichtsammlung aus B.s Feder erschienen,
die »Kritik des Herzens«. Lange Zeit blieb dieses Werkchen das einzige der
Art; vielleicht, weil es im Ganzen nicht günstig aufgenommen worden war.
Woran das liegt, ist klar. Die große Masse wollte, wenn sie Bücher von B.
kaufte, etwas zu lachen haben. Aus dem Grunde vermißte sie auch die Bilder
schmerzlich. Und doch stehen mir persönlich diese Verse näher als vieles
andere, was von dem Dichter geschaffen worden ist. Auch die Sammlung
»Zu guter Letzt« vom Jahre 1904 möchte gewiß keiner missen, der den
Künstler in B. sieht, nicht den Lustigmacher. Schwächer ist fraglos die
posthume Nachlese, die zum letzten Geburtstag des Dichters am 15. April 1909
unter dem Titel »Schein und Sein« herauskam. Die Erben des Nachlasses
haben sich dagegen verwahrt, als ob diese Gedichte schon für die Sammlung
von 1904 vom Dichter selbst ausgeschieden worden wären. Dem schließe
ich mich nicht ganz an; ich glaube es nicht, daß B. selbst das Gedicht von
den zwei Knaben, von denen einer in den Dreck springt, veröffentlicht haben
würde. Viele Nummern dieser Sammlung waren gewiß schon im Manuskript
vor vielen Jahren fertig, der Dichter war jedoch z. T. im Zweifel, ob und
wie sie Verwendung finden sollten. Dafür scheint mir auch folgendes zu
sprechen: in den sieben Briefen B.s an Maria Anderson (Rostock 1908,
2. Aufl. S. 44) findet sich unter dem 27. Mai 1875, also 34 Jahre vor
»Schein und Sein«, folgende Mitteilung:

»Neulich pusselt Nachbar Mumme mit dem Spaten in seinem Garten
herum, dicht bei den Stachelbeerbüschen. Auf einmal springt ein fremder
Hund heraus und knurrt und will nicht weg und zeigt die Zähne. »Der Hund
ist toll!« so heißt es gleich. Man holt die Flinte — bum! — Die Kugel geht
dem Hunde durch den Kopf, er streckt sich aus und stirbt. — Wie man ge-
nauer zusieht, liegen drei ganz kleine, neugeborene Hündchen im Gebüsch«.

Dies Erlebnis finden wir wieder in dem Gedicht »Der fremde Hund«, das
jedenfalls sofort oder doch bald entstand, aus irgend einem Grunde aber in
die nach 29 Jahren erschienene Sammlung n i c h t aufgenommen wurde. Ich
citire das Gedicht, weil es uns den Künstler menschlich näher bringt und
zugleich in seine Arbeitsweise einen Einblick gewährt.

»Was fällt da im Boskettgesträuch
Dem fremden Hunde ein?
Geht man vorbei, so bellt er gleich
Und scheint wie toll zu sein.

Der Gärtner holt die Flinte her,
 Es knallt den Augenblick.
 Der arme Hund, getroffen schwer,
 Wankt ins Gebüsch zurück.

Vier kleine Hündchen liegen hier
 Nackt, blind und unbewußt.
 Sie saugen emsig alle vier
 An einer toten Brust.

Wir wissen, daß B. es nicht für recht gehalten hat, irgend ein Tier zu töten. Wie man an der Jagd Vergnügen finden kann, ist dem mitfühlenden Herzen dieses Mannes immer ein Rätsel geblieben. Sogar Fleisch zu essen hält er für eine durch verkehrte Kulturrichtung veranlaßte Gewohnheit und bezeichnet als ein erstrebenswertes Ideal den Vegetarianismus. Dennoch weiß B. sehr wohl, wie er den Menschen, die eigene Person inbegriffen, einzuschätzen hat. »Bei den besten Menschen, die mir begegnet«, lesen wir in seinem Briefe an die Anderson, »habe ich noch immer die Reißzähne von den Schneidezähnen ganz deutlich unterscheiden können. Aber ich hoffe! Ich bin Pessimist für die Gegenwart, aber Optimist für die Zukunft. Die Zucht und Züchtung im Verlauf einiger Milliarden von Jahren wird hoffentlich die Organe der Erkenntnis auf Kosten der Organe des Begehrens zu immer höherer Entwicklung bringen, bis endlich und zuletzt das Gegenteil von Etwas herauskommt«. Und dann folgt eine für B. sehr charakterische Bemerkung: »Doch weg mit dem Geklimper! Das schärfste Wort dringt solchen Dingen höchstens bis auf's Hemd«. Dieser Gedanke, »daß wir nicht wissen können«, ist natürlich alt. Das lehrt uns die Bibel, das lehrt uns Goethe. Beide waren B. besonders lieb. Davon gibt seine Prosa Zeugnis. »Meiers Hinnerk« ist eine kurze Skizze, die den Nachmittag eines niedersächsischen Hüttejungen erzählt. Sie erschien im Heidjer-Kalender auf das Jahr 1907. Allgemein zugänglich sind »Eduards Traum« (1891) und »Der Schmetterling« (1895).

Über »Eduards Traum« sagt der Dichter selbst in einem Briefe, es sei »ein kleiner Scherz, nicht ohne Fleiß durchdacht, zur Unterhaltung für Wenige, die an so was Vergnügen finden. Die Probleme sind eingewickelt und wollen nicht losgemacht sein. Sonst müßte man dem Vogel die Federn ausrupfen, und dann fliegt er nicht mehr. Persönliche Anspielungen möchten schwerlich zu finden sein«. Ein Märchen für Erwachsene mit philosophischem Einschlag! Die Dinge lassen sich nach ihrer Wesenheit von uns nicht erkennen. Unser Erkenntnisvermögen ist von dem der Tiere, denen wir organisch so nahe stehen, nur relativ nach unseren Bedürfnissen unterschieden. Irrtum, Schuld und Sünde ist unser Teil. Das Ende ist das Ideal der Askese: — Schopenhauer. Zu welchem Zweck, bleibt ein Rätsel. Aber die Mehrzahl der Menschen ringt gar nicht einmal um die Wahrheit, sondern begnügt sich mit einer Welt conventionellen Scheins, nach der sie sich in bequemer Weise einschätzt. »Wir sind allzumal Sünder«, »unser Wille ist böse von Jugend auf«, »nur wenige gehen ein durch die enge Pforte«. — —

»Der Schmetterling« umfaßt dasselbe Gedankenmilieu. Da ist einer, der auszieht, das Glück zu fangen, das in Gestalt eines bunten Schmetterlings vor ihm herflattert. Oft genug glaubt er, es erhascht zu haben, aber immer

wieder entschlüpft es ihm. Jahre vergehen. Ein alter Invalide, kehrt der Glücksjäger unerkannt in die Heimat zurück und dient seinen Mitmenschen als — Flickschneider. Aber er ist innerlich fröhlich bei seiner Beschäftigung, und so nennt er sich denn auch der Welt gegenüber: Fritz Fröhlich. Fröhlich ist er geworden in der Erkenntnis, daß »jedes Warum nur der Zipfel eines Fadens ist, der in den dicken Knäuel der Unendlichkeit ausläuft, mit dem keiner recht fertig wird, er mag wickeln und haspeln, so viel er nur will«.

Wenn irgend ein Werk, so ist dieses ein Selbstbekenntnis des Dichters. Fritz Fröhlich ist er selbst. Aber er ist es nicht von Anfang an, er muß sich erst hinaufläutern, um des Namens wert zu sein. Er ist der »Flickschneider«, der heimkehrt und nun nicht mehr in eitlem Bemüh'n, sondern mit der Tat sein Teil zum Wohle der Mitwelt beiträgt, durch die hohe Kunst seines Humors. Nur so ist es für ihn möglich, die Entsagung auf sich zu nehmen, in dem Glück der Liebe, in der Kunst, in dem Ringen nach den höchsten Zielen der Menschheit. Nur so ist es für ihn möglich, trotz seiner pessimistischen Lebensauffassung das Leben dennoch zu bejahren. Zu bejahren, wenn man so will. Entsagung Wir wissen aus der Einleitung zu den Haarbeuteln, wie sich B.s Pessimismus über diesen Begriff ausgesprochen hat:

»Enthaltsamkeit ist das Vergnügen
An Sachen, welche wir nicht kriegen,
Drum lebe mäßig, denke klug,
Wer nichts gebraucht, der hat genug!«

Es ist der Pessimismus Schopenhauers, der da zu uns redet. Und Pessimist im Sinne seines großen Vorbildes ist B. sein ganzes Leben lang geblieben, auch wenn er im späteren Alter sich z. T. wieder enger an Kant anschließt, der die Religion außerhalb der philosophischen Betrachtung lassen will. Wie für Schopenhauer ist für B. die Welt nicht nur »seine Vorstellung, sondern auch sein Wille«. An ihr hat jeder »gebaut, eh' er geboren wurde«, sich teilhaftig gemacht der Schuld an der Allgemeinheit, der Masse des Bösen auf Erden.

»Der Weise, welcher sitzt und denkt
Und tief sich in sich selbst versenkt,«

ist im Grunde genommen natürlich ebenfalls kein anderer als Schopenhauer; nur daß er vor diesem eine äußerst praktische Art der Lebensbejahung für sein System in Anspruch nimmt: ein paar Dutzend Austern und einige Flaschen Wein.

Die Einleitung zu den »Haarbeuteln« gehört zu dem Besten, was der Dichter überhaupt geschaffen hat. Beinahe nirgends sind Gedanken und Form so charakteristisch für B. wie hier. Alles ist in einer so lebenswürdigen Weise vorgetragen, daß wir das Grau in Grau seines Pessimismus lächelnd hinnehmen wie selbstverständlich. Nichtsdestoweniger haben wir es mit einer scharfen Satire auf die landläufigen Begriffe von Menschentum, Ethik, Pädagogik, Weltordnung zu tun. Überall deckt der nachdenkliche Geist B.s die Unstimmigkeiten und Rätsel dieses Lebens auf.

»Eh' man auf diese Welt gekommen
 Und noch so still vorlieb genommen,
 Da hat man noch bei nichts was bei;
 Man schwebt herum, ist schuldenfrei,
 Hat keine Uhr und keine Eile
 Und äußerst selten Langeweile.
 Allein, man nimmt sich nicht in acht
 Und schlupp! ist man zur Welt gebracht.
 Zuerst hast du es gut, mein Sohn,
 Doch paß mal auf, man kommt dir schon!«

Leid ist von Anbeginn das Los der Menschheit, Leid, »das zwar zum Heile trägt«, (Schopenhauer: »Das schnellste Tier, das trägt zur Vollkommenheit, heißt Leid«.) aber immerhin Leid, an dem wir alle teilnehmen müssen, infolge des bösen Willens und unserer Mitschuld an der Gesamtheit. Leid erfährt das Kind von der Hand der Eltern, die ihm doch die Liebsten sind, Leid zermüht den Mann, ohne ihn dafür in dieser Zeitlichkeit zu entschädigen.

Wer ergründet den Sinn dieses Lebens? Was nutzt das ewige Fragen nach Wozu, Woher und Wohin?

Die Welt ist arg. Man tut besser, sie zu meiden. Im Verkehr mit der Allgemeinheit wird das Individuum nicht besser, sondern schlechter. Einsamkeit ist die beste Helferin, die beste Trösterin; sie zwingt den Menschen, sich mit sich selbst zu beschäftigen; sie läutert den Menschen hinauf, indem sie ihn gleichzeitig den Invektiven der Welt entzieht.

»Wer einsam ist, der hat es gut,
 Weil keiner da, der ihm was tut.
 Ihn stört in seinem Lustrevier
 Kein Tier, kein Mensch und kein Klavier,
 Und niemand gibt ihm weise Lehren,
 Die gut gemeint und böse zu hören.
 Der Welt entronnen, geht er still
 In Filzpantoffeln, wann er will.
 Sogar im Schlafrock wandelt er
 Bequem den ganzen Tag umher.
 Er kennt kein weibliches Verbot,
 Drum raucht und dampft er wie ein Schlot.
 Geschützt vor fremden Späherblicken,
 Kann er sich selbst die Hose flicken.
 Liebt er Musik, so darf er flöten,
 Um angenehm die Zeit zu töten,
 Und laut und kräftig darf er prusten,
 Und ohne Rücksicht darf er husten,
 Und allgemach vergißt man seiner.
 Nur allerhöchstens fragt mal einer:
 Was, lebt er noch? Ei schwerenot,
 Ich dachte längst, er wäre tot.
 Kurz, abgesehn vom Steuerzahlen,
 Läßt sich das Glück nicht schöner malen.
 Worauf denn auch der Satz beruht:
 Wer einsam ist, der hat es gut«.

Ich habe das Gedicht vollständig angeführt, weil es uns so ganz die Persönlichkeit des Dichters selbst zeigt. Der alte Junggeselle, der sich vor den weisen Lehren der Welt zurückgezogen hat, um mit sich selbst und ohne Rücksicht auf das, was andere tun, den Tag verbringt, ist kein anderer als Wilhelm B., der Einsiedler von Wiedensahl und Mechtshausen. Auch er ist unvermählt geblieben, aber nicht aus Haß gegen das Weib, sondern weil er in jungen Jahren wirtschaftlich nicht in der Lage war, zu heiraten. Sein Mädchen hat einem andern die Hand zur Ehe gereicht. B. aber hat von da ab endgiltig verzichtet. Auch er ist verschiedene Male totgesagt worden, aber der Sensenmann hat immer wieder an ihm vorübergehen müssen.

So hat der Künstler noch zehn volle Jahre nach der Übersiedlung nach Mechtshausen gelebt, wohin man ihn gebracht hatte, weil man auf Grund seiner fortgesetzten Grübeleien bei den täglich sich wiederholenden äußern Eindrücken für seinen Gemütszustand fürchtete. Auch hier lebte er im Verkehr mit seiner Schwester und ganz wenigen Bekannten nur seiner Kunst und seinen Büchern, die ihm die liebsten Freunde waren. Der Menschen- und Weiberfeind, den man aus ihm nach und nach gemacht hat, ist er jedoch keineswegs gewesen. Er floh die Welt, aber er hat sie nicht gehaßt. Der Frömmeler, als den man ihn zuletzt noch hat hinstellen wollen, war er niemals. Die Kirche hat ihn selten gesehen. Trotzdem war er ein Mensch mit starken religiösen Bedürfnissen. Sein Neues Testament und besonders die Psalmen liebte er. Eifrig war er bemüht, über unverständene Stellen aus der Bibel irgendwie Aufklärung zu erhalten. Und so las er Schriften neuerer und älterer Theologen; ferner mit Vorliebe die Bekenntnisse Augustins, »*The pilgrims progress*« von Bunyan und allerlei Wunderlegenden, die auf ihn von jeher einen starken poetischen Reiz ausgeübt haben. Endlich ist die deutsche Mystik nicht ohne Einwirkung auf Busch geblieben.

In den kleinen engen Kreis seiner Heimat und deren nächster Umgebung hat der Künstler seine Tage begonnen und beschlossen. Ein alter Niedersachse von Schrot und Korn liebte er sein Land und die anspruchslose, derbe Bauernbevölkerung, deren Wesen er verstand, wie selten einer. Das bezeugen all' die biedereren, harmlosen Philister, wie sie der Dichter in der »Knopptrilogie«, in dem »Geburtstag« u. s. w. gegeben hat. Einfachheit, Bedürfnislosigkeit und edles Menschentum, das gern von seinem Zuviel anderen mitteilt, waren seine hervorragendsten Charaktereigenschaften. Luxus, Komfort, übermäßigen Wohlstand empfand er persönlich als etwas Unangenehmes. Reichtum hielt er für schädlich, und er schätzte sich glücklich, durch seine Werke nicht zum reichen Mann geworden zu sein. Er war kein Kaufmann und wollte es nicht sein; sonst hätte er bei den hohen Auflagen seiner Schriften Millionen verdienen können. Den Hauptgewinn haben die Verleger Braun und Schneider und Bassermann davongetragen, dagegen hat B. den verhältnismäßig geringen Vorteil in erheblichem Maße zu anderer Nutz und Frommen verwandt. Wie Horaz, glaubte er großen Überfluß nicht haben zu dürfen, weil ein solcher im Grunde ein Unrecht an der Gesamtheit bedeutet.

Mit dem Ableben B.s hat ein warmpulsendes, feinführendes Menschenherz aufgehört zu schlagen, ist ein Künstler dahingegangen, wie ihn Deutschland in seiner Art vorher nicht gehabt hat und auch in Zukunft kaum wiedersehen wird. Viele haben sich um seine Nachfolge direkt bemüht, ohne etwas da-

mit zu erreichen. Diese Leute unterschätzten eben die in B.s Kunst enthaltenen Schwierigkeiten der Technik und des Gedankens. Andererseits haben ein Heer von Schriftstellern und Journalisten sich an B.s Stil unbewußt gebildet, ebensowohl als an dem Heines, der in manchem Betracht unserem niedersächsischen Humoristen so wesensverwandt erscheint. Wie sich Heine und Busch berühren, dafür möchte ich einige Verse anführen.

»Man wünschte sich herzlich gute Nacht,
Die Tante war schrecklich müde;
Bald sind die Lichter ausgemacht,
Und alles ist Ruh' und Friede.

Im ganzen Haus sind nur noch zween,
Die keine Ruhe finden.
Das ist der gute Vetter Eugen
Mit seiner Base Lucinden.

Sie wachten zusammen bis in der Früh,
Sie herzten sich und küßten.
Des Morgens beim Frühstück taten sie,
Als ob sie von Nichts was wüßten«.

(Kr. d. H. 1908. S. 9.)

Bei einem anderen Gedicht beachte man besonders die Wendung der Schluß-Strophe:

»Die Liebe war nicht geringe.
Sie wurden ordentlich blaß;
Sie sagten sich tausend Dinge
Und wußten noch immer was.

Sie mußten sich lange quälen,
Doch schließlich kam's dazu,
Daß sie sich konnten vermählen,
Jetzt haben die Seelen Ruh.

Bei eines Strumpfes Bereitung
Sitzt sie im Morgenhabit;
Er liest in der Kölnischen Zeitung
Und teilt ihr das Nötige mit«.

(Kr. d. H. S. 47)

Natürlich hat B. Heine nicht kopiert, sonst wäre er nicht der originelle Geist, für den ihn selbst der flüchtige Kenner seiner Schriften hält, ohne eigentlich zu wissen warum.

Aus welcher Sphäre ist nun diese Besonderheit, die B. als Künstler aufweist, hervorgegangen und worin besteht eigentlich seine Originalität?

B. hat zur Beantwortung dieser Fragen selbst Andeutungen in einem Briefe gegeben: »Volkslied, Märchen, Sage sind an einem fast beständigen Dorfbewohner, wie ich, natürlich auch nicht lautlos vorübergegangen. Etwas davon hab' ich wiedergesagt, das Beste behielt ich. Im übrigen regte wohl unmittelbar die Bemerkung an, daß diese große Welt auch den harmlosesten

Bestrebungen intellektbegabter Wesen gegenüber oft recht hartnäckig ist. Nur zu gern betrachtet man den neckischen Zwist betriebsamer Wünsche mit dem, was nicht so will. Denn da man das Spiel durchschaut, da Verdruß und Ungeschick bei anderen sind, so fühlt man sich derweil an Leib' und Seel' so angenehm gedockt, daß man lachen muß. Zuweilen, doch nicht so herzlich, lacht man über sich selber, sofern man sich mal bei einer mäßigen Dummheit erwischt, indem man sich nun sogar noch gescheiter vorkommt als man selbst. Die Neigung, sich das vorerwähnte Vergnügen auch unabhängig von der nicht immer gefälligen Wirklichkeit zu verschaffen, liegt nah. Man ruft ein bisschen Kunst herbei. Da steht z. B. eine Windmühle, oder ein braver Onkel, oder eine freundliche Tante, oder ein heißer Ofen, oder eine Tabakspfeife, oder ein Knabe, der vieles vorhat; und ein wahrhaft tugendsamer Mensch wär's, der nicht jeden dieser an sich harmlosen Stoffe als eine Quelle der allerpeinlichsten Konflikte zu benutzen wüßte.

Neben der Beobachtung des täglichen Lebens und der umgebenden Natur sind es also vor allem Elemente, die von jeher dem Kunstbedürfnis des Volkes nahe gelegen haben. Volkslied, Märchen, Sage, sagt B.; wir können hinzufügen: Fabel, Legende, Lügenmärchen, Anekdoten und Schwänke alter und neuer Zeit. B.s früheste Jugend reicht ja noch hinein in die Kunstepoche der Romantik, die den Wert dieser Stoffe und Formen überhaupt entdeckte. Deshalb ist es auch nur z. T. richtig, wenn der Künstler dieses Interesse in sich lediglich auf die ständige Fühlung mit Land und Leuten zurückführt.

Auf dem Gebiete der Volkskunde und angrenzender Gattungen ist B. ganz konsequent und zielbewußt vorgegangen. Er hat sich nicht nur gelegentlich einmal aus dieser Sphäre heraus beeinflussen lassen, sondern ist den Stoffen mit bestimmter Absicht nachgegangen, um sie auf irgend eine Weise für sich künstlerisch umzuwerten.

Es ist schon darauf hingewiesen worden, wie der Jüngling die Geschichte »ut ôler welt« sammelt. Er sagt darüber selbst in »Von mir über mich«: »Was damals die Leute ut ôler welt erzählten, sucht ich mir fleißig zu merken, doch wußt' ich leider zu wenig, um zu wissen, was wissenschaftlich bemerkenswert war. Das Vorspuken eines demnächstigen Feuers hieß: wabern. Den Wirbelwind, der auf der Landstraße den Staub auftrichert, nannte man: warwind; es sitzt eine Hexe drin. Übrigens hörte ich, seit der »alte Fritz« das Hexen verboten hatte, mußten sich die Hexen sehr in acht nehmen mit ihrer Kunst.

Von Märchen wußte das meiste ein alter, stiller, für gewöhnlich wortkarger Mann. Für Spukgeschichten dagegen von bösen Toten, die wiederkommen zum Verdrusse der Lebendigen, war der Schläfer Autorität. Wenn er abends erzählte, lag er quer über dem Bett, und wenn es ihm trocken und öd wurde im Mund, sprang er auf und ging vor den Tischkasten und biß ein neues Endchen Kautabak ab zur Erfrischung. Sein Frauchen saß daneben und spann. — In den Spinnstuben sangen die Mädchen, was ihre Mütter und Großmütter gesungen. Während der Pause, abends um neun, wurde getanzt; auf der weiten Haustenne, unter der Stallaterne, nach dem Liede:

Maren will wi hawern meihn,
wer schall den wol binnen?
dat schall (meiers Dortchen) don,
de will eck wol finnen.

Die Herausgabe der Sammlung »ut ôler welt« unterblieb, weil B. bei den Brüdern Grimm mannigfache Analogien fand und sich für eine solche Aufgabe nicht für genügend wissenschaftlich vorgebildet hielt. Trotzdem hat sich der Künstler sein Leben lang gern mit diesen Dingen beschäftigt und besonders auch Sprachstudien getrieben. Er selbst hat einmal geäußert, er sei im Grunde zum Grübler, zum Philosophen, zum ernstesten Forscher angelegt; zu den Karikaturen hätte ihn dagegen die Notwendigkeit des Gelderwerbs getrieben, mehr zufällig sei er dazu gekommen.

Der ernste Forscher beschäftigt sich natürlich eingehend mit den Märchen der Gebrüder Grimm, studiert insbesondere auch den Kommentar dazu. Dafür zeugen die »Stippstörchen« (sechs Geschichten für Neffen und Nichten). Die Märchen vom Däumling, vom Bruder Lustig, Jorinde und Joringel, vom Geist im Glas hat B. genau gekannt und benutzt. Auch Andersen hat auf unseren Märchendichter abgefärbt. Solche Einflüsse lassen sich bis in die Bildergeschichte verfolgen; so ist es kein Zufall, wenn es im »Maler Klecksel« heißt:

»Quast's Deckbett ist nach altem Brauch
Ein stramm gestopfter Federschlauch.
Mit einem langen leisen Schnitte
Schlitzte es der Kuno in der Mitte.
Rasch leert er jetzt den Firnistopf
Auf Quastens ahnungslosen Kopf.
Quast fährt empor voll Schreck und Staunen,
Greift, schlägt und tobt und wird voll Daunen.
Er springt hinaus in großer Hast,
Von Aussehn wie ein Vogel fast«.

B. gedachte natürlich jener Stelle im »Fitgers Vogel«, die lautet:
»Als alles bereit war, steckte sie sich in ein Faß mit Honig, schnitt das Bett auf und wälzte sich darin, daß sie aussah wie ein wunderlicher Vogel und kein Mensch sie erkennen konnte«.

Ich muß es mir versagen, an dieser Stelle ausführlich über diese Themen zu handeln, da ich mich an anderem Orte eingehend damit beschäftigt habe. Nur so viel sei noch bemerkt, daß der Form des Märchens im Grunde die Mehrzahl der Werke B.s entspricht. Denn hätte B. Prosa geschrieben, so hätte er beginnen müssen: »Es war einmal ein Junggesell, der hieß Knopp«, »es war einmal ein Mädchen, die nannten die Leute die fromme Helene«, »es waren einmal zwei böse Buben«. Wie im eigentlichen Märchen handeln die Personen bei Busch gut oder böse. Sie werden belohnt oder bestraft, je nach ihren Taten. Dies geschieht in noch konsequenterer Weise, als es im eigentlichen Märchen der Fall ist, und deshalb kann man Kindern »Max und Moritz«, oder »Fipps, den Affen« überhaupt nur in die Hand geben. Denn B. hat zum weitaus größten Teile keine Kinderlektüre geschrieben; seine Märchen sind für solche, die gelegentlich einmal große Kinder werden möchten, für Erwachsene.

Was den Stil des Märchens anbetrifft, so ist bekannt, daß er gern auf schwankhafte Elemente zurückgreift. Die Hornisse des Märchens setzt sich dem Fuchs unter den Schwanz; infolgedessen müssen die Säugetiere den Krieg gegen die Vögel verlieren. Ähnliche Situationen schafft B. gern und stattet

sie aus mit jenen kleinen Grausamkeiten, die mit dem Wesen des Humors eng verbunden sind. Treffend sagt Thimme in seinem Buch über das Märchen (Lpg. 1909, S. 58): »Während das Glück eine stetige Eigenschaft des Märchenhelden, des Lieblings des Schicksals ist, bildet das Unglück eine Art Schwankmotiv in der Geschichte eines Pechvogels, dem alles schief geht, dessen Hauptunglück aber darin besteht, daß ein Unglück nicht aus einzelnen großen Schlägen, sondern aus einer endlosen Kette von kleinen Nadelstichen besteht. Er hat eben kein rechtes Unglück, sondern nur lauter Malheur und hat deshalb zum Schaden noch den Spott zu tragen, wie der Wirt im »Lumpengesindel« (Grimm). Wie der sich aus dem Bett erhoben und gewaschen hat, reißt ihn beim Abtrocknen am Handtuch eine Stecknadel und macht ihm einen roten Strich von einem Ohr zum andern; wie er sich in der Küche eine Pfeife anstecken will, springt ihm eine glühende Eierschale ins Auge; als er sich dann verdrießlich in seinen Großvaterstuhl niederläßt, fährt er mit einem Auweh! jäh wieder in die Höhe, denn eine Nähadel hatte ihn diesmal noch schlimmer und »nicht in den Kopf« gestochen. Ähnliches passiert dem guten Balduin Bähلامm, wie auch dem braven Tobias Knopp. In dem Moment, wo es Bähلامm dichterisch plagt, stört jedesmal irgend jemand seine Zirkel. Ein Freund haut ihm von hinten den Cylinder ins Gesicht, die Kinder turnen an ihm in die Höhe, oder es sticht ihn eine lose Knabenhand mit einer Nadel durch das Loch des Zaunes wie im Märchen »nicht in den Kopf«. Und ebenso hat Knopp von seinem ersten Ausgang nach seiner Verheiratung nur lauter Mißvergnügen. Er ist bekneipt, die Tür verschlossen. Die Stammtischbrüder schieben ihn mit dem Kopfe voran durch's offene Küchenfenster. Die Angelegenheit verläuft nicht tragisch. Aber einen Denkartel bekommt Knopp weg. Er stößt zwei gefüllte Eimer um und wird naß wie ein Pudel, eckt mit der Nase an die Schranktür an, schüttet die Milch um, greift mit den Händen in die Butter, fängt sich mit dem Finger in der Mausefalle, schüttet sich das Pflaumenmus über die Glatze, stürzt einen Korb mit Eiern um, verbrennt sich die Nase am Licht.

Das sind Effekte, wie sie auch die alte Schwankliteratur liebte. Auch in ihr war B. zu Haus. Fischart und Hans Sachs kannte der Dichter sehr wohl. Und er ist ihren Spuren wohl nicht nur aus dem Bedürfnis nach stofflicher Anregung nachgegangen, sondern auch um im einzelnen sein Lieblingsmetrum zu studieren: den deutschen Knittelvers, den er für seine Zwecke in so köstlicher Weise nutzbar gemacht hat. — Motivisch nehme ich vor allem die turbulenten Szenen, in denen alles »drunter und drüber« geht, aus der alten Schwankliteratur für B. in Anspruch.

Über Fabeln war der Dichter nicht weniger gut unterrichtet. Besonders hat er Aesop für seine Zwecke verwandt, aber auch Lessing, Hagedorn, Ramler, Hey-Speckter usw.

Auf dem Gebiet der Volkssage hat sich B. seit früher Jugend besonders für das Kapitel des Aberglaubens interessiert. Die naive Landbevölkerung ist für solche Dinge besonders empfänglich. Und so hört und liest B. als Knabe und später allerlei Spuk-, Grusel-, Teufels- und Hexengeschichten, von Wiedergängern, von Geistern ohne Kopf usw. Alles das wird bei ihm zum poetischen Erlebnis. Zeugnis davon geben die »Kritik des Herzens« und »Zu guter Letzt«.

Wenn endlich B. von der Einwirkung des Volksliedes auf seine Dichtung gesprochen hat, so ist das nicht so zu verstehen, als habe er in direkter

Anlehnung an den alten Volksgesang Volkslieder oder volkstümliche Kunstlieder geschaffen. Motivische Besonderheiten sind ebensowenig in diesem Betracht bei Busch nachweislich. Doch ist er sprachlich, stilistisch und rhythmisch von dieser Kunstgattung stark beeinflusst, vor allem scheinen ihm die volkstümlichen Formen in Heines Lyrik nicht wenig gegeben zu haben. Wie es sich im einzelnen damit verhält, gehört nicht hierher, sondern in die spezielle Untersuchung.

B.s Originalität liegt nicht auf dem Gebiet des stofflich neuen Gedankens, eines eigenartigen Problems. Stark und wurzelfest steht sie drinn im Leben des deutschen, speziell des niedersächsischen Bauernvolkes. Was er da bei einer scharfen Beobachtungsgabe sieht, hört und von seinen toten Freunden, den Büchern, erfährt, — alles das wird ihm zum Gedicht, wird zum Kunstwerk. Nicht, was er uns gesagt hat, sondern wie er es tat, erweckt unser Interesse.

B.s Fähigkeit geht nicht nach allen Seiten hin in die Breite, sondern von einem bestimmten Punkte aus in die Tiefe. Es ist wahr: der Dichter weist in seinen Werken eine starke stoffliche und formale Beschränkung auf, aber gerade in dieser Beschränkung offenbart sich ein Meister, wie ihn die Welt so bald nicht wieder erleben wird. Und ist es denn wirklich erlaubt, von »Beschränkung« zu reden, wenn wir den Künstler zugleich als Maler, Karikaturist, Bildhauer und Dichter arbeiten und auf jedem Gebiete etwas Ganzes leisten sehen, etwas, was die Augen der kritischen Mitwelt nicht zu scheuen braucht, den Vergleich mit wirklicher Kunst aushält? Eine Kunst erfordert den ganzen Mann. Wie war es da möglich, daß B. auf jedem Einzelgebiet etwas so Vortreffliches zu bieten vermochte? Das rührt eben daher, daß er aus jedem Einzelgebiet auf Grund seiner eigenartigen Beanlagung wiederum das Spezielle sich zur Aufgabe setzte, es aber nicht sowohl für sich wirken ließ, sondern es dem eigentlichen künstlerischen Gedanken unterordnete, der letzten Endes in dem Begriff des Humors restlos aufgeht. B.s Größe liegt da, wo er sich nach dieser Richtung ganz ausgibt: in den Bildergeschichten. Seine Lyrik, seine Prosa und auf der anderen Seite seine Malerei ist etwas, was ihm vielleicht noch jemand nachzumachen im stande wäre, trotzdem er auch darin sehr Respektables hervorgebracht hat. Aber in den Bildergeschichten, wie sie uns in dem bei Bassermann erschienenen Album zusammen vorliegen, ist B. unerreichbar, ein *homo sui generis*. Hier ist der Humor der Wortes und des Klanges in so treffender Gleichwertigkeit zeichnerisch wiedergegeben, daß es nur möglich ist, Text und Bild ungetrennt auf sich wirken zu lassen. Eines ist ohne das andere nicht wohl denkbar. B. ist kein Illustrator. Ergibt nicht erklärende Texte zu seinen Bildern, sondern die Bilder seiner Texte. Gut schien ihm »oft der Trochäus für biederer Reden; stets praktisch der Holzschnittstrich für stilvoll heitere Gestalten. So ein Konturwesen macht sich leicht frei von dem Gesetz der Schwere, und kann, besonders wenn es nicht schön ist, viel aushalten, eh' es uns weh tut. Man sieht die Sache an und schwebt derweil in behaglichem Selbstgefühl über den Leiden der Welt, ja über den Künstler, der gar so naiv ist«.

B. hat sich selbst stets nur als bildenden Künstler aufgefaßt. Deshalb waren ihm auch persönlich die Zeichnungen zu den Bildergeschichten die Hauptsache, der Text dagegen Beiwerk und nur aus dem Grunde hinzugefügt, weil die meisten Leute Bilder zu lesen nicht imstande wären. Hier offenbart sich etwas von

dem echt niedersächsischen Starrsinn. Oder soll man von einer gewissen Bescheidenheit reden, die den Namen des Dichters nicht für sich in Anspruch nehmen wollte? Natürlich können die Bildergeschichten Buschs auch schließlich ohne Text existieren. Aber sie haben dann doch nur halbe Wirkung. B. konnte naturgemäß seine Bilder selbst am besten lesen, und da er die Gabe hatte, genau der bildnerischen Form entsprechend zu sagen, wie er gelesen wissen wollte, so sind eben die Texte für das innerlichste Verständnis nicht zu entbehren. Übrigens kann man sehr im Zweifel sein, was etwa das wichtigere, wirkungsvollere an »Max und Moritz« ist: Karikatur oder Text. Für mein Gefühl sind an diesem Werk die Verse die Hauptsache; ihnen verdankt das Buch den ungeheuren Erfolg. Sie gingen der heranwachsenden Generation in Fleisch und Blut über. Partien aus »Max und Moritz« wurden von Studenten während des deutsch-französischen Krieges auf dem Marsche nach allen möglichen Melodien gesungen, viele Stellen wurden zum geflügelten Wort, man ließ sich sogar zu dem Mißgriff verleiten, die ganze Bösebubengeschichte zu komponieren. B.s künstlerische Sonderstellung beruht darauf, daß er zugleich Karikatur in Wort und Bild ist, die beide bei ihm ein Ganzes ausmachen. Dieselbe sprunghafte, derbe Holzschnittmanier seiner Bilder, dieselben absichtlichen Unvollkommenheiten und stilistischen Feinheiten finden sich in adäquatester Weise auch in den Versen ausgedrückt. B. besitzt die Fähigkeit, mit einem Minimum an Material, an Strichen wie an Worten, das Wesentliche für die von ihm angestrebte Wirkung herauszuholen. Deshalb bedeutet uns der Meister in seiner Art eine »Klasse für sich«.

Die Knappheit der von ihm angewandten Kunstformen, eingespannt in den einfachen Rahmen des guten deutschen Holzschnitts und des Knittelverses hat er seinem künstlerischen Lebenselement unterstellt: dem Humor und der humoristischen Satire, die wohl trifft, aber nie persönlich wird oder gar verletzt. Im Leben wird B. nicht allzuviel gelacht haben, dazu war er eine zu grüblerische, pessimistische angelegte Natur, aber er überwindet das Leben durch seine Kunst, durch seinen Humor, mit dem er das Dichtung gewordene Erlebnis durchdringt. Da ist ihm denn Lachen »ein Ausdruck relativer Behaglichkeit. Der Franzl hinterm Ofen freut sich der Wärme um so mehr, wenn er sieht, wie sich draußen der Hansel in die rötlichen Hände pustet. Zum Gebrauch in der Öffentlichkeit — fügt der Dichter hinzu — habe ich jedoch nur Phantasiehanseln genommen. Man kann sie auch besser herichten nach Bedarf und sie eher sagen und tun lassen, was man will«. Über das Wesen des Komischen hat sich B. wenig Gedanken gemacht. Es ist dies natürlich, da der Künstler die für seinen Zweck wichtigen Elemente in sich fertig vorfindet und sich nicht erst über ihr gegenseitiges Verhältnis Rechenschaft zu geben braucht. Nichtsdestoweniger würde es eine reizvolle Aufgabe sein, die Eigenart des Humors von Wilhelm B. zu analysieren.

Es gibt keinen Künstler, der das Komische »das umgekehrt Erhabene«, wie Jean Paul es genannt hat, so zu meistern verstand als gerade B. Niemand hat die Kontraste in der Weise mit so logisch zwingender Wirkung einander gegenüberzustellen gewußt, wie er. Wie mannigfach sind die Dissonanzen zwischen Hohem und Niedrigem, zwischen Idealität und Realität, Gewolltem und Seiendem, Idee und Wirklichkeit in ihrer jeweiligen Beziehung auf Stoff und Form! Wie überwältigend wirkt bei B. der Reim, als lautliche Abrundung

eines Verses, der gedanklich von einem schwerwiegenden, philosophischen Axiom erfüllt ist! Genug, es ist hier nicht der Ort, sich über solche Gedanken im Einzelnen klar zu werden.

Wilhelm B. ist hinübergegangen in das Schattenreich. Den letzten »Dank und Gruß« an die Welt sandte er hinaus anläßlich seines 75. Geburtstages, an dem er fühlte, daß sein Ende nahe sei. Es handelt sich um ein feinempfundenes und formvollendetes Gedicht, und ich will damit die vorliegende Arbeit beschließen (cf. Noeldeke S. 197).

D a n k u n d G r u ß !

Ich weiß nicht mehr genau, wie es gekommen.
 Kurzum! Nach längerem Verborgensein
 Hab' ich dereinst auf Erden Platz genommen,
 Um auch einmal am Licht mich zu erfreuen.
 Und alsogleich faßt micht die Zeit beim Kragen
 Und hat mich neidisch, ohne viel zu fragen,
 Bald gradeaus, bald wiederum im Bogen,
 Durch diese bunte Welt hindurchgezogen.
 Inzwischen pflückt ich an des Weges Rand
 Mir dies und das, was ich ergötzlich fand.
 Auch leert' ich manchmal manchen vollen Krug
 Mit guten Freunden, bis es hieß: Genug!
 Nur eins erschien mir oftmals recht verdrießlich:
 Besah ich was genau, so fand ich schließlich,
 Daß hinter jedem Dinge höchst verschmitzt
 Im Dunkel erst das wahre Leben sitzt.
 Allein, wozu das peinliche Gegrübel?
 Was sichtbar bleibt, ist immerhin nicht übel.
 Nun kommt die Nacht. Ich bin bereits am Ziele.
 Ganz nahe hör' ich schon die Lethe fließen.
 Und sieh! Am Ufer stehen ihrer Viele,
 Mich, der ich scheide, freundlich zu begrüßen.
 Nicht allen kann ich sagen: Das tut gut!
 Der Fährmann ruft. Ich schwenke nur den Hut.

* * *

Q u e l l e n : I. Wilhelm Buschs Werke: Bilderpossen (I) 1864, (II) 1880; Max und Moritz 1865; Schnaken und Schnurren 1867; Schnurrdiburr 1869; Der heilige Antonius 1870; Kritik des Herzens 1871; Die fromme Helene 1872; Hans Hucklebein (Buch) 1872; Die kühne Müllerstochter 1872; Kunterbunt 1872; Bilder zur Jobsiade 1874; 50 Bilderbogen 1875; Dideldum 1875; Pater Filucius 1875; Abenteuer eines Junggesellen 1876; Der Geburtstag 1876; Herr und Frau Knopp 1877; Julchen 1877; Die Haarbeutel 1878; Fipps der Affe 1879; Der Fuchs. Die Drachen 1881; Balduin Bähllamm 1881; Stippstörchen 1882; Maler Klecksel 1883; Buschalbum 1884; Eduards Traum 1891; Der Schmetterling 1895; Zu guter Letzt 1904; Hernach 1908; Schein und Sein 1909.

II. Wilhelm Busch an Maria Anderson (70 Briefe), Rostock 1908. — Briefe an Frau H., veröffentl. im »März« Nr. 6—10, 1908. — »Was mich betrifft«. Frankfurter Zeitung vom 10. Okt. 1886, Morgenblatt. — »Von mir über mich«. Busch-Album, München. 1908. u. fr. cf. Noeldeke p. 108. — Wilhelm Busch, Handzeichnungen aus dem Nachlaß, Verlag der Neuen Photogr. Gesellschaft, Steglitz. — Künstlerischer Nachlaß. Mit Einl. von Fr. von Ostini. 60 Taf. mit 250 Abbild. Fr. Hanfstaengl, München.

III. Daelen, »Über Wilhelm Busch«, Düsseldorf 1886. — Johannes Prölß, »Aus Wilh. Buschs Leben«. Septembernummer der Frkftr. Zeitg. — Paul Lindau über Wilh. Busch in »Nord u. Süd« 54. — Kohut, Das Ewig Weibliche bei Wilh. Busch. Lpg. Elischer o. J. — Hermann, Adolf und Otto Nöldeke: Wilhelm Busch, München 1909. — Otto F. Volkmann, Wilhelm Busch, der Poet. Seine Motive und seine Quellen, Lpg. 1910. — Josef Hofmiller, Zeitgenossen. 1910. — Biographie von R. Schaukal, »Dichtung« Bd. 21.

IV. Porträt Buschs von Lenbach. Danach der Umschlag zu Nr. 14 der »Jugend« von 1902 cf. auch Busch-Album 1908. Selbstkarikaturen und Bildnisse in großer Anzahl bei Noeldeke und bei Daelen.

Krastel, Fritz, * 6. April 1839, † 12. Februar 1908, Schauspieler und Dichter, Sohn eines Choristen am Mannheimer Hoftheater, der ihn zum katholischen Geistlichen bestimmt hatte. Vom Heldenspieler des Hoftheaters nur ganz oberflächlich vorbereitet, schlug er Engagements an kleinen Bühnen wie Gießen und Ulm aus und wandte sich auf den Rat seines Tanzlehrers, eines alten Franzosen, lieber gleich an das Hoftheater nach Karlsruhe, wo ihm dessen Sohn freilich nur eine Anstellung unter den Tänzern verschaffen konnte, aber die Beschäftigung auch im gesprochenen Schauspiel in Aussicht stellte. Es dauerte jedoch geraume Zeit, bis sich diese Hoffnung erfüllte, und die mehrjährige Tätigkeit im Ballett hat noch lange hinaus im guten und im schlimmen Sinne in der körperlichen Plastik und in den Bewegungen Krastels ihre Spuren zurückgelassen, die erst allmählich, niemals aber ganz verschwunden sind. Nach einem mißglückten Versuch als Handwerksbursche im »Faust« gelang es ihm endlich, als Raoul in der »Jungfrau von Orleans«, wo er für einen abgegangenen Kollegen einsprang, die Aufmerksamkeit Eduard Devrients zu erregen, der sich seine weitere Ausbildung angelegen sein ließ (Krastel mußte dabei, um sich des falschen Pathos zu entwöhnen, Wertherbriefe auswendig lernen und möglichst natürlich vortragen) und ihn bald als jugendlichen Helden und als Liebhaber sowohl im klassischen Drama als im Lustspiel verwenden konnte. Sein Ruf drang bis nach Wien zu Laube, der einen Nachfolger für den alternden Josef Wagner suchte und der, wenn wir der humoristischen Erzählung Krastels glauben dürfen, seinetwegen im Juni (1863?) nach Karlsruhe gekommen wäre, wo er, nachdem ihm Krastel die Erzählung des Don Cesar aus der »Braut von Messina« auf dem Zimmer vorgesprochen hatte, mit ihm ein Gastspiel vereinbarte, das im April 1864 stattfand und außer dem Ferdinand in »Kabale und Liebe« und dem Don Carlos auch noch die von Laube stets geforderte Lustspielrolle (den jungen Bloom in Töpfers »Rosenmüller und Finke«) umfaßte. Schon ein Jahr später (am 30. April 1865) konnte Krastel als Don Carlos und als Falkentoni (im »Goldbauer« von der Birchpfeiffer) am Burgtheater debütieren, wo er im günstigsten Zeitpunkt eintraf und bald den weitesten Spielraum fand. Von Baumeister, der anfang stark und gesetzt zu werden, übernahm er die jungen Naturburschen, und von Wagner, der in das Fach der reiferen Helden und Liebhaber übergegangen war, nahm er die jugendlichen Helden und Liebhaber, in denen ihm auch Sonnenthal, der sich seit Fichtners Abgang immer mehr dem Konversationsstück zuwandte, Platz machte. Bald darauf wurde durch die lange Krankheit und den Tod Josef Wagners das ganze klassische Repertoire für Krastel frei, der nun länger als ein Jahrzehnt hindurch der erste Heldenliebhaber des Burg-

theaters war und nicht bloß in den Schiller-Rollen, sondern auch als Tempelherr, als Wetter Graf von Strahl, als Albrecht in Hebbels »Agnes Bernauer«, als Orest, und als Percy unbestrittene Erfolge hatte. Auch im Schauspiel gelangen ihm Kostümrollen (Offiziere, Jäger, Bauernburschen) besser als die eigentlichen Salonrollen, in denen er auf die grüne, naseweise Jugend beschränkt, von den Bonvivants aber ganz ausgeschlossen blieb. 1870 zum Hofschauspieler und 1888 zum Regisseur ernannt, hat Krastel sich noch in den letzten zehn Jahren, als seine schauspielerische Tätigkeit fast ganz erlahmt und seine eiserne Gesundheit mit einem Schlag für immer gebrochen war, als phantasievoller Regisseur verdient gemacht und auch als dramatischer Lehrer am Konservatorium sehr anregend gewirkt. Auch dichterisch hat er sich zwar nicht ohne Talent, aber ohne nachhaltigen Erfolg beschäftigt: daß er sein Trauerspiel »Der Winterkönig« nicht auf die Wiener Bühne bringen konnte, hat ihm Schmerz bereitet; aber auch das einaktige Lustspiel »Im Regen« hat sich nicht behauptet, nur sein Text zum »Betrogenen Kadi« erhielt sich dank der Musik von Gluck länger auf dem Repertoire der Hofoper. In der Wiener Gesellschaft hat sich Krastel, der mit einer Schwester des Historienmalers Gaul verheiratet war, durch sein heiteres, lebenswürdiges Wesen einen Kreis von zahlreichen Freunden erworben. Mit Baumeister und Gabillon gehörte er zu den eifrigsten Zechkumpanen des alten Burgtheaters; schon ein Champagnerfrühstück beim »Kameel« in der Bognergasse lag nicht außerhalb seiner Lebensgewohnheiten, und an den tollen Abenden der »Grünen Insel«, eines geselligen Künstlervereins, in dem er den Namen Romeo führte, ließ er nicht bloß sein schauspielerisches und dichterisches, sondern auch sein großes geselliges Talent in den hellsten und freudigsten Farben leuchten. Denn Fritz Krastel (in der Jugend nannte er sich nicht ungern Fratz Christel) stammte nicht bloß aus derselben Mannheimer Straße wie Helene Hartmann-Schneeberger, er war auch von ihrer Art. Sie waren beide Frohnaturen, an denen die Frau Rat ihre helle Freude gehabt hätte. Krastel war ein rechtes Sonntagskind, dem ängstliche Sorge, wie jede bange Schonung für seine Person fremd war. Als er zum ersten Male mit dem Tode wochenlang in verzweifelter Ringkampf lag, gaben ihn alle Ärzte verloren, die Redaktionen hielten ihre Nekrologe im Satz bereit — Fritz Krastel aber erhob sich eines Tages zu aller Erstaunen und schüttelte zwar nicht den letzten Rest der Krankheit, aber wenigstens den ihm keineswegs erwünschten Tod ab. Ein halbes Jahr später, als ich im Herbst aus der Sommerfrische heimkehrte und an einem recht kühlen und windigen Tage mein Stammlokal beim Löwenbräu aufsuchte, saß ein einsamer Gast im Freien vor der Tür — Fritz Krastel, der es sich nicht nehmen ließ, daß die frische Luft auch für einen eben Genesenen das gesundeste sei. Nach ein paar Monaten hatte er denn auch einen neuen, etwas schwächeren Anfall; aber die täglichen Bulletins aus dem Krankenzimmer waren kaum eingestellt, als ich hoch oben auf der luftigen Höhe des Kahlenberges einem fröhlichen Mann in leichten und offenen Sommerkleidern, den Paletot nachlässig über den Arm geworfen, begegnete — wiederum Fritz Krastel, der nach einem schwülen Sommertage hier oben die frische Abendluft einsaugen wollte. Und so unbekümmert wie um den Leib war er auch um das Leben. Als der neue Direktor des Burgtheaters in die Verträge der Mitglieder Einblick nahm, zeigte es sich, daß der von Fritz Krastel schon seit längerer Zeit abgelaufen war, daß er also

rechtlich dem Institut eigentlich gar nicht mehr angehörte. So war er in allem und jedem! Man mußte ihn nur sehen, wie er auch noch als älterer Herr mit vorgestrecktem Kinn und blitzenden Augen im Zickzack durch die belebtesten Straßen eilte, immer im allerraschesten Tempo, und man hatte den Eindruck der ewigen Jugend.

Sein eigentliches Fach waren daher auch die Heldenliebhaber, die einen Stich ins Naive oder, wie es in der Theatersprache heißt, ins Naturburschentum haben. Frohe und heitere Seelen, die ohne ihre Schuld und ohne es zu wissen ins Verderben rennen, lagen ihm besser, als was von Haus aus eine ernste und düstere Färbung trug; offene und harmlose Naturen besser als tief innerliche und verschlossene Charaktere; humoristisch angehauchte besser als ganz pathetische. Darum waren Jung-Siegfried in Hebbels Nibelungen, der Tempelherr und Max Piccolomini seine eigentlichen Rollen, mit denen er noch in reifen Jahren sogar auf ein fremdes Publikum hinreißend wirken konnte, wie es sich bei den Münchener Gesamtgastspielen (1880) gezeigt hat, wo der im Burgtheater längst in die zweite Reihe getretene Künstler als Max Piccolomini alle anderen aus dem Felde schlug, und bei der letzten Vorstellung im alten Burgtheater (1888), wo sein Orest mit zu dem tiefen Eindruck des Abends beitrug. Für die lebenswürdige grüne Jugend war er der prädestinierte Darsteller. Seine feste, muskelstarke und von Gesundheit strotzende Erscheinung, der runde Kopf mit den feurigen Augen, der spitzen Nase, dem keck herausspringenden Kinn und dem hübschen, beim Reden etwas schief nach rechts gezogenen Munde, und das helle, zwischen Bariton und Tenor schwebende Organ, das in den unteren Registern gepreßt klang, in der Höhe aber eine siegreiche Kraft und Fülle entfaltete — alles das war ein Verein und eine Bildung, auf die der Gott der Jugend selber sein Siegel gedrückt zu haben schien. Frische und frohe, dreiste und verwegene Jugend, die alles wagt und alles gewinnt, wird auf den deutschen Bühnen, auf denen die Liebhaber immer eine kostbare Sache waren, selten eine so überzeugende Verkörperung gefunden haben als in Fritz Krastel. Es war mehr die Hitze und das Feuer, der Ungeßüm und das Draufgängertum der Jugend als gewaltige Leidenschaft in ihm. Ich erinnere mich noch recht gut, daß damals, als er zum ersten Male bei Wohltätigkeitsvorstellungen im Theater an der Wien und in Baden den Karl Moor und den Jaromir in Vertretung des alternden und kranken Josef Wagner übernahm, das Urteil der älteren Generation lautete: »Bloßes Strohfeuer!« Ein Vierteljahrhundert später aber hat der nicht mehr junge Mann als Otto von Meran in Grillparzers »Treuem Diener seines Herrn« durch die Siedehitze seines Strohfeuers die jungen Liebhaber des Burgtheaters tief in den Schatten gestellt und gezeigt, wie die starken Naturelle und Temperamente trotz der Theorie vom Übermenschen auf der Bühne wie im Leben immer seltener werden.

Schwierig freilich mußte ihm bei diesen Anlagen der Übergang ins Fach der gesetzten Helden werden. Hier versagte schon das ganz auf den Ausdruck des Jugendlichen gestimmte hellfarbige Organ; seine Bewegungen, obgleich noch immer hastig und schießend, konnte er mit dem Willen besser im Zaume halten, sie erschienen immer noch massiver und männlicher als der Ton, der trotz allem künstlichen Breitquetschen niemals eine männliche Färbung annahm, wie auch aus den Bartmasken immer die jugendlichen Gesichtszüge hervortraten. Bei seinen Männern und gar bei seinen Greisen wurde man auch

dann das störende Gefühl nicht los, daß hinter der ganzen Maskerade ein Jüngling stecke, als Krastel heimlich schon längst ein alter Mann geworden war. Dazu kam aber ungefähr gleichzeitig noch ein anderer Umstand, der nicht bloß für diesen einen Künstler, sondern für die Schauspielkunst überhaupt lehrreich ist.

Gerade zu der Zeit nämlich, als Krastels künstlerische Jugend ihre natürliche Grenze erreicht hatte, gab der Italiener Salvini im Ringtheater seine Gastrollen. Er war so ziemlich in allem und in jedem der Gegenpol von unserem Fritz: ein ebenso ausgesprochen männlicher, wie dieser ein ausgesprochen jugendlicher Darsteller. Aber die Gegensätze ziehen sich an; und Krastel war gleich von der ersten Vorstellung so begeistert und hingerissen, daß er in Salvini den Stern gefunden zu haben glaubte, der ihn in das ältere Fach und in die Charakterrollen hinüber leiten könnte. An dem Sohn der Wildnis, der beiden gemeinsamen und doch so grundverschiedenen Rolle, ließ sich der Einfluß des neuen Vorbildes sofort erkennen, aber er war leider kein wohltätiger: Krastel hatte nur sich selbst verloren, die Kunst Salvinis aber nicht gefunden. Als ich nach dreijähriger Abwesenheit aus Prag nach Wien zurückkam, sah ich ihn als Karl Moor, in einer Rolle, mit der ich sozusagen aufgewachsen und die mir bis auf die Einzelheiten im Ohr gegenwärtig war: zu meinem größten Erstaunen war nicht mehr ein Stein auf dem andern geblieben, alles, was früher gewirkt hatte, war verschwunden, das Neue aber völlig leer und nichtssagend. Und so ist es auch in Zukunft geblieben: in dem Streben nach charakteristischem Ausdruck, der ihm versagt war, hatte er den schönen und freudigen Schwung seiner Jugend ganz eingebüßt. Dabei konnte man immer merken, daß seine künstlerischen Intentionen die besten waren; er konnte das, was er in seiner Phantasie ganz deutlich vor sich stehen sah, sogar andere lehren, er konnte es nur selber nicht machen. Von dem Geist und der Bildung, die er in hohem Grade besaß, verrieten seine neuen Rollen nichts, sie forderten mitunter geradezu die Parodie heraus. In seiner Jugend hatte man ihm, mit Recht und mit Unrecht, zum Vorwurf gemacht, daß er gern »singe«; und das wurde seit der Bekanntschaft mit Salvini das Gespenst seines Alters. Er gab das jetzt selbst zu, er blickte auf seine grüne Jugendzeit wie auf eine Periode der Unreife zurück und erwartete Großes von sich, nachdem er sich des »Singens« entwöhnt habe. Und das war ein großer Rechenfehler! Der kluge Krastel hatte dabei übersehen, was so viele andere moderne Künstler aller Art übersehen: daß sich auch in der Kunst nicht eines für alle schickt; daß gerade ein echtes Naturell sich nicht einfach nach der Mode zum Realismus oder zum Naturalismus umstimmen kann, daß man auch das von der Frau Mutter haben muß. Der gute Wille und die beste Absicht tun es nicht, es muß auch in der Anlage gegeben sein, sonst nützt aller Fleiß und alle Mühe nichts. So kann ja wohl das »Singen« auf dem Theater eine bloße Manier und Unart, es kann aber auch Natur sein. Sehr große Schauspieler, die nicht bloß für den Rhythmus, sondern auch für die Melodie der menschlichen Rede ein feines Ohr hatten und von dem Umfang ihrer Tonskala, besonders von den höheren Tönen einen reicheren Gebrauch machten, haben wirklich »gesungen«, ohne daß es jemand störend aufgefallen wäre, ja ohne daß so mancher es bemerkt hätte. Wie die Sprache des Dichters, so kann sich auch die Sprache des Schauspielers bis zum Lied erheben; es darf nur nicht schlechte Gewohnheit sein, es muß aus

dem Inneren herauskommen. In diesem Sinne hat auch die Wolter die Schlußrede der Sappho: »Erhabne, heilige Götter!« gesungen; in diesem Sinne singt Kainz, in dem überhaupt ein gutes Stück von Fritz Krastel fortlebt, heute noch in Don Carlos: »Ich sah auf Dich und weinte nicht!« Es liegt eine wahre Ironie darin, daß gerade die vergötterten Vorbilder Krastels, die großen Italiener, mit ihrem kräftigen Realismus so starke musikalische Wirkungen zu verbinden wußten, wie sie einem deutschen Schauspieler in seiner weniger musikalischen Sprache auszulösen gar nicht möglich wären. Wie hat Rossi, mit großen Schritten auf und ab gehend, in großartiger Steigerung das *Addio* des Othello ergreifend gesungen! Noch weiter aber ist Salvini gegangen, der als Macbeth die Verse: *Non temere, fin che verso Dunsinana di Birnam la foresta non si muova* in so hohem Falsett vor sich hingirrte, daß man ein betörendes Hexenlied zu hören glaubte. Und so hat auch das allgemeine Urteil dem jungen Krastel, der freilich oft gesungen hat, gegenüber dem alten Recht gegeben, der leider in doppeitem Sinne ganz ausgesungen hatte, dafür aber oft genug in den behäbigen Naturton des Pfälzers verfiel, der sich mit dem Al-Hafi so schlecht vertrug. So stellen uns die siebziger und der Anfang der achtziger Jahre Krastels Blütezeit vor, deren kurze Dauer allerdings auch darin begründet war, daß die Heldenliebhaber auch in der dramatischen Literatur nicht mehr recht gedeihen wollten und auszusterben begannen. Das gehört ja mit zur Tragik dieses in manchem Sinne zu spät gekommenen: daß er, der selber dichterisch nicht unbegabt war, mit der zeitgenössischen Literatur zuletzt so gut wie gar keine Fühlung mehr hatte, seitdem die Heldenjünglinge seines langjährigen Hausgenossen Mosenthal und seines späteren Direktors Wilbrandt außer Kurs gesetzt waren. Damit war auch seinem Talent der nährnde Mutterboden entzogen, und er selber hat es gewiß am tiefsten empfunden, daß seine morgenschöne Kunst lange vor ihm selber zu Grabe gegangen war.

(Eisenbergs Bühnenlexikon. — Dekamerone des Burgtheaters. — H. Bettelheim-Gabillon in der Österr. Rundschau, Februar 1908.)

Minor.

Hennings, Paul, Kustos am Kgl. Botan. Garten zu Berlin, * in Heide im Dithmarschen am 27. Nov. 1841, † in Berlin am 14. Oktober 1908. Sein Vater war Lohgerber. Nach dem Besuch der Schule in seinem Vaterort absolvierte er das Meldorfer Gymnasium bis zur Reife für Untersekunda. 1860 wurde er Volontär am botan. Garten zu Kiel, wohl gezwungen, sich bald sein eigen Brot zu verdienen. Der dortige Direktor Nolte erkannte bald, welche Fähigkeiten in dem jungen Mann schlummerten, und seiner Förderung wie der des bekannten plattdeutschen Dichters Klaus Groth verdankte H., daß er 1863/64 als Hörer in der philosophischen Fakultät der Universität Kiel verbrachte. Dabei war sein Studium keineswegs darauf angelegt, nur botanische Fachkenntnisse zu sammeln; ihn interessierte namentlich die Dichtkunst, in welcher er selbst nicht Unbedeutendes leistete, wenn auch das Wenigste der Nachwelt erhalten blieb, da die meisten Gedichte bald ein unrühmliches Ende im Papierkorb fanden. 1864 gab er mit dem Ausbruch des dänischen Krieges seine Stellung am botan. Garten auf, warum, ist eigentlich nicht klar. So finden wir ihn denn im Sommer 1864 als Postexpeditor in Augustenburg, um von da nach Schleswig und schließlich nach Flensburg versetzt zu werden. Hohenwestedt bildete eine weitere Etappe

auf diesem Wege, wo er auf Noltes Empfehlung zugleich als Lehrer an der landwirtschaftlichen Schule unter Jenssen tätig war. Hatte sich H. bisher hauptsächlich mit der floristischen Seite der Botanik abgegeben, so wandte er an letzterem Orte sein Interesse hauptsächlich den Samen zu und begann, kryptogamische Studien zu treiben, die bald durch Herausgabe von Herbarien dieser unteren Pflanzenklasse weiteren Kreisen zugute kamen. So war er wohl der erste, der eine vollständige Sammlung der größeren Algen der Kieler Bucht zusammenstellte.

1874 trat dann eine Wendung in seinem Schicksal ein, insofern ihn damals A. Eichler als Assistent an den botan. Garten in Kiel berief, eine Stellung, die bis 1. Okt. 1880 dauerte, in welchem Jahre ihn sein bisheriger Chef, der mittlerweile Brauns Nachfolger in Berlin geworden war, als wissenschaftlichen Hilfsarbeiter am Bot. Museum und als Assistenten am Bot. Garten in die Reichshauptstadt nach sich zog. Hier hat er dann bis an sein Lebensende gewirkt, stets tätig, nie sich an Dienststunden klammernd, jedermann gefällig, jedem gern ratend und stets gleichbleibend ruhig und freundlich.

Aus seiner amtlichen Tätigkeit muß zunächst hervorgehoben werden, daß das botanische Schaumuseum in dem alten botan. Garten zu Berlin hauptsächlich sein Werk war. Er wählte aus den vorhandenen Beständen Passendes aus, er richtete die einzelnen Objekte her und versuchte auf alle möglichen Weisen Fehlendes herbeizuschaffen, minderwertige Stücke durch passende zu ersetzen und durch das Ausfüllen aller Lücken Mustergiltiges zu schaffen.

In die vorhandenen Faszikel des Kryptogamenherbars brachte er Ordnung und schuf im Laufe der Jahre aus ganz untergeordneten Anfängen eine prächtige Sammlung. Für den Garten selbst hatte er die Bestimmungen der Gewächse vorzunehmen, doch galt sein Sinnen und Trachten bald nur den Pilzen. Die Hutpilze namentlich studierte er so eingehend, daß man in strittigen Fällen bereits in der Mitte der 80er Jahre ihn als Autorität konsultierte. Von dieser Zeit an richtete er sein Augenmerk auf die Pilzflora der Tropen, welche er infolge der dem Bot. Museum zugehenden exotischen Sammlungen um viele und wertvolle Funde und Arten bereicherte. Während er von 1893 bis 1905 Mitherausgeber der *Hedwigia* war, gab man ihm auch 1902 den Professortitel, der den stets einfach gebliebenen Mann wenigstens äußerlich mit in die Reihe der Gelehrten rückte, der er innerlich und durch seine Leistungen längst angehörte, wenn er auch keinen eigentlich akademischen Bildungsgang durchgemacht hatte.

Aber stets kehrte H. auch der heimischen Flora sein Augenmerk zu, und als Pilzkenner der Mark Brandenburg war er unbestritten Erster, dem fast auf jeder Exkursion etwas Bemerkenswertes auffiel; neben den Hutpilzen bearbeitete er namentlich die Abteilungen Ustilagineen, Uredineen und Ascomyzeten, deren kleinere Formen ihn namentlich in den letzten Jahren beschäftigten.

Unübertrefflich war H. als Präparator der schwerer zu behandelnden Pflanzen. Die Präparation seiner Hutpilze für die Sammlung ist nach Aussage des Sachverständigen G. Lindau geradezu mustergiltig.

Als Mensch war H. bei allen beliebt, da er allem Klatsch abhold und nur die Sache sah. Nicht gerade von der Natur in seiner äußeren Gestalt bevorzugt, sah man doch dem Auge an, welch' prächtiger Mensch in der unscheinbaren Hülle steckte. Und wie konnte er aus sich herausgehen! Wie war er

witzig, wie sprühte zuweilen sein Humor, und gedankenvolle Verse entquollen seinem Munde. Wie bereits hervorgehoben, pflegte er sie in der Regel bald zu vernichten. Wie er innerlich fühlte, wie es dem sich geraume Zeit kümmerlich durchschlagenden, aber doch stets froh-vergnügten H. ums Herz war, zeigen beispielsweise folgende Strophen, die Lindau der Vergessenheit entrissen hat:

Oft klingt es und singt es in mir,
Doch bring' ich es zu Papier,
Dann find' ich, daß ich kopier,
Was sangen schon längst vor mir
Goethe und Heine,
Oder auch Gleim
Nur was i c h meine,
Mit anderem Reim.

Verheiratet war H. seit 29. Dezember 1876 mit Mathilde Wendel. Der Ehe waren zwei Söhne entsprossen, denen er eine sorgfältige Erziehung angedeihen ließ. Als das jüngere der beiden Kinder im August 1907 nach langem schweren Krankenlager starb, nagte der Gram derart an unserem H., daß dieses Scheiden auch für ihn den Anfang vom Ende bedeutete. Ein Herzleiden im August 1908 warf ihn nieder, und, obwohl er sich scheinbar wieder erholte, trat der Tod bereits am 14. Oktober als Folge der Arterienverkalkung an ihn heran.

Die erste wissenschaftliche Veröffentlichung unseres H. stammt aus dem Jahre 1873. Eine vollständige Liste dieser Arbeiten mit Ausnahme der mykologischen Arbeiten, die bereits in G. Lindau und P. Sydow: *Thesaurus litteraturae mycologicae* von Nr. 11835 bis 12055 aufgezählt sind, gibt Ersterer in den Verhandlungen des Bot. Ver. der Prov. Brandenburg, 50. Jahrgang 1908, S. CX — CXIII am Schlusse eines ausführlichen Nachrufes.

E. R o t h.

v. Raab, Curt, *Dr. phil. h. c.*, Kgl. Sächsischer General der Infanterie z. D., Exzellenz, * 15. Juli 1834 zu Bautzen, † 1. Januar 1908 zu Dresden. v. R. stammte aus einem der ältesten Geschlechter des vogtländischen Uradels, das sich bis in das 13. Jahrhundert zurückverfolgen läßt. Er wurde als siebentes Kind geboren, als Sohn des Sächs. Oberstleutnants Heinrich Friedrich v. Raab auf Tirpersdorf und dessen Gattin Christiane Friederike geb. Hüttner. Nachdem er bis zum 16. Lebensjahre im elterlichen Hause erzogen worden war, trat er 1850 als Kadett in die 4. Division des Kgl. sächsischen Kadettenkorps in Dresden ein und wurde 1854 als Portepéjunker bei der 4. Kompagnie des Sächs. 2. Jägerbataillons in Leipzig eingestellt. Schon am 19. Oktober (Patent vom 26. Oktober) desselben Jahres erfolgte die Ernennung v. Raabs zum Leutnant, 1860 die zum Oberleutnant. Im Jahre 1860 vermählte er sich zu Kleinzschocher mit Wilhelmine, Auguste, Elisabeth Freiin v. Tauchnitz; 1866 zog er mit dem 2. Jägerbataillon in den Krieg, in welchem er u. a. auch an der Schlacht von Königgrätz (3. Juli) teilnahm; das Vorgehen der 2. Brigade brachte das Bataillon ins Gefecht. Bei dem Rückzug der Brigade auf Nieder-Prschim deckte er diesen in einem halbstündigen Gefecht, wobei v. Raab bei der heißumstrittenen Fasanerie mit Plänklern vorging. Der

Kommandeur der Leibbrigade, Oberst Frhr. v. Hausen, hatte das Bataillon unter den Klängen »Glückauf, mein Sachsenland« mitten durch die fliehenden Österreicher gegen den Feind geführt. Auf dem Rückmarsch nach Olmütz traf v. R. mit seinem Bataillon dort am 11. Juli ein und kam am 14. Juli nach Floridsdorf bei Wien, wo die Truppen dieses Bataillons die Schanzen Nr. 22 und 24 des dortigen Festungswerkes besetzt hielten. Am 20. Juli erfolgte die Ernennung v. R.s zum Hauptmann und Kompagniechef der 1. Kompagnie des 1. Jägerbataillons (dem heutigen Kgl. Sächs. Jäger-Bataillon Nr. 12). Für sein tapferes Verhalten in dem Feldzuge von 1866 wurde v. R. durch Verleihung des Ritterkreuzes I. Klasse des Kgl. Sächs. Albrechtsordens mit der Kriegsdekoration ausgezeichnet. Infolge der Neuformation erhielt v. R. am 1. April 1867 die 1. Kompagnie des neu errichteten Schützenregiments Nr. 108 zu Dresden. Anfang des Jahres 1870 siedelte er nach Freiberg i. S. über, da v. R. zum Chef der 3. Kompagnie des dort liegenden 1. Jägerbataillons »Kronprinz« Nr. 12 ernannt worden war. Mit diesem zog er in den Einheitskampf von 1870/71, in welchem er sich wiederholt durch sein tapferes Verhalten Lorbeeren erkämpfte und mit dem Eisernen Kreuz II. Klasse und dem Ritterkreuz des Kgl. Sächs. Militär-St. Heinrich-Ordens, sowie dem Kgl. Sächs. Verdienstorden mit der Kriegsdekoration ausgezeichnet wurde. Vom Februar bis April 1872 war v. R. zum Kgl. Preuß. Garde-Jägerbataillon nach Potsdam abkommandiert, um den dortigen Dienstbetrieb kennen zu lernen. Noch 2 Jahre stand er bei seinen 12. Jägern und kam dann am 1. März 1874 als Major und etatsmäßiger Stabsoffizier wieder in das Schützenregiment Nr. 108. Doch schon am 10. April 1875 verließ er erneut die Garnison Dresden, da ihm die Führung des 2. Jägerbataillons Nr. 13 in Meißen übertragen worden war, zu dessen Kommandeur er am 1. Mai definitiv ernannt wurde. In den Jahren 1876 und 1878 nahm v. R. an zwei Übungsreisen des Generalstabes teil, wurde am 12. September 1879 Oberstleutnant, am 28. April 1883 Oberst und im folgenden Jahre (25. Juni 1884) Kommandeur des 8. Sächs. Infanterie-Regiments »Prinz Johann Georg« Nr. 107 in Leipzig. Dies Kommando aber vertauschte er bereits am 20. März 1885 mit dem des 1. Sächs. (Leib-) Grenadier-Regiments Nr. 100 in Dresden. Am 13. März 1888 nahm v. R. an den Feierlichkeiten für den verewigten Kaiser Wilhelm I. in Berlin teil und erhielt mittels Patents vom 22. März 1888 am 10. Februar 1889 die Ernennung zum Generalmajor und Kommandeur der 5. Sächs. Infanterie-Brigade Nr. 63. Seit dem 20. Mai 1890 befehligte v. R. die sogenannte »Schwarze Brigade« (6. Sächs. Infanterie-Brigade Nr. 64) und wurde als ihr Kommandeur im Jahre 1890 als Mitglied einer Immediatkommission für die Bearbeitung einer neuen Militär-Strafprozeß-Ordnung für das Deutsche Reich nach Berlin entsandt. 1894 zum Generalleutnant und Kommandeur der 1. Sächs. Division Nr. 23 ernannt, wurde Exzellenz v. R. als militärischer Begleiter des Prinzen Friedrich August (als Vertreter Seiner Majestät des Königs Albert von Sachsen) im November 1894 zu den Trauerfeierlichkeiten für Kaiser Alexander III. von Rußland nach St. Petersburg entsandt; am 22. Mai 1898, bald nach den Jubiläumsfeierlichkeiten für König Albert — er kommandierte die Parade am 23. April 1908 — schied er aus dem aktiven Dienst, wobei ihm der Charakter als General der Infanterie verliehen wurde. Am 23. Mai 1905 stellte König Friedrich August III. von Sachsen, der einst als Kompagniechef unter v. R.s Führung im Leibregiment gestanden

hatte, seinen »langjährigen militärischen Lehrer« zum äußeren Zeichen seiner Dankbarkeit *à la suite* seines Leibgrenadier-Regiments Nr. 100. Seine mannigfachen Verdienste wurden anerkannt durch zahlreiche hohe Orden und Ehrenzeichen von Sachsen, Preußen, Reuß, Österreich, Rußland und Schweden-Norwegen.

Am 4. Januar 1908 mittags wurde Exzellenz v. Raab unter großen militärischen Ehren und unter persönlicher Teilnahme des Königs von Sachsen auf dem Dresdner inneren Neustädter Friedhof neben seinen Eltern und neben seiner Tochter Elisabeth v. Schlieben zur letzten Ruhe bestattet.

v. R. war eine schöne, überaus fesselnde militärische Erscheinung; er hatte, wie Superintendent Dr. Benz in seiner Traueransprache hervorhob, den Ruf eines zwar strengen, aber gerechten Vorgesetzten, eines in Krieg und Frieden außergewöhnlich befähigten Truppenführers und Organisators, sowie eines sehr tüchtigen, kenntnisreichen Offiziers. »Er war ein idealer Soldat, der nicht nur Offizier, sondern auch Erzieher der ihm anvertrauten Soldaten war.« Im Verkehr war er eine äußerst liebenswürdige Persönlichkeit, die zwar leicht den Eindruck eines verschlossenen, die Einsamkeit suchenden Menschen machte, aber über eine durch und durch vornehme Gesinnung, unbestechliche Wahrheitsliebe, goldene Treue und seltene Herzensgüte verfügte. Mit ihm ist ein hochbedeutender Mann des Kriegerhandwerks und der Wissenschaft von dieser Erdenwelt abgerufen worden, tief betrauert von den Seinen und allen denen, die gleich dem Verfasser dieses Nachrufes den großen Vorzug gehabt haben, mit ihm des öfteren in nähere persönliche Berührung gekommen zu sein oder bei ihm in Dresden oder in seinem vornehm-behaglichen, mit künstlerischem Geschmack ausgestatteten vogtländischen Tuskulum »Elsenlinde« in Leubnitz manche anregende und genußreiche Stunde verlebt zu haben.

Aber nicht allein als Soldat hat er dem Vaterlande und Volke gelebt. Als tätiger Freund und emsiger Forscher auf dem Gebiet der vogtländischen Geschichte erwarb sich der Verstorbene namhafte Verdienste. Obwohl Soldat vom Scheitel bis zur Sohle, suchte er von jeher Erholung in der Geschichtsforschung, die er in einer für einen Laien selten vollendeten Weise getrieben hat. Seine Studien galten ausschließlich dem Vogtlande, dem sein Geschlecht seit alters her angehörte; nach dem Vogtlande zog er sich auch immer gern zurück, nachdem er seine 44jährige ruhmreiche soldatische Laufbahn vollendet hatte. Die Geschichte seiner Familie und ihren Zusammenhang mit anderen vogtländischen Geschlechtern hat der Verstorbene eingehend studiert und umfassende Materialsammlungen darüber hinterlassen; aber wenn diese Arbeiten auch vielleicht der Ausgangspunkt seiner geschichtlichen Forschungen gewesen sind, so hat er doch niemals etwas Zusammenhängendes darüber veröffentlicht, und dies ist bezeichnend für ihn. Denn ihm war, wie der Direktor der Dresdner Kgl. Bibliothek, Geh. Regierungsrat Dr. Hubert Ermisch in dem im XXIX. Bande (1908) des »Neuen Archivs für sächsische Geschichte und Altertumskunde« (Seite 2) erschienenen Nekrolog über ihn richtig bemerkt, im Gegensatz zu manchem anderen Genealogen die Familiengeschichte stets nur ein Mittel zum Zweck, nicht Selbstzweck. Als der 64jährige beim Scheiden aus dem Militärdienst (1898) beschloß, sich fortan ganz den Wissenschaften zu widmen, war er auf seinem Lieblingsgebiete, der Geschichtswissenschaft, kein Neuling mehr. Schon 1882, noch in der Blüte seiner militärischen Zeit,

hat er in seinen Mußestunden mit Lust und Liebe historischen Studien über die Geschichte seines geliebten Vogtlandes obgelegen, die er dann in den Jahren seines Ruhestandes mit überaus regem Eifer und unermüdlichem Fleiß fortgesetzt hat. Während seines Winteraufenthaltes in der sächsischen Residenz war der Verstorbene ein regelmäßiger Besucher des Kgl. Sächs. Hauptstaatsarchivs. Mit Beginn des Wonnemonds aber suchte er zur Fortsetzung seiner histor. Studien andere Archive, in denen er irgendwie Material zur Geschichte des Vogtlandes vermutete (z. B. Weimar, Schleiz, Bamberg, Eger etc.), auf, um dann das gewonnene Material in seinem in Leubnitz bei Mehltheuer im Vogtlande so herrlich gelegenen, reizvollen Landhause »Elsenlinde«, wo er alljährlich mit seiner Tochter Käthe — seine Gattin hatte er bereits am 14. März 1866 durch den Tod verloren — die Sommer- und Herbstmonate zubrachte, zu sichten und zu verarbeiten. Seine Tätigkeit konzentrierte er von vornherein auf die Geschichte des Vogtlandes von den ältesten geschichtlich erkennbaren Zeiten bis zur Erwerbung durch Kurfürst August von Sachsen im Jahre 1569, so daß er in dieser weissen Beschränkung den Meister zeigen konnte. Infolge seiner eingehenden archivalischen Studien ist der handschriftliche Nachlaß v. Raabs, welcher einem Wunsche des Verstorbenen gemäß dem Kgl. Sächs. Hauptstaatsarchiv in Dresden überwiesen wurde, sehr umfangreich; er zeugt von dem großen Fleiß und der Umsicht, mit der er jahrzehntelang gesammelt und gesichtet hat.

Groß ist die Zahl seiner wissenschaftlichen Veröffentlichungen, die zu meist in den »Mitteilungen des Altertumsvereins zu Plauen i. V.« erschienen sind (vergl. hierzu A. Neupert, Übersicht über erschienene Schriften und Aufsätze zur Geschichte, Landes- und Volkskunde des Vogtlandes. Beilageheft zur 19. Jahresschrift der Mitteilungen des Altertumsvereins zu Plauen i. V., Plauen i. V. 1908. R. Neupert jr. Seite 59—61). Zu den bedeutendsten, von der Fachpresse durchweg als wertvolle Bereicherung der landesgeschichtlichen Literatur willkommen geheißenen Arbeiten v. R.s zählen unstreitig folgende 6 mit Sorgfalt und Schärfe bearbeitete Abhandlungen und Quellenspublikationen: 1. Die von Kauffungen. Eine historisch-genealogische Studie. (70/71. Jahresbericht des vogtländischen altertumsforschenden Vereins zu Hohenleuben in Reuß j. L. 1901, Seite 1—75), — 2. Regesten zur Orts- und Familiengeschichte des Vogtlandes. Band I: 1350—1485, Band II: 1485—1563 (10. Jahresschrift [1893] des Altertumsvereins zu Plauen i. V. und Beilage zu der erst 1900 erschienenen 13. Jahresschrift [1898] genannten Vereins; Nachträge hierzu in der 14. Jahresschrift, 1901), — 3. Ein Beitrag zur Geschichte der Staatsforsten im Vogtlande bis Ende des 16. Jahrhunderts (12. Jahresschrift, 1896), — 4. Das Amt Plauen im Anfang des 16. Jahrhunderts und das Erbbuch vom Jahre 1506 (Beilage zur 15. Jahresschrift, 1902), — 5. Das Amt Pausa bis zur Erwerbung durch Kurfürst August von Sachsen im Jahre 1569 und das Erbbuch vom Jahre 1506 (Beilage zur 16. Jahresschrift, 1904), — 6. Schloß und Amt Vogtsberg bis Mitte des 16. Jahrhunderts und das Erbbuch vom Jahre 1542 (18. Jahresschrift, 1907). Was die vogtländische Geschichtsforschung heute an zuverlässigem Quellenmaterial über vogtländische Adelsfamilien und Orte besitzt, das verdankt sie dem Forscherfleiß des der historischen Wissenschaft allzufrüh Entrissenen. Nur wenige Gebiete des großen Deutschen Reiches besitzen für die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts so um-

fassende verfassungs- und verwaltungsgeschichtliche Quellennachweisungen wie die durch v. R.s unermüdliche Forschungen für das sächsische Vogtland erschlossenen Quellen der 3 Amtserbbücher von Plauen, Pausa und Vogtsberg und des zweibändigen Regestenwerkes. An die Veröffentlichung der 3 Amtserbbücher sollte sich die Herausgabe einer auf 2 Bände berechneten Geschichte des Vogtlandes unter Kurfürst August anschließen; leider überraschte den Rastlosen der Tod über dieser Arbeit, für die er den Stoff bereits vollständig gesammelt hatte.

Die großen wissenschaftlichen Verdienste v. R.s wurden allseitig mit lebhaftem Dank anerkannt und gewürdigt. Dies kam besonders bei der Feier seines 70. Geburtstages am 15. Juli 1904, den er im engsten Familienkreise zu Leubnitz verlebte, zum Ausdruck. Die philosophische Fakultät der sächsischen Landesuniversität Leipzig verlieh ihm zu seiner größten Freude ihre höchste akademische Auszeichnung, die Würde eines Ehrendoktors, der Rat der Stadt Plauen i. V. taufte eine der neuen Straßen jener Stadt »v. Raab-Straße« und die 4 landesgeschichtlichen Vereine zu Dresden (Kgl. Sächs. Altertumsverein), Plauen i. V., Hohenleuben und Schleiz widmeten dem »hochverdienten Forscher auf dem Gebiet der vogtländischen Geschichte« eine 124 Seiten starke Festschrift (Dresden 1904, Wilh. Baensch).

Der Vorstand des »Altertumsvereins von Plauen i. V.« veröffentlichte am 3. Januar 1908 gelegentlich des Heimanges v. R.s folgende Traueranzeige: »Am 1. Januar entschlief zu Dresden das hochverdiente Ehrenmitglied unseres Vereins, Seine Exzellenz der General der Infanterie, Ehrendoktor der Philosophie Herr Curt v. Raab, Ritter höchster Orden. In ihm verliert der Verein seinen hervorragendsten, treuesten Mitarbeiter, das Vogtland den bewährtesten Forscher auf dem Gebiet der heimatlichen Geschichte. Der unterzeichnete Vorstand zollt dem Verblichenen unauslöschlichen Dank, sein Name glänzt in den Annalen des Vereins in goldenen Lettern, sein Gedächtnis wird immerdar in hohen Ehren stehen.«

Vergl. außer den bereits zitierten zwei Arbeiten auch 19. Jahreshft der »Mitteilungen des Altertumsvereins zu Plauen i. V.«, 1908, Seite VI—XV; ferner Beilage zu Nr. 20 der »Neuen Preußischen [Kreuz-]Zeitung, Montag, d. 13. Januar 1908; »Illustrierte Zeitung«, 130. Band, Nr. 3367 Seite 54, Januar 9, 1908; »Über Land und Meer«, 1908, Nr. 19 Spalte 486.

Metz.

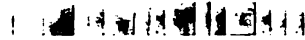
Dr. K. v. B r u n n g e n. v. K a u f f u n g e n.

Christensen, Jeremias, Bildhauer, * 26. März 1859 als Sohn eines Handwerkers zu Tingleff in Nord-Schleswig, † 15. Mai 1908 in Charlottenburg. — Chr. hatte das Glück, in dem Tingleffer Ortsgeistlichen, Pastor Johannsen, einen väterlichen Freund zu finden, der kein Opfer scheute, um seinem Zögling die Wege zur Künstlerschaft zu ebnen. Ende der 70er Jahre verschaffte er ihm Aufnahme in die von dem Maler Magnussen, dem Vater Harro Magnussens, in Schleswig begründete Holzschnitzschule. Hier wurde aus dem Schüler in kurzer Frist ein Meister der Schnitzkunst, wovon die schöne »Grablegung« in der Kapelle der Flensburger Diakonissenanstalt lebendiges Zeugnis ablegt. Zu seiner weiteren Ausbildung ging Chr. nach Kopenhagen. Auch hier überwand sein starkes Können und sein energisches Wollen bald alle Schwierigkeiten und Widerstände und führte ihn von Erfolg zu Erfolg. Die Akademie sprach

ihm verschiedene hohe Preise zu, und der dänische König verlieh ihm ein Reise-Stipendium von 3000 Kronen, das ihm den langersehten Aufenthalt in Italien ermöglichte. Als gereifter Künstler kehrte er nach Deutschland zurück und ließ sich in Berlin nieder, wo er in einem gegen die große Welt streng abgeschlossenen Leben rastlosen künstlerischen Schaffens den reichsten und edelsten Lohn für das Mühen und Ringen seiner Lehr- und Wanderjahre fand.

Von den Werken Chr.s sei in erster Linie erwähnt das durch seine vornehme Schlichtheit ansprechende Denkmal Herzog Friedrichs VIII., des Vaters der Deutschen Kaiserin, das am Eingang des Düsternbrooker Waldes eine der schönsten Zierden der Stadt Kiel bildet. Mit Recht viel gerühmt wird auch jene lebensgroße Marmorgruppe, die das Innere des Berliner Rathauses schmückt, Spreea dem zottigen Stadtbären eine Muschel mit Wasser darbietend, eine Arbeit, mit der Chr. seinerzeit unter 109 Bewerbern den ersten Preis davontrug. Voll feiner Empfindung ist ebenfalls »die Vertreibung des ersten Menschenpaares aus dem Paradiese«, eines der Lieblingswerke des Künstlers, das er aber leider nicht mehr vollenden konnte.

Als Mensch überaus einfach und bescheiden, ist Chr. als Künstler um so mehr zu bewundern, als körperliche Gebrechen, unter anderem ein verkümmelter rechter Arm, von Jugend auf der freien Entfaltung seiner Kräfte erhebliche Hemmungen bereiteten.



Vgl. Singer, Allgemeines Künstler-Lexikon. 3. Aufl. Nachträge, 1906, S. 55. — Kunstchronik, N. F., Jg. 19, 1908, Sp. 453. — Voss. Zeitung, Ab.-Ausg. v. 19. Mai 1908. — Tägliche Rundschau, Morg.-Ausg. v. 20. Mai 1908. — Itzehoer Nachrichten v. 2. Juli 1908 (Erinnerungen an Chr. von I[ngeborg] M[agnussen]). — Schleswiger Nachrichten v. 5. Juni 1908 (Eine persönliche Erinnerung an J. Chr. von Boy Jensen). — Die Heimat. Monatsschrift d. Vereins z. Pflege d. Natur- u. Landeskunde in Schleswig-Holstein, Jg. 19, 1909, Nr. 9 u. 10 (Doris Schnittger, J. Chr., mit Bildnis).

J o h a n n S a s s.

Ehteler, Josef, Bildhauer, * 5. Januar 1853 zu Legau bei Kempten, † 23. Dezember 1908 in Mainz. — Tat, wie beinahe jeder Allgäuer, in frühester Jugend als Gaishirte und Sennbub Alpendienste, versuchte mancherlei Handwerke, immer im Kampfe gegen viele Widerwärtigkeit, bis er durch beharrliche Ausdauer vom Steinklopfer und Steinmetz zum Besuch der Stuttgarter Kunstschule sich durcharbeitete; genoß nur kurze Zeit eine akademische Unterweisung bei Knabl u. Widmann in München, um dann auf eigene Faust den Sturm um die Kunst zu wagen. E. begann unter Verwendung einer eigenen Modelliererde mit nach Photographien angelegten Medaillons und Büsten, die er dann nach dem Leben zu vollenden trachtete, wozu es ihm gelang, meist berühmte oder fürstliche Persönlichkeiten zu Versuchsobjekten zu erhalten; auch Statuetten, religiöse Motive, Tierbilder und Gruppen glückten mehr oder minder im mannigfaltigen Wechsel. Trotz bitterer Erfahrungen verlor er niemals den Mut, das mangelnde Können durch stetes Studium hartnäckig und unverdrossen zu bessern trachtend. Aufmunternde Erfolge lohnten und reizten zu weiterem Streben und Wagen. Schon 1874 veranstaltete E. mit einer stattlichen Corona von Namen berühmter Schauspieler und Bühnenkünstler, Gelehrter und Fachgenossen, darunter selbst Kaulbach, Dr. v. Nußbaum, Gutsbesitzern, Reichsratsmitgliedern, Diplomaten, Würdenträgern und hohen Fürstlichkeiten

eine Exposition im Kunstverein, unter Beigabe von Tierkämpfen (Löwe mit einer sich ringelnden Schlange, Angorakatze und Täubchen) und antiken Stoffen (Kampf des Peirithous um Helena). Mit einer im Glaspalast abgewiesenen Gruppe veranstaltete E. eine von den günstigsten Folgen begleitete Atelier-Ausstellung. Da es trotz bereitwilliger Reklame an kritischer Einsprache und weiteren Dissidien und Mißhelligkeiten nicht fehlte, strafte er seine altbajuwarischen Zeitgenossen durch periodische Übersiedelung nach — Amerika, von wo er nach dreijähriger Abwesenheit zu neuen blitzschnellen Schöpfungen an die Isarstadt zu unverändert prosperierender Tätigkeit zurückkehrte. Er verfügte über eine große Dosis von der Rauheinigkeits eines Andrea del Castagno, und ganz abgesehen von der faszinierenden Genialität des Salvator Rosa oder Benvenuto Cellinis Effronterie doch dessen Ruhmredigkeit und Händelsucht. Die höchsten Kronenträger Europas kamen unbewußt unter seine modellierenden Hände; ihre überraschenden Büsten und Plaketten fanden ehrende Erwiderung, häufig erfolgten Aufträge zur Ausführung in Bronzeguß oder Marmor und Titel und Auszeichnungen in Fülle. Freilich machte die Heimat bei dem ersten Falle von dem bewilligenden oder ablehnenden Rechte des Placet Gebrauch, ohne daß daraus ein »casus belli« erwuchs; die Folge ergab stetige Wohlgeneigtheit. E. hatte ein schönes Haus erworben, konnte aber mit den »nachbarlichen Störenfrieden« sich wenig vertragen. Es gab Prozesse und Injurienklagen. An Mut und Wagnis fehlte es nicht: dreimal rettete er beherzt mit eigener Lebensgefahr junges Leben aus dem Wasser. Des lieben Friedens wegen verzog er nach Mainz, der Heimat seiner kurz vorher angetrauten Gattin, wo E. unerwartet die ewige Ruhe fand. Seinen ersten harten Lebensweg hatten die späteren Erfolge nicht in Ausgleich gebracht.

Vgl. H. A. Müllers Künstler-Lexikon. 1882, S. 153. Deutschlands Gelehrte, Künstler und Schriftsteller. Leipzig 1908, S. 103 mit Portr.

H y a c. H o l l a n d.

Heilmayer, Karl, Landschaftsmaler, * 5. März 1836 in München (Sohn des in demselben Jahre verstorbenen Hofschauspielers Emil H., welcher nebenbei mit anerkanntem Erfolg den Pinsel führte), † 18. Mai 1908 daselbst, besuchte kurze Zeit die Akademie, bildete sich unter dem Einfluß von Morgenstern, Knud Baade, B. Stange und W. Lichtenheld selbständig auf weiten Studienzügen durch Altbayern, Südtirol und Italien, in der Folge auch durch Frankreich, Belgien und die norddeutschen Küsten, trotz seines verkrümmten, durch eiserne Bandagen geschützten Fußes ein ausdauernder Wanderer. In sinniger Weise Landschaft, Marine und Architektur vereinend, übergieß er alle seine kleinen Bildchen mit feinduftigen Nebelstimmungen à la Iwan Aivasowsky. Er liebte den Zauber von schwülduftigen Mondscheinnächten mit Zypressengärten, Götterbildern und rauschenden Brunnen, ragenden Leuchttürmen — eine wahre Romantik von Eichendorfscher Pracht, staffiert mit Schleihändlern und Schwärzern, lautenspielenden Gondolieren, fröhlichen Fischern, fahrendem Volk und Maultiertreibern. Mit immer anziehenden Bildchen erwarb sich H. einen guten, geachteten Namen. Die Mondnacht in Florenz (1850), Morgen am Obersee bei Berchtesgaden, Partie aus Meran, glänzende Meerstille bei Genua, päpstliche Palastzimmer aus Avignon, Küstenszenen aus der Nor-

mandie, Sonnenuntergang in Venedig, abendliche Stimmungen am Lido, an der Riva dei Schiavoni, vom Markusplatz, Isola bella im Lago Maggiore — aber auch die Gosauschlucht mit dem Dachstein; wechselnd mit Tageszeiten in der Campagna, an der Via Appia, vom Monte Pincio, dazwischen das heimatliche Starnberg, Harlaching und Kaisergebirge. Sein Alter trübten böse Tage: ein gleichnamiger, vielversprechender Sohn starb 1905 vor dem Vater, welchen ein Schlaganfall mit dem Verlust des Augenlichtes bedrohte.

Vgl. Deutsches Kunstblatt. Berlin, 1851. II, 79 245, 372. 1853, IV, 160. 1854, V, 434. 1857, VIII, 403. Fr. von Bötticher, 1895, I, 482. H y a c. H o l l a n d.

Kotschenreiter, Hugo, Genremaler, * 6. Januar 1854 zu Hof, † 22. April 1908. — Der älteste Sohn einer zahlreichen Beamtenfamilie, nach dem Ermessen des Vaters zum Architekten bestimmt, kam auf die Nürnberger Kunstgewerbeschule, wo sein Zeichentalent sich bekundete und ihm ein kleines Stipendium erwarb, so daß K. sich nach München begab, um bei W. von Diez Schüler zu werden. Da jedoch die Schule schon überbesetzt war, trat der Lernbegierige bei A. von Wagner ein, um bei Direktor Piloty abzuschließen. Auch hier errang K. verschiedene Auszeichnungen und die freundliche Aufmerksamkeit seiner Lehrer; frühzeitig durch Illustrationen und kleinere Genrebilder auf Erwerb bedacht. Sein erstes, noch in der Akademiezeit vollendetes Bild »Zehentablieferung« glückte und bereitete neue Erfolge. In vielen Streifzügen durch das naheliegende Hochland, zu Polling, Seefeld, Miesbach und Bayerischzell sammelte K. unermüdlich neues Material, in Bauernschenken, Holzknecht- und Almenhütten die Originaltypen und unbezahlbaren Charakterköpfe aufsuchend und die schönsten Studien von Innenräumen alter Bauernhäuser und Austrag-Herbergen nebst einer erklecklichen Anzahl stimmungsvollster Landschaften, die er in seinen Bildern doch so wenig zur Geltung brachte, obwohl ihm solche Wanderungen und die Ausbeute der feinsten Naturreize den höchsten Genuß bereiteten. Eigentliche Landschaften bot K. überhaupt selten zum Verkauf, er schuf sie, wie ehemals Salvator Rosa, nur für sich selbst und gelegentliche Geschenke für liebe Freunde. Erst sein Nachlaß bewies, daß K. nicht nur scharfblickend den Volkscharakter erfaßte, sondern auch die unmittelbar dazu gehörige Gegend. Größere figurenreiche Bilder liebte er nicht besonders, wie etwa der durch unwillkommene Ankunft eines Neulings »entweihte Stammtisch«, »Die Kegelschieber«, der übrigens doch im Ausdruck des ungläubigen Erstaunens zu sehr outrierte »Taschenspieler«, das oftbehandelte »Jägerlatein« und die spöttische »Gemeinderatssitzung« bezeugen; näher lagen ihm Halbfiguren und Einzelköpfe, welche er aber geradezu »mit der Farbe zeichnete«. Die so subtil durchgebildeten Meisterwerke gingen vielbegehrt zu hohen Preisen in die weiteste Welt. Manches mahnt an die in prägnant dramatischer Kraft hinreißenden Mundart-Dichtungen Kobells und Stieler, wie der »Herr Förster«, der kaum linkskundige »Bürgermeister«, die vergnüglichen Raucher, stillen Trinker, Dorfmusikanten und Klarinettenisten, streunenden Handwerksburschen, politisierenden »Fiakerkutscher«, Polizeidiener — eine Perle: der dem Büttel den Vortritt in die Prison mit »Après vous!« anbietende eingelieferte Strolch (als Holzschnitt in Nr. 16 von Schorers Familienblatt, 1890, S. 248), »Braumeister-Frühstück«, der »Fischer-Lenz«, »Jäger-Franz«

und »Der wahre Bismarck« (Holzschnitt im Daheim-Kalender, 1882), ein Schreiber, der in des Kanzlers Taten seine eigenen Ideen erkennt; es gab übrigens zu allen Zeiten solche Genies und zwar in mehrfachen Kreisen der »Gesellschaft«. Wer zählt die Völker und die Namen! die immer wortspitzig nur das Nötigste sagen, aber kugelsicher einschlagend und festsitzend. Seine Kunst ging über das ursprüngliche Terrain nicht hinaus, wenn auch der Maler später nach Wien, Berlin, Düsseldorf und Freiburg ging, die Ausstellungen besuchend, wo seine kleinen Bilder einen Ehrenplatz behaupteten. K. hat viel Verwandtes mit dem in Farbe und Empfindung feineren, humoristischen Spitzweg, während K. lieber einen derberen Dorfgeschichtenton anschlägt. Spitzweg kann sehr liebenswürdig sein, K. bleibt immer hart und knuffig. Spitzweg verschenkte großmütig seine Bilder, K. betrieb die Kunst wie ein umsichtig praktischer Ökonom, hatte aber rechtzeitig eine offene Hand.

Vgl. Fr. v. Böttcher. 1895. I. 749. Singer VI. 171. Kunstvereinsbericht f. 1908 S. 18. K.s reicher Nachlaß füllte ein Kabinett in der Münchener Kunstausstellung 1908.

H y a c. H o l l a n d.

Kramer, Josef von, Bildhauer, * 26. Mai 1841 zu Augsburg, † 28. Mai 1908 in München; erhielt den ersten Unterricht durch den mit umsichtiger Sorgfalt als Lehrer an der Augsburger Industrieschule waltenden, die Anlagen seiner Kinder möglichst fördernden Vater, welcher seinem hoffnungsvollen Sohn nun die Wege an die unter August von Kreling florierende Nürnberger Kunstschule ebnete, der ihm den Gebrauch der Münchener Akademie empfahl. Hier mühte sich K. zwei Jahre bei Max Widnmann mit antiken Idealen, welche Bläser zu Berlin in neue Bahnen lenkte, während das frische Anregung bietende Studium von Schlüters Werken den komplizierten Entwicklungsgang abschloß. Erwünschte Gelegenheit zur praktischen Verwendung aller dieser Erfahrungen bot die Schnitzer-Schule zu Partenkirchen, deren rationelle Leitung K. für einige Jahre übernahm. Besonderes Aufsehen erregten vier als Türfüllungen gedachte Flachreliefs mit den prächtig humoristischen Darstellungen einer Münchener Bürgerfamilie in Rokoko-Stil: bei Tisch, ein köstlich charakterisiertes Sextett, einem Tänzchen und einer Gesangstunde mit vortrefflicher Individualisierung der Figuren und scharfer Wiedergabe des Zeitcharakters. Gleiche Vorzüge erwies ein für Gedon ausgeführter »Hubertushirsch«. So zeitigte die neue Ära von König Ludwig II. Bauten die längst aufgekeimte Neigung K.s zu der schwungvollen Üppigkeit des Barokstils, wofür der Künstler mit seinem Schwager Lorenz Gedon ein entschiedener Faktor wurde, zugleich neben der deutschen Renaissance den verpönten Zopfstil in Schwung bringend und sich dadurch belangreiche Aufträge zuziehend. Zur Erfüllung der kühnsten Wünsche bot der Mäcen Major und Kommerzienrat Heyl in Worms die Hand durch die Bestellung, ein Musik- und Gesellschaftszimmer zu dekorieren, sowie zur Komposition eines 24 Meter langen Jagdfrieses. Hier fand K.s mit pulsierender Kraft dichtende Phantasie einen gehörigen Tummelplatz. Welch ein Leben rollt in diesen Flachreliefs vorüber! Auf der internationalen Kunstausstellung zu München 1883 erregten die mit der goldenen Medaille prämierten geistsprühenden Skizzen, Entwürfe und Modelle die freudigste Teilnahme. Infolge davon erhielt K. den figuralen Plafondschmuck

und den Oberlichtfries im Treppenhaus des Gewerbemuseums zu Kaiserslautern. Die nächste R.s Namen weit hinaustragende Leistung bildete die Dekoration der kunsthistorischen Abteilung der Kreisausstellung zu Augsburg, darunter der Fries des Mittelpavillons mit seinen Girlanden, Kartuschen, Masken und den Medaillonportraits berühmter Augsburger und die Giebelfiguren desselben Traktes; dazu modellierte K. die Kolossalbüste des kühnen Stadtbaumeisters Elias Holl, ein meisterliches Werk lebensvoll individueller Charakteristik und virtuoser Technik. Dazwischen entstanden eine Menge kunstgewerbliche Konkurrenzzeichnungen und Modelle. So ein großer, von Harrach in Silber ausgeführter Tafelaufsatz für den Gasanstaltsdirektor Schilling, ein herrliches, gemeinsam mit Brochier durch allegorische Figuren (*Fiat Lux*) ausgestattetes Schiff (1884), eines der gediegensten Erzeugnisse dieses neuerdings so reich gepflegten Gebietes. Sein Werk war auch die ornamentale und figürliche Ausschmückung des glänzenden Rokokosaales im »Café Luitpold«, wobei die Najadenbrunnengruppe sowie die den Plafondsims tragenden Karyatiden als wahre Muster der sicheren Formvollendung gelten und ihren stichhaltigen Wert in allen Wandelungen des Geschmacks zu bewahren vermögen. In gleich exzellierender Technik entstanden zwei Salons für die Dampfschiffahrts-Gesellschaft des Norddeutschen Lloyd (ausgeführt von der Firma A. Bembe in Mainz). Weitere Erfolge brachten die Arbeiten in einem Bankgebäude zu St. Gallen und Nürnberg, in Hauberrissers neuem Rathausbau, im Deutschen Theater zu München und dem Nürnberger Gewerbemuseum. Den Höhepunkt seines Schaffens erreichte K. 1893, als ihm die Hansastadt Hamburg in heißumstrittener Konkurrenz den Sieg zuerkannte und die Ausführung eines Monumentalbrunnens mit sieben im rhythmischen Linienfluß spielenden lebensgroßen Figuren, sowie die Herstellung eines Prachtportals im Festsaal des neuen Rathauses zuerkannte. Es war, als ob seine Kraft mit den zunehmenden Jahren wachse. So entstand neben einer Menge zierlicher Kleinplastik die Statuette eines von der Meute umringten dahinsprengenden Reiter-Chasseur. Da setzte ein anfänglich zu wenig beachteter Sturz aus einem Trambahnwagen dem faszinierenden Schaffen ein jähes, tragisches Ende.

Vgl. Richard Paul im *Universum*, IV, 429. Lützow 1884, XIX, 24. Pecht, *Münchener Kunst* 1888, S. 313. A. Rosenberg, *Moderne Kunst*, 1894, III, 473. *Kunstvereinsbericht* f. 1908, S. 19.

H y a c. H o l l a n d.

Meermann, Arno, Landschaftsmaler, * 17. Mai 1829 zu Rehden (Westpreußen), † 2. Oktober 1908 in Nieder-Thalheim bei Landeck (Schlesien). — Machte sich 1853 im Münchener Kunstverein durch seine kleinen, Architektur und Landschaft in gleich anziehender Weise behandelnden Bilder bemerklich; keiner Schule zugeständig und glücklicher Autodidakt, folgte er Goethes goldener Regel, in die schöne Welt und das volle Menschenleben hineinzugreifen und in Wahrheit mit sicherem Strich und anmutender Farbenfrische wiederzugeben. So rundeten sich seine Stoffe zu kleinen Novellen, gleichviel, ob er das Thema einer »Bildhauerwerkstätte«, einem Regensburger Klosterhof (1855), einem Kreuzgang in Danzig (1856), der Landshuter Trausnitz (1857), einer Kirche in Meran (1857), Maulbronn (1858) oder einer schwäbischen »Dorfpartie« (1859) entnahm. Auf fortwährenden Streifzügen holte er sich neue

Stoffe, von Landsberg, Aschersleben, der Nürnberger Burg, Salzburg, von den Geländen der Salzach und des Starnberger Sees (Ammerland), Meran und dem südlichen Tirol mit dem reichen Schatz von Burgen und Schlössern. Köstliche Blätter radierte er auf Stein für verschiedene Verleger, auch in Farbendruck, mit seinem Freund und Schüler Ludwig Tackl aus Braunschweig (1823—99) und H. Bruch, namentlich die nach Ulrich Halbreiters Aufnahmen reproduzierten Illustrationen zu J. A. Meßmers Prachtwerk über »Das heilige Land« (München 1860). Auch edierte M. sein vom Petersturm aufgenommenes, dritthalb Meter langes »Alpenpanorama«, einen allegorischen Stich mit den Genien der »Poesie und Musik« in reicher architektonischer Umrahmung nach F. Wanderer, die perspektivischen Ansichten von Landshut nebst der Veste Trausnitz und das durch J. Victor von Scheffels und Anselm Feuerbachs »Einlagerung« besungene Castell Toblino usw. Dann übertrug M., anfänglich nur für den engeren Familienkreis, viele Zeichnungen und Holzschnitte Ludwig Richters auf Glas, die, durch Dr. P. Jonas sinnreich konstruierte Lampenbeleuchtung im vergrößerten Format, brillant in Farbe gesetzt, gleichsam als ein lebendiges Richter-Album einer zahlreichen Gesellschaft gleichzeitig unter exegetischer Begleitung von Prosa, Dichtung oder musikalischer Interpretation zum Genuß unanimerter vorgeführt wurden. Als bald dehnte der Künstler diese instruktiven Bestrebungen auf das geographische Gebiet aus, indem er einen historischen Überblick über die Genesis der deutschen Kolonien in Afrika mit den lebensgroßen Bildnissen der berühmtesten Entdecker und Reisenden, Max Buchner, Nachtigal, Emin Pascha, Peters und Wissmann, beispielsweise Gegenden aus dem Togo-Land, das Konterfei der Dualla-Neger, die Moschee Fachr-ed-Din in Maktischu, die Ansicht des Kilimandscharo, die Wami-Katarakte und der Kari-Wasserfall, welche alle mit prägnant wissenschaftlichen Erläuterungen vor Augen geführt wurden. Daran reihten sich kulturhistorische Schilderungen von Land und Leuten aus Australien: der sog. Tempel in der Humboldt-Bai, ein Wohnhaus auf Bisibili, der Wasserfall des Unamula auf Mioko, die Kraterinsel Apolima, Szenen aus Via Appia und der Lavasee auf Hawaii. Damit wechselten europäische Landschaften und Architekturstücke, brillante Ansichten aus Helgoland und den Faröern, eine römische Villa mit kristallklarem Springbrunnen, das Parthenon auf der Akropolis, ein Klosterhof nach Caspar Scheuren oder eine Kirchenruine mit Mondaufgang. — Unermüdlich malte und präparierte M. zahllose Platten mit haarscharfen Umrissen und effektvollem Kolorit. Plötzlich übersiedelte M. nach Landeck und kehrte zur früheren Kunstübung zurück, sandte auch ein paarmal kleine Bilderzyklen nach München. Ganz seinem künstlerischen Schaffen hingegeben, erlitt ihn, ohne Krankheit, vor der Staffelei ein schmerzloser Tod. Er war nach dem Zeugnisse des Ludwig Richter-Biographen Joh. Fr. Hoff ein »ächter Künstler und prächtiger Mensch«.

Vgl. Maillinger Bilder-Chronik von München 1867, III, 116. Fr. v. Bötticher 1908, II, 5. Joh. Fr. Hoff, Lehrjahre bei L. Richter 1903, S. 203.

H y a c. H o l l a n d.

Schlumprecht, Heinrich, Xylograph, * 4. Januar 1859 zu München, Sohn des städtischen Marktinspektors Anton Sch., † 17. Dezember 1908 ebendas. — Absolvierte die damalige Kreisgewerbeschule, wo er sich besonders im Zeichnen hervortat; trat, angeregt durch das Vorbild seines älteren Bruders Rupert

Sch. (* 24. März 1854, † 7. August 1904 in München. Vgl. Biogr. Jahrbuch für 1904, IX, 204), in das Atelier des Holzschneiders Professor Hans Wolf, übersiedelte 1877 nach Stuttgart zu Adolf Cloß, um in dessen Atelier an den großen Prachtwerken »Unser Vaterland«, »Hellas und Rom« und Schefels »Gaudeamus« mitzuwirken. Nachdem Sch. sich bei Kaeseberg & Oertel in Leipzig für die Technik des Tonholzschnitts und zu Berlin und Hamburg weitergebildet hatte, ließ er sich bleibend in München nieder, teilweise immer noch für die genannten Firmen tätig. Seit 1888 arbeitete Sch. für die weltbekannte xylographische Anstalt und den Kunstverlag von Braun & Schneider, insbesondere für die »Fliegenden Blätter«, wo er seine virtuose Technik im Tonschnitt nach Handzeichnungen von Hermann Vogel, Fr. Simm, Fritz Stahl, F. Wahle in der sozusagen handschriftlichen genialen Wiedergabe der oft nur flüchtig angedeuteten malerischen Stimmung, mit nachempfunder feinsten Wirkung, gleichsam in Radier-Manier nachdichtend, bekundete. Solche Musterleistungen in subtilen, von Händlern und Sammlern stets vielbegehrten, immer nur in wenigen Exemplaren veranstalteten Handdrucken erschienen seit 1897 zeitweise im Münchener Kunstverein, in den Ausstellungen des Glaspalastes und auf auswärtigen Expositionen (Goldene Medaille in St. Louis 1904), nach Originalzeichnungen und Skizzen von L. M. Marold, Hermann Vogel von Plauen, A. Conadam, René Reinicke, u. a. Arbeiten, welche von dem hohen Stande dieser graphischen Kunst ein rühmliches Zeugnis geben.

Vgl. 601 Neueste Nachrichten. 23. Dezember 1908.

H y a c. H o l l a n d.

Spring, Alfons, Genremaler, * 30. Mai 1842 in Libau (Kurland), † 14. Juli 1908 zu München. — Die Vorliebe und Sicherheit, womit der Knabe schon an Lateinschule und Gymnasium Stift und Farbe handhabte, veranlaßte den Vater (er war Stadtältester und Aldermann der Bötticherzunft in Libau), den Achtzehnjährigen zu Verwandten nach Petersburg auf Besuch eines Kunstinstituts zu senden, wo er bald als hoffnungsvollster Eleve der Akademie galt und durch Verleihung der großen goldenen Medaille frischen Mut faßte. Zwar verwirklichte sich nicht die Aussicht auf ein Reisestipendium (1862), doch gab ein wohlhabender Freund die Mittel für eine zweijährige Wanderung, welche ihn 1870 zu Wilhelm Diez nach München führte. Bald glückten seine leicht humoristisch angewetzten Bilder, darunter eine Szene aus dem »Zoologischen Museum«, »Kartenspieler« und ein behutsamer »Pfannenflicker«. Bei der Katastrophe des Künstlerkarnevals am 18. Februar 1881, wo mehrere Eskimo-Masken verbrannten, verletzte Sp. sich als rechtzeitiger Helfer zwar die Hände, glücklicherweise ohne weitere Folgen. — Nun kamen heitere Küchenbilder, harmlose Genrestücke aus dem Mönch- und Klosterleben, rauchende, ruhende, netzstrickende Fischer und Teerjacken, ein komplizierter »Fund in der Bibliothek«, »Tischgebet«, auch »Hammerschmiede«, »Auf der Kegelbahn« und »In der Rumpelkammer«, alles mit minutiös ausgeführten Details; eine »Dorfschenke«, Wildbrethändler, Gemeinderatssitzungen, der seine Enkelin mühsam die Anfangsgründe des Lesens lehrende »Großvater«, Interieurs aus dem Schleißheimer Schlosse; Forscherfreuden: Funde beim »Antiquar« und andere durch miniaturartige, delikate Durchbildung und koloristische Feinheit das

Interesse der Beschauer erwerbende Genre-Sächelchen. Im Juni 1906 verletzte sich der Künstler durch einen Fall aus der Tramway, wobei er einen Bruch der Kniescheibe erlitt, von dessen Folgen er sich nimmer erholte. Die Freude wurde ihm noch, daß die Berliner Nationalgalerie ein prachtvolles »Interieur« erwarb; die Nachricht vom Ankauf eines ähnlichen Werkes für die Neue Pinakothek in München erreichte ihn nimmer. Die Exposition der W. v. Diez-Schüler in Heinemanns Salon vereinte auch eine Auswahl von Sp.s in festen Händen befindlichen Werken. Ein stattlicher Teil nachgelassener Bilder, im Kunstverein ausgestellt, war an ein und demselben Tage vergriffen. Ebenso schnell verschwanden in einer Helbing-Auktion ein Halbhundert von Innenraumstudien: »In der Wiedergabe der feinsten Reize von Ton und Beleuchtung, in dem tiefen transparenten Email der Farbe, mit dem S. altersbraunes Holzwerk und anderes Detail malte, in der außerordentlichen stofflichen Schönheit dieser Tafeln war der Künstler, von welchem die Welt so wenig wußte, ein ganz hervorragender Meister.« Zum größten Teil entstammten die Motive dieser vielen Studien dem unerschöpflichen Malerlande Tirol: verräucherte alte Bauernstuben, Küchen und Ställe, holzgetäfelte, gotische Stuben aus alten Tirolerburgen, eine Klosterbibliothek, eine lichte spitzbogige Sakristei usw. — Alles mit ebensoviel Wahrheit als köstlichem Bildreiz wiedergegeben, mit dem Stempel seltener Gediegenheit. S. hätte daran für viele Jahrzehnte immer neuen Vorrat gehabt, solche Räume mit figürlichen Vorgängen zu staffieren und zu beseelen.

Vgl. Singer, 1901, IV, 322. Fr. v. Bötticher, 1901, II, 791. Nr. 456 Neueste Nachrichten 30. November 1908. Nr. 228 Münchener Ztg., 1. Oktober 1908. Kunstvereinsbericht f. 1908, S. 22.

H y a c. H o l l a n d.

Zumbusch, Julius, Bildhauer, * 16. Juli 1832 zu Herzebrook in Westfalen, † 6. April 1908 in Pasing-München, folgte 1850 seinem älteren Bruder Kaspar Z. nach München, welcher aus der Schule Halbig's schon den Weg gefunden hatte, auf welchem derselbe durch den Denkmal-Entwurf für König Max II. zu phänomenaler Überraschung als Sieger hervorging. Julius Z. assistierte seinem so schnell berühmten Lehrer und Meister in steter Treue, erwarb aber erst bei dessen Übersiedelung nach Wien, wo grandiose Erfolge seiner warteten, auf eigener Bahn mit kleinen, teilweise der religiösen Richtung angehörenden Reliefs und Statuetten, insbesondere aber mit gelungenen Portraitbüsten einen geachteten, selbständigen Namen, darunter das Grabmal für Hanno von Ramberg (1875), das Brustbild Senefelders auf dem von Peter Herwegen zu Ehren des Lithographie-Erfinders komponierten Denkstein (1877), die Charakterköpfe von Döllinger, Franz Löher, des Münchener-Geschichten-Dichters Franz Trautmann, des Philosophen Johannes Huber, Bibliothekar und Fallmerayer-Biographen G. M. Thomas, ferner W. von Giesebrecht (1884), des illustren Geschichtschreibers der deutschen Kaiserzeit, des Historikers Felix Stieve usw. Inzwischen gingen die anmutenden Statuetten eines »Aschenbrödel« und zu J. V. von Scheffels berühmten Oberrheinsanges das Figürchen der trompeteblasenden »Margarethe«, auch ein großes Grabdenkmal mit der Figur des auferstandenen Weltheiland für Freiburg im Breisgau und mehrere allegorische Gestalten auf dem neuen Justizpalast zu München. Z. hatte sich 1894 in

der neuen Villenkolonie des benachbarten Pasing ein reizendes Tuskulum erbaut, wo er neben der idyllischen Muße immer noch seiner edlen Kunst oblag. Ein Medaillon von Alois Börsch und ein Ölbild von Paul Theodor Rohr schildern den prägnanten Charakterkopf.

Münchener Kunstvereinsbericht f. 1908, S. 23.

H y a c. H o l l a n d.

Inama-Sternegg, Karl Theodor von, * zu Augsburg am 20. Januar 1843, † 28. November 1908 in Innsbruck. — I. entstammt einer südtirolischen alten Adelsfamilie, deren Mitglieder noch heute in Nonsberg in verschiedenen sozialen Stellungen leben. Er hielt viel auf diesen Familienzusammenhang, weniger aus persönlichen, mehr aus gesellschafts-geschichtlichen Gründen. Sein Vater war der damalige Assessor am Kreis- und Stadtgerichte in Augsburg, Johann Nep. v. Inama-Sternegg, die Mutter Emilie, Tochter des bayr. geh. Rates und Regierungsfinanzdirektors Michael v. Aschenbrier, starb wenige Monate nach der Geburt Karl Theodors (Oktober 1843), so daß in dessen Entwicklungsgang der mütterliche Einfluß keine Rolle zu spielen vermochte. Im Mai 1848 kam die Familie wegen Versetzung des Vaters als Assessor (später als 2. Staatsanwalt) an das Appellationsgericht nach Neuburg a. Donau. Dasselbst absolvierte der junge Karl Theodor die Werktagsschule und das Untergymnasium. Das Obergymnasium wurde in Amberg in der Oberpfalz abgelegt, wohin der Vater im Frühjahr 1856 versetzt worden war und wo er am 12. Mai 1868 als Oberstaatsanwalt starb. Im November 1860 bezog K. Th. I. sodann die Universität München, um sich philosophischen, historischen, juristischen und staatswissenschaftlichen Studien zu widmen. Die 1863 verfaßte Preisaufgabe »Darstellung der volkswirtschaftlichen Folgen des 30jährigen Krieges in Deutschland«, welche (wegen zu weiter Auffassung des Themas) zwar nicht preisgekrönt, wohl aber öffentlich belobt worden war, zeigt, wie schon damals die Wirtschaftsgeschichte den stärksten Einfluß auf den jungen emporstrebenden Geist ausübte. Am 20. Oktober 1864 wurde die theoretische Staatsprüfung erfolgreich abgelegt, und am 24. März 1865 erfolgte die Promotion zum Doktor der Staatswissenschaften. Vom November 1864 bis Mai 1867 praktizierte I.-St. am Landgerichte München r. d. Isar, am Stadtgerichte ebendort und am Bezirksamte in München l. d. Isar und bestand im Mai 1867 die Staatskonkursprüfung als Erster seines Jahrganges.

Nun erfolgt die Wendung Inamas zu wissenschaftlicher Betätigung, welche er schon frühzeitig vorbereitet hatte. Vom 3. Januar 1868 datiert die Kön. Genehmigung zur Habilitation als Privatdozent in der staatswirtschaftlichen Fakultät der Universität München. Die Probevorlesung behandelte: »Die volkswirtschaftliche Bedeutung der reinen Geistesarbeit«, und gar mancher seiner Hörer mag jünger gewesen sein als der 25jährige Dozent. Noch im Jahre der Habilitierung erfolgte I.-St. sBerufung als a. o. Professor der politischen Wissenschaften nach Innsbruck, woselbst er 1872 Ordinarius wurde. Im Besitze des Vertrauens seiner Kollegen trug er 1872/73 und 1874/75 die Dekanatskette und wurde von ihnen 1875/76 zum *Rector magnificus* gewählt. Während der Innsbrucker Zeit, an welcher Stadt er, ebenso wie am Lande Tirol zeitlebens mit Innigkeit hing, mehr als an seinem Vaterlande Bayern, vermählte sich I.-St., und zwar am 5. April 1869, mit Henriette Aigner von Aigenhofen, Tochter

des nachmaligen Oberfinanzrates Karl R. A. von A., mit welcher er in der denkbar glücklichsten Ehe lebte und in der Liebe zu den Kindern, 2 Söhnen und 3 Töchtern (Karl, Joh. Paul, Franziska, Klara und Angelika), wetteiferte. — Am 2. Februar 1880 fand die glückliche Tiroler Zeit ein Ende durch die Berufung I.-St.s zum Professor der politischen Ökonomie an die Universität Prag, wo er eine sehr kurze Zeit verblieb. Im Frühjahr 1881 erhielt I.-St. eine Berufung an die Universität Breslau, welcher er jedoch nicht Folge leistete. Es war unterdessen, insbesondere auf Veranlassung des Grafen Taaffe, der Inama von Innsbruck her kannte und schätzte, der Plan entstanden, I. an die Spitze der österr. amtlichen Statistik zu stellen, womit die Professorenlaufbahn, wenn auch allerdings nicht die Gelehrtentätigkeit I.s ihr Ende fand, um einer ausgedehnten sowie intensiven statistisch-administrativen, daneben einer akademischen und staatsmännischen Wirkungssphäre zu weichen. — Am 28. Mai 1881 erfolgte I.s Ernennung zum Direktor der administrativen Statistik und tit. Hofrat, 22. Februar 1884 zum wirklichen Hofrat und Präsidenten der statistischen Zentral-Kommission, als welcher er am 18. Juni 1890 zum tit. und später zum wirklichen Sektionschef, endlich am 27. September 1901 zum wirklichen geheimen Rate ernannt wurde. — Das Präsidium führte I. bis zum 10. November 1905, dem Momente seiner Versetzung in den dauernden Ruhestand. Er hatte die Absicht, denselben, erfüllt von Plänen geistigen Schaffens und der Freude des Familienlebens, in Innsbruck zu verbringen, doch waren ihm nur 3 kurze Jahre geschenkt; am 28. November 1908 ereilte ihn, nach nur 4tägiger Krankheit, der Tod, der allerdings schon in den letzten Jahren den rastlosen Mann, der seine Kräfte schonungslos ausgeschöpft hatte, zu mehreren Malen mit seinen dunklen Fittichen leicht berührt hatte. I. starb, von den Seinen umgeben, und liegt auf dem städtischen Friedhofe zu Innsbruck begraben.

Wenngleich I. seit 1881 der amtlichen Statistik angehörte, so fand doch auch seine akademische Tätigkeit während der Wiener Zeit ihre Festsetzung, indem er als Honorar-Professor an der Wiener Universität und 1884 bis 1896 als a. o. Professor an der orientalischen Akademie, ferner als Mitglied und später als Vize-Präses der staatswissenschaftlichen und rechtshist. Staatsprüfungs-Kom. und ferner an der Hochschule für Bodenkultur wirkte. Mehrere Universitäten und Fakultäten würdigten ihn des Ehrendoktorates, so jene zu Cambridge, die Rechtsfakultäten zu Wien, Krakau und Czernowitz und die Akademien der Wissenschaften zu Wien (korr. Mitglied 1877, ordentl. 1899), Berlin, Rom sowie die K. Deutsche Akademie der Naturforscher wählten ihn zum Mitgliede.

Die üblicherweise mit dem Präsidium der statistischen Zentral-Kommission in Berührung stehenden Verwaltungstätigkeiten schufen für I. weitere Anlässe zur Arbeit, so die Mitgliedschaft des Obersten Sanitätsrates, der Zentral-Kommission für die Revision des Grundsteuerkatasters, der Erwerbsteuer-Kontingent-Kommission und im Arbeitsbeiräte.

So wie es in der amtlichen Statistik üblich und bei der hervorragenden Persönlichkeit Inamas erklärlich, wählten die statistischen Stellen des Auslandes I. gern zu ihrem Ehren-, korrespondierenden und auswärtigen Mitglied, so die belgische Zentral-Kommission (1888), die statistischen Gesellschaften zu Paris, London, für die Schweiz, Griechenland, Nordamerika; das inter-

ationale statistische Institut, in dem I. mit großer Vorliebe weilte, wählte ihn 1899 zu seinem Präsidenten. Desgleichen gehörte I. einer Reihe von Vereinigungen, welche seiner Arbeitsrichtung verwandt waren, als Ehrenmitglied und in ähnlicher Eigenschaft an, so vornehmlich der Gesellschaft der österr. Volkswirte (Präs. 1891/1897), dem n. ö. Gewerbe-Verein, der österr.-ung. Kolonialgesellschaft, dem ung. Verein für öffentl. Gesundheitspflege, der geogr. Gesellschaft in Rio de Janeiro etc. Von ganz besonderem Belange für I.s Individualität war die Berufung in das Herrenhaus des österr. Reichsrates (1891), wo er zwar nicht parteipolitisch prononciert hervortrat, aber außerordentlich intensiv auf verschiedenen Gebieten arbeitete, so in Angelegenheiten der Wahlreform, Valutaregulierung, der Handelsverträge, in Banksachen, am Gewerbegesetze u. a. m.

Die Krone erkannte I.s bedeutendes Wirken in ebenso auszeichnender Weise an, wie eine Reihe auswärtiger Souveräne. I. war Inhaber der Eisernen Krone II. Kl., sowie des Großkreuzes des Franz-Josef-Ordens und besaß überdies hohe Ordensdekorationen von Italien, Preußen, Rußland, Frankreich und Japan.

Der äußeren Erscheinung nach in den Jahren seines Wiener Aufenthaltes, also in jener Zeit, in welcher er in der Erinnerung der meisten lebt, war I. eher klein, stämmig, freundlichen, wohlwollenden Gesichtes, mit lebhaften Augen, die mitunter recht klug über die Brillengläser zu blicken verstanden. Er gab sich gern einfach, studentisch und akademisch frei, liebte Heiterkeit, Scherz und fröhliche Zusammenkünfte. Wenn nötig, verstand er es sehr wohl — unbekümmert, ob es ihm selbst zum Schaden gereiche —, seine Bedeutung und Stellung nachdrücklich und unbekümmert ins rechte Licht zu setzen. Trat er leitend oder redend auf, rückte seine Persönlichkeit sofort in den Vordergrund und man erkannte den bedeutenden Geist. Er war ein Meister der Rede, sprach laut, klangvoll, mit Schwung und Poesie. Im innersten Wesen war er eine Gelehrtennatur, er fühlte sich wohl in seinem Studierzimmer, das in Wien, wo er mit seiner Familie im Schottenhofe 4 Treppen hoch wohnte, allerdings nicht groß war, bei statistischen Quellenwerken, Handschriften und Büchern. Dabei war er von seltener Intuition und Augenblicklichkeit der Erfassung, die ihn einerseits zu einem gewandten, nie verlegenen, zumeist glücklichen Debatter und Redner machte, ihn aber in wissenschaftlichen Dingen nicht selten verleitete, einem ersten Eindruck ohne viel Erwägen Raum zu geben, wobei I. hie und da auch daneben griff. Ein weiterer Zug seines Wesens war Universalität und Höhe des Gedankenfluges, mit Vorliebe für große Probleme. So verknüpfte er Statistik, Rechts-, politische und Wirtschaftsgeschichte, politische Ökonomie, Verwaltung, Geographie, Anthropologie überall zu einem geistigen Knoten und betrachtete jedes Problem aus der Universalität des Weltgefüges in Raum und Zeit. Allerdings behaupten Spezialkenner mancher seiner Betätigungsgebiete, daß dabei die Gründlichkeit nicht immer zum vollen Rechte kam, so insbesondere auch in seinem wichtigsten Forschungsgebiete, der deutschen Wirtschaftsgeschichte des Mittelalters. So wie ihm kein menschliches Interesse fern lag, hegte er besondere Vorliebe für Literatur und Kunst, insbesondere für Musik, die er gern selbst ausübte und deren Entwicklungsgang, auch die neuesten Schritte, er genau verfolgte. Wohl fehlte oft die Zeit zu alledem und er mußte späte Nachtstunden zu Hilfe nehmen, um auf diesem

weiten Gebiete, insbesondere dem wissenschaftlichen, im Laufenden zu bleiben. Daß dabei für die Familie, an welcher Inama mit schwärmerischer Liebe hing, nicht viel Zeit blieb, läßt sich aus dem Vorgesagten leicht ermessen. Und dennoch fand er immer noch Zeit, sich der humanitären Tätigkeit, insbesondere der Armenpflege selbsttätig zu widmen, insbes. als langjähriger Präsident des großen Wiener Vereins für Armenpflege und wer ihn in die Häuser entfernter Vorstädte wandern sah, um manchen wichtigeren Elendsfall selbst in Augenschein zu nehmen, hätte nicht gedacht, welchen Wert jede Viertelstunde der Zeit dieses Mannes hatte, der nicht zögerte, dem Mitgefühl für die darbende Menschheit Abendstunden zu opfern, für welche er spät in der Nacht Ersatz schaffen mußte, da er keinen Augenblick seines Lebens ungenützt vorübergehen lassen durfte. I.s Lebensbild wäre unvollständig, wollte man nicht des Tiroler Familienschlößchens und Gutes Lichtenwert bei Brixlegg Erwähnung tun, in welchem I. mit seiner Familie alljährlich einige Monate als erholungsbedürftiger, freier Mann, Landwirt und Jäger, aber auch als Freund und Helfer der Umgebung in Ausübung seiner Liebe zu Land, Wald und Natur verbrachte. — Alles in allem genommen und in jedem einzelnen war I. eine bedeutende Persönlichkeit, ein Mann, welcher durch mehr als zwei Dezennien im öffentlichen Leben Österreichs, speziell Wiens, eine bedeutungsvolle Stellung einnahm, und dessen Wertung im Hinblick auf die Statistik geradezu international war, ein vom Glück begünstigtes, hochemporgetragenes Schicksal, aber auch ein Mann, der bei aller Anpassungseignung nie seine Individualität aufgab, weil er eine frühzeitig und dauernd gefestigte, von seinem Werte und seiner Zukunft überzeugte Natur war, welche, sich aufzugeben und zu beugen, zu viel Stolz besaß. Er erstrebte das Höchste im Staatsleben, erreichte viel, aber gerade manches, was ihm besonders wertvoll schien, nicht, und schied, nur dem Andrängen der Ärzte folgend, viel früher als er wohl gedacht hatte, aus allen seinen vielen Tätigkeitsbereichen.

Die Grundlage alles Denkens I.s über Volkswirtschaft, Staatsleben überhaupt und Verwaltungslehre und Statistik im besonderen war die Einheitlichkeit der Wissenschaft vom sozialen Leben, ferner die besondere Wertung der historischen und statistischen Forschungsmethode mit einem merklichen soziologischen Einschlage. Die sozialen Phänomene haben eine innere Einheit und sind alle nur im Zusammenhange zu erfassen: sie sind gesellschaftlich bedingt, und darin liegt für I. die Einheit der Wissenschaft. Diesen Ausgangspunkt sozialen Denkens zeigen schon die ersten Schriften I.s und ebenso noch die letzten. Als Nationalökonom und Statistiker gehörte I. der historischen Forschungsrichtung an. Im Mittelpunkt seiner ökonomisch-gesellschaftlichen Arbeit steht die »Deutsche Wirtschaftsgeschichte des Mittelalters«, in 3, resp. 4 Bänden 1879, 1891, 1899 und 1901 erschienen, von denen der 1. Band von I.s Sohn und E. Schwind im Jahre 1909 aus dem Nachlasse neu ausgegeben worden ist. Diese Deutsche Wirtschaftsgeschichte — gleichzeitig Rechtsgeschichte, in der Arbeitsweise jener Meitzens ähnlich und W. H. Riehls Einfluß unterworfen, war I.s Element, sein Stolz und seine Freude, aber auch sein Schmerzenskind. In der stillen Gelehrtenzeit 1870—1880 schuf er den 1. Band und die Grundlagen sowie zahlreiche Vor- und Nebenarbeiten über Geschichtsquellen, Grundherrschaft, Bürgertum, Preise, Salinen, Geldverhältnisse etc. Für die übrigen Bände mußte er sich jedoch in Wien die Muße mühsam ab-

ringen. Das Urteil über dieses wirtschaftliche Hauptwerk seines Lebens ist noch nicht geklärt. Auf der einen Seite zwei gewaltige Vorzüge: I. schuf eine nach allen Seiten abgeschlossene Wirtschaftsgeschichte, nicht nur Bruchstücke, und er schöpfte direkt aus den Quellen. Dem gegenüber stehen Bedenken mancher Kritiker — mit denen I. die Fehde durchaus nicht scheute — ob der zweifelsohne gründlich geschulte, im Auffinden von Quellen glückliche, im Erkennen der Bedeutung historischer Fakta genial veranlagte Mann auch immer die letzte historische Gründlichkeit besaß. — Auch auf statistischem Gebiete gab I. seinen historischen Neigungen Raum und schrieb ganz ausgezeichnete Studien über histor.-statist. Quellen, Bevölkerung und Preise, Gang der Bevölkerung, Volkszahlen der Städte im Mittelalter etc. und stellte die Pflege der historischen Statistik geradezu als eine Aufgabe der statistischen Ämter hin. — Als theoretischer Nationalökonom bewegte sich I. mehr in konventionellen Bahnen; mit Vorliebe beteiligte er sich an Lilienkrone's Deutscher Biographie, soweit Nationalökonomien in Betracht kommen, und trat bei mancher Gelegenheit mit markanten Ausführungen hervor, so z. B. mit dem »Renten«-gedanken und mit Ideen über »Weltwirtschaft«. Viel mehr fühlte er sich von der Verwaltungslehre und einzelnen ihrer Probleme angezogen. In der Wissenschaft selbst fühlte er sich L. Stein kongenial und wagte er sich, 27 Jahre alt, an eine Verwaltungslehre in Umrissen, dieses seltsame Buch, welches heute auch in den Kreisen der Studentenschaft, für welche es geschrieben war, nicht mehr bekannt ist. Ungleich reicher und weit ausholend sind die Studien über die Entwicklung der Verwaltungslehre und ihres Rechtes, sowie über einzelne Probleme desselben. Mit besonderer Vorliebe behandelte I. Probleme der Bodenpolitik und der Handelspolitik, dann aber allgemeine gesellschaftskonstruktive Fragen; in letzter Hinsicht kehrt stets der Gedanke wieder, daß das 19. Jahrh. im wesentlichen nur einen »Abbruch« bedeute, dem die »soziale Rekonstruktion« zu folgen habe und daß diese in der Vergesellschaftung zu suchen sei.

I.'s Ansichten über die statistische Theorie sind nirgends systematisch vereinigt, wohl aber kehren sie in zahlreichen Monographien immer in derselben Form wieder. I. hatte — seinem entschiedenen, Zweifeln durchaus abholden Naturell gemäß — eine festgefügte Meinung über die Statistik, diese vielumstrittene Sphinx; sie ist ihm eine soziologische Lehre, und zwar eine selbstständige wissenschaftliche Disziplin, die Wissenschaft von den sozialen Massen. Sie hat die Aufgabe, diejenigen Zustände und Vorgänge des menschlichen Gemeinlebens klarzustellen, welche sich als Massenerscheinungen von bestimmter zähl- und meßbarer Größe darstellen. Sie ist ihm etwas schlechthin Einheitliches, Unteilbares und um diesen Gesichtspunkt durchzusetzen, führte I. Fehden mit dem Dorpater theologischen Moralstatistiker Alex. von Oettingen und sogar mit seinem Freunde, dem Münchener Georg von Mayr, welche beide, allerdings jeder in sehr verschiedener Weise, der Moralstatistik eine Selbstständigkeit vindizieren. Welche Bedeutung das »Massen«moment in der Statistik spiele, ist aus I.'s Schriften nicht klar zu entnehmen, es ist ihm eher von methodischer, als von objektiver Bedeutung. Statistische Theorie war für I. der mit der mathematischen Richtung nicht in Berührung trat, im Wesen die Methodenlehre, und diese lag auch seinem statistischen Seminare im Wesen zu Grunde. — Als Honorar-Professor der Universität hielt I. allwinterlich an den Donnerstag-Abenden in den Räumen der Statistischen Zentral-Kommission

statistische Seminarübungen ab, bei denen zumeist seine Jünger und die Beamten des Statistischen Zentralamtes assistierten und über welche die statistische Monatsschrift alljährlich berichtete. Es versammelten sich da zumeist 20—30 absolvierte Studierende und reifere Jünger der Wissenschaft, welche statistischen, ökonomischen und soziologischen Problemen Interesse entgegenbrachten. Die Arbeitsmethode blieb sich durch die ganzen Jahre gleich. Es wurde stets (schon für das nächste Wintersemester im vorherein) ein einheitliches Thema bezeichnet, welchem die Übungen gelten sollten; hierüber erfolgten einleitende Vorträge des Seminarleiters, sodann wurden die Teilprobleme konstituiert und den Anwesenden zugewiesen, die über diese mündlich zu referieren hatten. Auf Grund des Referates entwickelte sich die Diskussion, und auf Grund der von den einzelnen Referenten beigebrachten schriftlichen Ausführungen erfolgte die Veröffentlichung des Seminarberichtes durch die Assistenten. I. war von der Richtigkeit dieser Art des Seminarunterrichtes überzeugt und hielt daran fest, obgleich sich nicht verkennen läßt, daß manche Interessenten ihren Neigungen nicht folgen konnten, weil ihr Arbeitsgebiet gar nicht oder zurzeit nicht an die Reihe kam: der Lehrzweck wurde wohl voll erreicht, weniger der Lernzweck. Die größte Bedeutung erlangte das Seminar dadurch, daß in einer Zeit, in der solche empirische Übungen in Wien selten waren, eine Stätte geschaffen wurde, an der sich ein großer Kreis von Jüngern versammelte, welche die Statistik für ihr Leben wertzuschätzen lernten, welche Wertschätzung dann in allen jenen Berufen zur Geltung kam, denen sich diese Jünger später zuwendeten. Und es läßt sich nicht leugnen, daß die Statistik im öffentlichen Leben Österreichs in den letzten 2 Dezennien tatsächlich eine große Bedeutung erlangt hat.

Im Zusammenhang mit diesem Seminare, mit I.s Stellung als eindringlicher Lehrer und als Chef der Verwaltungs-Statistik und als liebenswürdiger und bedeutender Mensch, aber auch mit dem Umstande, daß von vielen jüngeren Gelehrten und Beamten der 80er und 90er Jahre der Drang nach statistischer oder nach empirischer Betätigung empfunden wurde, steht die Entstehung und Ausbreitung einer *S t a t i s t i s c h e n S c h u l e I n a m a*, welche sich aus jenen Statistikern und Nationalökonomen zusammensetzt, welche unter dem langjährigen persönlichen Einflusse I.s stehend, eine der seinigten verwandte Tätigkeit entfalten, gleichgültig, ob sie im eigentlichen formellen Sinne des Wortes seine Schüler waren; zu dieser Schule gehören: E. Mischler (Graz), I. von Roschmann-Herburg (Czernowitz), H. Rauchberg (Prag), H. Schullern v. Schrattenhofen (Wien, Hochschule für Bodenkultur), F. Schmid (Leipzig, früher Innsbruck), W. Schiff (Privatdoz., Wien). Diese Personen waren alle eine Zeit hindurch im Statistischen Amte beschäftigt, zumeist ehemalige Schüler aus der Innsbrucker und Prager Zeit I.s; einige haben selbst statistische Ämter organisiert, geleitet oder leiten sie noch (Mischler Steiermark, früher Bukowina, Roschmann Czernowitz, Schmid Bosnien-Herzegowina). Sie waren, in stetem Kontakte mit I. stehend, die Mitschöpfer des Neubaus der amtlichen und wissenschaftlichen Statistik Österreichs, I.s Assistenten und waren resp. sind mit I. selbst später die Lehrer der Statistik an allen österr.-deutschen Universitäten Österreichs geworden.

Mit I.s Ausscheiden aus Amt und Lehre sind allerdings auch für seine »Schule« minder günstige Zeiten angebrochen.

Das größte Lebenswerk I.s, welches er mit starker Hand zu so großer Bedeutung emporhob, daß es sich nach seinem Tode und selbst schon in seinen letzten Lebensjahren nicht auf derselben Höhe erhalten konnte, war das Gebäude der amtlichen Zentralstatistik, seine Leistung als Präsident der k. k. statistischen Zentral-Kommission. Der Zustand der amtlichen Statistik zur Zeit seines Amtsantrittes (1881) war geradezu trostlos, und die ganz wenigen wirklich bedeutenden Lehrer der Statistik jener Zeit fanden in ihr gar keine Stütze. Da griff I. gewaltig ein. Seine Devise und seine Erfolge waren: die Zentralisation der amtlichen Statistik in einer Hand, wenigstens ideell (allerdings durch die Loslösung der Arbeits- und Finanzstatistik durchbrochen), die Herbeiführung methodischer Verbesserungen auf allen Gebieten, die Belebung der Statistik der Städte und Landschaften, die Verbreitung eines voll ausgeführten statistischen Baues als Grundlage der Gesetzgebung und öffentlichen Verwaltung, die Erfüllung mit wissenschaftlichem Geiste und die Schaffung geeigneter Publikationen (insbesondere die »Österr. Statistik« als großes Quellenwerk und das »Statistische Handbuch« als kürzerer Jahresbericht, das »Österr. Städtebuch« und das »Jahrbuch der autonomen Landesverwaltung«). Fürwahr, ein gewaltiges Programm, welches im großen und ganzen wenigstens in den Umrissen und in einzelnen wichtigen Gebieten ausgeführt worden ist, dank der unermüdlichen Arbeit eines so bedeutenden Geistes, dank der hingebungsvollen Mitwirkung begeisterter Jünger, aber auch durch die Förderung und Anerkennung, welche der Zentralstatistik einige Zeit hindurch seitens der Regierung und in der Öffentlichkeit zuteil wurde. I. erscheint damit als einer der bedeutungsvollsten, schöpferischsten und organisatorisch reichsten Statistiker des 19. Jahrh., gleich Czoernig, Engel, Böckh, Bodio, Lavasseur u. a. Gewiß bleiben in dem gewaltigen Programme noch viele Gebiete unausgeführt, und es ist abzuwarten, welche Zukunft der amtlichen Zentralstatistik in Österreich beschieden ist.

Die souveräne Beherrschung der allgemein gefaßten Probleme, die Großzügigkeit seiner Auffassung und seine Vorliebe für Weltprobleme ließen I. an den Staatsgrenzen nicht haltmachen. Er betrat vielmehr alsbald das Gebiet der internationalen Statistik mit ebenso unbestrittenem Erfolge wie auf allen anderen. Er erlangte schnell einen dominierenden Einfluß in den hygienisch-demographischen Kongressen und in dem internationalen statistischen Institute. Das hohe Niveau, welches die internationale Statistik in den letzten 20 Jahren einhielt, so daß sie in äußerlicher Hinsicht an die glanzvollen Tage des alten, allerdings nicht immer inhaltlich vollwertigen Internationalen Kongresses erinnerte, ist zum großen Teil I.s, des langjährigen Präsidenten, Verdienst. Er gab der internationalen Statistik — an Stelle der früheren effektlosen »Programme« — die Richtung der ernsten unausgesetzten Mitwirkung aller wissenschaftlichen und amtlichen Statistiker der Welt an den methodischen Problemen der Statistik, und das *Bulletin de l'Institut International de Statistique* gibt hiervon beredtes Zeugnis ab. Allen Kongressen wohnte I. mit unermüdlicher Spannkraft bei, präsidierend, die Kommissionsverhandlung belebend und inspirierend; überall suchte und fand er großzügige Anknüpfung an die führenden Geister und ersten Männer aller Staaten, sich ihnen eben-

bürtig fühlend. Dieses Weltpräsidium der Statistik war neben der Herrenhauswürde und der höchsten menschlichen Würde jener des liebevollen Hausvaters I.s letzte Bürde und Freude.

Biographien: E. Mischler, K. Th. von Inama-Sternegg, Rede gehalten in der Gesellschaft der österr. Volkswirte in Wien am 19. Januar 1909; in Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reiche, XXXIII, 3. — Derselbe: K. Th. v. Inama-Sternegg, in der Österr. Rundschau, 18. Jahrgang, 1. Hft. (1909). — H. Rauchberg: K. Th. von Inama-Sternegg, Ztschr. f. Volksw., Sozialpol. und Verwaltung, XVIII, 1. — Handwörterbuch der Staatswissenschaften.

Bibliographie: Selbständige Schriften. Probevorlesung in München: Die volkswirtschaftliche Bedeutung der reinen Geistesarbeit, 1868. — Deutsche Wirtschaftsgeschichte, 3 Bände, Leipzig 1879—1901, I. Bd. 2. Aufl. 1909. — Über die Emanzipation der Frauen, Innsbr. 1869. — Die Tendenz der Großstaatenbildung in der Gegenwart, ebenda 1869. — Verwaltungslehre in Umrissen, ebenda 1870. — Untersuchungen über das Hofsystem im Mittelalter, ebenda 1872. — Idealismus und Realismus in der Nationalökonomie, ebenda 1873. — Die tirolischen Weißtömer, 3 Bde. (mit J. V. Zingerle), Wien 1875—1880. — Adam Smith etc., Innsbr. 1876. — Die Ausbildung des großen Grundbesitzes in Deutschland während der Karolingerzeit (Staats- u. soziale Forschungen), Leipzig 1878. — Die persönl. Verhältnisse der Wiener Armen, 2. Aufl. 1899. — Staatswissenschaftliche Abhandlungen, Leipzig 1903, 2. Reihe (unter dem Titel: Neue Probleme des modernen Kulturlebens), ebenda 1908, zumeist eine Sammlung der verstreut veröffentlichten Studien. — Übersicht über die in Zeitschr. u. Sammelwerken enthaltenen Arbeiten: Raumers h. Taschenb. Folgen des Krieges 1864; Entwicklung der deutschen Alpendörfer 1874. — Hist. V. für Oberbayern, Jahresber. 1865, Joh. G. Mayr. — Zeitschr. f. Staatswissensch., 1865: Der Akzisestreit deutscher Finanztheoretiker im 17.—18. Jahrh.; die Lehre vom Staatsgebiet 1869, 1870, 1872. — Cottas deutsche Vierteljahrsschrift, 1867: Inhalt und Grenzen des Staatslebens; Zur Landwirtschaftspolitik. — Wiener Welt-Ausstellung 1873, Beiträge zur Geschichte der Preise. — Zeitschr. f. deutsche Kulturgeschichte, 1875: Haus und Hof zur Zeit Walters v. d. Vogelw. — Akad. der Wissensch. Wien, phil.-hist. Kl. 1877: Quellen deutscher Wirtschafts-St.; 1886: Verfass. der deutschen Salinen im Mittelalter. — Jahrb. f. Nat. und Statistik, 1878: Wert und Preis in der ältesten d. Volksw.; 1880: Herrenschwand; Hornick. — Archivalische Zeitschr., 1878: Urbanien. — Deutsche Revue, 1883: Alte und neue Kolonisation; 1881: Die Anfänge des d. Bürgertums. — Statist. Monatsschrift, 1886: Die Quellen der histor. Bevölkerungsstatistik; die Quellen der hist. Preisstatistik; 1887: Die Wiener Getreidepreise im 18. Jahrh.; 1906: Städt. Volkszahlen im Mittelalter; 1888: F. X. v. Neumann-Spallart; 1889, Czoernig; ferner zahlreiche Abhandlungen aus den einzelnen Gebieten der Statistik, insbes. Österreichs in den Jahrgängen 1882—1899. — Mitt. der Wiener Anthropol. Gesellschaft, 1885: nat.-ök. Vorstellungen bei Naturvölkern; 1889, 1896, 1899: Flurverfass. und Ansiedelung. — Demogr. Kongr. IV. Die Entwicklung der Bevölkerung Europas seit 1000 Jahren; Generationsdauer u. G.-wechsel. — Pauls Grundriß der germ. Philol. 1889, 1898: «Wirtschaft». — Mitt. der Gesellschaft österr. Volkswirte, 1890: Sinken der Preise. — Wiener Zeitschr. f. Volksw., Sozialp. u. Verw., 1892: Anfänge deutschen Städtewesens; 1893: Referat über die Währungs-Reform; 1905: Sonntagsruhegesetz; Arbeitszeit im Bergbau; 1907: Neuere Schriften zur deutschen Wirtschaftsgeschichte. — Zeitschr. f. Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, 1893: Goldwährung in Deutschland im Mittelalter. — Berl. Bankarchiv, 1906: Österr. Bankstatistik. — Handw. d. Staatsw., Art. Bevölkgeschichte im Mittelalt. und bis zum Ende des 18. Jahrh.; Stände. — Intern. Stat. Institut, Bulletin, 1887: Histor. Statistik. — Festgabef. G. Hanssen, 1889: Sallandstudien. — Festgabef. f. Schmoller, 1908: Theorien d. Grundeigentums u. der Grundrente. — Ferner zahl-

reiche Biographien in der Allgem. deutschen Biographie. — Seit 1892 war I. Mitherausgeber der Wiener Zeitschr. f. Volksw. Sozialpol. und Verwaltung. — Von den Referaten und Berichten im österr. Herrenhaus sind namentlich jene über die mitteleurop. Handelsverträge, 1891, Valuta-Regulierung, 1892, und das allgem. Wahlrecht, 1906, zu erwähnen.

Ein weniger guter Stich I.s in der Manier der offiziellen Porträts, und zwar im Brustbild, befindet sich in den Amtszimmern der K. K. Statistischen Zentral-Kommission. — Eine höchst gelungene Medaille wurde ihm von seinen Freunden im Jahre 1906 überreicht. Dieselbe enthält auf der Vorderseite das Kopfbildnis I.s und die Umschrift *Viro illustrissimo Carolo Theodoro Inama de Sternegg — Strenuo rerum publicarum observatori exploratori descriptori anno MCMVI socii et amici D. D. D.* Die Rückseite zeigt eine weibliche Figur im antiken Gewande und Helm, in der linken Hand die Fackel, mit der rechten den Schleier von einer Sphinxgestalt lüftend. — Eine Ausführung in Lebensgröße, in rotem Marmor, ist im Sitzungssaal der K. K. Statistischen Zentral-Kommission angebracht

Graz.

E. Mischler.

Schwabe, Ludwig, ordentlicher Universitätsprofessor der klassischen Philologie und Archäologie, * 24. Juni 1835 in Gießen, † 20. Februar 1908 in Tübingen. — Sch.s fernere väterliche Vorfahren waren Pfarrer in Thüringen, sein Großvater kam als Professor der Medizin 1788 nach Gießen, wo dann sein Vater als Kantor und Musiklehrer eine angesehene Stellung einnahm. Seine Schulbildung bis zur Reifeprüfung empfing Sch. im Gießener Gymnasium (Ostern 1844 bis Ostern 1853), und den größten Teil seiner Studienjahre (Ostern 1853—54 und wieder 1855—57) brachte er in Gießen zu. Die nachhaltigsten wissenschaftlichen Einflüsse nahm er aber während seines zweiten akademischen Jahres (Ostern 1854—55) an der Universität Göttingen auf. Er hat hier klassische Philologie, Archäologie und auch die damals noch junge Wissenschaft der Sprachvergleichung unter K. Fr. Hermann, W. Schneidewin, L. Lange und Fr. Wieseler getrieben. Nachdem er im Frühjahr 1857 in Gießen die Staatsprüfung bestanden und zugleich mit seiner Prüfungsarbeit *De nomo Pythio* promoviert, darauf als Probekandidat am Gießener Gymnasium gedient hatte, übernahm er Anfang 1858 die Leitung einer Privatknabenschule. Am 20. August 1859 habilitierte er sich als Privatdozent an der heimischen Universität mit einer Schrift *De deminutivis Graecis et Latinis*, die, auf sprachvergleichender Grundlage beruhend, bis jetzt (1910) die einzige diesen Gegenstand als Ganzes behandelnde Arbeit ist. 1860 verheiratete er sich mit Minna Langermann, die ihm in einer außerordentlich glücklichen Ehe 2 Söhne und 2 Töchter geboren hat. Die Vorlesungen des Privatdozenten erstreckten sich von Anfang an auf beide alten Sprachen, ihre Grammatik und die Interpretation ihrer Literaturdenkmäler, mit stärkerer Betonung der Poesie. Bald fand er den ihm kongenialen Gegenstand, dessen Bearbeitung nun für längere Zeit den Mittelpunkt seiner wissenschaftlichen Studien gebildet und seinen Gelehrtenruhm begründet hat, in den Gedichten des Catullus. Feiner dichterischer Geschmack, solide Forschung, glückliche Divination und Gewandtheit des lateinischen Stils wirkten zusammen, um seine *Quaestiones Catullianae* (Gießen 1862), eine literarhistorische Vorarbeit zu seiner Catull-Ausgabe, zu einer der zugleich gediegensten und genußreichsten Leistungen der damaligen Philologie zu machen. Catull steht nun durchaus im Vordergrund seiner wissenschaftlichen Tätigkeit bis 1866, in welchem Jahre er mit seiner ersten Catull-Ausgabe einen gewissen Abschluß erreicht hat. Mittlerweile war Sch. 1863 außerordentlicher Professor in

Gießen und 1864 ordentlicher Professor der Beredsamkeit, altklassischen Philologie, Ästhetik und Geschichte der Kunst in Dorpat geworden. Ein wohl-gelungener Vortrag, den er über die Wiederauffindung und erste Verbreitung des Catull im Mittelalter auf der Meißener Philologenversammlung Herbst 1863 gehalten hatte, war der Berufung nach Dorpat förderlich gewesen. Seine lehrende und administrative Tätigkeit auf der deutsch-russischen Universität, wo er unter dem erleuchteten Kuratorium des Grafen Keyserling und in freundschaftlichem Verkehr mit deutschen Gelehrten wie Bergmann, Adolf Wagner, Leo Meyer u. a. glückliche Jahre verlebt hat, war eine außerordentlich vielseitige. Die Art, wie er sich allen diesen Aufgaben sowie den Anforderungen des geselligen Lebens an seinen Humor, seine Gewandtheit und Schlagfertigkeit gewachsen zeigte, hat ihm von seiten aller beteiligten Kreise freudige Anerkennung eingetragen. Zu den sprachwissenschaftlichen und erklärenden Vorlesungen auf griechischem und lateinischem Gebiete kamen noch solche über Enzyklopädie und Methodologie der Altertumswissenschaft, über römische Altertümer und Topographie und besonders über antike Kunst. Mehr und mehr verschiebt sich in Dorpat Sch.s wissenschaftliche Arbeit nach der Archäologie hin, für die er sich freilich einen wichtigsten Teil der Vorbildung, die Autopsie, erst nachträglich erwerben mußte. Von November 1868 bis September 1869 hat er seine große archäologische Reise gemacht, die ihn von Berlin über Italien nach London führte. Ergänzungen dazu bilden ein schon vorausgegangener kurzer Besuch in Paris (1867), ein späterer in Petersburg (Weihnachten 1871) und eine kurze Reise nach Griechenland (März bis April 1883). Diese Betonung der Archäologie neben der längst bewiesenen philologischen Tüchtigkeit ließen Sch. als den geeigneten Mann erscheinen für die philologisch-archäologische Professur in Tübingen, die durch die Berufung von Ad. Michaelis nach Straßburg 1873 erledigt war. Sch. nahm den Ruf um so lieber an, als die Dorpater Verhältnisse seit dem Rücktritt des Grafen Keyserling 1869 und dem Einsetzen der Russifizierungsversuche unliebsam zu werden begannen.

Der ganze Rest seines Wirkens gehört der Tübinger Universität. Langsam, wie es die bescheidenen Verhältnisse mit sich brachten, aber stetig arbeitete er hier an der Erweiterung und Verbesserung der Mittel für den archäologischen Unterricht; mit den Gipsen ist er zweimal umgezogen, bis er, wenige Tage vor seinem Tod, noch die Befriedigung erlebte, sie in würdigen Räumen geschmackvoll aufgestellt zu haben; die Münzsammlung verdankt ihm einen Katalog, und er hat sie auch für Vorlesungen über antike Numismatik ausgenützt. Immer mehr treten hier archäologische Vorlesungen in den Vordergrund, doch las er auch sein enzyklopädisches Kolleg weiter und interpretierte einzelne griechische und römische Autoren, meist Dichter, in Vorlesungen und Seminarübungen. Die Geschäftsleitung des philologischen Seminars, in die er nach Teuffels Tod 1878 eingetreten war, hat er erst 1902, die Mitwirkung am Unterricht in diesem Institut erst 1906 aufgegeben. Seine wissenschaftliche Produktion lag während des größten Teils seiner Tübinger Jahre meist in einer anderen Richtung als die lehrende Tätigkeit. 1876 widmete er der Tübinger Philologenversammlung, deren zweiter Präsident er war, die musterhaft pünktliche Schrift *de Musaeo Nonni imitatore*, die in vorzüglicher Weise die sprachliche und metrische Technik der spätesten griechischen Epikerschule illustriert, und nach Wilhelm Teuffels Tod übernahm er die Bearbeitung neuer Auflagen von dessen römischer Lite-

raturgeschichte. Er hat diesem unübertroffenen Nachschlagebuch in einer vierten (1882) und einer fünften (1890) Auflage seine Brauchbarkeit durch sorgfältigste Nacharbeit und Ergänzung nicht nur erhalten, sondern gesteigert. Zwischenhinein vollendete er (1886) eine zweite Auflage seiner Catull-Ausgabe. Als Mitarbeiter der neuen, von Wissowa redigierten Realenzyklopädie lieferte er einige größere Artikel zur römischen Literaturgeschichte (Apuleius, Tacitus und Quintilianus). In die spätere Zeit fallen aber auch noch zwei Arbeiten archäologischer Art in Tübinger Programmen, über die Geschichte der archäologischen Sammlung der Universität Tübingen (1891) und über die kaiserlichen Decennalien und die alexandrinischen Münzen (1896).

Sch. gehörte nicht zu den Bahnbrechern seiner Wissenschaft, aber er hat ihre Aufgabe von Anfang an in einem großen und universalen Sinn aufgefaßt und er ist ein echter Humanist gewesen, ein *orator* und *poeta* von bedeutendem Formgeschick im lateinischen wie im deutschen Stil, klar, elegant, heiter in allem, was er tat, sprach und schrieb, daher auch überall ein sehr geschätztes Mitglied der Gesellschaft, der er sich gern widmete und die er ohne Vordringlichkeit anmutig zu beleben wußte. Er besaß aber auch eine volle Gelehrtenbefähigung und machte an sich selbst, was Formulierung und Durcharbeitung der Probleme betrifft, hohe Anforderungen, denen das, was er hat drucken lassen, tatsächlich auch genügt; es sind verhältnismäßig wenige, aber ausgereifte Früchte. Im Lehrvortrag bemühte er sich, vielleicht etwas mehr als manchem seiner Hörer, zumal unter den etwas schwerblütigen und anspruchsvollen schwäbischen Studenten, erwünscht sein mochte, um gefällige Form. In den Interpretationen und Übungen zeigte und schulte er die echt philologische Kunst, im kleinsten Punkt die größte Kraft zu sammeln, und eben damit hat er, besonders in seiner Catull-Vorlesung, auf seine Schüler am meisten anregend gewirkt: zu wissenschaftlicher Weiterarbeit verstand er noch in seinen letzten Jahren auf dem Gebiet der Numismatik erfolgreich anzuleiten. Die maßvolle Feinheit seines Urteils, sein freier und weiter Blick, sein gediegenes Wissen, sein herzliches Wohlwollen und die schlichte Vornehmheit seines Charakters — alles das vermochte voll erst der gereifte Mann zu würdigen, dem näherer Verkehr mit ihm vergönnt war. Wem er sich ganz erschloß, der lernte in ihm eine Ehrfurcht und Liebe fordernde Verkörperung der edlen Eigenschaften kennen, die bei glücklicher Anlage aus der selbstlosen Vertiefung in die Kulturwelt des klassischen Altertums und der lebhaften Teilnahme an dem Geistesleben der Gegenwart erwachsen können und sollen.

Vgl. Theodor Klett im Jahresbericht über die Fortschritte der klassischen Altertumswissenschaft, begründet von C. Bursian, herausgegeben von W. Kroll, 37. Jahrgang 1909, Bd. 145 B, S. 51—64.

Tübingen.

W. S c h m i d.

Wolter, Plazidus, mit dem Taufnamen **Ernst**, 2. Erzabt der Beuroner Benediktiner-Kongregation, * 24. April 1828 in Bonn, † 13. September 1908 in Beuron, Hohenzollern. — Entstammte einer angesehenen Bürgerfamilie der rhein. Universitätsstadt. Der Vater, Lorenz W., verstand es, mit angeborenem pädagogischen Takt seine zahlreichen Söhne zu tüchtigen Männern zu erziehen. E. W. machte seine philosophischen, juristischen und theologischen Studien

in Bonn. 1851 in Köln zum Priester geweiht, war er zunächst in der Seelsorge und an den Lehranstalten in Viersen und Aachen (Domschule) tätig; trat 1855 in die Benediktinerabtei St. Paul in Rom ein. 1860 begleitete er und sein ältester Bruder Rudolf (Maurus) die Fürstin Katharina von Hohenzollern auf einer Reise in das hl. Land. Noch im selben Jahre verließen beide Brüder mit dem Auftrag und Segen Pius IX. Rom, um, einer Aufforderung der Fürstin folgend, in der Heimat ein Kloster ihres Ordens zu gründen. Nach einigen verfehlten Versuchen wurde 1863 in dem ehem. Augustinerkloster St. Martin in Beuron im Donautal (Hohenzollern) eine Niederlassung errichtet, welche das Mutterkloster für die Kongregation dieses Namens werden sollte. Der durch seine literar. Arbeiten (fünfbändiges Psalmenwerk, *Psallite sapienter, Praecipua ordinis monastici elementa*, Bruges 1880, Herder u. a.) bekannte Dr. Maurus W. war 1. Prior, später Abt und Erzabt von Beuron. Er war »der Mann der großen Ideen und weiten Entwürfe, ein Meister voll Lehrweisheit«. P. Plazidus »mehr auf das Kleine bedacht, sorgsam, wachsam, voll unermüdlichem Eifer, die rechte Hand seines Bruders, stark durch seinen Glauben, mit dem er alle Schwierigkeiten zu überwinden wußte«. Unter diesen beiden, sich in glücklicher Weise ergänzenden Männern mußte bald eine mächtige und weitverzweigte monastische Familie erwachsen. Die schwierigen und opfervollen Aufgaben, wie sie Neugründungen stellen, fielen Pl. W. zu. 1871 finden wir ihn in Arnstein bei Limburg. Nachdem diese Gründung aufgegeben, war er 1874 als 1. Prior in Maredsous in Belgien; 1876 in gleicher Stellung in Erdington in England; 1878 kehrte er als 1. Abt v. Maredsous nach Belgien zurück, leitete unter großen Schwierigkeiten den inneren und äußeren Ausbau der stattlichen, von den edelmütigen Brüdern Desclée gestifteten Abtei und gründete das angesehene Kolleg (*école abbatiale*) derselben. Dazwischen fielen geschäftliche Reisen nach Rom (Approbation der Beuroner Konstitutionen), England, Schottland usf., zahlreiche seelsorgliche Arbeiten in Seminarien und Klöstern und lebhafter Verkehr mit dem Mutterkloster. Dieses mußte, der kirchenpolitischen Maigesetze wegen, 1875 verlassen werden. Die Mönche fanden in Österreich Aufnahme, woselbst die Abteien von Emaus in Prag und Seckau in Steiermark gegründet wurden. 1887 kehrte Erzabt Maurus nach Beuron zurück. Nach dessen am 8. Juli 1890 erfolgten Tode wurde Abt Plazidus zu seinem Nachfolger in der Regierung von Kloster und Kongregation erwählt. Neue Unternehmungen drängten sich ihm ungesucht auf, da er, seiner Natur nach, die Stille des klösterlichen Regel-Lebens vorgezogen hätte. So 1892 die Neugründung der ehemaligen Abtei Maria-Laach. In dieser Angelegenheit hatte Erzabt Pl. Audienz bei Kaiser Wilhelm II., der ihm seither huldvolle Zuneigung schenkte, 1897 selbst Laach besuchte und den Erzabt mehrfach auszeichnete (1897 r. Adl.-O. II. Kl. m. Stern; gelegentlich der Jubiläen 1901 Kron.-O. I. Kl. m. d. Zahl 50, 1906 Bronzebüste Sr. Maj.); 1894 wurde er vom Hl. Stuhl veranlaßt, Mönche nach Brasilien zu schicken, um die dortigen Klöster des Ordens neuzubeleben, in demselben Jahre schlossen sich auch 2 portugies. Klöster der Kongregation an; 1899 gründete er das Kloster, später Abtei St. Joseph b. Coesfeld i. W.; 1899 ernannte er Äbte v. St. Thomas in Erdington und auf dem Mont César in Löwen (letzteres Gründung nach Maredsous); 1906 wurde eine Niederlassung b. Kempen (Rhein) gemacht und im selben Jahre das Heiligtum »Mariä Heimgang« auf dem Sion in Jerusalem

(auf dem v. S. M. dem Kaiser dem Verein für das hl. Land überlassenen Grundstück) übernommen. Obgleich seit 1893 leidend, doch stets tätig und um die klösterliche Ordnung und Observanz treu besorgt, präsierte der Erzabt den jedes 3. Jahr stattfindenden Generalkapiteln der Kongregation und visitierte sämtliche Klöster (7 Männer- und 3 Frauenabteien) bis wenige Wochen vor seinem im 81. Lebensjahr erfolgenden Tod. Unter ihm entwickelte sich die Kongregation, deren Klöster sich hauptsächlich mit Pflege des liturg. Gottesdienstes (Choral), seelsorglichen und wissenschaftlichen Arbeiten und Ausübung der bildenden Künste (Beuroner Kunstschule) beschäftigen, zu hoher Blüte.

Von Natur rasch, lebhaften Geistes, impulsiv und von starkem Willen, verklärte sich seine edle Persönlichkeit durch übernatürliche Glaubensauffassung und Selbstzucht zu harmonisch ausgeglichener Würde, liebenswürdiger Herzlichkeit und Güte, Milde und Weisheit.

Die Bedeutung und Größe W.s lag nicht auf den Gebieten des öffentlichen Lebens. Sein unermüdliches Wirken war ganz seinem Orden und dessen segensreicher Tätigkeit gewidmet.

P. Sebast. v. Oer, Erzabt Placidus Wolter, Freiburg, Herder 1909. — A. Schott, Leben und Wirken d. Erzabts Maurus Wolter, Stuttgart, Südd. Verl. 1891. — D. Ursmer Berlière, *Oraison funèbre p. D. Placide Wolter*, Tournay, Desclée 1908. Nachruf der Köln. Volksztg. Nr. 749 v. 14. Sept. 1908.

S. v. Oer.

Fell, Winand, *Dr. theol. et phil.*, Professor der alttestamentlichen Exegese an der westfälischen Wilhelmsuniversität, * zu Aachen am 13. Dezember 1837, † am 5. Juli 1908 zu Münster i. W. Er machte seine humanistischen Studien am Kaiser-Karl-Gymnasium zu Aachen, um sich dann von 1857—1860 in Münster und Bonn dem Studium der katholischen Theologie und der orientalischen Sprachen zu widmen. Am 7. September 1861 in Köln zum Priester geweiht, wurde er Kaplan an der Pfarrkirche St. Ursula zu Köln. Im Jahre 1869 erhielt er Urlaub zur Fortsetzung der orientalischen Studien und hörte bis 1871 zu Leipzig und Berlin die Vorlesungen von H. O. Fleischer, Krehl, Rödiger u. a. Im Sommer 1871 promovierte er in Leipzig zum *Dr. phil.* mit der Dissertation *Canones apostolorum Aethiopice*. Nach dem Abschluß seiner Studien übernahm er 1873 die Stelle eines Religions- und Oberlehrers am Marcellen-Gymnasium zu Köln und blieb in dieser Stellung bis zum Jahre 1886. Ostern 1886 trat er als Ordinarius für alttestamentliche Exegese in die theologische Fakultät der Akademie zu Münster ein, die ihn gleichzeitig mit dem Titel eines *Dr. theol.* ehrte. Seitdem wirkte er ununterbrochen an dieser im Jahre 1902 zu einer Universität erhobenen Lehranstalt. Im Jahre 1893/94 bekleidete er das Amt eines Rektors und öfters war er Dekan der theologischen Fakultät. Mit der Diözese Münster verband ihn das Amt eines Examinator prosynodalis, mit der philosophischen Fakultät sein Amt als Examinator des Hebräischen und der Religionslehre für die Studierenden der Philologie. Der Staat ehrte seine Verdienste durch mehrere Ordensauszeichnungen. Als Gelehrter wegen seiner theologischen und orientalistischen Kenntnisse hochangesehen, war er in seinen Vorlesungen und seinen theologischen Werken stets der Vertreter eines streng kirchlichen Standpunktes. Das katholische Volk ehrte an ihm seine tiefe Frömmigkeit. Seine zahlreichen Schüler rühmten seine stets gleichbleibende

Freundlichkeit, die allen mit Rat und Tat zur Seite stand. Ein Herzschlag machte am Sonntag, dem 5. Juli 1908, seinem Leben ein Ende. Im Jahre 1878 gab er heraus: *Indices ad Beidhawii commentarium in Coranum* (Leipzig, Verlag von F. C. Vogel), als Ergänzung zu dem von H. O. Fleischer schon 1846—1852 herausgegebenen Korankommentar des Beidhawî. In der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft (ZDMG) erschien 1881 im 35. Bde. S. 1—7 der Artikel: die Christenverfolgung in Südarabien und die himjarisch-äthiopischen Kriege nach abessinischer Überlieferung und 1900 im 54. Bde. S. 231—259 Südarabische Studien I. Zur Erklärung der sabäischen Gottesnamen. 1906 gab er sein Lehrbuch der allgemeinen Einleitung in das Alte Testament heraus (Paderborn, Schöningh, X u. 244 S. in 8°). Nach seinem Tode erschien der Artikel: Der Bibelkanon des Flavius Josephus (Bibl. Zeitschrift, 1909).

D. Bernhard Vandenhoff.

Loë, Walter Degenhard, Freiherr v., K. preuß. Generalfeldmarschall, * 9. September 1823 auf Schloß Allner im Siegbkreis, † 6. Juli 1908 zu Bonn. Einer dem westfälischen Uradel angehörigen Familie entstammend, besuchte L. die katholische Ritterakademie in Bedburg (Kreis Bergheim im Reg.-Bez. Köln), die er als vorzüglichster Abiturient verließ, studierte alsdann in Bonn, wo er dem Corps Borussia angehörte, und diente als Einjährig-Freiwilliger bei dem 5. Ulanen-Regiment in Düsseldorf. Beim Ausbruch der Erhebung in den Elbherzogtümern trat er als Sekondleutnant in das 2. Dragoner-Regiment der schleswig-holsteinischen Armee und nahm als solcher an dem Feldzug teil. Am 16. Januar 1849 trat er sodann als Leutnant im 3. Husaren-Regiment in die preußische Armee ein und machte den badischen Feldzug mit; seine Laufbahn als hochbegabter Reiteroffizier nahm ihre entscheidende Wendung, als er im Jahre 1857 zuerst zum Adjutanten des Generalgouvernements der Rheinprovinz und Westfalens, das Jahr darauf sodann zum persönlichen Adjutanten des Generalgouverneurs, nämlich des Prinzen von Preußen, ernannt wurde. Er blieb in der persönlichen Umgebung des Prinzen, seit dessen Thronbesteigung als Flügeladjutant. Nachdem er 1862 den Prinzen Albrecht von Preußen auf einer Reise in den Kaukasus begleitet hatte, wurde er 1863 zur Botschaft in Paris kommandiert und nahm in dieser Stellung 1864 unter General Rose an dem Feldzug in Algerien teil. Seine eingehenden Berichte erwiesen sich späterhin als eine durchaus zutreffende Beurteilung des französischen Heerwesens. Während des Krieges von 1866 in das Königliche Hauptquartier berufen, bewährte er sich in der Schlacht bei Königgrätz als sicherer Taktiker. Im deutsch-französischen Kriege kommandierte er das 7. Husarenregiment, das namentlich auf den Kampfplätzen des Nordens sich zu bewähren hatte, und erwarb sich das Eiserne Kreuz erster Klasse. Nach dem Krieg kommandierte er die 21. und die 3. Kavallerie-Brigade, sodann die 5. Division, inzwischen zum Generalleutnant, General à la suite und Generaladjutanten aufsteigend, von 1884—1895 sodann als General (seit 1893 als Generaloberst) der Kavallerie das VIII. (rheinische) Armeekorps. Am 16. Januar 1895 wurde er zum Gouverneur von Berlin und Oberbefehlshaber in den Marken ernannt. Am 28. April 1897 trat er in den Ruhestand und siedelte nach Bonn über, aber weder sein Avancement noch seine Be-

tätigung im öffentlichen Leben fanden damit ihr Ende. Die Verleihung des Schwarzen Adlerordens und die Berufung zum lebenslänglichen Mitglied des preuß. Herrenhauses und die am 1. Januar 1905 erfolgte Beförderung zum Generalfeldmarschall waren deutliche Zeichen der hohen Gunst und des außerordentlichen Vertrauens, das Kaiser Wilhelm II. dem Mitarbeiter und begeisterten Verehrer seines Großvaters zollte. Einen besonderen Ausdruck fand dieses Vertrauen in der Verwendung L.s zu verschiedenen diplomatischen Missionen im Ausland, insbesondere zu solchen, zu denen seine treu katholische, aber nicht ultramontane Gesinnung verbunden mit seiner unbedingten Anhänglichkeit an Kaiser und Reich ihn geeignet erscheinen ließ. Ein Memoirenwerk: *Erinnerungen aus meinem Berufsleben* (Stuttgart 1906, Deutsche Verlags-Anstalt) umfaßt leider nur den Zeitraum bis 1867, enthält aber auch so eine Fülle interessanten Stoffes und erlaubt manchen Einblick in die lebendige Persönlichkeit des Verfassers. Aus der am 24. Mai 1859 geschlossenen Ehe Loës mit Franziska geb. Gräfin von Hatzfeldt-Trachenberg verwitweten v. Nimptsch ist eine Tochter hervorgegangen.

Dr. Hermann Diez.

Mönckeberg, Johann Georg, *† U. Dr.*, hamburgischer Senator und Bürgermeister, * zu Hamburg 22. August 1839, † ebendasselbst 27. März 1908. M. entstammt einer im 17. und 18. Jahrhundert in Münster am Deister (Kreis Springe, Rbz. Hannover) ansässigen Familie, von der nach der Mitte des 18. Jahrhunderts zwei Brüder, Johann Jürgen (Georg) und Ernst Friedrich, an der Elbe einwanderten, ersterer in Altona, letzterer in Hamburg. Schon der den Namen des Oheims tragende zweite Sohn Ernst Friedrichs stieg in der neuen Heimat zu hoher Würde und ansehnlichem Wohlstand auf. Hervorragender Advokat und Protokollist der Kommerz-Deputation, wurde der »Lizentiat« beider Rechte Johann Georg Mönckeberg 1826 zum Senator gewählt, und als er am 30. April 1842, einige Tage vor dem Ausbruch des großen Brandes, starb, trauerte Hamburg um ihn als einen im Senat schwer zu ersetzenden, durch Verfassungskunde, Klugheit, Humanität, Rechtschaffenheit und Charakterfestigkeit ausgezeichneten Mann. Es scheint, als ob die Persönlichkeit des Großvaters in den wichtigsten und wertvollsten Seiten ihres Wesens in dem gleichnamigen Enkel wieder aufgelebt wäre.

Von den sechs Söhnen des Lizentiaten und Senators hat nur ein einziger, der fünfte, die Familie fortgepflanzt.: Carl Mönckeberg, geb. am 3. März 1807, seit 1837 Pastor zu St. Nicolai, einer der ersten Hamburger Geistlichen, die sich von dem bis dahin herrschenden Rationalismus abwandten, im Jahre 1877 namentlich wegen seiner Verdienste um die Revision der Lutherbibel von der Leipziger Fakultät zum Doktor der Theologie promoviert, vermählt mit Johanna Louise Schröder, Tochter des Oberalten Anthon Diederich Sch. Dieser Ehe entsproßte der nachmalige Bürgermeister als ältester Sohn. J. G. M. besuchte das Hamburger Johanneum und im Anschluß daran das sog. Akademische Gymnasium, studierte in Heidelberg und Göttingen Rechtswissenschaft, promovierte 1862 als *Doktor utriusque juris* und ließ sich dann als Advokat in seiner Vaterstadt nieder, um bald darauf als Syndikus und Aufsichtsratsmitglied in die Verwaltung der Berlin-Hamburger Eisenbahngesellschaft einzutreten. Seine ehrenamtliche Tätigkeit im Dienste der Vaterstadt

beginnt er als Armenpfleger und Leutnant des Bürgermilitärs; 1872 wurde er in die Bürgerschaft und als Schriftführer alsbald auch in deren Vorstand gewählt, in das Armenkollegium und als dessen Vertreter in das Medizinalkollegium, 1873 in das Waisenhauskollegium berufen. Wenige Jahre später, am 3. Juli 1876, wurde er an Stelle des in den Ruhestand tretenden Bürgermeisters Dr. Haller in den Senat gewählt. Entsprechend der Organisation der hamburgischen Staatsverwaltung hat M. sich im Laufe der Jahrzehnte auf den verschiedensten Gebieten betätigt und bewährt, so insbesondere auch als Mitglied der Oberschulbehörde und des Kirchenrats, als Landherr und als Mitglied der Kommission für den höheren Verwaltungsdienst. Das Feld seiner eigentlichen Tätigkeit fand er in der Finanzdeputation, der er von 1877—1880 als Mitglied, von 1885 bis zu seinem Tode als Präses angehörte.

M. ist somit 23 Jahre lang Finanzminister der freien und Hansestadt gewesen, und zwar zu einer Zeit, in der das alte Hamburg zur modernen Weltstadt und zum Riesenemporium des Deutschen Reiches sich entwickeln sollte. In seinem Nachrufe für den verewigten Amtsgenossen hat Bürgermeister Dr. Burchard am 13. April 1908 hervorgehoben, daß M. in Sachen der allgemeinen Staatsverwaltung niemals Enthusiast, vielmehr ein Mann kühler, sachlicher Überlegung gewesen sei, der seinen erheblichen Einfluß auf die Gestaltung des Jahresbudgets der Behörden und damit des Staatshaushalts im Sinne einer gewissen Vorsicht mit Bezug auf die Inangriffnahme kostspieliger Kulturaufgaben geübt habe, sobald diese nicht die nächstliegenden Interessen des Stadtstaates berührten. Dieselbe Vorsicht beobachtete er regelmäßig bei der Etatsaufstellung als solcher, so daß die Voranschläge meist mit erheblichen Fehlbeträgen abschlossen, während das Finanzjahr selbst ganz stattliche Überschüsse ergab. Dieses System gab wohl auch zur Kritik Anlaß; die günstigen Jahresabschlüsse, die auf solche Weise zustande kamen, hatten aber jedenfalls die wertvolle psychologische Wirkung, daß das hamburgische Bürgertum von freudigem Vertrauen auf die finanzielle Solidität und Leistungsfähigkeit des Gemeinwesens erfüllt wurde, das die großzügige Lösung der gestellten Aufgaben wesentlich erleichterte. Diese Aufgaben waren, nachdem das großartige Werk des Zollanschlusses mit seinen gewaltigen Bauten und Delogierungen vollendet war, insbesondere die durchgreifende Sanierung der Stadt, deren Notwendigkeit durch die Cholera-Epidemie des Jahres 1892 zum Schluß noch einmal so furchtbar beleuchtet worden war, sodann die Festlegung und Durchführung der Bebauungspläne und die Lösung des schwierigen Verkehrsproblems durch die Wahl und Ausführung eines umfassenden Stadt- und Vorortsbahnprojekts. Dazu kam die niemals ruhende Erweiterung der Hafenanlagen und die schwierige Arbeit der Erhaltung und Vertiefung des Elbfahrwassers. Auf allen diesen Gebieten hat M. Großes geleistet und sich bleibende Verdienste um Hamburgs Größe und Wohlfahrt erworben. Eine Tätigkeit, die ihm schon nach den Traditionen seines Elternhauses sehr am Herzen lag, war auch die der kirchlichen Verwaltung, die in Hamburg bei begrifflich und rechtlich reiner Scheidung von Kirche und Staat durch Personalunion mit der Staatsverwaltung verbunden ist, und der er als Präses des Kirchenrats und der Synode seine Kraft gewidmet hat.

Für das Bürgermeisteramt, das in Hamburg von drei Senatsmitgliedern und in der Regel, aber durchaus nicht immer und nicht notwendigerweise,

von den drei amtsältesten Juristen des Senats in der Weise verwaltet zu werden pflegt, daß der Gewählte im ersten Jahre als zweiter, im zweiten Jahre als erster Bürgermeister funktioniert, während er im dritten Jahre pausiert, um dann von neuem in den Turnus einzutreten, wurde M. zum ersten Male für das Jahr 1889 gewählt; er bekleidete somit in seinem Todesjahre zum achten Male das höchste Amt, das seine Vaterstadt zu vergeben hat, das eines Präsidenten des Senats und ersten Bürgermeisters. Diese Stellung verlangt abgesehen von den Anforderungen des Vorsitzes als solchen insbesondere auch repräsentative Eigenschaften, und auch sie hat M. in ungewöhnlichem Maße besessen. Kaiser Wilhelm soll von ihm gesagt haben, er sei der beste Redner, den es in Deutschland gebe, und tatsächlich sprach er trotz sorgfältigster Vorbereitung anscheinend vollständig frei, aus der Gedanken- und Stimmungswelt des Augenblicks schöpfend, in vollster Harmonie von Inhalt und sprachlicher Form, geistvoll und schlicht. So namentlich auch bei dem jährlichen Festmahl des Norddeutschen Regattaver eins auf der Unterelbe, zu dem ihn nicht einmal eine besondere Neigung zog, weil er z. B. schon die Klub-Uniform nicht liebte. Aber er wußte, was die Sympathie des Kaisers für die See, das Hanseaten-tum und den Wassersport bedeutete, die namentlich auch bei diesen Anlässen zum Ausdruck kam. Und er war wie seiner Vaterstadt so auch dem in heißen, schweren Kämpfen glorreich geschaffenen Deutschen Reich und seinem Oberhaupt in aufrichtiger Begeisterung zugetan und verbunden. Bürgermeister Burchard hat auch diese bestimmenden Züge seiner Gesamtpersönlichkeit, die in einer ungewöhnlich hohen, stattlichen Erscheinung und namentlich auch in einem ungemein anziehenden, seelenvollen Augenpaar einen charakteristischen Ausdruck fand, in dem schon erwähnten Nachruf klassisch nachgezeichnet:

»Bürgermeister Mönckeberg war eine charaktervolle, vorurteilslose, innerlich freie Persönlichkeit, von seltener und überaus vielseitiger Begabung, und von einer Leichtigkeit und anscheinenden Mühelosigkeit der Produktion, wie sie auch Hochbegabten nur ausnahmsweise beschieden ist. Zugleich ein Redner, der die Hörer zu bezwingen und zu fesseln wußte durch die Anmut und überzeugende Kraft seines Vortrags: mochte er in begeisterten Worten von Kaiser und Reich den nationalen Gedanken feiern oder bei der Einführung eines neu-gewählten Senatsmitgliedes in geistvollen Ausführungen den ihm eigenen Gedankenreichtum kundgeben, mochte er eine Ausstellung eröffnen oder war es eine wissenschaftliche Vereinigung, der seine Begrüßung galt, oder die Vertretung des Budgets oder einer sonstigen Vorlage in der Bürgerschaft: wo immer er öffentlich auftrat, war was er bot ein Kunstwerk, geschaffen von einer die Kunst der Rede in souveräner Weise beherrschenden, in sich geschlossenen und ihrer selbst sicheren Persönlichkeit.«

M. war im Grunde seines Wesens ein konservativer Mann; die bestehende Ordnung in Staat, Gesellschaft, Kirche u. s. w. war ihm ein unendlich wertvoller Kulturbesitz und ein Fortschritt nur auf dem Wege organischen Weiterbaues in harmonischem Zusammenhang mit dem geistigen Leben der Vergangenheit möglich. Der Gedanke, daß an Stelle dieser Ordnung ein Chaos treten könnte und sollte, in dem alles verloren ginge, was die Menschheit seit Jahrhunderten geschaffen, war ihm unerträglich, und Bestrebungen, die einen Neubau auf dieser Grundlage bezweckten, erschienen ihm als Torheit und

Frevel. Er beklagte, daß eine aufrichtige und wirksame soziale Reformpolitik so außerordentlich erschwert werde durch die Sozialdemokratie, die sich zu Unrecht Arbeiterpartei nenne, weil sie lediglich mit Hilfe der Arbeiter die politische Macht erringen wolle, um so ihre religions-, gesellschafts- und ordnungsfeindlichen Absichten zu verwirklichen. Der Kampf gegen diese Partei des Umsturzes erschien ihm als heilige Pflicht und wenn er Mittel wie das sog. Umsturzgesetz als wenig glücklich und wirksam erkannte, so hielt er es doch für ungerechtfertigt, derartige Versuche als Bedrohung der Gedankenfreiheit zu brandmarken. Die Forderung einer Rückwärtsrevidierung des Reichstagswahlrechts, die ein ihm persönlich nahestehender Politiker einmal in öffentlicher Rede vertrat, lehnte er aus praktischen Erwägungen ab, weil der Versuch doch aussichtslos sei und lediglich ein wertvolles Agitationsmittel für den Gegner bilde, und so wurde auch von glaubhafter Seite versichert, daß er die im Jahre 1906 beschlossene Änderung des Hamburger Bürgerschaftswahlrechts nicht gebilligt habe, wenn er sich auch der Mehrheit fügte.

Es war ein Beweis für die ganz ungewöhnliche Arbeitskraft Mönckebergs, daß er neben der gewaltigen Last seiner amtlichen Arbeit noch eine Fülle freiwillig übernommener Verpflichtungen trug. So war er namentlich der Geographischen Gesellschaft in Hamburg jahrzehntelang ein glänzender Vorsitzender und ein unermüdlicher Förderer. Der künstlerischen Seite seiner Persönlichkeit aber hat er indirekt selbst ein hochragendes Denkmal gesetzt in dem unvergleichlichen Hamburger Bismarck-Monument von Lederer und Schaudt, dessen einzigartiger Größe und Schönheit er als Leiter des Denkmalkomitees gegenüber allem Widerstand und aller Kritik des Philistertums zum Siege verhalf.

M. hatte sich am 6. Juni 1867 mit Elise Mathilde geb. Boxberg, der Adoptivtochter des Senators Ad. Tesdorpf, vermählt. Der überaus harmonischen und glücklichen Ehe sind neun Kinder entsprossen. Die älteste Tochter ist mit dem Rechtsanwalt und Reichstagsabgeordneten Dr. Johannes Semler vermählt; eine andere ist dem Gatten nach Übersee gefolgt, so daß auch in der engeren Familie des Bürgermeisters der kosmopolitische Zug des Hanseatentums zum Ausdruck kam; der älteste Sohn Carl Mönckeberg, auch schriftstellerisch hochbegabt und als Dichter mehrfach hervorgetreten, ist in diesem Jahre in die Hamburger Bürgerschaft gewählt, und zwar als Kandidat des entschiedenen Liberalismus. Er ist, wie es heißt, damit beschäftigt, eine Biographie seines Vaters zu schreiben. Das reiche und ungetrübte Glück seines Hauses ist offenbar eine der stärksten Quellen gewesen, aus denen M.s unermüdliche Arbeitskraft und Arbeitsfreudigkeit floß.

Seine äußere Erscheinung ist vielfach und von hervorragenden Meistern im Bilde festgehalten worden. Auf dem Gruppenbilde des Hamburger Senats, das Hugo Vogel für das neue Rathaus gemalt hat, tritt er, mit seinen Kollegen O'Swald und Lehmann unmittelbar hinter dem Bürgermeister Dr. Versmann stehend und in dieser zweiten Reihe dem Beschauer am nächsten, besonders charakteristisch und wirkungsvoll hervor. Sein in der Hamburger Kunsthalle hängendes Bildnis von Wilhelm Trübner wird dagegen seiner Erscheinung nicht völlig gerecht.

Dr. Hermann Diez.

Speck von Sternburg, Hermann, Freiherr, kais. deutscher Botschafter, * 21. August 1852 zu Leeds in Yorkshire (England), † 23. August 1908 zu Heidelberg. — Als Sproß eines alten, angesehenen, in Sachsen (Lützenscha bei Leipzig) ansässigen, ursprünglich aber aus Bayern stammenden Geschlechts auf englischem Boden von einer englischen Mutter geboren und so mit der englischen Sprache von Kindheit an vertraut, besuchte Sp. v. St. die Fürstenschule von St. Afra in Meißen, trat 1870 in das 2. sächsische Reiter-Regiment, in welchem er während des Krieges zum Offizier aufrückte, und war Rittmeister im Generalstab, als er 1888 als Militärattaché an die Botschaft in Washington kommandiert wurde. Im Jahre 1891 wurde er als Major zur Disposition gestellt und trat nun förmlich in die diplomatische Laufbahn über, gehörte von 1891 bis 1896 als Legationssekretär zur Gesandtschaft in Peking, war längere Zeit bei den Gesandtschaften in Buenos Aires und Belgrad tätig und kehrte 1898 als erster Sekretär der Botschaft nach Washington zurück. Nun näherte sich sein Leben rasch seinem Höhepunkte. Als Mitglied der internationalen Kommission, die am 13. Mai 1899 auf Samoa eintraf, um den nachgerade unerträglich gewordenen Wirren und Zwistigkeiten ein Ende zu bereiten, errang er seinen ersten großen diplomatischen Erfolg; er hatte, wie man sich erzählt, seinen amerikanischen Kollegen Bartlett Tripp schon während der Überfahrt für den deutschen Standpunkt zu gewinnen gewußt, so daß der englische Kommissar sich von Anfang an in der Minderheit befand. So konnte die Kommission in zweimonatiger Tätigkeit ihre außerordentlich schwierige Aufgabe durch die Vereinbarungen lösen, auf denen nachher der bis heute gültige Samoa-Vertrag von 1900 aufgebaut wurde. Dieser Vertrag war eine erste Frucht des sich anbahnenden besseren Verständnisses und Einverständnisses zwischen dem Deutschen Reich und den Vereinigten Staaten, deren Verhältnis während des amerikanisch-spanischen Krieges unter dem Argwohn weiter amerikanischer Kreise gegen die Absichten der deutschen Politik gelitten hatte, was speziell auch während der Samoa-Wirren in der deutsch-feindlichen Stimmung und Stellung der amerikanischen Marine-Offiziere zum Ausdruck gekommen war. Sp. v. St. dagegen war schon während dieses Krieges in ein immer näheres Freundschaftsverhältnis zu Theodore Roosevelt getreten, den er bei der Bildung, Ausrüstung und Führung seines Rough-Rider-Regiments mit fachmännischem Rate unterstützte und den er in abenteuerlichem und gefährlichem Parforceritt auch einmal auf seinem exponierten Posten während des kubanischen Feldzugs aufsuchte. Im Jahre 1900 trat er, schon damals ein trefflicher Kenner Amerikas und ein aufrichtiger Freund amerikanischer Sitte und Art, in noch innigere Beziehungen zur vornehmen amerikanischen Gesellschaft durch seine Vermählung mit Miß Lillian M. Langham aus Louisville.

Im Jahre 1901 führte ihn seine berufliche Laufbahn nochmals nach Asien, und zwar nach Kalkutta, wo er etwa zwei Jahre als Generalkonsul wirkte. In demselben Jahre aber wurde Theodore Roosevelt, der 1899 zum Vizepräsidenten gewählt war, durch die Ermordung des Präsidenten Mac Kinley in das Weiße Haus berufen, und als nun 1903 der deutsche Botschafter v. Holleben abberufen wurde, da erschien Sp. v. St. trotz der Kürze seiner diplomatischen Dienstzeit als der gegebene Mann für diesen wichtigen Posten, den er fünf Jahre lang bekleiden sollte. Seine Tätigkeit als Botschafter blieb, wie es sich bei solch ungewöhnlicher Karriere eigentlich von selbst verstand,

nicht ohne Anfechtung und Widerspruch; er war insbesondere den »alldeutsch« gerichteten Kreisen der Heimat, aber auch einem Teil des Deutsch-Amerikanertums zu sehr Amerikaner geworden, und so wurde behauptet, der vertraute Freund des Präsidenten sei nicht geeignet, die Würde des Deutschen Reichs entsprechend zu wahren: zum mindesten müsse er alle persönlichen Gegner des Präsidenten von vornherein gegen sich haben. Mit der siegreichen Popularität Roosevelts wuchs indessen naturgemäß auch die Stellung des Botschafters und im übrigen war gerade er mit dem amerikanischen Wesen genug vertraut, um zu wissen, daß ein Botschafter, wollte er anders erfolgreich tätig sein, sich beim amerikanischen Volke beglaubigt fühlen und seine Popularität namentlich auch bei großen Versammlungen, patriotischen Festen u. s. w. pflegen mußte. So gelang es ihm, seine Stellung mehr und mehr zu befestigen. Schon auf dem Deutschen Tag der Weltausstellung in St. Louis am 6. Oktober 1904 hatte er begeisternde Worte zur Würdigung des Augenblickes gefunden, wo so viele Tausende und Zehntausende von Männern und Frauen deutschen Blutes sich zusammengefunden hatten wie noch nie zuvor in der Geschichte der großen amerikanischen Republik, und als er darauf den kaiserlichen Gruß und Wunsch verlas, daß dieser Tag in ungetrübter Freude begangen werden möge »als würdiges Zeugnis dessen, was in der erstaunlichen Entwicklung des großen transatlantischen Freistaates die deutsche Einwanderung bedeutet«, da erhoben sich alle Anwesenden, die Männer entblößten das Haupt und die Stimmung der Stunde entlud sich in einem dreifachen Hoch auf den Kaiser und in dem tausendstimmigen Gesang der »Wacht am Rhein«. Aus den folgenden Jahren ist insbesondere das Zustandekommen einer wenn auch nur provisorischen Regelung der deutsch-amerikanischen Handelsbeziehungen sowie die Einrichtung der Austauschprofessuren zu erwähnen, insbesondere aber das stetige sichtbare Wachstum des guten Willens der beiden Völker, in Freundschaft und fruchtbaren Wechselbeziehungen miteinander zu leben. Und diesen hocheifreulichen Erfolg der in Wort und Schrift gleich unermüdlichen Aufklärungs- und Versöhnungsarbeit des Botschafters, der gleichzeitig mit dem Präsidenten Roosevelt zum Ehrendoktor der berühmten Harvard-Universität in Cambridge (Boston) ernannt wurde, konnte es nicht beeinträchtigen, wenn man hin und wieder in der Heimat fand, daß er in dem einen oder anderen Ausdruck einer öffentlichen Rede danebengegriffen habe. Das unbegrenzte Vertrauen des Kaisers hielt ihn unbedingt. — Leider ließ der Gesundheitszustand Sp. v. St.s bald nach dem Antritt seiner Stellung als Botschafter sehr zu wünschen übrig. Ein krebstartiges Leiden machte wiederholte Eingriffe nötig. In Heidelberg, wo er Heilung suchte, nachdem er noch im Frühjahr eine Reise durch Kuba unternommen hatte, ereilte ihn sein früher Tod, der von beiden Völkern, insbesondere aber auch von dem Präsidenten Roosevelt in einem überaus herzlichen Beileidstelegramm an den Deutschen Kaiser beklagt wurde. — Der Vater des Botschafters, Alexander Maximilian Frhr. Speck v. Sternburg, lebt noch heute auf Lützschena.

Dr. Hermann Diez.

Schlumberger, Johann von, elsässischer Großindustrieller und Politiker, Kais. Wirklicher Geheimer Rat, *Dr. phil. hon. c.*, * 24. Februar 1819 zu Geweiler, † daselbst 13. September 1908. — Geboren als Sohn eines Fabrikbesitzers

und durch die Tradition der Familie gleich seinem Vater zum Industriellen bestimmt, zeigte Johann (Jean) Schl. seit seinen Jugendjahren ein über diese Tradition weit hinausgehendes Bildungsinteresse. Ein längerer Aufenthalt in der Schweiz trug viel zur Weckung des freien, schlichten Bürgersinnes bei, der ihn sein Leben lang erfüllte und auszeichnete; in Paris förderte er seine fachwissenschaftlichen Kenntnisse an der »*Ecole centrale des arts et des manufactures*«, während sein vielseitiger Geist und Wissenstrieb zugleich im Rechtsstudium und in der Pflege der schönen Wissenschaften Befriedigung suchte und fand. Im Alter von 25 Jahren nach Gebweiler heimgekehrt, übernahm er die väterliche Fabrik, ein Jahr später vermählte er sich mit Clarisse Dollfus, der Tochter einer alten Mülhauser Patrizierfamilie, zu mehr als 60jähriger, überaus glücklicher Ehe, der sechs Kinder entsproßen. Neben seiner Berufstätigkeit fand er andauernd Interesse und Zeit für die Betätigung auf den verschiedensten wissenschaftlichen Gebieten, insbesondere auf denen der Geschichtswissenschaft und der Altertumskunde, aber auch die Naturwissenschaften, namentlich Botanik und Entomologie waren ihm eine Quelle reichen Genusses und der im Jahre 1873 gegründete Vogesen-Verein fand in ihm eines seiner ersten, tatkräftigsten und begeistertsten Mitglieder. Von hoher entscheidender Bedeutung war für Schl. die große Umwälzung des Jahres 1870/71 und es ist wesentlich mit seinem mäßigenden Einfluß zuzuschreiben, wenn die Entwicklung der Dinge in den wiedergewonnenen Provinzen bei allen Schwierigkeiten einen leidlich befriedigenden Gang nahm. Dem durch Erlaß vom 29. Oktober 1874 geschaffenen Landesausschuß gehörte er von Anbeginn an und wenn seine Wahl zum Präsidenten das erste Mal bei gleicher Stimmenzahl zweier Bewerber nur durch das Los erfolgte, so war er doch bald der selbstverständliche, der geborene Präsident und konnte, ein geradezu einzigartiger Fall, zugleich mit dem Jubiläum des Landesausschusses im Jahre 1900 sein 25jähriges Jubiläum als Präsident feiern. Was ihn in dieser Stellung auszeichnete, war neben seiner erstaunlichen Arbeitskraft und unermüdlichen Arbeitsfreudigkeit sein immer zur Versöhnung neigender Charakter und sein auf Milderung der Gegensätze bedachter Sinn, der keine Feindschaft, ja nicht einmal eine Gegnerschaft gegen den allverehrten Präsidenten aufkommen ließ. Der kaiserliche Dank für diese politische Wirkung wurde ihm in der Verleihung des erblichen Adels und in der Ernennung zum Wirklichen Geheimen Rat zuteil. Die Gattin des Staatssekretärs Max v. Puttkammer, die hochbegabte Schriftstellerin Alberta v. P., hat ihr auf jahrelange Beobachtung gestütztes Urteil über die besonders durch schöne Züge von Humanität anmutende Persönlichkeit Schl.s folgendermaßen formuliert: »Er wirkte wie eine Verkörperung der Ehrenhaftigkeit, des Altruismus und der bürgerlichen Tugend in Staat und Familie. Er hat von Anbeginn der deutschen Regierung im wiedergewonnenen Reichsland zu den wenigen Bekennern der Politik gehört, die den neuen Boden der geschichtlichen Tatsachen anerkannten und den Mut besaßen, dieses Anerkennen auch zu einem Bekennen zu machen. Er stellte sich, obgleich damals schon bejahrt, fest und jugendlich in die Reihen derer, die ihre Kraft mit der neuen Regierung gemeinsam der Verwaltung ihres engeren Vaterlandes widmeten. Seine Großherzigkeit gegenüber »Enterbten« der Menschheit, sein streng rechtlicher Sinn, seine arbeitsfreudige Rüstigkeit und sein vermittelnd herzliches Wesen haben ihm die Freundschaft aller Kreise erobert.« Im Oktober 1903 wurde er durch Krank-

heit genötigt, das Amt, das er fast ein Menschenalter hindurch seinem Heimatlande und dem Reich zum Segen geführt, niederzulegen. Sein Tod wurde im ganzen Lande aufrichtig und tief betrauert. Dr. Hermann Diez.

Innhausen und Knyphausen, Edzard Friedrich Ludwig Karl Adolf Theodor, 1. Fürst zu, Edler Herr zu Lütetsburg und Bergum, Durchlaucht, * 14. Dezember 1827 zu Hannover, † 16. Januar 1908 zu Lütetsburg bei Hage in Ostfriesland. — Das Geschlecht der Grafen zu Inn- und Knyphausen, dessen jeweiligem Oberhaupt vom Kaiser Wilhelm II. zum 1. Januar 1900 der Fürstentitel verliehen wurde, geht in der weiblichen Linie auf die Häuptlinge zurück, die im 13. Jahrhundert in Ostfriesland emporkamen, und der Kern des alten Familienbesitzes Lütetsburg im Kreise Norden hat sich ebenso erhalten wie die eigenartigen Vornamen. Im Jahre 1737 erlosch die ältere Linie des Hauses, die im Laufe der Jahrhunderte in den Reichsfreiherrn- und Reichsgrafenstand erhoben worden war: die jüngere Linie erlangte im Jahre 1816 die Erhebung in den hannoverschen Grafenstand. Ihr gehörte der Vater des Fürsten Edzard, Graf Karl, vermählt mit Luise geb. Gräfin von Kielsmannsegg, an, der längere Jahre als hannoverscher Gesandter am Berliner Hofe tätig war. Graf Edzard besuchte von 1842 bis 1847 die Ritterakademie in Lüneburg, studierte bis 1850 Rechtswissenschaft in Bonn, wo er dem Korps Borussia beitrug, und Berlin, arbeitete von 1850 bis 1854 als Auskultator beim Kreisgericht Berlin und wurde 1856 in die hannoversche Erste Kammer berufen und zum hannoverschen Kammerherrn ernannt. Nach dem Übergang Hannovers an Preußen wurde er, durch den im Jahre 1860 erfolgten Tod seines Vaters zum Haupt der Familie geworden, Mitglied des Provinziallandtages, in dem er lange Jahre den Vorsitz führte, später auch des Provinzialausschusses und der reformierten Gesamtsynode. Da dem der Familie I. u. Kn. gehörigen Fideikommiß das Recht der erblichen Mitgliedschaft im Herrenhause verliehen wurde, trat er im Jahre 1867 auch in das Herrenhaus ein. In den Reichstag, wo er sich als Hospitant der konservativen Fraktion anschloß, wurde er von seinem heimatlichen Wahlkreis (dem 1. hannoverschen, Emden-Norden-Weener-Leer) zum ersten Male im Jahre 1893 entsandt, dann wieder von 1899 ab. Am 16. Januar 1904 wurde er zum Präsidenten des preußischen Herrenhauses gewählt, am 4. Jahrestag dieser Wahl ist er gestorben. Am 27. Januar 1898 war er zum Kgl. preuß. Wirklichen Geheimen Rat ernannt worden: am 1. Januar 1900 erfolgte, wie schon erwähnt, die Verleihung des Fürstentitels an das jeweilige Haupt der Familie.

Die politische Stellung des Fürsten beruhte hauptsächlich auf dem persönlichen Ansehen, das er in dem alten Stammland seines Geschlechtes im äußersten Nordwesten deutschen Landes genoß. Er war ostfriesischer Landschaftsrat und 35 Jahre lang Vorsitzender des landwirtschaftlichen Hauptvereins Ostfriesland. In diesem jahrzehntelangen innigen Zusammenwirken war die autoritative Stellung des alten ostfriesischen Dynasten und Stammeshäuptlings gleichsam in moderner Form wieder aufgelebt und als das Musterbild eines ritterlich vornehmen, einflußreichen ostfriesischen Großen genoß Fürst E. hohe Verehrung und unerschütterliches Vertrauen. Seine ganz außergewöhnliche persönliche Beliebtheit im ganzen Lande verschaffte ihm auch das

Reichstagsmandat trotz der starken Verbreitung liberaler Anschauungen in dem Wahlkreise.

Aus seiner am 7. Juni 1861 geschlossenen Ehe mit Luise Freiin v. Krassow, aus dem Hause der Grafen v. Krassow, Herrin des Fideikommisses Pansewitz auf Rügen sind 8 Töchter und ein Sohn, der nunmehrige Fürst Dodo, hervorgegangen.

Dr. Hermann Diez.

Ehrhart, Franz Josef, Reichstags- und bayerischer Landtagsabgeordneter, * 6. Februar 1853 zu Eschbach (Rheinpfalz), † 20. Juli 1908 zu Ludwigshafen. — E. besuchte bis 1861 die Volksschule seines Geburtsortes, sodann bis 1864 die katholische Volksschule zu Fürth in Bayern, lernte sodann ebendort das Tapeziergewerbe, arbeitete als Handwerksgehilfe in England, Frankreich und Belgien und ließ sich 1882 in Ludwigshafen nieder, wo er 1885 Meister wurde. In demselben Jahre wurde er in den Stadtrat gewählt, seit 1902 gehörte er auch dem Distriktsrat an. Der sozialdemokratischen Partei hatte sich E. schon im Jahre 1872 angeschlossen, seit 1884 kandidierte er regelmäßig für den Reichstag, eroberte aber im Jahre 1898 zum ersten Male den 1. pfälzischen Wahlkreis (Speyer-Ludwigshafen), den er bis zu seinem Tode im Reichstage vertrat. Dem bayerischen Landtage gehörte er seit 1893 an, und während er im Reichstage wenig hervortrat, hat er hier eine bedeutsame Rolle gespielt und auch außerhalb seiner Partei volle Achtung genossen.

Dr. Hermann Diez.

Douglas, Wilhelm Ludwig Karl Graf von, badischer Großgrundbesitzer und zeitw. Reichstagsabgeordneter, * 8. Februar 1849 auf Villa Douglas bei Konstanz, † 22. April 1908 auf Schloß Gondelsheim bei Bretten. — Einer der größten Grundbesitzer Badens, insbesondere als Universalerbe des am 11. Juni 1872 gestorbenen Grafen Ludwig von Langenstein und Gondelsheim, eines Bruders seiner Mutter, hat Graf W. D. lange Jahre in den landwirtschaftlichen Kreisen des Großherzogtums eine führende Rolle gespielt: er war Vorsitzender des Bundes der Landwirte und Mitglied des Vorstandes der konservativen Partei. Von 1888 bis 1898 vertrat er den 13. badischen Wahlkreis (Bretten-Sinsheim) im Reichstage.

Dr. Hermann Diez.

Holleben, Dr. Ernst Albert Ludwig von, Exzellenz, K. preuß. Oberlandesgerichtspräsident a. D. und Kanzler im Königreich Preußen, * 15. April 1815 in Koblenz, † am 25. April 1908 zu Kassel. — H. trat im Jahre 1836 in den preußischen Justizdienst, wurde 1868 Obertribunalrat, 1879 Senatspräsident beim Kammergericht und 1885 Oberlandesgerichtspräsident in Königsberg, ein Amt, mit dem traditionsgemäß eines der vier großen Hofämter im (alten) Königreich (Ost-) Preußen verbunden ist, das des Kanzlers: als solcher trat H. 1886 in das preußische Herrenhaus ein. Im Jahre 1888 wurde er zugleich zum Kronsyndikus ernannt, d. h. zu einem der Rechtsgelehrten, die auf Verlangen der Krone über zweifelhafte staatsrechtliche Fragen Berichte zu erstatten haben. Seit 1899 hatte er sein Richteramt niedergelegt. Im Herrenhause fungierte er lange Zeit als Alterspräsident.

Dr. Hermann Diez.

Meyer, Dr. Alexander, freisinniger Politiker und Schriftsteller, * 22. Februar 1832 zu Berlin, † 27. Juni 1908 zu Friedenau bei Berlin. — Studierte nach Absolvierung des Werderschen Gymnasiums an der Universität seiner Heimatstadt die Rechte und holte sich nach einigen Jahren praktischen Justizdienstes an der Universität Würzburg die Doktorwürde, wandte sich dann aber — von 1862 ab — der Journalistik zu. Von 1864 bis 1866 gehörte er der Redaktion der *Weserzeitung* in Bremen an, schon damals ein begeisterter Vertreter der Freihandelslehre, der er sein Leben lang treu geblieben ist, weil sie ihm immer nicht nur ein verstandesmäßiges Ideal, sondern zugleich eine Sache des Herzens und des Charakters war. Daneben aber verfocht er in jenen Jahren die deutsche Politik Bismarcks mit voller Hingabe. Von 1866 bis 1871 Sekretär der Breslauer Handelskammer, 1871 bis 1876 Generalsekretär des Deutschen Handelstages, trat er im letztgenannten Jahre als Abgeordneter für Breslau (1876—88) in das preußische Abgeordnetenhaus ein, dem er sodann wieder von 1892 bis 1893 als Vertreter von Berlin II angehörte. Von 1881 bis 1890 und von 1893 bis 96 vertrat er den Wahlkreis Halle, von 1890 bis 1893 den 1. Berliner Wahlkreis im Deutschen Reichstage. Durch die Sezession von 1880 schied er aus der nationalliberalen Partei aus und trat der neu gegründeten Liberalen Vereinigung bei, die sich 1884 mit der Fortschrittspartei zur Deutschen Freisinnigen Partei verschmolz. Er gehörte aber folgerichtig auch zu den Abgeordneten, die in der Krisis von 1893 sich wieder von Eugen Richter trennten und in der Freisinnigen Vereinigung eine Partei schufen, die unbeschadet ihres wirtschaftlichen und politischen Liberalismus die Wege der bedingungslosen Opposition in Heeres- und Flottenfragen verließ. Im Laufe des Jahres 1896 wurde die Wahl M.s für ungültig erklärt und damit endete seine parlamentarische Tätigkeit. Von 1884 bis 1895 gehörte er der Berliner Stadtverordnetenversammlung an, in der er zwei Jahre lang auch das Amt eines stellvertretenden Vorstehers bekleidete. Als Hauptmitarbeiter der *Breslauer Ztg.*, der »*Nation*« und der *Voss. Ztg.* zählte A. M. zu den bedeutendsten publizistischen Wortführern seiner Partei. In den Parlamenten war M. insbesondere als Redner von erfrischendem Humor beliebt; außerdem wußte man, daß er nur sprach, wenn er etwas Besonderes, Eigenes zu sagen hatte. Das sicherte ihm in ungewöhnlichem Maße das Ohr des Hauses. Aus Anlaß seines 70. Geburtstages hat Dr. Theodor Barth in der »*Nation*« ein ebenso diskretes wie fesselndes Charakterbild des hervorragenden Mannes gezeichnet, der ein vortrefflicher Goethekenner und eine Zierde der Weimarer Goethetage war. In seinem Todesjahre erschien noch aus seiner Feder: »Aus guter alter Zeit. Berliner Bilder und Erinnerungen« (Stuttgart 1908)¹⁾, Vorwort von Richard M. Meyer.

Dr. Hermann Diez.

Beckh, Hermann, Kgl. bayerischer Justizrat, Reichstags- und Landtagsabgeordneter, * am 15. Oktober 1832 zu Nürnberg, † am 2. April 1908 ebendasselbst. — B. war ein hervorragender Vertreter der deutschen Einheits- und

¹⁾ Das Biogr. Jahrb. und der Deutsche Nekrolog haben Alexander Meyer eine Reihe bedeutender Beiträge (Bismarck, Caprivi, Bamberger usw.) zu danken. — Anmerk. d. Herausg.

Freiheitsbewegung, wie sie einerseits in den Burschenschaften, andererseits in den Organisationen des deutschen Männergesanges ihre Träger und Stützen fand. Im Jahre 1849 beteiligte er sich an der Stiftung der Burschenschaft »Germania« in Erlangen, 1862 an der Gründung des Fränkischen und des Deutschen Sängerbundes, und von 1887 ab war er Vorsitzender des letzteren, auf dessen Festen er seine Hörer durch seine glänzende, schwungvolle Beredsamkeit zu begeistern verstand. Seine Berufslaufbahn führte ihn nach Beendigung seiner juristischen Studien an verschiedene bayerische Gerichtshöfe, bis er sich in seiner Heimatstadt Nürnberg als Rechtsanwalt niederließ. Politisch war er Mitbegründer der bayerischen Fortschrittspartei, deren Grundsätze er lange Jahre (1875 bis 1881 und 1889—1893) wirksam und erfolgreich in der bayerischen Abgeordnetenversammlung vertrat. Dem Reichstage gehörte er als Erwählter des Herzogtums Coburg von 1893 bis 1903 an. Im Dezember 1907 erkrankte er schwer, um einige Monate später einem Herzschlage zu erliegen.

Dr. Hermann Diez.

Helldorff-Bedra, Otto Heinrich von, preuß. Großgrundbesitzer und konservativer Politiker, * 16. August 1833 auf Schloß Bedra (bei Neumark, Provinz Sachsen), † am 11. März 1908 ebendasselbst. — Nach Vollendung seiner juristischen und kameralistischen Studien in Bonn, Leipzig, Heidelberg und Berlin trat v. H. in den preußischen Staatsdienst, arbeitete am Kreisgericht und bei der Regierung in Merseburg, wurde 1867 Landrat in Wetzlar, schied jedoch 1874 aus dem Staatsdienst aus, um die väterlichen Güter zu übernehmen. Schon im Jahre 1871 war er aber als Reichstagsabgeordneter für Wetzlar in die politische Laufbahn eingetreten, und mit Ausnahme der Wahlperiode 1881—84 war er von 1877 bis 1890 ununterbrochen Mitglied des Reichstags; und zwar als Vertreter des Wahlkreises Wittenberg. Zu Ende 1890 wurde er dann von dem Wahlkreis Schlochau-Flatow nochmals in den Reichstag entsandt. 1884 wurde er zum Mitglied des neu organisierten Staatsrats ernannt und 1890 aus allerhöchstem Vertrauen in das preußische Herrenhaus berufen. — Eine ganz hervorragende, freilich zunächst auch viel angefochtene Rolle hat v. H. in der Geschichte der deutsch-konservativen Partei gespielt. An ihrer Neuorganisation im Jahre 1876 nahm er wesentlichen Anteil und er wurde führendes Vorstandsmitglied der Reichstagsfraktion wie des parteileitenden Wahlvereins-Ausschusses. Ihren Höhepunkt erreichte seine politische Laufbahn in der Mitte der achtziger Jahre, insbesondere durch die Wahlen zum sogenannten Kartellreichstag im Jahre 1884, dessen politische Konstellation seiner gemäßigten, regierungsfreundlichen Richtung am meisten entsprach. Die Konservativen errangen damals die höchste Zahl ihrer Reichstagsmandate. Bald aber erwuchs der von ihm und v. Levetzow vertretenen gemäßigten Gruppe eine immer heftigere Gegnerschaft von seiten des extremen Flügels unter dem Kreuzzeitungsredakteur v. Hammerstein und dem Hofprediger Stöcker. Sein Eintreten für die Landgemeindeordnung und die Handelsverträge sowie sein übrigens nicht ganz geklärter Anteil an der Zurückziehung des reaktionären Zedlitzschen Schulgesetzentwurfs beeinträchtigten seine Stellung innerhalb der Partei, ganz besonders aber das Emporkommen des Bundes der Landwirte und die auf der sogenannten Tivoli-Versammlung im Dezember 1892 vollzogene radikale

Schwenkung der Agrarier. Das politische Organ v. H.s war das »Konservative Wochenblatt«, das damals in scharfem Kampf gegen die Kreuzzeitung lebte. Der radikale Flügel gewann jedoch die Oberhand. Die konservative Fraktion des Herrenhauses erklärte schließlich, daß sie v. H. als nicht mehr zu ihr gehörig betrachte, und auch die Fraktion des Abgeordnetenhauses faßte Beschlüsse gegen ihn: bei der Neuwahl des geschäftsführenden Parteiausschusses im Jahre 1892 wurde v. H. beiseite gedrängt, ebenso bei der Neuwahl des Vorstandes der Reichstagsfraktion in demselben Jahre. Auch das »Konservative Wochenblatt«, in dem H. den Kampf gegen die radikalen Elemente weiterführte, konnte sich unter der Ungunst der Verhältnisse nicht halten und hörte zu Ostern 1893 zu erscheinen auf. In diesem Jahre zog sich H. von den Parteikämpfen zurück und widmete sich fortan, von Kaiser Wilhelm II. vielfach durch Beweise seiner besonderen Gunst ausgezeichnet, vornehmlich der Bewirtschaftung seiner Güter. — Einen verdienstvollen Anteil hat v. H. als Mitglied der Kommission für die Ausarbeitung des neuen Bürgerlichen Gesetzbuches auch an der Vereinheitlichung des deutschen bürgerlichen Rechts genommen.

Dr. Hermann Diez.

Lucanus, Friedrich Karl Hermann von, Wirkl. Geheimer Rat und Chef des Kaiserlichen Geheimen Zivilkabinetts, * 24. Mai 1831 zu Halberstadt, † 3. August 1908 zu Potsdam. — L. entstammt einer angesehenen bürgerlichen Familie Halberstadts. Sein Vater war Apotheker, zugleich als Gönner und Förderer der Kunst geschätzt und verehrt. Nach Absolvierung des Gymnasiums in H. und Beendigung seiner juristischen Studien (Heidelberg und Berlin) trat L. im April 1854 als Auskultator in den preußischen Justizdienst und wurde, nachdem er in Halberstadt und Frankfurt a. O. tätig gewesen, 1859 als Hilfsarbeiter in das Kultusministerium berufen, in dem er bis zum Unterstaatssekretär aufstieg (1866 Regierungsrat, 1871 Vortragender Rat, 1878 Ministerial-Direktor, 1881 Unterstaatssekretär). Im Jahre 1884 wurde er ehrenhalber von der Universität Göttingen zum *Dr. juris*, von der Universität Halle zum *Dr. med.* promoviert; 1886 wurde er zum Wirklichen Geheimen Rat mit dem Prädikat Exzellenz ernannt, 1888 während der kurzen Regierungszeit Kaiser Friedrichs III. in den erblichen Adelstand erhoben. Noch in diesem selben Jahre begann mit der Ernennung zum Geheimen Kabinettsrat und Chef des Geheimen Zivilkabinetts Kaiser Wilhelms II. diejenige Periode seines Lebens, die mit der Zeit seinen Namen zu einem der populärsten in Deutschland machte. Allerdings barg sich in dieser Popularität ein gutes Teil Legende. Seit der größeren Öffentlichkeit bekannt geworden war, daß der Kaiser sich naturgemäß seines Kabinettschefs bedient hatte, um den zögernden Fürsten Bismarck zur Einreichung des angekündigten Abschiedsgesuches zu veranlassen und zumal, seit man in einigen minder bedeutsamen späteren Fällen in Erfahrung gebracht, daß der Chef des Zivilkabinetts in diesem oder jenem Ministerpalais erschienen war, um der mehr oder minder überraschten Exzellenz das Ende der Ministerherrlichkeit zu verkünden, gewöhnte man sich in der politischen Welt, namentlich aber auch in der Presse und in den Witzblättern, allmählich daran, Lucanus als den Überbringer der seidenen Schnur anzusehen, der berufen sei, das unberechenbare Moment des Herrscherwillens in die Politik einzuführen. Natur-

gemäß gehörte allerdings auch die Ausführung solcher Aufträge durchaus zum amtlichen Pflichtenkreis des Kabinettschefs, der die Durchgangsstelle bildet für alle vom Monarchen unmittelbar ausgehenden oder unmittelbar an ihn herantretenden Angelegenheiten, aber es versteht sich von selbst, daß weder das Amt als solches, noch sein Träger irgendwie charakterisiert wird durch diese immerhin exzeptionellen und seltenen dramatischen Eingriffe in das politische Leben. Dagegen ist sicherlich auch die stille, geräuschlose, regelmäßige Tätigkeit des Kabinettschefs von allergrößter politischer Bedeutung. Indem er das Material herbeischafft für die Orientierung des Monarchen, Erkundigungen einzieht über die ihn interessierenden Persönlichkeiten und Dinge und dem Träger der Krone durch all das menschlich viel näher tritt als normalerweise selbst ein leitender Minister, wird er mit Naturnotwendigkeit, falls er sich in seinem Amte überhaupt zu halten weiß, zu einem der nächsten Vertrauensmänner und damit zum Träger eines ganz bedeutenden Einflusses. Und so ist es auch ein überaus ehrenvolles Zeugnis und ein sprechender Beweis für die Lauterkeit seines Charakters, daß in den zwanzig Jahren, in denen Herr von Lucanus sein verantwortungsvolles Amt bekleidet hat, niemals und von keiner Seite auch nur der leiseste Vorwurf des Amtsmißbrauchs gegen ihn erhoben worden ist. Ein höchstes Maß persönlichen Taktes hat sich in ihm mit der gediegensten und glänzendsten Schulung des hohen preußischen Beamtentums verschmolzen und das Ergebnis war eine geradezu vorbildliche Lösung der ihm gestellten unendlich schwierigen Aufgabe, dem Kaiser die Erledigung seiner Geschäfte durch unparteiischen Vortrag zu erleichtern und in weitgehender Resignation zum Gehilfen der kaiserlichen Intelligenz und zum Organ des kaiserlichen Willens zu werden. Im Jahre 1897 zeichnete der Kaiser seinen getreuen Kabinettschef durch die Verleihung des Schwarzen Adlerordens aus.

Dr. Hermann Diez.

Eckardt, Julius von, K. preuß. Geh. Regierungsrat, Kais. Generalkonsul und Publizist, * 1. August 1836 in Wolmar (Livland), † 20. Januar 1908 in Weimar. — In der baltischen Heimat, in der sein Vater später als Assessor des Mitauschen Rates wirkte, war E. nach Vollendung seiner rechtswissenschaftlichen und geschichtlichen Studien eine Zeitlang als Sekretär des livländischen Landeskonsistoriums in Riga tätig, fühlte sich aber schon früh zu publizistischer Tätigkeit getrieben und zwar unter dem Druck der immer schroffer auftretenden Russifikationsbestrebungen. Die Organe seiner Heimat — die Baltische Monatschrift, der Rigasche Almanach und die Rigaer Zeitung, deren Mitherausgeber er schließlich wurde — waren jedoch für eine erfolgreiche Durchführung dieses Kampfes viel zu schwach und so galt es, die westeuropäische Presse als Bundesgenossin zu gewinnen. Zu diesem Zweck mußte vor allem das namentlich in liberalen Kreisen Deutschlands weit verbreitete Vorurteil zerstört werden, als ob es sich in den Ostseeprovinzen um den reaktionären Widerstand des feudalen, grundbesitzenden Adels gegen die Befreiung der unteren Volksschichten handelte. Dieser Aufklärung sollte eine Reise dienen, die E. im Jahre 1865 nach Deutschland, Frankreich und Belgien unternahm und die ihn u. a. nach Berlin, Leipzig, Augsburg, Frankfurt, Köln und Hamburg führte. Sie war keineswegs erfolglos, mit Siegesgewißheit konnte

sie ihn aber nicht erfüllen. Dagegen wurde die in Leipzig angeknüpfte Verbindung mit den »Grenzboten« entscheidend für sein ganzes Leben. Im Jahre 1867 folgte er, nicht leichten Herzens, aber mehr und mehr überzeugt von der Aussichtslosigkeit des Kampfes um das Deutschtum seiner Heimat einem dringenden Rufe Gustav Freytags an die »Grenzboten«, denen er eine Reihe wertvoller Beiträge geliefert hatte. Auf Grund einer Besprechung mit Bismarcks Gehilfen v. Keudell übernahm er bald auch die Aufgabe, dem Auswärtigen Amt wöchentlich eine gedrängte Zusammenfassung sämtlicher für die auswärtige Politik bedeutsamer russischer Preßstimmen zu liefern. Diese Tätigkeit hörte in den siebziger Jahren auf, wurde aber während des russisch-türkischen Krieges wieder aufgenommen. Von 1870 bis 1874 redigierte er den Hamburgischen Correspondenten. In diese Zeit fällt sein Bekanntwerden mit Lujo Brentano und seine hervorragende Beteiligung an den Vorarbeiten für die ersten sozialpolitischen Kongresse in Halle und Eisenach. Im Jahre 1874 trat er als Senatssekretär in den Dienst des hamburgischen Staats, eine ungewöhnliche Wahl, die er selbst als eine Art Konzession an den Liberalismus bezeichnet. Bei der Wahl zum Syndikus wurde er aber wenige Jahre später doch übergangen und eine wenig rühmliche Schwäche, die im Frühjahr 1882 Bürgermeister Dr. Petersen angesichts einer diplomatischen Beschwerde Rußlands über die literarische Tätigkeit E.s an den Tag legte, trug vollends dazu bei, ihm den hamburgischen Staatsdienst zu entleiden. So beharrte er, empfindlich verletzt, auf seinem Abschiedsgesuch, auch als auf das Eingreifen Bismarcks der Senat ihm die Zurücknahme nahelegte. Nach einem kurzen Schwanken zwischen der Rückkehr zur Journalistik und dem Eintritt in den preußischen oder Reichsdienst entschloß er sich für den letzteren Weg. Schon vor dem russischen Zwischenfall hatte er mit dem Staatssekretär v. Boetticher wegen eventueller Übernahme des Preßdezernats verhandelt, die Sache hatte sich aber zerschlagen, anscheinend an der von ihm gestellten Bedingung einer völligen Zentralisation. Das sympathische Interesse Bismarcks für seine Person und seine Tätigkeit öffneten ihm aber trotzdem die Bahn; er sollte, so hatte der Kanzler angeordnet, angestellt werden, sobald der russische Rauch sich verzogen habe. Zunächst allerdings war nur eine Stelle im inneren preußischen Dienst frei, die, nicht eben zu seiner Freude, vom Polizeipräsidium ressortierte (1. Juli 1882). Er erhielt den Titel eines Geheimen Regierungsrats, wurde aber bald als Hilfsarbeiter in das Auswärtige Amt berufen; 1885 ging E. als Konsul nach Tunis, 1889 nach Marseille, 1892 als Generalkonsul nach Stockholm, 1897 als Konsul mit dem Titel eines Generalkonsuls nach Basel, 1900 als Generalkonsul nach Zürich. Hier fing seine Gesundheit ernstlich zu leiden an, bald nachdem ihm der Tod seiner Gattin, einer Tochter des berühmten Violinvirtuosen Ferdinand David, die traute Häuslichkeit zerstört hatte. So trat er 1907 in den Ruhestand und zog sich nach Weimar zurück. Am 23. Januar 1908 wurde er in Travemünde in der Stille, aber unter vielfachen ehrenvollen Zeichen der Teilnahme beigesetzt.

Julius v. E. war in erster Linie Balte, ein getreuer Sohn, ein intimer Kenner und ein hervorragender publizistischer Anwalt seiner vielgeprüften Heimat. Er hat sie nicht retten können, aber er hat ihr nicht nur manches schöne und bleibende literarische Denkmal gesetzt, sondern auch als Mann der Tat gekämpft solange es möglich war. Und sie hat ihm diese Liebe auch gelohnt.

Denn der Liebe zu seiner ersten Heimat verdankte er jene genaue Kenntnis der russischen Verhältnisse, die ihn in seiner zweiten Heimat um so mehr auszeichnete, je seltener sie selbst in den Kreisen war, wo man ihrer dringend bedurft hätte. So fand er die russische Politik Bismarcks an dem kapitalen Fehler leidend, daß sie davon ausging, auch in dem Rußland der siebziger Jahre bedeute die Person des Selbstherrschers Ein und Alles, was zu einer verhängnisvollen Unterschätzung der deutsch-feindlichen Stimmung im russischen Volke führen mußte. Um diese Erkenntnis zu fördern, hatte er im Jahre 1873 eine anonyme Sammlung von Aufsätzen »Aus der Petersburger Gesellschaft« herausgegeben, deren buchhändlerischer Erfolg seine kühnsten Erwartungen übertraf. Natürlich beklagte er auch die »ehrliche Makler«-politik des Berliner Kongresses und er machte damals einen energischen publizistischen Versuch, ein Zusammengehen zwischen Deutschland und England herbeizuführen, den kein geringerer als Bismarck selbst einer warm anerkennenden Besprechung in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung gewürdigt hat. Aber der Sturz Lord Beaconsfields machte diese Bemühungen gegenstandslos. Was ihm das amtliche Leben brachte, mochte ihm, gemessen an diesen Gedanken und Plänen, wie ein bescheidenes Glimmen und schließliches Verlöschen im stillen Winkel erscheinen und ist ihm tatsächlich so erschienen. An und für sich aber hat er ein reiches und schönes Leben gelebt. Ein Bild davon gibt schon eine Aufzählung seiner Bücher. Er hat unter seinem Namen veröffentlicht: York und Paulucci, Aktenstücke und Beiträge zur Geschichte der Konvention von Tauroggen 1865; Die baltischen Provinzen Rußlands 1869 (2. Aufl. 1877); Baltische und russische Kulturstudien 1869; Bürgertum und Bürokratie. Vier Kapitel aus der neuesten livländischen Geschichte 1869; Juri Samarins Anklage gegen die Ostseeprovinzen 1869; Rußlands ländliche Zustände seit Aufhebung der Leibeigenschaft 1870; Jungrussisch und altlivländisch 1871; Livland im 18. Jahrhundert 1876; Russische und baltische Kulturbilder 1876; Garlieb Merkel über Deutschland zur Schiller- und Goethezeit 1797—1806 1887; Ferdinand David und die Familie Mendelssohn-Bartholdy 1888; Figuren und Ansichten der Pariser Schreckenszeit (1791—94) 1893. — Anonym sind aus seiner Feder erschienen: Aus der Petersburger Gesellschaft 1873 (5. Aufl. 1880); Neue Folge 1874 (3. Aufl. 1881); Rußland vor und nach dem Kriege 1879; Von Nikolaus bis Alexander III. 1881; Russische Wandlungen 1882; Aussichten des deutschen Parlamentarismus 1882; Memoiren eines Livländers (Eckardts Großvater Lenz) 1883; Rußland unter Alexander III. 1891; Berlin-Wien-Rom, Betrachtungen über den neuen Kurs und die neue europäische Lage 1892.

In einem seiner ersten Essays schildert v. E. Bismarcks Persönlichkeit und Wirken während seiner Petersburger Botschafterzeit und zeigt schon darin seine herzliche Bewunderung für den großen Staatsmann, den ersten, der sich und die Ehre des preußischen Namens auch ohne den Glanz äußeren Auftretens in der hochmütigen St. Petersburger Gesellschaft zu behaupten und durchzusetzen wußte. Seine späteren Erlebnisse, zu denen auch eine persönliche Begegnung mit Bismarck gehört, und die politische Entwicklung als solche konnten trotz des schon erwähnten Gegensatzes speziell in den Fragen der russischen Politik diese verehrungsvolle Anhänglichkeit nur vertiefen, und so hat er schließlich auch den Wechsel des Kurses im Jahre 1890 sehr schmerzlich

empfunden. Er veröffentlichte denn auch im Jahre 1892 die an letzter Stelle genannte Broschüre, die trotz ihrer Anonymität nicht ohne Einfluß auf seine amtliche Laufbahn geblieben zu sein scheint. Im übrigen war er auch nie eine Beamtennatur, sondern viel eher Gelehrter und Schriftsteller. In der Geschichte des Baltentums hat er seinem Namen eine dauernde ehrenvolle Stellung geschaffen, aber auch seine sonstigen Veröffentlichungen tragen durchweg den Stempel jener höheren, von historischem Geist durchwehten Publizistik, die in der deutschen Presse nur selten auftritt. Die Erinnerungen, die Sohneshand in der Deutschen Rundschau zu veröffentlichen begonnen hat (Jahrgang 1910, März und folgende Hefte), zeigen uns eine feingebildete, scharfsinnige, vornehme und sympathische Persönlichkeit, die viel erlebt und an allem Erlebten das Bedeutsame, das Wesentliche erkannt und es zur Bereicherung des eigenen Innenlebens kraftvoll angeeignet hat.

Gebiete, die ihm lieb und vertraut geworden, waren insbesondere auch Südfrankreich und Nordafrika. Seine historischen Untersuchungen galten u. a. der Geschichte der Demokratie und des Parlamentarismus, die beide seiner geistesaristokratischen Persönlichkeit wenig sympathisch waren. — Von der zahlreichen Familie, die v. E. zurückließ, steht der eine Sohn im diplomatischen Dienst des Reichs, ein anderer redigiert den Hamburgischen Correspondenten, wie vor mehr als einem Menschenalter sein Vater getan; eine Tochter war mit dem im Jahre 1910 getorbenen Generalkonsul Knappe vermählt. Dr. Hermann Diez.

Gersdorff, Hans Otto Gust. von, Rittergutsbesitzer, K. preuß. Rittmeister der Reserve und konservativer Politiker, * 10. Januar 1864 zu Bauchwitz, Reg.-Bez. Posen, † 17. Oktober 1908 auf Schloß Bauchwitz. — G. besuchte von 1874 bis 1884 das Gymnasium in Meseritz und die Klosterschule in Roßleben, studierte 1884—85 zu Berlin Jura, diente von 1885 bis 1892 beim 2. Garde-Ulanen- und 5. Kürassier-Regiment, widmete sich sodann theoretisch und praktisch der Land- und Forstwirtschaft, machte längere Reisen in Italien, besuchte Algier und den Orient, übernahm 1892 den väterlichen Großgrundbesitz und wurde im Jahre 1900 als Vertreter des Wahlkreises Meseritz-Bomst (3. Posen) in den Reichstag gewählt; zugleich trat er als Mitglied des engeren Ausschusses der Posener Landschaft und stellvertretender Vorsitzender des Kreis-ausschusses in die erste Reihe seiner Standes- und Berufsgenossen. G. war ein überzeugter Konservativer und Agrarier und namentlich auch ein entschlossener Gegner der Sozialdemokratie. Sein früher Tod hat einer allem Anschein nach bedeutenden Laufbahn ein Ende gemacht. Dr. Hermann Diez.

Schnabel, Isidor, Ophthalmologe, * 14. November 1842 in Neubidschov in Böhmen, † 4. Dezember 1908 in Wien. — Früh reif, maturierte er mit 17 Jahren am Prager Grabengymnasium, absolvierte das medizinische Universitätsstudium in Wien und Prag und wurde an der Wiener Universität am 14. März 1865 promoviert. Nach kurzem Studium an der chirurgischen und medizinischen Klinik in Wien wurde er Schüler Eduard von Jaegers, bald dessen Mitarbeiter. 1871 habilitierte sich Sch. an der Wiener Universität für Augenheilkunde, und bald zog der junge Gelehrte die Aufmerksamkeit der Fachgenossen auf sich. Auf Grund scharfsichtiger Beobachtungen, kritischer Sichtung des gesammelten Materiales und logischer Induktion wagte er es, an den feststehendsten Säulen

der Ophthalmologie zu rütteln. Für Sch. gab es kein Paktieren mit der herrschenden Lehre, keine Kompromisse, wenn er Neues gefunden. Er hat nie versucht, zwischen den eingewurzelten Dogmen der herrschenden Lehre und seinen neuen Lehren dem Verstande eine Brücke zu bauen. So war und ist Sch. auch heute noch vielen, die seine Bedeutung nicht zu erfassen vermögen oder verstehen wollen, »ein Hain am Wegessaum« (Lenau).

1877 wurde Sch. als Professor der Augenheilkunde, Nachfolger Mauthners, des älteren Jaeger-Schülers, den er an Leistung und Erfolg bald gewaltig übertraf, nach Innsbruck, Mai 1887 nach Graz berufen. Mai 1891 übernahm er die durch das Scheiden Sattlers verwaiste Lehrkanzel an der Prager deutschen Universität, um endlich im Mai 1895 an die Stätte seines ersten Wirkens, nach Wien, zurückzukehren. 1898 wurde er zum Hofrat ernannt. Mitten in voller Schaffenskraft, auf dem Höhepunkte seiner Leistungen und seines Erfolges, wurde er, ohne Vorboten, auf dem Wege zur Klinik von jähem Tode ereilt.

Sch.s Wirken als Lehrer der Augenheilkunde bedeutet einen Markstein der Geschichte des ophthalmologischen Unterrichtes. Er hat zuerst das Gesamtgebiet der Augenheilkunde unterrichtet, er hat an allen deutschen Hochschulen Österreichs den Unterricht in der Ophthalmoskopie und in den optischen Fehlern des Auges, welche Spezialzweige kurzsichtige Fachgenossen den Spezialisten vorbehalten wissen wollten, eingeführt: widerwillig ist man ihm gefolgt, aber heute ist die ganze ophthalmologische Welt von der Unentbehrlichkeit der genannten Teildisziplinen für den Arzt überzeugt.

Dem Unterrichte hat sich Sch. mit glühender Begeisterung hingegen. Der tiefe Gedankenreichtum, die plastische, vollendete Form seiner Vorträge haben sie oft weit über den Rahmen klinischen Unterrichtes hinausgelioben, haben dem Schüler nicht nur Belehrung, sondern auch Anregung zu weiterem Forschen gegeben. Sch. war der größte Meister der Rede, den ich gekannt.

Sch.s wissenschaftliches Wirken gehört nicht der Vergangenheit an, es ist die Gegenwart der Ophthalmologie. Ein abschließendes Urteil darüber wird die Zukunft bringen, aber schon heute beginnt in dem Lieblingsarbeitsfelde Sch.s, in der Glaukomlehre, die Saat, die er gelegt, zu keimen, und ich glaube kein falscher Prophet zu sein, wenn ich es ausspreche, daß in Jahren die volle Bedeutung seiner Forschungen über das glaukomatöse Sehnervenleiden erst anerkannt werden wird. Seine Schatten wirft dies Ereignis schon voraus.

Neben dem Glaukom waren die Kurzsichtigkeit und die Lehre vom Schielen Lieblingsstudien Sch.s. Besonders die letztgenannten Arbeiten, die zweifellos zu dem besten gehören, was uns die Neuzeit der Ophthalmologie gebracht, werden erst, wenn der persönliche Kampf erloschen sein wird, als Grundpfeiler unseres Wissens anerkannt werden.

Wahrhaftigkeit und das ernste Streben nach Vollkommenheit gaben dem Leben Sch.s das Leitmotiv, Pflichterfüllung und Arbeit die Harmonie. Unbeeinflußt und unbeirrt durch die Meinung der Welt ging er seinen Weg. Er war der treueste Freund, der verlässlichste Charakter. Wenige haben ihn ganz gekannt, wer ihm näher trat, wer ihn kennen lernte, konnte ihm Hochachtung und Bewunderung nicht versagen, auch wenn er sein Freund nicht wurde. Nicht schwanken wird sein Charakterbild in der Geschichte.

Wichtigste Publikationen: Über die Lage und Größe des aufrechten Bildes des Augenhintergrundes. Klinische Monatsbl. für Augenheilk. 1872. X. — Zur Lehre von den

Ursachen der Kurzsichtigkeit. Arch. f. Ophthalm. 1874. XX. 2. — Notiz über die Jägerschen Schriftskalen. Arch. für Augen- u. Ohrenheilkunde. 1876. V. 1. — Über die angeborene Disposition zum erworbenen Staphyloma posticum Scarpae. Wiener med. Wochenschr. 1876. Nr. 33—37. — Die Begleite- und Folgekrankheiten der Iritis. Arch. f. Augen- u. Ohrenheilk. 1876. V. 1. — Über Glaukom und Iridektomie. Arch. f. Augen- und Ohrenheilk. 1876. VI. 1. — Beiträge zur Lehre vom Glaukom. Arch. f. Augen- und Ohrenheilk. 1877. VI. 1. — Beiträge zur Lehre vom Glaukom. Zweiter Artikel. Ebend. 1878. VII. — Zur Lehre von der ophthalmoskopischen Vergrößerung. Arch. f. Augenheilk. 1880. IX. 3. — Ophthalmologische Mitteilungen. I. Über Sekundärglaukom. II. Über arteficielle und pathologische Hypotonie. Wiener med. Blätter. 1880. — Mitteilungen aus der Innsbrucker Augenklinik aus den Jahren 1880 u. 1881. Wiener med. Blätter. 1882. Nr. 22—26, 33—34. — Über syphilitische Augen-erkrankungen. Ebend. 1882, p. 1015, 1048. — Über Geistesstörungen nach Augenoperationen. Ber. d. naturw. med. Vereins in Innsbruck. 1883. — Zur Symptomatologie der *Retinitis aluminurica*. Ebend. — Über Macular-Colobom, physiologische Exkavation und angeborenen Conus. Wiener med. Blätter. 1884. N. 6—9. — Beiträge zur Lehre vom Glaukom. Dritter Artikel. Arch. f. Augenheilk. 1885. XV. — (Mit T h. S a c h s.) Über unvollständige Embolie der Netzhaut-Schlagader und ihrer Zweige. Ebend. 1884. XIV. — Das glaukomatöse Sehnervenleiden. Arch. f. Augenheilk. 1892. XXIV. — Über die Beleuchtung des Gesichtsfeldes bei der Untersuchung mit dem Augenspiegel. Prager med. Wochenschr. 1892. Nr. 30. — Über eine Sehstörung durch Suggestion bei Kindern. Prager med. Wochenschr. 1893. Nr. 10. — Über Einwärtsdrehung der Wimpern bei follikulärer Bindehautentzündung. Ebend. Nr. 20, 21. — (Mit H e r r n h e i s e r.) Über *Staphyloma posticum*, Conus und Myopie. Zeitschr. f. Heilk. 1895. XVI. — Über 2 Fälle von Strabismus. Wiener klin. Wochenschr. 1897. Nr. 47. — Kleine Beiträge zur Lehre von der Augenmuskellähmung und zur Lehre vom Schielen. Wiener klin. Wochenschr. 1899. Nr. 20, 22 und 31. — Über das Sekundärschielen. Wiener klin. Wochenschr. 1901. Nr. 49. — Die glaukomatöse Sehnervenatrophie. Wiener med. Wochenschr. 1900. Nr. 24 u. 25. — Die sympathische Iridocyklitis. Wiener med. Wochenschr. 1902. Nr. 29 u. 30. — Die Entwicklungsgeschichte der glaukomatösen Exkavation. Zeitschr. f. Augenheilk. 1905. XIV. — Klinische Daten zur Entwicklungsgeschichte der glaukomatösen Exkavation. Zeitschr. f. Augenheilk. 1908. XIX. S. 335. — Über die Methode des klinischen Forschens und Lernens. Antrittsvorlesung. Prager med. Wochenschr. 1895. Nr. 28. — Festrede aus Anlaß der Enthüllungsfeier des Denkmals Prof. L. M a u t h n e r s. Ebend. Nr. 12. — K a r l S t e l l w a g v o n C a r i o n. (Eine Gedächtnisrede, gehalten in der Ophthalm. Gesellsch. in Wien am 1. Dezember 1904). Wiener klinische Rundschau. 1904. Nr. 50. E.

Schäfer, Carl, Architekt, Professor an den Technischen Hochschulen in Charlottenburg und Karlsruhe, Oberbaurat, Dr. ing., * 18. Januar 1844, † 5. Mai 1908. — Sch. wurde in Cassel geboren und besuchte nach Absolvierung der Realschule die dortige »Höhere Gewerbeschule«, zunächst als Ingenieur, seit 1860 unter Ungewitters Leitung als Architekt. Nach Vollendung des Studiums arbeitete er bis 1862 in Ungewitters Atelier und besuchte gleichzeitig die Casseler Kunstakademie. Nach kurzer Tätigkeit als Lehrer der Baugewerkschule zu Holzminden trat er 1864 in das Dombauamt zu Paderborn ein, wo in der Hauptsache nach seinen Entwürfen die Wiederherstellung des Domes, das bischöfliche Konvikt, das Generalvikariat und zahlreiche andere, meist kirchliche Bauten in Stadt und Diözese Paderborn ausgeführt wurden. In selbständiger Stellung führte er alsdann die Wiederherstellung der Busdorfkirche in Paderborn und zweier Kirchen in Lippspringe aus und baute auch Schloß Hinnenburg bei Brakel. — 1867 ging er nach München und war dort bei der Wiederherstellung der Frauenkirche, für die königliche Glasmalerei-anstalt und mit Privatbauten beschäftigt. 1868 wurde er an der »Höheren

Gewerbeschule« in Cassel als Ungewitters Nachfolger Lehrer der Architektur, bis diese Anstalt 1870 in eine einfache »Gewerbeschule« verwandelt wurde, worauf er sein Amt niederlegte. In diesen 2 Jahren entwickelte er in Cassel, Marburg, Lippoldsberg, Frankenberg, Wetter, Amöneburg, Gelnhausen und an anderen Orten in Wiederherstellungen und Neubauten eine rege Bautätigkeit. Besonders zu erwähnen aus diesem Lebensabschnitt ist sein Wettbewerbsentwurf für die Johanniskirche in Altona, der als erster und einziger seiner Art die Formengebung des historischen Backsteinbaus zeigt, wie sie seitdem in ganz Norddeutschland üblich geworden ist. Von 1871 bis 77 war Sch. Universitätsbaumeister in Marburg und zeitweise zugleich Stadtbaumeister daselbst. Neben einer großen Anzahl von Wiederherstellungen und Neubauten in und um Marburg errichtete er in diesen Jahren das Kollegiengebäude der dortigen Universität. Durch dieses Bauwerk trat Sch. als Siebenundzwanzigjähriger in die erste Reihe der deutschen Architekten des 19. Jahrhunderts. Dem bis dahin bei Monumentalbauten allein herrschenden und später noch lange bevorzugten italienisch-griechischen Formalismus mit seiner starren Achsenteilung, seinen flachen Dächern, seinen schematischen Palastarchitekturen stellte Sch. einen Bau entgegen, der in Aufbau und Durchbildung der Einzelheiten die seit 100 Jahren verloren gegangene Tradition der deutschen Baukunst wieder aufnimmt, indem er Anlage und Architektur nach der Eigenart der Baustelle, des Zweckes des Gebäudes und des Materials individuell gestaltete. Seine Künstlerhand schuf aus diesen gegebenen Bedingungen ein Werk, das Monumentalität mit malerischer Anlage zu seltener Schönheit gereinigte und berechtigtes Aufsehen machte. Leider legte Sch. sein Amt nieder, noch ehe das Kollegiengebäude vollendet war, als im Jahre 1877 der Universitätsbaumeister der Marburger Kreisbauinspektion unterstellt wurde. Doch wurde glücklicherweise wenigstens Entwurf und künstlerische Leitung des einige Jahre darauf errichteten, sich an das Kollegienhaus anschließenden Aulabaus wieder in Sch.s Hände gelegt.

Von Marburg war Sch. nach Berlin übersiedelt und als Hilfsarbeiter in das Ministerium der öffentlichen Arbeiten eingetreten, wo er bis 1884 eine große Anzahl von Entwürfen für staatliche Neu- und Umbauten in Marburg, Schulpforta, Soest, Merseburg, Heiligenstadt, Magdeburg, Köln, Münchenlohra und anderen Orten aufstellte. Von 1884—87 war Sch. außerdem der Redakteur der Zeitschrift für Bauwesen und des Zentralblattes der Bauverwaltung, das er begründen half und das hauptsächlich durch seine Mitarbeit auf die Höhe gebracht wurde, die es damals innehatte. Schon seit Ostern 1878 dozierte Sch. als Privatdozent zunächst an der Bauakademie und nach der Neuorganisation an der Technischen Hochschule zu Charlottenburg und zwar mit einem derartig ungewöhnlichen Lehrerfolg, daß für die vor ihm an dieser Schule unbekannte und erst von ihm begründete Disziplin der mittelalterlichen Baukunst trotz mancher persönlicher Widerstände eine neue etatsmäßige Professur geschaffen und er mit ihr betraut wurde.

Seinem baukünstlerischen Schaffen, das neben der akademischen und der Tätigkeit auf dem Ministerium herging, wurden leider nur selten angemessene Aufgaben gestellt. Von den städtischen und staatlichen Behörden erhielt dieser hervorragende Architekt während der 16 Jahre seines Berliner Aufenthalts keinen einzigen Auftrag von Bedeutung, zu einer Zeit der schnell-

sten baulichen Entwicklung Berlins. Von den 12 in diesen Jahren entstandenen großen Kirchen Berlins wurde die Mehrzahl zwar von Schülern Sch.s oder mit deren ungenannter Hilfe gebaut, keine einzige aber von ihm selber. Zwar errichtete er 1887 für die Equitablegesellschaft jenes große Geschäftshaus an der Ecke Friedrich- und Leipziger Straße, das mit seiner von unten bis oben durchgehenden Vertikalgliederung den Typus des modernen Geschäftshauses schaffen half; zwar hatte er allerhand kleinere Privatbauten außerhalb Berlins, zwar konnte er durch seine klassischen Konkurrenzprojekte für die Westfassade des Bremer Domes und für den Umbau des Römers zu Frankfurt seinen künstlerischen Ruf behaupten; doch konnte das seinem Schaffensdrange nicht genügen, und so entschloß er sich 1894, Berlin den Rücken zu kehren und einen Ruf an die Technische Hochschule in Karlsruhe anzunehmen, wo ihm größere Bauaufgaben in Aussicht gestellt wurden. Mit dem Titel Oberbaurat nahm er seine Lehrtätigkeit in erweitertem Umfange in Karlsruhe wieder auf, wo durch seinen Ruf die Zahl der Studierenden der Architektur bald auf mehr als das Doppelte stieg. Auch die ersehnte bauliche Tätigkeit blieb nicht aus. In Freiburg erbaute er die neue Universitätsbibliothek, in Karlsruhe die alt-katholische Kirche und auf und ab im badischen Lande eine große Anzahl von Privatgebäuden. Auch war ihm die Leitung der Wiederherstellungsarbeiten am Münster in Bern und die Oberaufsicht über die Arbeiten am Münster in Straßburg übertragen. Wichtiger waren die 3 großen Wiederherstellungsbauten, die er im letzten Jahrzehnte seines Lebens von Karlsruhe aus leitete: die Wiederherstellung der alten Jung-St. Peterkirche zu Straßburg, die Wiederherstellung des Friedrichbaus auf dem Schloß zu Heidelberg und die Aufrichtung der Westtürme am Dom zu Meissen. Dies waren Aufgaben, die seiner Künstlerschaft würdig waren, und trotz starker Anfeindungen von seiten der zünftigen Kunsthistoriker und der archäologisch gesinnten sowohl wie der ultramodernen Architekten und Kunstschriftsteller entstanden hier Kunstwerke ersten Ranges von unvergänglichem Wert. Jung-St. Peter in Straßburg wurde epochemachend auf dem Gebiete der Wiederherstellung, und über ganz Deutschland erstreckte sich die Wirkung dieses Vorbildes künstlerischen Gestaltens bei treuester Pietät gegen das historisch gewordene. In Heidelberg schuf Sch. außer der klassischen Wiederherstellung des leidlich erhaltenen Außenbaues im Innern, nur wenig beengt durch geringe Reste des alten Zustandes, Räume von märchenhafter Schönheit im Geiste der Kunst des ausgehenden 16. Jahrhunderts, deren gesunde Kraft in Form und Farbe den überzüchteten Geschmack seiner Zeitgenossen zunächst verletzte, ihn zu überwinden aber viel beigetragen hat. Als die badische Regierung nach so glücklichem Erfolg auch den Otto-Heinrichsbau des Heidelberger Schlosses durch Sch.s bewährte Hand vor dem sicheren Untergange erretten und in alter Pracht erstehen lassen wollte, begann eine jahrelange, aus echter und anempfundener Sentimentalität, aus Neid, Dünkel und Phrasentum gemischte Opposition, die die Ausführung des Planes bis nach Sch.s Tode verzögerte. Dieselbe meist persönlich bestimmte Opposition regte sich, gottlob mit weniger Erfolg, bei seinen Arbeiten für den Aufbau der Türme des Meißener Doms. Hier konnte er seine Entwürfe unverkürzt zur Ausführung bringen, und so entstand, wieder durch das Zusammenwirken feinsten künstlerischen Empfindens und genauester historischer Kenntnis ein Werk, das den besten Bauten alter deutscher Kunst ebenbürtig zur Seite steht und in unserer Zeit

einseitiger Freude am Malerischen und Bürgerlich-behaglichen ein Beispiel monumentalen architektonischen Gestaltens aufstellte. Kurz vor Vollendung der Türme in seinem 64. Lebensjahre folgte Sch. seiner geliebten Gattin allzufrüh in den Tod.

Über die prominente Stellung des Künstlers Sch. in der ersten Reihe der deutschen Architekten des 19. Jahrhunderts bestehen Zweifel wohl nicht mehr. Dagegen wird seine Bedeutung für die Entwicklungsgeschichte der deutschen Baukunst im 19. Jahrhundert heute kaum schon richtig eingeschätzt. Seit dem Ausgange des 18. Jahrhunderts lag die deutsche Baukunst im Banne des Hellenismus. Jener elegante Formalismus eines von Grund aus anders gearteten und unter anderen Bedingungen lebenden Volkes hatte sich unter dem Einfluß schöngestiger Literaten wie ein Mehltau auf die zwar schon durch die italienischen Einflüsse des 16. und 17. Jahrhunderts stark verwüsteten, aber noch immer in großer Mannigfaltigkeit und bodenständiger Kraft blühenden Felder deutscher Kunst niedergelassen. Von ihm suchte sich Deutschland durch die Romantik zu befreien, und Sch. wurde, auf den Vorarbeiten seines Lehrers Ungewitter und des Franzosen Viollet-le-Duc fußend, der Führer in diesem Kampfe gegen Griechentum und italienische Renaissance. Daß die deutsche Kunst siegte, daß man heute in ganz Deutschland jene fremdländischen Ideale aufgegeben und mit Bewußtsein die einst zerrissenen Fäden Jahrhunderte alter deutscher Kunsttradition in der Baukunst wieder aufgenommen hat, ist in erster Linie sein Verdienst. In diesem Kampfe wurde die vorbildliche Wirkung der zahlreichen im vorstehenden nur zum Teil genannten Bauten Sch.s unterstützt durch eine 30jährige, ungewöhnlich erfolgreiche Lehrtätigkeit. Tausende von Schülern wurden ebenso durch die große von ihrer Sache ganz erfüllte Persönlichkeit wie von der Überzeugungskraft der vorgetragenen Gründe hingerissen und der deutschen Sache gewonnen.

Aber nicht nur durch Vorbild und Lehre wirkte er auf seine Zeit; er gab ihr auch das Rüstzeug, nun das Ziel zu erreichen, indem er durch unausgesetzte baugeschichtliche und technische Studien der Werke unserer Vorfahren die Wiederaufnahme der verloren gegangenen Tradition ermöglichte. So bot er in seinem Kolleg über Konstruktions- und Formenlehre der mittelalterlichen Baukunst eine neue klassische Entwicklungsgeschichte jener höchsten Blüte deutscher Architektur und ihrer künstlerischen wie technischen Eigenart; als erster erforschte er das Wesen der deutschen Holzbaukunst, stellte 4 stammlich gesonderte Holzbauarten fest und erweckte so diese fast vergessene Bauweise zu neuem Leben; als erster schuf er eine Entwicklungsgeschichte und systematische Darstellung der Technik des mittelalterlichen Backsteinbaus in Norddeutschland und auf der bayerischen Hochebene und begründete damit eine neue Epoche des Ziegelrohbaus; als erster erforschte er die Geschichte und die technischen Voraussetzungen der historischen Glasmalerei und rief dadurch eine neue Blüte dieser gänzlich verloren gegangenen Kunst hervor; als erster wies er die Systeme der mittelalterlichen Kirchenbemalungen nach; als erster trat er schon in den 70er Jahren für die farbige Behandlung der Außenarchitektur ein, indem er feststellte, daß in Deutschland vom 8. bis zum 18. Jahrhundert alle Architektur farbig gewesen sei usf.

Mitgeteilt hat er alle diese Dinge hauptsächlich in seinen akademischen Vorträgen und außerdem in einer sich über 40 Jahre erstreckenden Reihe von

Publikationen. Unter den letzteren nehmen eine besondere Stellung diejenigen baugeschichtlichen Inhalts ein, denn sie sind vorbildlich geworden für die weiteren Arbeiten auf diesem Gebiete.

B a u t e n. Eine Zusammenstellung der von Sch. ausgeführten Bauten verbietet sich an dieser Stelle wegen Raummangels. Eine ziemlich lückenlose Aufzählung findet sich im Zentralblatt der Bauverwaltung vom 16. Mai 1908 in dem Nachrufe von Baurat Ludwig Dihm. — Seine akademischen *Vorlesungen* nannte er: 1. Konstruktions- und Formenlehre der mittelalterlichen Baukunst; 2. Innerer Ausbau mittelalterlicher Gebäude; 3. Geschichte der Holzbaukunst; 4. Geschichte des mittelalterlichen Backsteinbaues; 5. Anlage und Ausbau des Kirchengebäudes; 6. Zwanglose Vorträge, in denen er über Treppenbau, Dachstühle, farbige Architektur, Kleinkunst, Möbel, Heraldik, mittelalterliche Kleidung, Perspektive und anderes mehr vortrug. — Im *D r u c k* erschienen ist folgendes: Die Glasmalerei des Mittelalters und der Renaissance. Berlin 1881. Ernst und Korn. Ornamentale Glasmalerei des Mittelalters und der Renaissance. Berlin 1881. Ernst Wasmuth (Tafelwerk, herausgegeben zusammen mit A. Roßteuscher). Die Bauhütte des Mittelalters. Berlin 1883—1895. Ernst Wasmuth (Schülerentwürfe). Die Holzarchitektur Deutschlands vom 14.—18. Jahrhundert. Berlin 1884. Ernst Wasmuth (Tafelwerk). Bauornamente der romanischen und gothischen Zeit. Berlin 1889. Ernst Wasmuth (Tafelwerk). Die mustergültigen Kirchenbauten des Mittelalters in Deutschland. Berlin 1892. Ernst Wasmuth (fortgesetzt von O. Stiehl). Die Abtei Eberbach im Mittelalter. Berlin 1901. Ernst Wasmuth. Außerdem eine große Zahl von Aufsätzen und Abhandlungen aus den Jahren 1864—1903 in verschiedenen Zeitschriften zerstreut. Ein vollständiges Verzeichnis, von Baurat L. Dihm zusammengestellt, in Nr. 37 der Wochenschrift des Architekten-Vereins zu Berlin vom 11. 9. 1909. Eine Auswahl dieser Abhandlungen ist kürzlich von dem Sohne H. A. Schäfer herausgegeben worden unter dem Titel: Von deutscher Kunst. Gesammelte Aufsätze und nachgelassene Schriften. Berlin 1910. Ernst u. Sohn. — *Biographische Nachrichten und Würdigungen* sind in folgenden ausführlichen Nachrufen enthalten: Berliner Tageblatt. Nr. 242 vom 13. Mai 1908 (Hermann Dernburg). — Zentralblatt der Bauverwaltung. Nr. 39 vom 16. Mai 1908 (Ludwig Dihm). — Zeitschrift für Geschichte der Architektur. Heft 9 vom Juni 1908 (Friedrich Ostendorf). — Veröffentlichungen des Meißener Dombauvereins, Heft III (Hugo Hartung). — Danziger Zeitung, Nr. 82 vom 18. Februar 1909 (Gedächtnisrede von Carl Weber). — Wochenschrift des Architekten-Vereins zu Berlin, Nr. 37 vom 11. September 1909 (Gedächtnisrede von Ludwig Dihm). — Ein Bildnis, im Jahre 1902 von Leo Samberger in München gemalt, ist im Besitz der Familie.

C a r l W e b e r.

Schoenaich-Carolath, Prinz Emil von, * Breslau 8. April 1852, † 30. April 1908 Haseldorf bei Hamburg. — Sch.-C. war der einzige Sohn altvornehmer, geistig hochstehender, künstlerisch angeregter Eltern; die eigentlichen Dichtergaben dürfte er von der Mutter, einer geborenen von Oppen-Schilden, geerbt haben. Für die Bildung des Knaben geschah vieles, ohne daß er im Anfang einen geregelten Schulweg nahm. Er begleitete die leidende Mutter auf ihren häufigen Reisen nach dem Süden. Als Fünfzehnjähriger kam er auf eine Realschule in Breslau; kurz danach zogen seine Eltern nach Wiesbaden, und hier wurde er Realgymnasiast. Diese Schulwahl war keine glückliche, da der künftige Dichter allein für Literarisches Verständnis und Interesse zeigte, im mathematischen Fache und auf angrenzenden Gebieten aber ganz versagte. Als blutjunger Mensch hatte er ein trauriges Liebeserlebnis, das ihn jahrelang peinigte und in eine pessimistische Richtung drängte. So vorbereitet geriet er an Schopenhauers Werke. Jenes Erlebnis, der Einfluß dieses Philosophen, dazu das Zeitgepräge der sechziger und siebziger Jahre — man hat es zu-

sammen, wenn man neben dem Modephilosophen Schopenhauer den Modemaler und den Modedichter, Makart und Grisebach, nennt, also die Wildheit des Genußverlangens zum Düsteren der Weltanschauung fügt — diese Dreierheit wurde für den Anfang des jungen Dichters bestimmend. Von Wiesbaden kam Sch.-C. zu Beginn des siebziger Krieges zur Universität Zürich, wo Johannes Scherr und Gottfried Kinkel auf ihn einwirkten. Nach dem Friedensschlusse wurde er Offizier im Kolmarer Dragonerregiment, bald aber gab er den militärischen Beruf auf und lebte in völliger Ungebundenheit. Er hatte die Eltern früh verloren und war der Besitzer eines großen Vermögens. Lange Reisen führten ihn nach Spanien und Tunis, nach Griechenland und Kleinasien. Auf Haseldorf, dem Gute seines Onkels, das er später erbte, und auf Palsgaard, einer durch Kauf erworbenen Besitzung am dänischen Belt, konnte er von seinen Fahrten ausruhen. 1887 vermählte er sich mit Katharina von Knorring, und die Ehe wurde die glücklichste. Dem Dichter waren zwei friedliche Jahrzehnte vergönnt, um so friedlichere, als aus dem verzweifelnden Pessimisten längst ein überzeugter Gläubiger, ein kirchlich frommer Christ geworden war. Die dichterische Ausbeute dieses reichen und glücklichen Lebens ist quantitativ eine fast spärliche: sieben kleine Bände des Göschenschen Verlages umfassen jetzt das Gesamtwerk des Mannes, Lyrik, kleine Epen und meist lyrisch gestimmte Novellen. Der künstlerische Wert aber steht auch hier, wie so oft, in umgekehrtem Verhältnis zur Zahl der Schöpfungen. Es hat ihnen nie an Anerkennung gefehlt. Zu manchem rühmenden Zeitungs- und Zeitschriften-Hinweis kam 1903 Hermann Friedrichs Buch: »Prinz Emil von Schoenaich-Carolath«; in der literarhistorischen Einleitung zu seiner weitverbreiteten »Neueren deutschen Lyrik« ist Carl Busse enthusiastisch für den Dichter eingetreten, in Richard M. Meyers »Deutscher Literatur des neunzehnten Jahrhunderts« gelten ihm maßvollere, aber ehrende Worte; unmittelbar nach seinem Tode haben Lorenz Krapp und Victor Klemperer kleine Monographien über Sch.-C. veröffentlicht, 1909 folgte noch Gustav Schülers Buch: »Prinz Sch.-C. als Mensch und Dichter«. Wenn trotz solcher Bemühungen um diese Werke, und trotzdem ihnen wohl nie ein entschiedener Gegner entstand, die Gemeinde der Sch.-C.-Verehrer eine kleine geblieben ist, so muß dafür der Grund in den Dichtungen selber zu finden sein. Und ich meine, diese schön geformten und tief empfundenen Dinge müssen deshalb auf größere Wirkung verzichten, weil sie aus allzu demütig glücklichem Herzen kommen, weil sie zum heißesten Gedankenringen der Zeit in keiner Beziehung stehen. Es mag sehr paradox klingen, den Dichter, der nur vom Schmerz zu singen vermochte, der von seinem Glück niemals dichterisches Zeugnis ablegen konnte, den Schüler Byrons und Schopenhauers einen allzu friedlich Glücklichen zu nennen. Und doch ist es so; denn jenes festumgrenzte Christentum des Mannes tritt überall in seinen Dichtungen zutage, den Pessimismus und seine Komplementärererscheinung, das starke Verlangen nach unmittelbar greifbarem Genuß, nicht allmählich überwindend, so daß die Entwicklung ästhetische Freude gewähren könnte, vielmehr das frühere Empfinden und Denken mit befremdlichem Ruck beiseite stoßend. Sch.-C. hat Stücke geschrieben, die durch ihren völligen Pessimismus, andere, die durch ihr stilles Christentum reine Wirkungen hervorbringen. Aber gerade in seinen höchststrebenden Dichtungen scheint er für den unbefangenen Leser allzuoft und in allzu plötzlichem Niederbruch das

peinliche Opfer der eigenen Vernunft zu bringen. Es ist das Wesen der Gegenwart, daß sie jede Persönlichkeit achtet, die fromme wie die unfromme, die glückliche wie die glücklose, denen jedoch, die eine allzu bedrückende Unabhängigkeit gegen eine mildere Sklaverei verkaufen, mit Gleichgültigkeit gegenübersteht.

Sch.-C.s erste Veröffentlichung, die »Lieder an eine Verlorene« vom Jahre 1878, ist ganz auf den einen Ton des jugendlichen Pessimisten, auf die Klage um verratene Liebe gestimmt. Ein echter Lyriker, weiß der Dichter das eine Thema immer neu zu variieren, indem er es bald in unmittelbarer Subjektivität darstellt, bald leicht balladisch verkleidet. Auf solche schlichten Verse wird sich, m. E., der Ruhm des Dichters länger gründen als auf seine kunstvolleren, gedankentiefen Epen, eine Benennung übrigens, die diesen Dichtungen doch wohl nur halb zukommt, da Gedankliches und Lyrisches die eigentliche Handlung überwuchern. Was den an einzelnen Schönheiten reichen Schöpfungen Abbruch tut, ist, außer und über einigen Dunkelheiten des Ausdruckes, eben der peinliche Zusammenprall zwischen Pessimismus und Christentum. Das heißt, das eigentlich Vorhandene ist der wild pessimistische Schmerz; dann aber wird ihm unvermittelt ein christlicher Schluß angehängt, der nun notwendig unharmonisch wirken muß. Das wird besonders deutlich, wo Sch.-C.s Pessimismus den umfassendsten Ausdruck findet; im »Judas in Gethsemane«. Christus hat sein Leben den Menschen, der Welt geweiht, nun sieht er sich von seinem Jünger verraten. Aber dieser Jünger ist unglücklicher als der Heiland. »Geschöpf bin ich, und Du bist Gottes Sohn«. Und das Unglück der Menschen, der Rachedurst gegen den harten Lenker menschlicher Geschicke, trieb ihn zum Verrat an Gottes Sohn. Er schreit es dem Heiland ins Gesicht, was alles er zu rächen hat:

Wir schleppen hier auf einem Berg voll Scherben
Ein sterbend Leben, ein lebend'ges Sterben,
Wir spüren ihn, wir schmecken ihn, den Tod
In jedem Trunke, jedem Bissen Brot.
In jeden Laut, in jedes Liebeslallen
Läßt er sein Röcheln als Begleitung fallen
So hetzen uns durch dieser Erde Gründe
Die Herzensangst, der Zeugungstrieb, die Sünde.

Soweit ist die Dichtung in ihrer fanatischen Einseitigkeit unerhört wuchtig. Der fluchende, rächende Judas, der still duldende Christus — beide erscheinen sie, gleichsam geschwisterlich zusammengehörend, als Opfer derselben Gottheit, als Ankläger wider denselben Gott. Und nun eine ganz unvermittelte Abbiegung ins Christlich-Dogmatische. Judas: der Sünder — Christus: der Erlöser. Und der Liebesblick des sterbenden Erlösers wird alle befreien und selig machen, die sich künftig in Sünde verstricken. . . . Dieser versöhnliche Schluß ist erzwungen, er stellt ein krampfhaftes Anklammern an dogmatische Tröstung dar. Einmal hat Sch.-C. scheinbar die auch in dem Epos »Angelina« wiederkehrende Abbiegung ins Kirchliche vermieden, in seiner »Sphinx«. Hier hadert er mit der Gottheit um des Weibes willen, in dem er vor der Hand nur das Schlechte und Verderbliche sieht. Er schildert das sinnliche Begehren, die Sättigung und den lähmenden Ekel seines Helden mit so gewaltiger Kraft und herzensadliger Reinheit zugleich, daß er sich weit über Grisebachs

»Neuen Tanhäuser« emporhebt. Sein Held wirft schließlich ein Leben fort, in dem er nichts Göttliches mehr sieht. Ist hier derart am Schluß der Pessimismus beibehalten, so wird doch vorher recht unvermittelt durch die Sünderin selber eine fromme christliche Erklärung für die weibliche Unzulänglichkeit gegeben.

Es ist aber ein nicht genug zu rühmender Charakterzug des Dichters, daß er seine eigene Weltanschauung keinem andern aufzudrängen sucht, daß er jede ideal gerichtete Gesinnung und Kunst, auch die ganz unkirchliche, hochschätzt. So preist er in Böcklins Werken »den Lichtbrand des Hellenentums«. Was er von anderen Menschen, anderen Schaffenden verlangt, ist einzig das ideale Hochstreben; ob diese anderen den christlichen oder einen anderen Weg zur Höhe einschlagen, gilt ihm in seinen Wertschätzungen gleich. Einzig auch darauf gestützt, daß solches Emporwollen dem deutschen Volke vielfach eigen sei, ohne Frömmerei und ohne Hurrastimmung, hat er seiner Liebe zu Deutschland ergreifenden Ausdruck gegeben. Bei aller Weitherzigkeit für andere aber ist er doch, wie gesagt, für sich selber vom schrankenlosen Pessimismus ausgehend bei enggebundenem Christentum angelangt. Nur ein Gefühl des Dichters hat sich bei dieser Wandlung völlig unverändert bewahrt: der Schopenhauer-Schüler und der Christ Sch.-C. sind beide vom tiefsten Mitleid für jeden Menschen und für jede leidende Kreatur erfüllt. Die Strophen, in die Sch.-C. sein Mitgefühl für die Armen und Unterdrückten gelegt hat (so vor allem auch seine schlichten und farbenechten Landsknechtslieder), sind das Herzgewinnendste und wohl auch das uneingeschränktestem Verständnis Begegnende, was ihm gelungen ist. Der Liebe zu den Beladenen eint sich als notwendige Ergänzung der Haß gegen die Unterdrücker, wie gegen die gleichgültig Mitleidlosen. Daß diese männliche Kraft des Hasses gegen das Schlechte und Laue dem Dichter bei seiner Sänftigung zur Christlichkeit nicht abhanden gekommen ist, daß sein Vorbild nicht nur der dornengekrönte Heiland am Kreuz war, sondern auch der zornmütige Jesus, der die Wechsler aus dem Tempel peitschte, dies ergibt sich noch deutlicher als aus seinen Versen aus den Novellen Sch.-C.s. Es bedurfte für den zum Lyriker Geborenen einer strengen Selbstzucht, ehe ihm wirklich novellistisches Gestalten glückte. Im Anfang waren seine Erzählungen nur äußerlich von seinen Versen getrennt. Etliche der »Geschichten aus Moll«, auch die breitere Erzählung »Tauwasser« sind in der Hauptsache Gedichte in Prosa, die von verratener Liebe erzählen. Schon unter diesen künstlerisch noch unfertigen Novellen steht eine, die den Parteigänger des Schönen und Guten auch als Hasser des Schlechten zeigt. Als fast zu fürchterlichen Hasser, denn in der Erzählung: »Die Rache ist mein« hält es der jugendlich Leidenschaftliche noch ganz und ohne innerliches Zursückschaudern mit dem naturbegründigten Jahwewort, wonach sich die Schuld der Väter an den schuldlosen Kindern rächt. Über den etwas engen Fanatismus dieser zeitigeren Novelle hat er sich später, als auch sein novellistisches Gestalten ein kräftigeres, objektiveres geworden war, hoch empor geschwungen. Da gelang ihm ein Meisterstück: »Die Kiesgrube«. Zwischen Loire und Jura steht während des siebenziger Krieges ein stark demoralisiertes französisches Bataillon auf Vorposten. Die Leute beschäftigen sich damit, ein sterbendes Pferd zu mißhandeln. Der herbeieilende General erschießt das Tier, dessen Kadaver in der Kiesgrube liegen bleibt. Am nächsten Morgen kommt es zum

verzweifelten Kampf mit den Preußen. Für die Franzosen hängt alles an der Wiedererlangung der zu früh geräumten Kiesgrube. Sie liegt aber unterm heftigsten Feindesfeuer und muß ein »Massengrab« der ersten Stürmer werden. Da schickt der General jenes Bataillon vor und befiehlt den nachfolgenden Truppen, auf etwaige Flüchtlinge zu feuern. Er will nicht eigentlich das zu Tode gefolterte Pferd rächen; doch die bestialische Tat schien ihm bedeutsam für die völlige sittliche Verkommenheit der Leute und so nutzt er die Gelegenheit, die Menschheit von etlichen Schlechten zu befreien. Da ist wieder der Gedanke des Hasses gegen das Schlechte, diesmal in höchster Steigerung, zugleich aber auch diesmal in vollkommenem Einklang mit dem Sittengesetz. Erst nach solcher allgemein menschlichen Durchführung läßt der Dichter dann die Erzählung in rein christliche Gedanken ausklingen. Die große Liebe zur gequälten Kreatur, die sich in der »Kiesgrube« so schön bekundet, hat Sch.-C. noch einmal und noch ausdrücklicher im »Heiland der Tiere«, einer stark phantastischen Schöpfung, an den Tag gelegt. Vom ästhetischen Standpunkt war er als Novellist ungleich glücklicher, wo er das Mitleiden mit dem Tier, als wo er sein Mitgefühl mit dem Menschen zum Thema nahm. Seine Novelle »Bürgerlicher Tod«, eigentlich ein kleiner Roman, da sie am Einzelfall die Zustände eines ganzen Volkes und einer ganzen Epoche schildert, ist künstlerisch kein Meisterwerk; das Buch ist eher eine Predigt, eine soziale Abhandlung zu nennen als eine Dichtung. Aber eine edle Mannestat ist die Schrift. Stammt sie doch aus dem gleichen Jahre 1891 (veröffentlicht wurde sie erst 1894), in dem Paul Heyse sein verbittertes Kampfdrama »Wahrheit?« gegen die siegreich aufstrebende moderne Richtung ins Feld schickte. Und Prinz Sch.-C., den doch sein Adel, seine politische Gesinnung, sein Christentum ganz anders der Moderne hätten entfremden können, als Heyse sein nur ästhetisches Abweichen — er ging bei Zola und Hauptmann in die Lehre, vergaß des eigenen vornehm behaglichen Lebens und befaßte sich mit der Not der armen Leute. . . .

Auf diese Formel könnte man vielleicht das Leben des Prinzen bringen: er war immer ein edler Mensch, oft ein großer Dichter, nie ein Führer zu unterschiedener geistiger Freiheit.

V i c t o r K l e m p e r e r.

Leitner, Dr. Franz Xaver, Domkapitular in Regensburg, päpstl. Hausprälat, Summus Kustos xx., * 5. Januar 1842 zu Bodenwöhr, Bez. A. Neunburg v. W. (Oberpfalz), † 2. Juni 1908 zu Regensburg. — Sohn eines Paliers besuchte der äußerst talentierte Knabe das Benediktinergymnasium Metten (Niederbayern), wo er sogleich im ersten Jahre der zweite, später aber mühelos nicht nur der erste seines Kurses im allgemeinen, sondern auch in allen Gegenständen wurde. Da er auch durch musterhaftes Betragen sich auszeichnete, war es nicht zu verwundern, daß der hervorragende Knabenseminarist auch als Klerikalseminarist in Regensburg, wo er am Kgl. Lyzeum seine volle akademische Ausbildung sich holte, der besondere Liebling seines Diözesanbischofs Dr. Ignatius v. Senestréy († 1906) verblieb. Als ordinierter Priester (1869) war er nur ein Jahr in der Seelsorge zu Burglengenfeld verwendet und erhielt alsdann schon die Erlaubnis, an der Universität Würzburg der Vorbereitung auf den theologischen Doktorgrad zu obliegen. Aus dieser Tätigkeit

erwuchs die als Inaugural-Dissertation bei Herder in Freiburg 1872 erschienene Schrift: »Die Lehre des hl. Thomas über das unfehlbare Lehramt des Papstes«, ein Seitenstück zu der während des Vatikanischen Konzils von seinem Oberhirten verfaßten Abhandlung: »Die Lehre des seligen Albertus Magnus über die päpstliche Unfehlbarkeit«. 1874 veröffentlichte L. noch eine von besonders praktischem Erfolge begleitete Arbeit: »Ein Wort über den Gegenstand der Andacht zum heiligsten Herzen Jesu«. In siegreicher Polemik vertritt er hier entgegen der bloß symbolischen Fassung die These, daß das leibliche Herz Jesu als Gegenstand des lateinischen Kultus festzuhalten sei. Nach rühmlicher Promotion in Würzburg wurde er als Hauskaplan und Sekretär in den unmittelbaren Dienst seines bischöflichen Gönners gezogen. Später wurde er Domvikar und frequentierender Geistl. Rat, hierauf Kanonikus des Stifts zur Alten Kapelle, ebenfalls durch den Ordinarius, an welchen das Ernennungsrecht devolviert war; schließlich, 1893, durch den Prinzregenten Domkapitular und durch den Bischof Generalvikar, eine Vertrauensstellung, welche er bis 2 Jahre vor seinem Tode innehatte. Es ist bekannt, daß er mit Kraft seines Amtes waltete. Doch wenn, zumal in der gegnerischen Presse, vielfach über »ein System Leitner« geklagt wurde, so wird man bei gerechtem Urteile doch sagen müssen, das war ein Schlagwort, wie deren viele schon geprägt worden. Richtig ist, daß L. mit dem *fortiter in re* nicht ebenso das *suaviter in modo* zu vereinigen wußte. Im Verkehr mit den staatlichen Behörden ließ er häufig den richtigen Ton vermissen, wozu trat, daß manches, was andere z. B. betreffs der Kirchengemeindeordnung in oppositionellem Sinne schrieben und taten, auch ihm aufs Konto gesetzt wurde. Ein vielleicht zu sehr entwickeltes Machtbewußtsein hinderte ihn, Vereinbarungen, welche ohne sein Zutun durch höhere Autoritäten getroffen worden waren, entsprechend Rechnung zu tragen. So hatte die nach einem neuen, von Rom genehmigten Modus ohne einen bischöfl. Kommissar erfolgte Abtwahl in Metten (1905) ihn sogar mit dem päpstl. Nuntius Caputo in einen Zwiespalt versetzt. Endlich hatte er, nicht beachtend, daß der erste Verdruß besser ist als der letzte, die Gewohnheit, anstatt sogleich entschieden zu verneinen, wo er nicht bejahen konnte oder wollte, durch Zusagen Hoffnungen zu erwecken, deren Nichterfüllung in den Getäuschten einen Stachel der Bitterkeit zurückließ. Dadurch hatte er sich eine zahlreiche Gegnerschaft zugezogen, so daß man von Klerikern in unverhohlener Freude Isaias XIV, 12 zitiert hören konnte, als L. nach dem Tode des Bischofs Ignatius von der Führung des Generalvikariats enthoben ward. Indes sein plötzliches, apoplektisches Ende rief selbst bei liberal gesinnten Laien ungeheucheltes Mitleid hervor, und an seiner Bahre mußte doch Freund und Feind gestehen, daß hier ein selten begabter, sittenstrenger Priester durch schwere Prüfung sicher geläutert in die ewige Ruhe hinübergegangen sei.

Dr. S c h e n z.

Schrader, Eberhard, Assyriolog, * 5. Januar 1836 in Braunschweig, † 8. Juli 1908. — E. Sch.s Leben ist in einfachen Bahnen verlaufen. Geboren in Braunschweig am 5. Januar 1836 als vierter und jüngster Sohn eines Kaufmanns, hat er in seiner Vaterstadt das Gymnasium und nach dessen Absolvierung 1854 das damals noch bestehende *Collegium Carolinum* besucht, eine

der ehemals zahlreichen Anstalten in norddeutschen Städten, welche den Übergang von der Gelehrtschule zur Universität vermitteln sollten. Hier hat er unter anderem die Anfangsgründe des Arabischen bei P e t r i gelernt. 1856 ging er nach Göttingen, um sich neben der Theologie dem Studium der semitischen Sprachen zu widmen, unter Leitung E w a l d s, dem er zeitlebens dankbare Verehrung bewahrt hat.

Sch. war zunächst wesentlich Hebraist, wenn er auch das Studium des Alten Testaments durch die Aufschlüsse, welche die übrigen semitischen Sprachen boten, zu ergänzen suchte. Mit welchem Erfolg er sich mit diesen beschäftigt hatte, bewies er durch Lösung der von der philosophischen Fakultät 1858 gestellten Preisaufgabe *De linguae Aethiopicae cum cognatis linguis comparatae indole universa*. Auf Grund dieser Arbeit wurde er 1860 zum *Doctor philosophiae* promoviert.

Die nächsten Jahre hat er in der Heimat verlebt. Hier traf ihn, der kein theologisches Examen gemacht hatte, 1862 ein Ruf nach Zürich, um dort als Nachfolger des nach Heidelberg berufenen Hitzig in der theologischen Fakultät die alttestamentliche Exegese zu übernehmen, zunächst als besoldeter Privatdozent; schon im nächsten Jahre wurde er ordentlicher Professor. Neben exegetischen Vorlesungen las er hier über Arabisch, Äthiopisch und Koptisch und veröffentlichte mehrere Arbeiten auf alttestamentlichem Gebiete. Daran reiht sich die tiefgreifende Neubearbeitung von de Wettes Lehrbuch der Einleitung in das Alte Testament (8. Auflage, 1869), die als eine gute Zusammenfassung des Standes der alttestamentlichen Forschung in diesem Zeitpunkt gelten kann, kurz bevor sie durch die von Vatke, Reuß, Graf ausgehende, von Wellhausen siegreich durchgeführte Umwälzung auf eine ganz neue Grundlage gestellt wurde. Aber in diese Zeit ruhiger Lehrtätigkeit, die durch angeregten Verkehr und 1865 durch die Vermählung mit seiner Braunschweiger Jugendliebten, Ida Giltner, verschönt wurde, fällt ein Ereignis, das für Sch.s weiteren Lebensgang entscheidend werden sollte. Dem Züricher Museum waren eine Anzahl keilschriftlicher Denkmäler geschenkt worden, und Sch. wurde aufgefordert, sie zu katalogisieren. Das gab ihm Anlaß, sich mit den Arbeiten der englischen und französischen Entzifferer zu beschäftigen und sich in die bis dahin erschienenen Textpublikationen hineinzuarbeiten, und bald fesselte ihn das neuerschlossene, fortwährend aufs neue die überraschendsten Aufschlüsse gewährende Gebiet immer ausschließlicher. Als erste Frucht seiner Studien erschien im Jahre 1869 im 23. Band der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft der Aufsatz: »Die Basis der Entzifferung der assyrisch-babylonischen Keilschriften, geprüft von Eb. Schrader«. Klar und gemeinverständlich sind hier die Grundlagen der Entzifferung und die Mittel dargestellt und an gut gewählten Beispielen erläutert, durch die es gelungen war, die zahlreichen im Charakter der Schrift liegenden Schwierigkeiten zu überwinden; noch jetzt kann dieser Aufsatz jedem empfohlen werden, der sich über diese Fragen und zugleich über den damaligen Stand der Ergebnisse der Forschung orientieren will. Er gab Anlaß, daß der Vorstand der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft den Verfasser zu »einer erneuten und erweiterten Untersuchung der Grundlagen der Entzifferung der dritten Keilschriftgattung« aufforderte. Sch., der inzwischen 1870 einem Ruf nach Gießen gefolgt war, hat den Auftrag angenommen: das Ergebnis war ein umfassendes, im 26. Bande

der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft im Herbst 1872 veröffentlichtes Werk (auch separat erschienen): »Die assyrisch-babylonischen Keilinschriften«, in dem, nach nochmaliger Besprechung der Hilfsmittel, der Charakter der Schrift und die Grammatik der entzifferten Sprache mit eingehender kritischer Begründung systematisch dargelegt wurde, zunächst auf Grund der in den trilinguen Inschriften der Achämenidenzeit vorliegenden Texte, deren Sinn ja durch die persische Version feststand, doch mit Berücksichtigung alles sonst erschlossenen Materials. Wenn Sch.s Werk auch nur eine Zusammenfassung der von den englischen und französischen Entzifferern gewonnenen Ergebnisse sein will und in Einzelheiten nur gelegentlich neue Resultate geben konnte, so ist er doch gerade durch diese systematische Zusammenfassung vor allem in der Behandlung der Grammatik beträchtlich über sie hinausgekommen und hat dadurch die junge Wissenschaft der Assyriologie ganz wesentlich gefördert. Die Ergänzung bildet das gleichzeitig ausgegebene Werk »Die Keilinschriften und das Alte Testament«, in dem die Ergebnisse der assyrischen Inschriften, soweit sie sich mit dem Inhalt der biblischen Bücher berühren und für deren Verständnis neue Aufschlüsse geben, in sehr übersichtlicher Weise im Anschluß an die einzelnen Stellen des Alten Testaments zusammengestellt sind. Überhaupt zeigt Sch., trotz mancher Schwerfälligkeiten im Ausdruck, in diesen beiden Werken ein großes praktisches Geschick; die in ihnen in Transkription und Übersetzung, mit eingehendem Kommentar, gegebenen assyrischen Texte und die beiden Werken beigegebenen Glossare sind lange Jahre hindurch für jeden, der sich mit der Assyriologie beschäftigen wollte, unentbehrliche Hilfsmittel geblieben.

Die Wirkung der Sch.schen Werke ist sehr weitgreifend gewesen¹⁾. Wenn man bis dahin in Deutschland, von wenigen rühmlichen Ausnahmen, wie Justus Olshausen, Max Duncker und Johannes Brandis, abgesehen, der Entzifferung der babylonisch-assyrischen Keilinschriften ganz ablehnend, ja nicht selten mit unverhohlenem Spott gegenüberstand, so drang jetzt die Anerkennung der genialen Entdeckungen eines Rawlinson, Hincks, Oppert durch, und man begann ihre Ergebnisse zu verwerten. Sch. war inzwischen, 1872, an die Jenenser theologische Fakultät berufen worden, und hier hat er zum ersten Male Vorlesungen über das Assyrische gehalten und in Friedrich Delitzsch seinen ersten Schüler gewonnen, der das Werk des Lehrers alsbald namentlich nach der grammatischen und lexikalischen Seite in willkommenster Weise ergänzte. In diese Jahre fallen zahlreiche kleinere Arbeiten, darunter eine Bearbeitung des vor kurzem entdeckten mythologischen Gedichts von der Höllenfahrt der Istar, eine eingehende Polemik gegen die von Halévy seit 1874 verfochtene Ansicht, das Sumerische (oder wie Schr. damals mit den englischen Assyriologen irrtümlich sagte, das Akkadische) sei keine Sprache, sondern ein von den semitischen Babyloniern erfundenes »hieratisches« Schriftsystem, und vorher schon ein Aufsatz über die Ursitze der Semiten, in dem er energisch für Arabien als Heimat der semitischen Stämme eintrat, eine Anschauung, die jetzt fast allge-

¹⁾ Als einen Beleg für den Eindruck, den sie machten, darf ich wohl erwähnen, daß ich als junger Student Schraders »Assyrisch-babylonische Keilinschriften« sofort nach dem Erscheinen in einer Nacht durchgelesen und alsbald angefangen habe, mich an der Hand derselben in die keilinschriftlichen Texte hineinzuarbeiten.

mein als zutreffend anerkannt ist, die freilich vor ihm schon A. Sprenger auf Grund einer viel umfassenderen historischen Auffassung vertreten hatte.

Inzwischen war in Berlin durch Roedigers Tod die Professur für semitische Sprachen freigeworden, und die philosophische Fakultät beantragte in einer Eingabe vom 31. Juli 1874, dieselbe für die Zukunft in eine Professur für mohammedanische Literatur und eine für semitische Sprachen zu teilen; für die letztere wurde an erster Stelle Nöldeke, an zweiter Sch. vorgeschlagen. Gleichzeitig hatte die Akademie an das Ministerium den Antrag gerichtet, Sch. für Berlin zu gewinnen, und sich bereit erklärt, einen Teil der dafür erforderlichen Mittel bereitzustellen. In dem von Olshausen verfaßten Antrag — unterzeichnet ist er, außer von diesem, von Lepsius, Mommsen, Droysen, Duncker — wird Sch. bezeichnet als »ein Mann von eisernem Fleiß, von gründlicher und vielseitiger Gelehrsamkeit, von durchaus gesunder Kritik, frei von Illusionen wie von Vorurteilen« und als »Schüler Ewalds, aber nicht dessen Nachbeter«. Da die wohl niemals ernsthaft geführten Verhandlungen mit Nöldeke scheiterten, wurde Sch. am 14. Juni 1875 zum Ordinarius in der philosophischen Fakultät und ordentlichen Mitglied der Akademie ernannt. Damit war zugleich die neue Wissenschaft der Assyriologie als ihren älteren Schwestern ebenbürtig anerkannt und unter die an deutschen Hochschulen vertretenen Fächer aufgenommen.

Indessen diese Anerkennung blieb nicht ohne lebhaften Widerspruch. Es fällt uns jetzt schwer, die schroff ablehnende Stellung zu verstehen, welche so viele hervorragende Semitisten und Altertumsforscher lange Jahre hindurch gegen die Assyriologie eingenommen haben, obwohl der Nachweis der Solidität der Entzifferung für jeden, der die Augen auftun wollte, schlagend geführt war. Man hätte erwarten können, die Erschließung eines neuen Gebiets, die Aussicht auf eine urkundliche Erweiterung des bisherigen ganz unzulänglichen Materials würde von den Historikern und alttestamentlichen Theologen wie von den Sprachforschern mit Freude begrüßt worden sein; aber das Gegenteil war der Fall. Die Schwierigkeiten der Erlernung der Schrift, die Unsicherheit mancher Ergebnisse, die zweifellosen Fehler, die dabei vorkamen, können nicht das Entscheidende gewesen sein; denn gegen die Ägyptologie hat man sich niemals so ablehnend verhalten, obwohl auch hier die Schwierigkeiten nicht geringer und das Verständnis der Texte um 1875 kaum weiter fortgeschritten war und sie seitdem ebensoviel hat berichtigen und vertiefen müssen wie die Assyriologie. Vielmehr sind zwei andere Momente von ausschlaggebender Bedeutung gewesen. Gegenwärtig fällt es auch dem, der die folgende Entwicklung mit durchlebt hat, schwer genug, sich ins Bewußtsein zurückzurufen, wie unendlich vieles von dem, was wir jetzt von der Geschichte des alten Orients wissen, ja was fast elementares Gemeingut geworden ist, vor einem Menschenalter noch völlig unbekannt war. Von dem großen politischen Hintergrund, auf dem sich die im Alten Testament bewahrten Episoden abgespielt haben, von den Einzelvorgängen, aus denen die Äußerungen der Propheten erwachsen sind, wußten wir bitterwenig; und immer von neuem mühte man sich an der Danaidenarbeit ab, aus den Nachrichten des Herodot, des Ktesias, des Berossos und den im Alten Testament erhaltenen Geschichtstrümmern einen Überblick der Geschichte des alten Orients zu gewinnen. Da traten die assyrischen Nachrichten ein. Überall brachten sie, falls sie zuverlässig waren, ungeahnte Kunde, überall aber traten sie mit den herkömmlichen Darstellungen der israelitischen Geschichte sowohl (dagegen

keineswegs mit den wirklich geschichtlichen Nachrichten, welche das Alte Testament bewahrt) wie mit den bei den Griechen bewahrten Nachrichten und vollends mit den darauf aufgebauten Systemen in flagranten Widerspruch. Begreiflich genug, daß man sich sträubte, sie anzunehmen: wie sehr man bisher in die Irre gegangen war, wie wenig vor allem alle diese griechischen Nachrichten, abgesehen von den Fragmenten der Berossos, von historisch verwertbarer Kunde enthielten, konnte bis dahin kein Mensch ahnen. So erklärt es sich, daß vielen Gelehrten die geistige Elastizität fehlte, das Neue vorurteilslos zu prüfen und in sich aufzunehmen: statt sich in die Elemente der assyrischen Schrift hineinzuarbeiten, wodurch jeder sprachlich Geschulte sofort die Möglichkeit gewonnen hätte, mit ziemlicher Sicherheit zu beurteilen, was als gesichert gelten konnte, wo Reserve geboten war, klammerte man sich an die scheinbaren und wirklichen Seltsamkeiten der Schrift und vor allem an die bekannte Tatsache, daß die Lesung der größtenteils ideographisch geschriebenen Götter- und Personennamen sehr unsicher und schwankend war — vielfach sind diese Schwierigkeiten auch jetzt noch nicht gehoben —; und dieselben Männer, die die zahlreichen fortwährend auf alttestamentlichem Gebiet vorgebrachten Phantasien und die Ungeheuerlichkeiten, zu denen hervorragende Gelehrte nur zu oft bei der Interpretation phönikischer und aramäischer Inschriften und Sigel gelangt waren, mit gebührender Milde beurteilten, hielten den Assyriologen unnachsichtlich jeden Mißgriff, jeden sprachlichen oder sachlichen Fehler, jede falsche Kombination vor, und glaubten mit diesen Irrtümern auch die gesamten Ergebnisse ihrer Entdeckungen verwerfen oder zum mindesten anzweifeln zu dürfen.

Dazu kam ein weiterer Umstand. Die Entzifferung der babylonisch-assyrischen Keilschrift ist in England und Frankreich ausgeführt worden und in diesen Ländern ist bekanntlich jede Wissenschaft, die sich durchsetzen und Erfolge erreichen will, darauf angewiesen, das Interesse der breiten Massen der Gebildeten zu gewinnen. Bei der Assyriologie war das um so mehr der Fall, da sie nun einmal mit dem Alten Testament in enger Beziehung steht und dies ohnehin schon in England in ganz anderer Weise ein allgemeines Interesse erweckt als etwa bei uns. Schon an sich locken Entzifferungsaufgaben unberufene Dilettanten an, denen doch einmal, neben vielem Verkehrten, ein guter Fund gelingen mag; und auch bei den wirklich Berufenen kann die divinatorische Kombination, mit der ein Entzifferer vorgehen muß, den Sinn für strenge Kritik und methodische Selbstzucht nicht gerade fördern: nur zu oft erweist sich hier, was zunächst ganz unwahrscheinlich erschien, dennoch als ein gangbarer Weg, ja als das einzig richtige. So ist es begreiflich, daß die Assyriologie den Kinderkrankheiten der Popularitätshascherei und der wilden, ziellosen Kombination besonders stark ausgesetzt war; selbst gegenwärtig hat sie dieselben noch nicht immer völlig überwunden. Diese Gebrechen machten sich jetzt auch in Deutschland geltend; gerade durch das ablehnende Verhalten eines großen Teils der ihr sachlich am nächsten stehenden Gelehrten wurde sie um so mehr in diese Bahnen gedrängt. Aber wer unbefangen urteilt, wird den Vorwurf, daß er diese Ausschreitungen gefördert habe, gegen Sch. nicht erheben können: gewiß war er schon seiner Natur nach enthusiastisch gestimmt — aber wer will ihm verdenken, daß ihn das gewaltige Gebiet neuer Belehrung, welches sich ihm erschlossen hatte, mit Begeisterung erfüllte und er danach

strebte, ihm die so lange vorenthaltene Anerkennung zu erringen? Gewiß fehlte ihm die strenge sprachliche Schulung, die ihn vor manchen Mißgriffen hätte bewahren können, und ließ er sich mitunter von verwegenen Kombinationen anderer (nicht von eigenen) blenden, wo scharfe Kritik angebracht gewesen wäre; aber nur um so mehr ist anzuerkennen, daß er sich ernstlich und sehr erfolgreich bemüht hat, diese Kritik zu üben, das Sichere von dem Problematischen zu scheiden, und daß seine Arbeiten, indem sie die Ergebnisse der bahnbrechenden Entzifferer zusammenfaßten und sichteteten, zugleich eine weit solidere Basis für die fortschreitende wissenschaftliche Arbeit schufen, als diese zu geben vermocht hatten. Dennoch ist es natürlich, daß die Angriffe gegen die Assyriologie sich in erster Linie gegen ihn richteten, als den Mann, der diese Wissenschaft in Deutschland heimisch gemacht hatte.

Als Wortführer dieser Stimmungen erhob sich Alfred von Gutschmid. Das Erscheinen der vierten Auflage von Dunckers Geschichte des Altertums (1874), bei der Sch. dem Verfasser manche Aufschlüsse gegeben hatte und die er gegen eine Rezension Gutschmids energisch verteidigte, gab diesem den Anlaß zu einem scharfen Angriff gegen Sch. und die Assyriologie überhaupt, der zu Anfang des Jahres 1876 unter dem Titel »Neue Beiträge zur Geschichte des alten Orients. Die Assyriologie in Deutschland« erschien und die wissenschaftliche Welt aufs lebendigste erregte. An Umfang des geschichtlichen Wissens, an historischer Schulung und kritischer Begabung war Gutschmid seinem Gegner weitaus überlegen; daneben verwendet er alle Mittel des Witzes und der Satire, die er als Meister beherrschte, zu einem Sturm auf die gesamten Grundfesten der Assyriologie, die Hilfsmittel, die Methode, die Ergebnisse, von denen er nur ganz wenige mit aller Reserve als verwertbar anerkennen will: mit dem Worte des alten Cato »*Chaldaeos ne consulito!*« schließt die Schrift. Es ist nicht zweifelhaft, daß dieser leidenschaftliche Angriff wie ein reinigendes Gewitter gewirkt hat; auf gar manche wunde Punkte, auf Flüchtigkeiten und voreilige Schlüsse, auf die aus der Popularisierungssucht erwachsenden Gebrechen hat Gutschmid den Finger gelegt und indem er die neuentstehende Wissenschaft zur Selbstbesinnung und erneuten Nachprüfung zwang, ihre weitere Entwicklung gefördert. Aber als Ganzes schießt der Pfeilhagel, mit dem sie überschüttet wurde, weit über das Ziel hinaus: wenn er dem Gegner Befangenheit vorwirft, so war er selbst in noch weit höherem Grade befangen. Es hat sich an ihm gerächt, daß er gar nicht den Versuch gemacht hat, sich die Elemente der Schrift anzueignen — das war auch damals schon weit leichter, als es dem Fernerstehenden scheinen konnte — und etwa einen einfachen historischen Text zu lesen: seine Angriffe hätten an positiven Ergebnissen fruchtbarer sein können, wenn er hier etwas mehr Sachkenntnis besessen hätte. So aber verschließt er sein Auge geradezu gegen doch völlig gesicherte Tatsachen; es fällt auf ihn selbst zurück, wenn er den trotz einzelner Flüchtigkeiten in allem wesentlichen durchaus soliden Transkriptionen und Übersetzungen Sch.s die Werke Ménants als Muster gegenüberstellt, Bücher, die, ganz abgesehen von den zahllosen Druckfehlern, die sie entstellen, Satz für Satz mit beispielloser Oberflächlichkeit und Flüchtigkeit gearbeitet sind und in der Tat eine vernichtende Kritik der Art, wie sie Gutschmid an Sch. zu üben suchte, verdient hätten. Sch. hat den Fehdehandschuh aufgenommen; nach zweijähriger angestrebter Arbeit veröffentlichte er 1878 ein umfangreiches Werk »Keilinschriften und Geschichtsforschung«, vielleicht

die reifste und ertragreichste seiner Arbeiten. Er hatte dem Gegner gegenüber einen schweren Stand: die Schlagfertigkeit, die Gabe pointierter und wirkungsvoller Formulierung seiner Ansichten, die Gutschmid in hervorragendem Maße besaß, war ihm versagt, eine gewisse Schwerfälligkeit haftet allen seinen Schriften an. Aber was ihm nach der formellen Seite fehlte, ersetzte er durch solide Gelehrsamkeit und streng sachliche Diskussion; und die Ehrlichkeit einer gewissenhaften Überzeugung, die in seiner Persönlichkeit wie in seinen Schriften überall hervorleuchtet, konnte die Wirkung nicht verfehlen. In den Einzelfragen hat sich natürlich in den 30 Jahren, die seitdem vergangen sind, gar manches anders gestaltet, wenn auch recht viele von den Sch.schen Ergebnissen bestehen geblieben sind; in der Hauptsache hat er seine Sache siegreich und erfolgreich durchgefochten. Seit dem Erscheinen seines Werks sind die Zweifel an der Zuverlässigkeit der Entzifferung verstummt; und auch diejenigen Gelehrten, welche bis dahin der Assyriologie ganz skeptisch gegenüberstanden, haben seitdem ihre Resultate angenommen; wenn dabei Vorsicht und die bei der Verwendung fremder Ergebnisse immer gebotene Zurückhaltung geübt wird, so kann das jedem, der es mit der Wissenschaft ernst meint, nur willkommen sein.

Inhaltlich liegt der Schwerpunkt des Sch.schen Werkes in zahlreichen historischen und geographischen Einzeluntersuchungen; und diesen Gebieten gehört auch die Mehrzahl der Arbeiten an, die er seitdem, vor allem in den Schriften der Berliner Akademie, veröffentlicht hat. Auch der zweiten, gänzlich umgearbeiteten Auflage des Werkes »Die Keilinschriften und das Alte Testament«, die 1883 erschien, ist diese Richtung seiner Studien zugute gekommen. Grammatische Arbeiten hat er nicht mehr veröffentlicht; sein Interesse lag eben durchaus auf der Seite der Realien, und der fortschreitenden Ausbildung der assyrischen Philologie, dem Ausbau der Grammatik und des Lexikons, der an Friedrich Delitzsch anknüpft, hat er wohl kaum mehr überall ganz folgen können. So erklärt es sich, daß er in dem eben genannten Werke die Bearbeitung des keilinschriftlichen Sintflutberichts an Paul Haupt übertrug, und daß, als er 1889 ein neues großes Unternehmen begann, die »Keilinschriftliche Bibliothek«, eine äußerst dankenswerte Sammlung aller wichtigeren babylonischen und assyrischen Texte, zuerst der historischen Inschriften, in Transkription und Übersetzung, er wohl noch einige assyrische Königsinschriften selbst bearbeitet, weitaus das meiste aber jüngeren Gelehrten (C. Bezold, H. Winckler, P. Jensen, F. E. Peiser, L. Abel) überlassen hat, die er in die Anfangsgründe des Assyrischen eingeführt hatte.

Denn eine reiche Lehrwirksamkeit hatte sich ihm in Berlin eröffnet, und die neue Wissenschaft warb jetzt zahlreiche Jünger. Wenn Sch. die führende Stellung, die ihm in derselben zunächst zugefallen war, auf die Dauer nicht eingenommen und auch niemals beansprucht hat, so war er durch seine Persönlichkeit um so mehr berufen zu einer vermittelnden Tätigkeit, zum Ausgleichen und Einschränken der Gegensätze, die in der weiteren Entwicklung nicht ausbleiben konnten: es ist gerade auch nach dieser Seite ein schwerer Verlust für die Wissenschaft gewesen, daß er ihr so bald entrissen worden ist. Denn was Sch. auszeichnete, war die innere Lauterkeit und Wahrhaftigkeit seines Charakters und die Herzenswärme, mit der er Leben und Wissenschaft erfaßte, und die er jedem entgegentrug, der mit ihm in Berührung trat. Auf ihr beruhte es,

daß er sich zu einem kräftigen, gesunden Optimismus systematisch erzogen hat, daß er Widerspruch und Belehrung durch andere gern ertrug, daß er durchaus Selbstkritik übte und nicht selten darüber scherzte, daß er nun einmal ein »Brausekopf« sei, der sich leicht zu Voreiligkeiten verleiten lasse; und wenn er mir einmal den sehr beherzigenswerten Rat gegeben hat, sich durch Einwendungen gegen eine wohlerrungene Ansicht nicht einschüchtern zu lassen, da man über diesen Einwendungen nur zu leicht die Gründe vergesse oder geringschätze, welche zur Bildung dieser Ansicht geführt hatten, so sprach sich darin das Bewußtsein aus, daß er selbst immer geneigt war, gegen diese Lehre zu verstoßen.

Sch. stand in der Vollkraft seiner Wirksamkeit, in einem reichen, wenn auch durch langes Leiden und frühen Tod einer eben herangewachsenen Tochter getrübteten Familienleben: da traf im Februar 1895 den 59 jährigen ein schwerer Schlaganfall, der die linke Seite dauernd lähmte. Die geistigen Fähigkeiten hatten zunächst nicht gelitten; und in dem ersten Wort, welches Sch. sprach, als er wieder zu vollem Bewußtsein kam, gelangte sein unverwüster Optimismus zu ergreifendem Ausdruck: »Es ist doch ein Glück, daß nicht die rechte Seite gelähmt ist.« Aber die äußerste Schonung war geboten, und die Möglichkeit zu selbständigem Weiterarbeiten ist nicht wiedergekehrt. Vorlesungen hat er in seiner Wohnung noch wieder mehrere Semester hindurch halten können, und für diese Stunden trat auch die alte Frische noch wieder hervor; aber das Leiden schritt fort, und im Jahre 1899 mußte er sich dauernd von seinen Amtspflichten entbinden lassen. Auch die längst vergriffene zweite Auflage des Werkes »Die Keilinschriften und das Alte Testament« neu zu bearbeiten war ihm nicht mehr möglich; er hat das Werk an Hugo Winckler und Heinrich Zimmern übertragen, die an Stelle des Sch.schen Buchs ein ganz anderes gesetzt haben, das mit jenem nur den Titel gemein hat.

So endete das mit so reichen Erfolgen begonnene Leben in langem schwerem Leid. Aber bewältigen lassen hat Sch. sich nicht: statt zu klagen, hat er sich gefreut, daß es ihm vergönnt war, die aufsteigende Weiterentwicklung der von ihm nach Deutschland verpflanzten Wissenschaft noch weiter verfolgen zu können, wo er selbst die Hand vom Pfluge hatte abziehen müssen; und alle neuen Erscheinungen hat er mit Freuden begrüßt, auch als allmählich auch die geistigen Kräfte immer mehr abnahmen. Seine Gattin und seine beiden Kinder haben ihn treu gepflegt. Da wurde ihm im Frühjahr 1908 die Lebensgefährtin nach kurzer Krankheit entrissen. Dieser neue harte Schlag hat zunächst ein nochmaliges Aufflackern des geistigen Lebens herbeigeführt. Nur um so rascher verzehrten sich die Kräfte, die ihm noch geblieben waren: am 8. Juli 1908 ist er sanft entschlafen.

Außer Mitteilungen des Sohns, Pastor Eb. Schrader in Reinickendorf, habe ich einen Nekrolog aus der Feder des Schwiegersohns Fr. Conze im »Braunschweigischen Magazin« Oktober 1908 sowie die Nekrologe von H. Zimmern (Ber. d. Sächs. Ges. d. Wiss. 14. November 1908) und C. Bezold (Ztschr. f. Assyriologie Bd. 22, mit sorgfältigem Verzeichnis aller Schriften Schraders) benutzen können.

Mit Genehmigung des Verfassers aus seiner »Gedächtnisrede auf Eberhard Schrader«. Abhandlungen der kgl. preuß. Akademie der Wissenschaften vom Jahre 1909 (wieder abgedruckt in seinen »Kleinen Schriften« 1910) wiederholt. —

Eduard Meyer.

Beck, Konrad August, Bischof der evang. Brüderkirche. * 19. Oktober 1835 in Herrnhut (Sachsen), † 24. Februar 1908 in Herrnhut. — Er besuchte zuerst die Knabenschule in Herrnhut, trat 1848 in das Pädagogium der Brüdergemeinde in Niesky (Oberlausitz) ein und studierte dann von 1853—56 Theologie im theologischen Seminarium der Brüderkirche zu Gnadenfeld (Oberschlesien). Nachdem er 6 Jahre als Lehrer tätig gewesen war, zuerst in der Knabenpensionsanstalt der Brüdergemeinde in Gnadenberg (bei Bunzlau) und danach am Pädagogium zu Niesky, wurde er 1863 zum Pfarrvikar der zerstreuten evangelischen Gemeinde in Rosendorf (Bezirk Tetschen in Nordböhmen) berufen, deren Mitglieder schon lange nahe Beziehungen zur Brüdergemeinde Herrnhut unterhalten hatten. Dasselbst verheiratete sich Beck mit Frl. Pauline Rosenow, bis dahin Lehrerin in Gnadenberg. Im Jahre 1876 folgte er einer Berufung als Prediger der Brüdergemeinde Gnadenfeld, von wo aus er 1886 zum Mitglied der Deutschen Unitäts-Direktion gewählt wurde; damit verlegte er seinen Wohnsitz nach Berthelsdorf bei Herrnhut. Hier empfing er 1888 die Weihe zu einem Bischof der Evangelischen Brüderkirche. Innerhalb der Direktion gehörte er der Abteilung für Kirchen- und Schulangelegenheiten an. Nach seinem Eintritt in den Ruhestand 1901 verbrachte er seine letzten Lebensjahre in Herrnhut, wo er am 24. Februar 1908 im Alter von 72 Jahren und 4 Monaten entschlief. — Becks ernste und strenge, dabei jedoch zugleich liebevolle und herzlich teilnehmende Art als treuer Berater, Seelsorger und Vorgesetzter, sein kraftvolles evangelisches Zeugnis als Kanzelredner und sein entgegenkommendes Verständnis für christliche Gemeinschaftspflege auf gesunder, nüchterner evangelischer Grundlage sicherten ihm einen weitreichenden und tiefgehenden Einfluß auf große Kreise innerhalb und außerhalb der Brüderkirche, wie denn auch seine besondere Gabe auf dem Gebiet der geistlichen Rede und der persönlichen Seelsorge lag. Als Mitglied der leitenden kirchlichen Behörde des deutschen Zweiges der Brüderkirche erfreute er sich aber auch infolge seiner großen Gewissenhaftigkeit als Verwaltungsbeamter und wegen seines klaren, weiten Blickes und seines sicheren Urteils hoher Achtung und Wertschätzung.

Sein Bildnis ist veröffentlicht worden im »Brüderkalender 1909« nebst kurzer Charakteristik. Ein Abriß seines Lebensganges erschien im »Herrnhut«, Wochenblatt aus der Brüdergemeinde, 1908, Nr. 11 u. 12. (Schriftl. u. Verlag für beides: Prediger Ad. Schulze, Herrnhut in Sachsen.)

A. S c h u l z e.

Thiel, Andreas, Bischof von Ermland, * 28. September 1826 in Lokau bei Seeburg, Ostpr., † 17. Juli 1908 in Frauenburg. Bezog nach Beendigung der Gymnasialstudien in Roessel und Braunsberg 1845 das Königliche Lyceum Hosianum in Braunsberg, wo er sich drei Jahre den philosophischen und theologischen Studien widmete, besonders dem Studium der Geschichte. Hierfür hatte er schon auf dem Gymnasium in Braunsberg durch dessen Direktor Jakob Lilienthal, einen ausgezeichneten Kenner besonders der Vergangenheit Braunsbergs, die erste Anregung empfangen, welche durch den Dozenten der Kirchengeschichte am Lyzeum, Professor Anton Eichhorn, gefördert wurde. Nach Beendigung seiner Studien (1849) war Th. kurze Zeit in der Seelsorge tätig (Drangowski bei Tilsit), 1851 setzte er seine Studien in Breslau fort, wo er 1853 zum Lizentiaten der Theologie (Inauguraldissertation *De Nicolao Papa I legis-*

latores ecclesiastici) und 1859, 20. Juli zum Doktor der Theologie promovierte (*Nicolai Papae I idea de primatu Romani pontificis explicata*). Schon 1853 habilitierte sich Th. als Nachfolger Eichhorns am Lyceum Hosianum für die Fächer der Kirchengeschichte und des Kirchenrechts (Habitationsrede: *Alt-römische Rechtsanschauung in bezug auf die politische Stellung der christlichen Kirche*, 1855 in der Tübinger Quartalschrift veröffentlicht); er wurde 1855 Extraordinarius, 1858 Ordinarius. Das Werk achtjähriger emsiger Arbeit waren die *Epistolae Romanorum Pontificum genuinae et quae ad eos scriptae a S. Hilario usque Pelagium II. Tom. I. Brunsbergae* 1868, eine Fortsetzung der Coustantischen Publikation (Paris 1721), wofür er das Material hauptsächlich in einem einjährigen Aufenthalte in Rom seit Herbst 1860 sammelte. Der zweite Band, dessen Material ebenfalls vorliegt, blieb unediert. Schon 1866 hatte ihn die theologische Fakultät zu Wien wegen seiner hervorragenden Leistungen auf theologischem Gebiete zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt. Kleinere Arbeiten erschienen in den Indices des Lyzeums: *De decretali Gelasii papae de recipiendis et non recipiendis libris et Damasi consilio Romano* (1864/65, 1865/66, 1866). Th. war auch 1856 Mitbegründer des Vereins für die Geschichte und Altertums-kunde Ermlands, zuerst Sekretär, nach Eichhorns Tode 1869—1885 Vorsitzender des Vereins. Die Zeitschrift des Vereins enthält von ihm folgende Aufsätze: Das Verhältnis des Bischofs Lucas Watzelrode zum Deutschen Orden (Bd. 1), Beiträge zur Verfassungs- und Rechtsgeschichte Ermlands (Bd. 3), Der Flachsbaum und Flachshandel in Ermland (Bd. 5), Wehrverfassung und Wehrverhältnisse im alten Ermland (Bd. 6).

Durch seine Ernennung zum Domkapitular (1870) und Generalvikar der Diözese Ermland (1871) wurde Th. diesen literarischen Beschäftigungen zu seinem großen Leidwesen entrissen und genötigt, seine Tätigkeit mehr auf das Gebiet der Verwaltung zu verlegen, zumal da der kirchenpolitische Konflikt jener Jahre die Diözese ganz besonders traf. Noch weniger Zeit zu literarischen Arbeiten fand er seit seiner Erhebung auf den bischöflichen Stuhl von Ermland (1885). Die verschiedenen geistlichen Bedürfnisse seines Sprengels nahmen ihn ganz in Anspruch, doch betätigte er bei seinem hochidealen Sinne stets sein Interesse für die Wissenschaft und speziell für die Geschichte Ermlands.

Braunsberg.

Universitätsprofessor Dr. J o s. K o l b e r g.

Robbert, Wilhelm, * 31. Mai 1838 zu Donsbrüggen, einem Dorfe in der Rheinniederung bei Cleve, † 27. Oktober 1908 zu Cleve. R. widmete sich, bevor er das väterliche Hotel übernahm, dem Studium der Landwirtschaft auf der Poppelsdorfer Akademie bei Bonn (1858 und 1859). Schon 1866 erschien ein Bändchen Gedichte, bekannter aber wurde er erst durch das von frischem Weidmannshumor durchwehte Büchlein »Memoiren des Hasen Löffelmann« mit eingedruckten Illustrationen von G. Marx (Düsseldorf, Bagel 1882). In den Bahnen Wilhelm Buschs wandelt R., der sich übrigens auch als gewandter und geschätzter Gelegenheitsdichter erwies, in seinem zweiten und letzten Werkchen: Friedrichs und Ferdinands Buben- und Studentenstreiche, eine rheinische Dorf- und Hochschulhumoreske, in lustige Reime gebracht (Düsseldorf, Bagel 1887). In diesem derbhumoristischen Versbuch hat R. in glücklicher Weise Erinnerungen aus seiner Bonner Studentenzeit verarbeitet.

Neben den beiden Titelhelden, von denen der Friedrich genannte *Studiosus juris* der spätere Ministerialdirektor im preußischen Unterrichtsministerium Althoff sein soll, ist die Hauptperson der biedere Schmitze-Iupp, ein als Original weit und breit bekannter ehemaliger Wirt in der rheinischen Musenstadt.
E. L.

Oeri, Johann Jakob, *Dr. phil.*, Gymnasialprofessor, * 24. Juni 1844 zu Lausen (Kt. Baselland), † 2. April 1908 in Basel. — Sohn eines Baslerischen Geistlichen, erwarb sich Oe. seine Bildung in der Heimat der Eltern, lag an der Universität dem Studium der Philologie ob und erwarb sich mit einer Abhandlung über die Frage der Responsion in den griechischen Dramen (Bonn 1865) den Dokortitel. Das Diplom eines preußischen Oberlehrers öffnete ihm eine Gymnasialpraxis in Schlesien. Nachdem Oe. seit Anfang der 70er Jahre in gleicher Stellung in Schaffhausen gewirkt und sich daselbst um die sorgfältige, reizvolle Publikation des *Onyx* (ersch. als Jubiläumsschrift des hist.-antiquar. Vereins Schaffhausen, Zürich, Hofer 1882) verdient gemacht hatte, folgte er 1882 einem Ruf als Lehrer an das obere Gymnasium Basel. Hier anfänglich in Wort und Schrift politisch — besonders in Schulfragen — tätig und als Mitglied des Großen Rates (1889—99) eifriger Verfechter des Proportionalwahlsystems, widmete er sich später nach Baslerischer Überlieferung mehr und mehr der Gemeinnützigkeit. — Oe.s fachwissenschaftliche Tätigkeit galt ausschließlich dem mit großer Kombinationsgabe und gewandter Darstellungskunst wiederholt behandelten Problem seiner Dissertation (*Novae in responsionem Aristophaneam animadversiones*, Schaffh. Progr. 1876 — Die große Responsion in der spätern Sophokleischen Tragödie, Berlin 1880 — Interpolation und Responsion in den jamb. Partien der Andromache des Euripides, Schaffh. Progr. 1882 — Die euripid. Verszahlensysteme, Basel Progr. 1897/98 — Die Sophokl. Responsion-Verteidigung, Berichtigungen, Folgerungen, Basel, Progr. 1903). Daneben galten seine Arbeiten dem Studium der griechischen Dramatiker überhaupt, speziell Sophokles, von dessen »Mädchen von Trachis« Oe. eine gute Übersetzung (Basel, Sallmann 1892) und einen Kommentar (Beiträge zum Verständnis der Trachin. des Sophokles, Berlin 1882) veröffentlichte. Auch über Euripides äußerte sich Oe. öfter in den Versammlungen des Vereins Schweiz. Gymnasiallehrer und Programmen des Basler Gymnasiums (Über Götter und Menschen bei Euripides, usw.) — alles »hypothetisch, aber hübsch zu lesen«, wie ein Kritiker urteilt.

Damit in engstem Zusammenhang stehen Oe.s Verdienste als Herausgeber der nachgelassenen Werke Jakob Burckhardts, der Griechischen Kulturgeschichte, 4 Bände, Berlin u. Stuttgart, Speemann 1898—1902 — sowie der »Weltgeschichtlichen Betrachtungen«, Berlin 1905. Nach oft nur dürftigen Aufzeichnungen des Verfassers, wie sie der Schwestersohn im Nachlaß seines Oheims vorgefunden, und nach flüchtigen Nachschriften der Schüler fast selbständig gearbeitet, sollten diese Ausgaben das Interesse am griechischen Altertum aufs neue wecken und steigern. In der Tat spricht denn auch aus ihnen, die sich von zünftiger Seite Anfechtungen gefallen lassen mußten, die unvergeßliche Persönlichkeit Jakob Burckhardts recht lebhaft zum Leser. — Mit Oe.s Hinschied verlor das Basler Gymnasium auch einen bedeutenden Lehrer, der besonders in der Horazinterpretation, an der sich seine epikuräisch und

satirisch veranlagte Natur Genüge tun konnte, sowie im Unterricht der deutschen Literatur den Schülern näher trat. (Man vergleiche seinen Vortrag »Über die Erziehung der Jugend zum Verständnis der Poesie«, Schaffh. 1882.)

Hermann Schollenberger.

Rosenmund, Max, Dr. phil., Ingenieur, Professor am eidgenössischen Polytechnikum in Zürich; * 12. Febr. 1857 in Liestal (Kt. Baselland), † 18. Aug. 1908 in Küsnacht bei Zürich. — Als jüngster Sohn begüterter Eltern unter glücklichen Verhältnissen geboren, genoß R. eine vorzügliche Erziehung in Haus und Schule, zunächst in Zürich, wohin die Familie übersiedelt war. Nach dem frühen Tode des Vaters, der ihn zur Übernahme seines überseeischen Geschäfts in Rio de Janeiro bestimmt hatte, ließ die Mutter den Knaben zur Vorbereitung auf den seinen innersten Neigungen entsprechenden Ingenieurberuf die Industrieschule in Lausanne besuchen. Hier fand seine früh reifende, durch verständnisvolle Lehrer geweckte Freude an der Natur eine erste Betätigung in kühnen Kletterpartien des spätern geübten Hochtouristen, der noch drei Jahre vor seinem Tode mühelos den Jungfraugipfel bestieg. Ebenso wurde die Mußezeit der Studienjahre am Polytechnikum, das R. im Herbst 1875 bezog, zu eifrigen Touren in die Alpen, die Pyrenäen und die Dauphinée benutzt. Die hier bewiesene Ausdauer sowie ein die Gefahr zwar nie unterschätzender, jedoch vor keiner Strapaze und Entbehrung zurückschreckender Unternehmungsgeist befähigten R. auch zu den Erfolgen auf seinem Berufsfeld, auf das ihn sein im Herbst 1879 erworbenes Diplom als Bauingenieur hinwies. Nach Absolvierung eines längern Militärdienstes — R. brachte es in regelmäßigem Avancement bis zum Rang eines Obersten der schweizerischen Artillerie im 2. Armeekorpsstab (1906) — begann er seine praktische Tätigkeit als Baupraktikant bei Flußbauten zum Zweck der Verbesserung der Schifffahrt auf der Seine in Suresne bei Paris. Seit 1881 als Aufnahmeingenieur im eidgen. topographischen Bureau in Bern niedergelassen — er bearbeitete als solcher das Blatt Partnun des Siegfriedatlases — wurde der fleißige und zuverlässige Arbeiter schon 1882 zum Triangulations-Ingenieur befördert und von seinen Vorgesetzten bald mit der Lösung der höchsten wissenschaftlichen Aufgaben auf dem Gebiet des Vermessungswesens betraut, denen zufolge er seine ganze Kraft auf die trigonometrisch-geodätischen Arbeiten der schweizerischen Landesmessung sowie der internationalen europäischen Gradmessung verlegte. So entstanden seine »Untersuchungen über die Anwendung des photogrammetrischen Verfahrens für topographische Aufnahmen«, veröffentlicht als Bericht Bern 1896. Nachdem sich R. so praktisch und theoretisch in das Gebiet der Geodäsie in ihren Beziehungen zur Land- und Erdmessung eingearbeitet und die Führung in diesem Zweig des schweizerischen Landvermessungswesens übernommen hatte, übertrug ihm die Baugesellschaft für den Simplontunnel, Brandt, Brandau & Co., 1898 die Richtungsbestimmung der Achse für den Tunnel sowie die jeweiligen Kontrollmessungen bezüglich der Länge und Höhenverhältnisse bis zum Durchschlag des Tunnels. Die in dieser Vermessungsarbeit am Simplontunnel gemachten Erfahrungen, die R. den Welt-ruhm eintrugen, legte er in drei Publikationen nieder; zuerst in einem Spezialbericht (Bern 1901), dann in einem als Separatabdruck der »Schweizerischen

Bauzeitung« (Bd. XXXVII), Zürich 1901, erschienenen Aufsatz »Über die Absteckung des Simplontunnels«, sowie endlich in der gemeinsam mit Charles Ed. Guillaume und Raoul Gautier veröffentlichten wissenschaftlichen Abhandlung »*La mesure de la base géodésique du tunnel du Simplon*«, Bd. XI der »*Travaux astronom. et géodés. exéc. en Suisse*«. Mit der Bestimmung der Länge und Richtung der Achse des Simplontunnels mit der Genauigkeit eines Millionstels der Gesamtlänge hatte R. sein Meisterstück abgelegt, indem er hier die zu erwartenden Fehler in den Bestimmungen voraussagte. Der im Februar 1905 erfolgte Durchschlag des Vortriebstollens I ergab die Richtigkeit von R.s mühevollen, ausdauernden Arbeiten. Seine bei der Eröffnung der Bahn bewiesene Bescheidenheit und Entsagung, welche ihn von dem rauschenden Zug der Festteilnehmer durch die Simplonstädte ferngehalten, konnte es nicht verhindern, daß ihm im April 1905 von den drei schweizerischen Universitäten Genf, Lausanne und Basel zugleich das Diplom des Ehrendoktors überreicht wurde. —

Zuletzt war R. — bis 1904 — in Bern tätig als Adjunkt des Direktors der Abteilung für Landestopographie des eidgenössischen Militärdepartements und hatte in dieser Stellung die wissenschaftliche Bearbeitung des Materials sowie die Einführung der Ingenieure in die neu auftretenden Probleme der Landesvermessung zur Aufgabe. Dieser entsprang seine »Anleitung für die Ausführung der geodätischen Arbeiten der schweizerischen Landesvermessung« (Bern 1898), jener die im Auftrag seiner Behörden verfaßte »Änderung des Projektionssystems der schweizerischen Landesvermessung« (Bern 1903). — Einem Ruf an die durch den Tod von Prof. Dr. Decher verwaiste Professur für Vermessungskunde und Geodäsie am eidgenössischen Polytechnikum in Zürich mit dem Anerbieten lebenslänglicher Anstellung leistete R. inmitten dieser Pläne und Arbeiten nur zögernd Folge. Durch größere noch in den letzten Jahren unternommene Reisen ins Ausland, durch seine vielfachen Beziehungen zu ausländischen Fachkollegen und fleißiges Studium der einschlägigen Literatur behielt R. stets ein offenes Auge für die Fortschritte auf seinem Gebiete. Auch in andern Missionen stellte er seine Fähigkeiten und Kenntnisse dem Vaterland zur Verfügung; so als Mitglied der eidgenössischen geodätischen Kommission durch die Oberleitung der Schwere- und Längbestimmungen und die Einführung der Ingenieure in ihre Arbeiten, als Mitglied der eidgenössischen Artilleriekommission in der schwierigen Frage der Neubewaffnung usw. Anfang Mai 1908 zwangen ihn Gesundheitsrücksichten, um einen längern Urlaub nachzusuchen, und bereits am 18. August desselben Jahres raffte ihn eine tückische und hartnäckige Krankheit dahin. Die kurze Dauer seiner Lehrtätigkeit (1904—08) hatte doch genügt, um das große Verdienst seiner akademischen Wirksamkeit erkennen zu lassen: die Herausgestaltung einer nationalen Richtung im Vermessungswesen.

(F. B[ecker]. Neue Zürcher Zeitung, 25. VIII. 08. — K. E. H[ilgard]. Zürcher Wochenchronik, 29. VIII. 08.)

H e r m a n n S c h o l l e n b e r g e r.

Wölfflin, Eduard Ritter von, Dr. phil. et jur., k. Geheimrat, Professor der lateinischen Philologie an der Universität München, * 1. Januar 1831 in Basel, † 8. November 1908 ebenda. — In der alten Humanistenstadt als Sprosse eines eingesessenen Geschlechtes, jedoch aus ungelehrten Kreisen hervorgegangen,

genoß W. den ersten Unterricht in der Altertumskunde am Gymnasium und an der Universität seines Heimatortes und promovierte in Göttingen unter R. F. Hermann, F. W. Schneidewin und E. v. Leutsch mit der Arbeit »*De Lucii Ampelii libro memoriali quaestiones critic. et historic.*« 1854, welcher er kurz darauf eine heute noch maßgebende kritische Textausgabe folgen ließ. In Basel als Gymnasiallehrer und Beamter an der Universitätsbibliothek beschäftigt und seit 1856 für klassische Philologie habilitiert, wirkte W. später in Winterthur und Zürich — hier seit 1870 als ordentlicher Professor — und von 1875—80 in Erlangen. Als Nachfolger Karl Halms (vgl. W.s »Gedächtnisrede auf K. H. gehalten in der öffentlichen Sitzung der Königl. Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München 1883) an die Münchener Universität berufen, gehörte er dieser während der fruchtbarsten Zeit seines Wirkens — volle 25 Jahre — an. Erst als ihn 1906 ein schweres Augenleiden und verstärkt auftretende Altersgebrechen zur Einschränkung seiner Tätigkeit zwangen, zog er sich in seine Vaterstadt zurück, wo er zuletzt ganz zurückgezogen fast nur noch seinen musikalischen Neigungen lebte, bis ihn ein sanfter Tod dem Kreise seiner Angehörigen entzog.

W.s erste, bereits durch die eigenartige Form wie Behandlung literar- und sprachhistorischer Probleme ausgezeichneten, mit der seinem Wesen entsprechenden Akribie, gründlicher Sprachkenntnis und hervorragender paläographischer Bildung verfaßten Arbeiten bestanden in kritischen Ausgaben einiger spätgriechischen und römischen Autoren (Ampelius, Leipzig 1854 — Cäcilius Balbus, Basel 1854 — Polyänos, Leipzig 1860 (2. Aufl. bes. v. Melber 1887) — Publilius Syrus, Leipzig 1869 — sowie eine Ausgabe von Buch 21—23 des Livius, 3 Bände, Leipzig 1873—83 und seither wiederholt aufgelegt, zuletzt durch seinen Schüler Fr. Luterbacher). Seine Aufsätze über Livius (Livianische Kritik und Livianischer Sprachgebrauch, Winterthur 1864/65) und Tacitus (ersch. im »Philologus« XXIV 1866), worin W. mit bisher in den Fachkreisen nicht geübter Sorgfalt die Stilentwicklung der gen. Geschichtsschreiber erschloß, führten ihn seinem spätern Hauptgebiet, der lateinischen Sprachgeschichte, immer näher. Wegweisend für dies Spezialgebiet W.s sind seine »Untersuchungen über latein. und roman. Comparison«, Erlangen 1879, deren Tendenz bereits auf einen Zusammenschluß der »Latinisten« und »Romanisten« gerichtet ist, sowie sein Vortrag über »Die Latinität des Afrikaners Cassius Felix«, München, Sitzungsber. 1880. Hatte er es in der einen oder andern dieser Arbeiten — von der Fachwissenschaft als irrig zurückgewiesen wird z. B. seine Hypothese über Asinius Pollio, sowie die Textgestaltung der Benediktinerregel — an kritischer Sicherung des Materials fehlen lassen und in seiner Forscherfreude aus demselben oft zu weitgehende Schlüsse gezogen, so konzentrierte sich doch hier schon seine Tätigkeit auf das Beobachten des nach Zeit und Gegend verschiedenen Absterbens von Wörtern und Ausdrucksformen und ihren Ersatz und die Ausdehnung dieser Methode von der Untersuchung einzelner Worte auf stilistische Formeln und ähnliche Wortkomplexe. So hat W. in diesen ältesten Zweig der Philologie, die Lexikographie, als neues Element die »historische und geographische Synonymik« (Vollmer) getragen, wobei sich ihm freilich überall die Unzulänglichkeit der bisherigen lexikalischen Hilfsmittel fühlbar machte. Die bereits in seiner Schrift über »Antiochus von Syrakus und Coelius Antipater«, Winterthur 1872, enthaltenen maßgebenden Gesichtspunkte mußten W. nach seiner vielseitigen Tätigkeit als Einzelgelehrter auch die größten

Erfolge bringen in seiner Eigenschaft als Vorkämpfer für das bedeutendste neuere Unternehmen auf dem Gebiet der wissenschaftlichen Lexikographie, den *Thesaurus linguae Latinae*.

Allerdings ist der von F. A. Wolf zuerst beabsichtigte Plan eines großen Lexikons, welches die ganze lateinische Literatur bis zum Übergang in das Mittellatein umfassen und auf textkritischer und sprachgeschichtlicher Grundlage aufgebaut sein sollte, vor W. schon von Halm auf der Wiener Philologenversammlung des Jahres 1858 von neuem angeregt worden. Allein das durch die Förderung von König Max II. der Ausführung nahe Werk zerschlug sich an der Ungunst der politischen Verhältnisse und schien endgültig begraben. Die Wiederbelebung dieses Gedankens in einem durch die vielen Fehlschläge bedingten völlig aussichtslosen Zeitpunkt mit Mut erkämpft zu haben, ist als unbestrittenes Verdienst W. allein zuzuweisen. Sein im »Rheinischen Museum« (XXXVII, 1882) erschienener Aufsatz »Über die Aufgaben der lateinischen Lexikographie« belebte von neuem das Interesse für die gewaltige Aufgabe, indem es W. aus Fachkreisen eine Menge opferwilliger Gelehrter zuführte, und der seither von ihm mit beispielloser Zähigkeit und Ausdauer festgehaltene Gedanke (vgl. seinen weitem Aufsatz »Die neuen Aufgaben des *Thesaurus linguae Latinae*«, München, Sitzungsber. 1894) — führte zur schließlichen Übernahme des Werkes durch die fünf großen deutschen Akademien Berlin, Wien, München, Leipzig, Göttingen, so daß 1893 die Vorarbeiten beginnen konnten. W.s spezielle Vorarbeit war sein »Archiv für lateinische Lexikographie und Grammatik mit Einschluß des ältern Mittellateins«, Leipzig 1884 ff., das er zuerst mit Unterstützung der Königl. Bayerischen Akademie der Wissenschaften, deren ordentliches Mitglied W. seit 1880 war, herausgab. Diese Zeitschrift ward allmählich zum Hauptorgan für geschichtliche Betrachtung und Erforschung vor allem des Volks- und des Kirchenlateins der spätern Jahrhunderte. Mit ihr hatte W. aber auch einen Sammelpunkt für alle lexikologischen Untersuchungen geschaffen, der bis und mit dem Schlußband XV das »wissenschaftliche Feldherrntalent« seines Urhebers glänzend an den Tag legte. Das durch geschickte Fragestellung ausgezeichnete Zettelmaterial, das W. den einzelnen Gelehrten nach Maßgabe ihrer Befähigung zur Bearbeitung überwies, wurde gleich vom ersten Jahrgang an zu »Probeartikeln« für den *Thesaurus* verarbeitet. Dieser selbst hatte 1899 mit der Redaktion der einzelnen Artikel seinen Anfang genommen, wobei W. persönlich die Verzettelung der lateinischen Prosaiker besorgte und dem ganzen Unternehmen selbst als Mitglied und Seele des Direktionskomitees vorstand.

Neben diesem seinem eigentlichen Lebenswerk — W.s letztwillige Verfügungen übermachten mit einer bedeutenden Geldsumme fast den ganzen Bestand seiner Bibliothek dem *Thesaurus* — stehen seine Verdienste als akademischer Lehrer auf gleicher Stufe. Sein klarer, lebendiger Vortrag, welcher die Originalität in Auffassung und Behandlung des Gegenstandes anregend zum Ausdruck brachte, verschaffte W. schon in seinem ersten deutschen Wirkungskreis eine größere Zahl begeisterter Schüler, aus deren Mitte die »*Acta seminarii philol. Erlangensis*« erwachsen. Und auch die reichbesuchte ideenreiche Münchener Vorlesung über Grammatik des Vulgärlateins und Erklärung ausgewählter Briefe Ciceros oder die Interpretation des *bellum Hispaniense* im philologischen Seminar werden dem einstigen Zuhörer unvergeßlich bleiben.

Vollmer, Sitzb. d. philos.-philol. u. d. hist. Kl. d. K. B. Akad. d. Wissensch. in München. 10. März 1909. — Edmund Hauler, Almanach der Kaiserl. Akad. der Wissensch. in Wien 1909. — Oskar Hey, Beilage der Münchener Neusten Nachrichten, 1. Jan. 1909. — Neue Zürcher Zeitung, 26./27. Nov. 1908. — Basler Nachrichten, Sonntagsblatt, 15. Nov. 1908. — W.s wohlgetroffenes Bildnis zielt die *«Commentationes Woelfflinianae»* und das Ergänzungsheft zum XV. Bd. des *«Archivs»*, hsg. von O. Hey — ein Abguß der trefflichen Büste des Münchener Bildhauers Hahn befindet sich im klass.-philol. Seminar der Univ. München.

Hermann Schollenberger.

Stiefel, Karl Julius, Dr. phil., Professor der deutschen Literatur und Ästhetik am eidgenössischen Polytechnikum und an der Universität Zürich, * 31. Mai 1847 in Zürich, † 24. Juni 1908 ebenda. — Die in abhängiger Stellung in Zürich dienende Mutter St.s, »deren aus Humor und Ernst so wundersam gewobenes Wesen mir allezeit wie Verkörperung der Poesie erscheint«, übergab den körperlich schwächlichen Knaben nach dem Tode des Vaters der einfachen ländlichen Umgebung von Wermatswil bei Uster (Kt. Zürich), wo früh seine Freude an der Natur und — durch wenig erzieherische Einsicht genährt — sein sinnendes, grüblerisches Wesen sich entwickelte. Er selber führte die Freude an der Poesie auf den Unterricht des spätern Seminardirektors Bachofen, unter dem St. die Sekundarschule Fehraltorf besuchte, und dem er stets, trotz späterer religiöser Unstimmigkeiten, ein dankbares Andenken bewahrte, zurück. Bachofen vermittelte St. im Einverständnis mit dessen Vormund und Gönner Theodor Baur, dem Besitzer des renommierten Hotels am See in Zürich, einen Platz in dem von der evangelischen Gesellschaft für Theologiestudierende gegründeten Konvikt in Untersträß, wo sich dem von seinem künftigen Beruf wiederum durch unverständige Besorger abgestoßenen Jüngling (»ich bin mit der Theologie zu früh fertig geworden«) zum ersten Male die Gedankenwelt der großen deutschen Schriftsteller erschloß. Ein hartnäckiger, von beiden Seiten leidenschaftlich geführter Kampf mit dem Vormund, als dessen vorzeitige Früchte sich St.s Hang zur Nervosität, Bitterkeit, Melancholie in einem Tagebuch aus jener Zeit wiederfinden, führte zunächst zu keinem Ergebnis; trotz starker literarischer Neigungen studierte St. Theologie, bis es ihm wohlwollende Eltern von Gymnasialfreunden, die Familien von Muralt und Stadler, ermöglichten, die Studien in seinem Lieblingsfach, der deutschen Literatur, fortzusetzen. Durch den Besuch von Vorlesungen von Joh. Scherr und Fr. Th. Vischer, durch Konzentrierung seiner Privattätigkeit auf das spezielle Gebiet der Lyrik gelang es St., unterstützt durch eine umfassende allgemeine Bildung wie durch seine natürliche Begabung, schon 1870 an der Universität Zürich, unter dem Rektorat von Adolf Gusserow mit einer Arbeit über »die deutsche Lyrik des 18. Jahrhunderts (als »ästhet. Studien«, Leipzig 1871, erweitert erschienen) zu doktorieren. Die in überwiegend philosophisch-ästhetischer Methode ausgeführte Spezialarbeit über die Anfänge der selbständigen modernen deutschen Lyrik unter Haller und Hagedorn, und deren Entwicklung bis auf Hebel, enthält trotz mancher Sprachhärten und schwer verständlicher Partien musterhafte Gedichtanalysen (z. B. Klopstocks, Goethes und Hölderlins) sowie ein sicheres Urteil in der schwierigen Einteilung der lyrischen Formen, die St. einläßlicher und vielfältiger gliedert, als Vischers Ästhetik bei der Größe ihrer ganzen Anlage

in diesem Teil sie leisten konnte. So fand auch Moriz Carrière in St.s Buch »viel Sinniges und überall den Beweis, daß Sie glücklich verstehen, die dichterische Empfindung auf eine begriffliche Formel zu bringen.« — »Ihr Buch macht mir den Eindruck, daß Sie eine Zukunft haben. Also frisch vorwärts!« hatte ihm von Stuttgart aus Vischer zugerufen (30. Januar 1871). An maßgebender Stelle konnte der den meisten Literaturhistorikern jener Tage fehlende Vorzug St.s nicht übersehen werden: jene feine, sinnige Vertiefung in das spezifisch Poetische, ohne welche die Kritik immer nur schablonenmäßig, niemals aus dem Innersten heraus lebendig empfindend und urteilend ist. Mit diesem verständnisvollen Nachempfinden verband St. einen kundigen, geschichtlichen Blick, der das Einzelne sofort in große Gruppen und in allgemeine geschichtliche Zusammenhänge einzufügen weiß — Qualitäten, deren Würdigung St. bald darauf auch die Bewilligung zur Habilitation eintrug. Andererseits jedoch strebte St. mit Energie darnach, sich nachträglich noch einer methodischen Schulung zu unterziehen, welche ihm materielle Erweiterung seiner Kenntnisse auf seinem Hauptgebiet und ein mehr historisches Verständnis der literarischen Erscheinungen gewähren sollte. Mit einem glänzenden Zeugnis des klassischen Philologen Prof. Arnold Hug versehen, bezog St. im Jahre 1873 die Universität Berlin, um sich besonders dem Studium der modernen Philologie, sowie der Germanistik zu widmen. Nach Zürich zurückgekehrt, war er hier in gewissenhafter Erfüllung seiner Sohnespflichten bestrebt, sich alsobald nach einer praktischen Tätigkeit umzusehen. Eine Empfehlung Scherrs, der seinem ehemaligen, sehr fleißigen Zuhörer das Zeugnis ausstellt, ein »talentvoller, strebsamer, wissenschaftlich tüchtig durchgebildeter junger Mann und überdies von Gesinnung und Charakter durchaus ehrenhaft und wacker« zu sein, verschaffte ihm die Lehrstelle für deutsche Literatur an der Industrieschule Zürich, die St. vom 1. Mai 1876 an ein Dezennium innehatte. Nach dem Tode Kinkels und dem durch Krankheit bedingten Rücktritt Scherrs sah St. mit seiner Wahl als beider Nachfolger einen langgehegten Wunsch in Erfüllung gehen. 1887 wurde ihm außerdem eine a. o. Professur für Ästhetik und Geschichte der Ästhetik nebst Betätigung im deutschen Seminar mit besonderer Berücksichtigung der rhetorischen Übungen an der Universität Zürich zugewiesen. Die Zuhörer seiner Vorlesungen über »Welt und Menschen in Shakespeares Dramen« — »Die klassische Dichtung der Deutschen von Klopstock und Goethe bis zu Schillers Tod« — »Das neue deutsche Drama: Kleist, Hebbel, Grillparzer« sowie über die tiefgreifendsten Kapitel der Ästhetik, das Tragische und Komische usw. — besonders aber das Auditorium, dem er die Schönheit des großen zeitgenössischen Schweizer Schrifttums enthüllte, bewahren noch heute in lebendiger Erinnerung St.s in Auffassung und Vortrag hinreißende Beredsamkeit, seine von tiefem Lebensgehalt geistsprühende Darstellungsgabe, die mit bewußter Betonung der pädagogischen Aufgabe der Literaturgeschichte die Schwäche der rein philologischen Kritik vermied. St.s unerschütterliche Überzeugung: »die Weltliteratur ist die Erzieherin des Menschengeschlechtes« ließ ihn die Sache der Poesie stets als eine heilige auffassen und drängte ihn so zu einer ebenso starken Verteidigung der klassischen Richtung, als entschiedenen Ablehnung der Moderne. (Man lese etwa den vom wärmsten patriotischen Gefühl durchhauchten, an der außerordentlichen Schulsynode vom 9. Juni 1902 gehaltenen Vortrag »Poesie und Schule«).

In dieser Weltanschauung sah sich St. mit seinen großen Zeitgenossen Gottfried Keller und C. F. Meyer einig; beide durfte er neben dem andern Dioskurenpaar, Arnold Böcklin und Rudolf Koller, seine Freunde nennen. C. F. Meyer, erfreut über die »geist und verständnisvolle« Kritik, mit der St. in der Neuen Zürcher Zeitung »Huttens letzte Tage« begrüßt hatte, ließ sich nach seiner Rückkehr aus Venedig im Frühjahr 1872 durch den bekannten Literaturfreund Wille in dessen Besetzung Mariafeld bei Meilen St. persönlich vorstellen, und bald war ein lebhafter mündlicher und schriftlicher Verkehr im Gange. Der erst mit dem Tode Meyers abschließende Briefwechsel beschlägt dessen schriftstellerische Pläne, die meist erst nach fruchtbarer gemeinsamer Besprechung zur Reife gediehen. Dabei befürwortete St. seinem Freunde stets die Erstlingsfassung, so im Juni 1876 bei »Jürg Jenatsch« und im Nov. 89 bei Meyers »Liebling« der »Richterin«; »je weniger Sie daran ändern, desto besser bleibt sie«. An Keller brachte St. im Oktober 1872 von Hermann Hettner aus Dresden Grüße mit, ebenso aus seiner Berliner Studienzeit von Theodor Fontane, verstimmt den Dichter jedoch mit einer Bemerkung über das Unästhetische an der Zeichnung seines Ritters »Maus der Zahllose« in den »Legenden« (Ges. Werke VII, 380) so sehr, daß sich beide erst später, als Keller im Zeltweg in der Nähe St.s Wohnung genommen, wieder näher kamen. Das Unaufdringliche, ja verschlossen Einsiedlerische in der Natur namentlich des ältern St. muß das verwandte Wesen Kellers angezogen haben, und in gemeinsam auf dem Seelisberg verbrachten Ferientagen wurde herzliche Freundschaft geschlossen, die leider — der örtlichen Nähe wegen — in keinem Briefwechsel ihren Abglanz gefunden hat. Die wenigen Briefe Kellers an St. beziehen sich auf die Vorbereitungen des an Rheumatismus leidenden Dichters, auf dem Seelisberg »ein Asyl gegen die Geburtstagsverfolgungen am 19. Juli zu gewinnen«.

Auf diese Weise wie nur wenige begünstigt, hätte sich jeder andere die Publikation von Erinnerungen in irgendwelcher Form zur Ehrenpflicht gemacht, und St., mit Keller und Meyer seit langen Jahren in Freundschaft verbunden und deren geistigem Wesen nahestehend, wäre wie kein zweiter in der Lage gewesen, mit kundiger Hand beider Wesen zu zeichnen. An Anregungen hiezu hat es denn auch zu keiner Zeit gefehlt: Hier wollte ihm seine Frau den Pinsel zu einem wahrheitsgetreuen Gemälde der durch Jakob Baechtold ungerecht verdunkelten Gestalt von Kellers »treuem Geschwister« (Storm) Regula in die Hand drücken; dort drängte C. F. Meyer selber: »Was Sie mir das letztmal von Keller erzählten, sollte doch einmal gründlich niedergeschrieben werden« (3. XII. 91). Allein von St.s Schreibscheu hoffte Meyer und mit ihm andere umsonst, daß es sich damit zur rechten Stunde von selbst geben werde. Seine langsame, unproduktive Arbeitsart war der sensiblen Natur mit ihren Äußerlichkeiten und Stimmungen viel zu sehr unterworfen, als daß sie ihn zu andauernder Tätigkeit am Schreibtisch festzuhalten vermocht hätte. Auch die früheren Publikationen des Studenten und akademischen Lehrers sind ebenso sehr Brotarbeit wie aus der ihn gerade beherrschenden Stimmung herausgeschrieben. Sie betreffen in ihrer Mehrheit das Theater und seine Vertreter. Der jugendliche Verfasser eines wirklich aufgeführten Räuberdramas wurde durch einen geflissentlich gesuchten Umgang mit den gefeiertsten Bühnenkünstlern im Ausland auf dieses Gebiet hingewiesen, das St. dann auch mit

Vorliebe seinen Doktoranden zur Bearbeitung empfahl. Die zum Teil während des Spiels zu Papier gebrachte Theaterkritik wuchs sich schließlich zu einer mit feinen Aperçus (man vgl. z. B. zu der Notiz über Klara Ziegler in einer Berliner Aufführung der »Jungfrau«: »prophetisch groß, und doch naiv mädchenhaft« den bekannten Dresdner Brief Schillers an Iffland vom 2. Sept. 1801!) durchsetzten kleinen Dramaturgie aus, die Stiefel selbst zu Korrespondenzen und Skizzen — er nannte sie bescheiden »summarische Notizen, in der Stimmung einer Art idealischen Dankgefühls entstanden« — in der »deutschen Warte«, der »Gartenlaube« und der »N. Z. Z.« verarbeitete. Hier finden sich viele geistreiche Bemerkungen, so z. B. über Dilettantismus, über die Berechtigung und Verwendung des Dialekts usw.

Am besten orientiert ist St. über die Münchener Bühne der 70er Jahre, mit deren hervorragendsten Mitgliedern — Christen, Possart, Rühling, Dahn-Hausmann, Marie Meyer, Seebach — er freundschaftlich und kritisch zugleich verkehrte. So verdankt ihm z. B. Bernhard Rühling seine eigenartige Auffassung des Cheruskerfürsten in Kleists »Hermannsschlacht«, während umgekehrt St. in den Proben, zu denen er ungehindert Zutritt hatte, von den Schauspielern die Technik des Vortrages sich zueigen machte. Dieses feine Nachempfinden befähigte St. auch zu den heute noch unübertroffenen Charakteristiken, in denen er »— in Bewunderung zweifelnd, im Zweifel bewundernd —« die Persönlichkeit großer Bühnenkünstler zeichnete. Seine in der »Deutschen Warte« i. J. 1873 veröffentlichte Reiseskizze über Adolf Sonnenthal ließ diesen die zwischen beiden bestehende »Seelenverwandtschaft« erkennen und St. gegenüber die Bitte aussprechen, »im Interesse des deutschen Theaters auf diesem Wege fortzufahren«. — »Wenn die Schauspieler erst sehen, daß sie von solchen Männern beachtet werden, daß sie nicht bloß zur Unterhaltung des großen Haufens da sind, — dann werden sie sich wieder ihrer großen Aufgabe bewußt werden, dann wird sich das deutsche Theater wieder heben, und das goldene Zeitalter Schröders und Ifflands wird wiederkehren, und das walte Gott!« (11. Sept. 1873). Eine ähnliche Licht und Schatten gerecht verteilende Kritik über Ernst von Possart als tragischen Darsteller öffnete ihm das Herz dieses hervorragenden Menschen, mit dem St. bis zum letzten Lebenstag die ungetrübteste Freundesliebe verband. Possart war es auch, der St. für seine noch in letzter Zeit geplanten Vorträge in München über die Schweizer Dichterschule den Weg ebnen wollte.

Solche Pläne — auch eine Schrift über das Volkstheater der Schweiz war beabsichtigt — traten näher an ihn heran, als die Gebrechlichkeit des Körpers ihn zur Einstellung des Lehramtes zwang. Allein die Auflösung von Körper und Geist schritt unaufhaltsam vorwärts, und so hinterließ St. bei seinem Tode außer unleserlichen »Kollegienheften« und einem zwar abgeschlossenen, aber aus demselben Grunde für den Druck aussichtslosen Manuskript über G. Kellers Lyrik nur eine größere Publikation, die anlässlich der Zürcher Tell-Ausstellung 1904 erschienene Schrift »Reden und Vorträge«. Sie enthält Stoffe, die lange in ihm geglüht haben, und vornehmlich die Aufsätze über Schillers Wilhelm Tell, über Jeremias Gotthelfs »Erzählungen und Bilder aus der Schweiz« und über die erzieherischen Ideen in Gottfried Kellers Dichtungen zeigen deutlich, daß der Bildner seine Geschöpfe erst in der vollendetsten, durchgedachtsten Form aus den Händen gab, dann aber auch mit wunderbarer Redegewalt in

die Herzen der Hörer hineinzubannen verstand. Diese Kunst zeichnet auch sein als Familienmanuskript gedrucktes Lebensbild einer edlen, vornehmen Zürcherin — »Henriette von Muralt-Hirzel« (Zürich, Ulrich, 1883) aus. — Allein St.s Stärke ist und bleibt das freie, ungebundene, momentan aus der Tiefe quellende Wort. So lauschen wir ehrfurchtsvoll den Gedächtnisreden auf Scherr, Keller und Meyer, und schätzen uns glücklich, in unserm Landsmann einen Ausleger dieser auch im Ausland Gefeierten zu haben, der uns deren Persönlichkeiten in so ergreifender Weise nahe zu bringen wußte. Hierin ruht St.s bleibendes Verdienst; er war — um mit seinen Worten zu sprechen — ein nachempfindender Interpret des Genies.

Mit teilweiser Benutzung des Nachlasses.

Hermann Schollenberger.

Müller, Hermann von, Preußischer Generalleutnant, hervorragend als Förderer der gezogenen Artillerie, als Fachschriftsteller und als Historiker seiner Waffe, * 2. Juli 1832, † 9. Januar 1908. — M. trat nach Besuch der Realschule zu Aschersleben am 2. Februar 1852 während der Mobilmachung bei der Ersatzabteilung der 3. Artillerie-Brigade in Magdeburg ein. Oktober 1853 bis Juli 1855 war er zur Artillerieschule in Berlin kommandiert, wurde Oktober 1854 zum Leutnant befördert und auf Grund seiner vorzüglichen Leistungen dem Patent nach der älteste Offizier seines Jahrganges. Die bildende Kunst zog ihn mächtig an; in den Berliner Museen formte er sein Urteil, Musik genoß er soviel seine bescheidenen Mittel es irgend gestatteten. Wissenschaftlich arbeitete er für sich; er trieb Sprachen, hörte Kollegien an der Universität. Dieser Zug zur Fortbildung, diese Begeisterung für alles Schöne hat ihn sein langes Leben begleitet, ihn über die Kleinheit des täglichen Einerlei hinweggeholfen, seinem Geiste stets den höheren Flug gewahrt. — Nach der Mobilmachung 1859 kam er zur Kriegsakademie in Berlin. Dienstlich und außerdienstlich schritt er zu immer reiferer Entwicklung fort. Er hatte das Glück, in den Kreisen von Kunst und Wissenschaft Verkehr zu finden. Vorzüglich abschließend mit der Akademie, wurde er für ein Jahr Militärgouverneur des späteren Fürsten zu Carolath. Aus dem Auslande heimgekehrt, kam er im Dezember 1863 gerade zurecht für die Mobilmachung gegen Dänemark. Vom Tage der Grenzüberschreitung an, dem 1. Februar 1864, führte er als Premierleutnant die 3. zwölfpfündige Batterie der 3. Artillerie-Brigade, nahm mit dieser Teil an verschiedenen Gefechten, an der Belagerung, am Sturm von Düppel! — Unmittelbar an den Feldzug schloß sich seine Kommandierung zum Großen Generalstabe. Moltke erkannte seinen Wert, er bewahrte ihm bis an sein Lebensende sein vollstes Vertrauen, er schätzte ihn als den vorurteilsfreien, sachlich klaren Berater in allen artilleristischen Fragen. Den Feldzug 1866 sah M. als Führer einer Munitionskolonnen, im Herbst zum Hauptmann befördert, tat er ein Jahr lang wieder praktischen Dienst, dann wurde er in die Artillerie-Prüfungskommission versetzt. Die wichtigen Pulverversuche lagen in seiner Hand. Dort konstruierte er in drei Jahren schwerster Arbeit, größter Anstrengungen die erste gezogene Haubitze, das kurze 15 cm-Geschütz, für den indirekten Brescheschuß. — Gewappnet war er für diese Aufgaben durch seine mit unendlichem Fleiße erworbenen reichen Kenntnisse und be-

sonders durch das Studium der Scharnhorstschen Schriften mit ihren klassischen Regeln für die Ausführung von Schießversuchen. Am 26. April 1870 hatte er die Ehre, das von ihm in allen Teilen neu konstruierte Geschütz dem König Wilhelm persönlich vorzuführen und schon vier Monate später legte er mit diesen Geschützen Bresche in die Vaubansche Befestigung von Straßburg, kurz darauf in die von Soissons und führte dadurch den schnellen Fall dieser Festung herbei. Als »Instruktor« dem artilleristischen Angriff gegen die Südfront von Paris beigegeben, wirkte er in so hervorragender Weise, daß er als Erster von der gesamten Belagerungsartillerie mit dem Eisernen Kreuze I. Klasse dekoriert wurde. Der Kronprinz überreichte ihm persönlich diese Auszeichnung.

Der General v. Hindersin hatte ihn als Adjutant zur Generalinspektion der Artillerie gezogen, sein Nachfolger, der General v. Podbielski, stellte die eigene geniale Arbeitskraft ganz in den Dienst der großen Aufgabe einer Reorganisation der ihm bis dahin fremden Waffe. — Neue Geschütze waren notwendig. Podbielski überließ M. in vollem Vertrauen auf dessen bewährte Tüchtigkeit, seine klare Umsicht und Stetigkeit die schwere Verantwortung, in allen diesen für die Feld- wie für die Festungsartillerie entscheidenden Lebensfragen das Interesse der Truppe bei der Artillerie-Prüfungskommission und gegenüber dem Kriegsministerium zu vertreten. Im Frühjahr 1872 wurde M. um volle zwei Jahre als Hauptmann vorpatentiert, im Oktober dieses Jahres zum Major befördert. — Dann wurde er in den Generalstab versetzt, um dort die Podbielskischen Ideen lebendig zu vertreten. — In dieser Zeit wirkte er als Lehrer an der Kriegsakademie, wo er den Festungskrieg, nicht nach handwerksmäßigen Schablonen und Regeln vortrug, sondern aus der historischen Gestaltung von Angriffs- und Verteidigungsmitteln das Werden und Wesen desselben geistreich fesselnd entwickelte.

Müller verheiratete sich im Juni 1876 mit Marie Schmückert, Tochter eines ausgezeichneten Juristen, Enkelin des 1862 verstorbenen Preußischen Generalpostmeisters Schmückert. Er fand eine Lebensgefährtin, die ihm, mit gleichem Sinne für Kunst und Musik begabt, ein häusliches Leben voller Anregung schuf. Künstler, Gelehrte, hohe Staatsbeamte trafen sich in dem einfach gehaltenen gastlichen Hause.

Nach kurzer Zeit als Regimentskommandeur wurde M. am 1. April 1879 in das Kriegsministerium berufen. Als Chef der Artillerie-Abteilung hat er unter den Ministern v. Kamecke und v. Bronsart I, sowie unter dem Departements-Direktor v. Haenisch eine Vertrauensstellung inne gehabt, wie das nur bei seiner Beanlagung und Charakterbildung möglich war. Es war die Zeit der mächtigen Entwicklung der neu werdenden Artillerie. Wenige nur konnten den vollen Überblick behalten. Eigentlich war es wohl nur M., der alle Fragen der Feld-, der Fußartillerie, der das gesamte Waffenwesen ganz beherrschte. — Schwere Kämpfe mit Wohlmeinenden, aber auf falschem Wege sich Befindlichen, waren durchzuführen. Nur durch das felsenfeste Vertrauen seiner Vorgesetzten zu ihm konnte er sich in diesen Zeiten der sich widersprechenden Interessen halten. — 9 $\frac{1}{2}$ Jahre harnte er hier aus. Reformierend wirkte er nach allen Seiten in seinem Bereich. — Die altpreußische Sparsamkeit herrschte unbedingt in seiner Verwaltung. Durch sie ermöglichte er es, Tausende von glatten Geschützen aus der Festungsbewaffnung

ausscheiden zu lassen, die neue Munition einzuführen, ohne daß in dieser Zeit des Überganges wesentliche besondere Gelder über die laufenden Mittel hinaus dafür notwendig wurden. Sein weises Zurückhalten machte ihm viel Feinde; es kümmerte ihn nicht. — 1883 war er Oberst, 1888 General geworden. Kaiser Friedrich ernannte ihn dazu am 14. Juni, am Tage vor seinem Tode.

Von September 1888 bis Dezember 1889 war er wieder im Truppendienst; dann für die kurze Zeit von drei Monaten Präses der Artillerie-Prüfungskommission, um zum April 1890 in das Kriegsministerium zurückzukehren als Direktor des Waffendepartements. Am 24. März 1890 war er zum Generalleutnant befördert worden. — Drei Jahre lang wirkte er wieder in der Verwaltung. Mit großen extraordinären Mitteln gelang es, die inzwischen abgeschlossenen Neukonstruktionen der Handwaffen, der Festungs- und Belagerungsartillerie praktisch zu verwirklichen. Die Feldgeschützfrage ging ihren planmäßig festgelegten Gang. Ein baldiger Abschluß der Versuche war noch nicht abzusehen. — Aus falscher Organisation des Kriegsministeriums sich ergebende Reibungen erschwerten den Geschäftsgang, schufen manche Erbitterung. M. zog sich, 61 Jahre alt mit 42 Dienstjahren, ins Privatleben zurück. Am 7. März 1893 wurde ihm der Abschied unter Verleihung des Kronen-Ordens I. Klasse bewilligt.

Nun begann für M. die Zeit, in der er, ungehindert durch des Dienstes zeitverzehrende Mühen, in überlegter Sicherheit die Ergebnisse seiner Lebensarbeit und die Früchte seines Wissens in der stattlichen Reihe seiner Werke schriftstellerisch festlegte. — Historisch war er, historisch faßte er alles an. — Er gab klar die Übersicht über die Entwicklung der Artillerie in allen ihren Zweigen und zuletzt faßte er die Lehren und Ergebnisse der Belagerungen des Feldzuges 1870/71 in einem groß angelegten Werke zusammen, von dem ein so berufener Beurteiler, wie der Bayrische General v. Sauer sagen konnte: »Für das prächtige Werk kann die deutsche Artillerie, die Artillerie der ganzen Welt, nicht dankbar genug sein!« Am 25. Jahrtage der Übergabe von Straßburg, am 28. September 1895, wurde M. in Anerkennung seiner damaligen und späteren hohen Verdienste durch Verleihung des erblichen Adels geehrt.

Durch einen Schlaganfall schied v. M. mitten aus dem Schaffen heraus; trotz seiner 75 Jahre war er jugendfrischen Geistes geblieben bis zuletzt! — Ein reich gesegnetes Lebenswerk ließ er hinter sich.

Ein Untergebener, der Jahre lang das Glück hatte unter v. M. zu arbeiten, zeichnete kurz nach dem Tode sein Bild (Kölnische Zeitung, 20. Januar 1908) mit nachstehenden Worten:

Mit dem General Hermann v. Müller ist wieder einer der Offiziere aus der großen historischen Schule Moltkes dahingeschieden. Auf einer tiefgehenden Allgemeinbildung bauten sich bei ihm die Kenntnisse der verschiedenen militärischen Fachwissenschaften zu einem so harmonischen Ganzen auf, daß schwer zu entscheiden ist, auf welchem dieser so weit auseinanderliegenden Gebiete seine Leistungen am eigenartigsten, am bedeutendsten waren. Soldat von Kopf zur Zeh, war er gleichzeitig der geniale Konstrukteur, welcher der werdenden neuartigen Artillerie die grundlegenden Gesetze vorgeschrieben hat, war er Geschichtsforscher und Schreiber von peinlichster Gewissenhaftigkeit, beseelt von vornehmstem Gerechtigkeitsgefühl, dem Drang nach reinsten Wahrheit und ausgerüstet mit der Gabe lichtvollster Darstellung. Als Lehrer wußte

er bei schlichtem Vortrage seine Hörer zu packen und zu begeistern. Mit der Verwaltung des gesamten Waffenwesens der Armee betraut, schuf er mit weiser Sparsamkeit Großes, vereinfachte und erleichterte den schweren und ungefügen Verwaltungsapparat. v. M.s besondere Eigenart bestand wohl darin, daß er bei jeder Tätigkeit, bei jeder neuen Aufgabe auf deren Uranfänge zurückging, daß er, alle Einzelheiten des Werdens mit einem staunenswerten Gedächtnis festhaltend, in klarer Weise die naturnotwendige Weiterentwicklung vor Augen, sich nie von Einzelercheinungen fesseln oder blenden ließ, sondern stets aus dem Gange des Gewordenen heraus das mit den jeweils vorhandenen Mitteln überhaupt Erreichbare in fester gesetzmäßiger Entwicklung klar und fertig vor sich sah. So schien er denn oft den Himmelsstürmern an der Erdscholle poesielos zu kleben, und den weniger Wissenden kam er fast wie ein unheimlicher Geist vor, wenn seine Berechnungen, seine Voraussagungen sich voll erfüllten. Seine historische Richtung konnte nur ihre reichen Früchte tragen, weil sie sich auf einen solchen Schatz von Wissen stützte, wie ihn sein unermüdlicher, arbeitsfreudiger Fleiß zusammengetragen hatte, und weil ein gütiges Geschick in Krieg und Frieden ihm in allen Zweigen des Dienstes unter den verschiedensten und schwersten Lagen eine vollendete praktische Schulung hatte angedeihen lassen.

Nach den Lehrjahren der Kriegsakademie und des Generalstabes war es v. M. vergönnt, längere Zeit in ebenso ehrender wie verantwortlicher Stellung in Italien zu verweilen. Der Aufenthalt in Rom führte ihn mit den bedeutendsten dort damals lebenden Künstlern zusammen. Bis zum Lebensende dauernde Freundschaften wurden dort geschlossen. Durch seine Dienststellung später berufen, entscheidend mitzuwirken bei der Umwandlung des Zeughauses in eine Ruhmeshalle für Preußens Herrscher und Heer, konnte er bei der künstlerischen Ausschmückung des Baues die auf geweihtem Boden gewonnenen Kenntnisse der Kunst reich verwerten. In der Artillerieprüfungskommission hat v. Müller sich sein erstes Denkmal gesetzt durch die Konstruktion der kurzen 15 cm-Kanone. Er hatte das Glück, unmittelbar nach Abschluß seines Werkes bei den Belagerungen des Krieges 1870/71 den Beweis für die richtige Lösung der ihm gestellten Aufgabe zu liefern. Wo er die Geschütze im Feuer leitete, da war auch bald in den verdeckt gelegenen Wällen und Mauern die geforderte Bresche indirekt gelegt. Eine damals viel angestaunte Leistung.

Prächtig war er aber selbst im Feuer. Brav waren ja alle, als wahre Helden zeichneten sich viele in den Gefahren aus — aber eine solche Kaltblütigkeit, eine solche klassische Ruhe, ein so ideales Verhalten, wie v. M. es im Feuer bewahrte, erweckte die Bewunderung aller, die ihn tagaus tagein vom Morgen grauen bis in die Nacht hinein gleichmäßig treu seine Pflicht im Feuer erfüllen sahen. Die stahlgrauen harten Augen schauten fest nach dem Feinde, schärfer blickend als manche andere mit Hilfe kunstvoller Gläser; keine Wimper zuckte unter den buschigen Braunen, die edle Römer Nase, sein energisch geschlossener, schmallippiger, durch vollen Bart umrahmter Mund, nichts regte sich. Und so hat Geiger, als Künstler von diesem herrlichen Kopfe angezogen, mit Meisterhand v. M.s Bild für die Zukunft erhalten. — Nach dem Feldzug 1870/71 wechselten oft die ehrenvollen Dienststellen, auf die das Vertrauen seiner Vorgesetzten ihn berief. Überall, als Adjutant bei der Generalinspektion der Artillerie, beim Generalstabe, bei der Artillerieprüfungskommission entfaltete er die gleiche

stille fördernde Tätigkeit. In allen Sätteln gerecht, jeder Aufgabe sich freudig unterziehend, hat er wohl die lebhafteste innere Befriedigung durch seine Lehr-tätigkeit an der Kriegsakademie empfunden. Dort konnte er begeisterten Zuhörern an der Hand der Geschichte zeigen, wie zwar Zeiten und Mittel sich ändern, wie aber die Grundregeln zur Erreichung des Endzweckes stets unver-änderlich bleiben, und wie es nur die Aufgabe der jeweiligen Gegenwart ist, rechtzeitig die Neuanpassung zu vollziehen und den Aufgaben der Zukunft vorausahnend gerecht zu werden. Das sind Eigenschaften, die eben nur eine künstlerische Beanlagung zu lösen vermag, ein freier prophetischer Geist, gestützt auf den sicheren Besitz reicher Erfahrung, umfassenden Wissens. Der damals zunächst nur für die Zuhörer bestimmte Grundriß des Festungs-krieges muß trotz der durch den Lehrzweck bedingten lapidaren Kürze jeden Leser fesseln und für das spröde Gebiet des Festungskrieges interessieren.

Der erfolgreichste Abschnitt in v. Müllers Dienstleben begann mit seinem Eintritt in das Kriegsministerium. Mit der nach 1871 fast bei allen Mächten eingeführten allgemeinen Wehrpflicht, dem Aufblühen der Technik und In-dustrie, dem gesteigerten Erwerbssinne, drängte sich Erfindung auf Erfindung, um zunächst der eigenen Nation, dann aber der Allgemeinheit zur Erhaltung der Wehrhaftigkeit der Staaten, zur Verstärkung ihrer Angriffskraft neue Waffen und Kampfmittel zu geben. v. Müller trat an die Spitze der Abteilung für Artillerie-Angelegenheiten, der das gesamte Waffenwesen der Armee unter-stellt war. Die abgekürzte Bezeichnung »Artillerie-Abteilung« hat verwirrend gewirkt, viel falsche Begriffe über die Aufgaben und Leistungen der Abteilung verursacht. Die Infanterie glaubte sich dem Gängelbände der Artillerie ent-ziehen zu sollen, um in Fragen ihrer Bewaffnung allein zu entscheiden. Es genügte diesen Anschauungen nicht, daß in der Waffen(Artillerie)abteilung die Fragen der Infanteriebewaffnung durch einen Infanterieoffizier bearbeitet wurden, es sollte auch jede Mitwirkung des Chefs der Abteilung, weil er aus der Artillerie hervorgegangen war, ausgeschaltet werden. Daß es nur e i n e Schießlehre gibt, daß der größte lebende Ballistiker eben gerade an der Spitze der Abteilung stand, fiel für die Dränger dabei nicht ins Gewicht. Unter der Abteilung bearbeitete die Gewehr-Prüfungskommission, in ihren etatsmäßigen Stellen nur ausschließlich aus Infanterie-Offizieren zusammengesetzt, alle Fortschritte des Handwaffenwesens. Sie löste im Verein mit der Gewehrfabrik Spandau — dem Major Kühn — die Aufgabe, ein dem Einzellader überlegenes schnellfeuerndes Gewehr zu schaffen, in dem Muster eines Magazingewehrs, das unter dem Namen M 71/84, trotz mancher Schwierigkeiten, die v. M. zu überwinden half, zur Einführung gelangte. Auch neues Pulver, neue Zünd-hütchen und Geschosse waren für dieses Gewehr notwendig geworden. Alle Mächte, besonders das völlig überraschte Frankreich, folgten mit der Einführung von Magazingewehren oder Mehrladern nach. Es galt also, weiter zu arbeiten. Die Versuche mit einem kleinkalibrigen Gewehre, die während der ganzen Zeit gleichlaufend geführt worden waren, wurden aufs eifrigste betrieben. Immer von neuem betonte v. M., daß die ganze Kaliberfrage sich in der Pulver-frage zusammendränge, daß ein Gewehr mit einer engen Bohrung anzufertigen kein besonderes Kunststück sei, daß aber ohne wesentliche Erhöhung der Treibkraft des Pulvers die Kaliberverengung wirkungslos sei. Die Franzosen erlangten nun ihrerseits dank dem neuen Pulver ihres großen Chemikers Vieille

einen wesentlichen Vorsprung. Unermüdlichem Eifer der Pulverfabriken, der Privatindustrie sowohl wie der königlichen Fabriken, gelang es dann auch bei uns, ein höchsten Ansprüchen entsprechendes Pulver herzustellen. Der geniale Major Habrecht, im Ministerium v. M.s langjähriger Mitarbeiter, baute in kurzer Zeit für das neue Treibmittel ein passendes kleinkalibriges Mehrladegewehr, das nicht nur den französischen Vorsprung einholte, sondern einen neuen weiteren Fortschritt darstellte. In dem rastlosen Ringen rechtzeitig fertig zu werden, hat Habrecht seine Lebenskraft erschöpft, er starb als eines der Opfer, die auch im Frieden das Schlachtfeld der Armee fordert.

Nur aus den Akten kann dargestellt werden, obgleich auch diese die wirksamste meist unmittelbar geübte mündliche Einwirkung nicht erkennen lassen, in welcher Weise, zielbewußt und entscheidend, v. M. die Lösung der Pulver- und der Kleinkaliberfrage zu einem guten Ende hat führen helfen, auch nach der Zeit, als einer besonderen Infanterie-Abteilung im Ministerium die Bearbeitung der Handwaffenangelegenheiten überwiesen worden war. Dieser Leistungen in der Gewehrfrage ist hier eingehender gedacht, um stilles Verdienst klarer zu stellen. v. M. kannte keine Pflichten verschiedenen Grades, er kannte nur eine Pflicht. Und dieser ist er bei allen ihm gestellten Aufgaben in gleicher Weise gerecht geworden, ob sie Infanterie, Kavallerie, Feld- oder Fußartillerie, ob sie Pioniere oder Verkehrstruppen betrafen. Auch das Luftschifferwesen fand, wie sich niemand dieses in den bisherigen Reigen schwer einzufügenden Kindes annehmen wollte, in der von v. M. geleiteten »Artillerie«-Abteilung eine liebevolle Aufnahme. Die Tätigkeit v. M.s im Ministerium nur annähernd klar zu schildern, bedürfte es einer vollen Geschichte des Waffenwesens in dem dem Jahre 1893 vorangegangenen Vierteljahrhundert — einer Geschichte der neuzeitlichen Artillerie. Alle Neuschöpfungen dieser Zeit, die einer völligen Umwälzung gleichkommen, sind von ihm angeregt, geleitet, gefördert, belebt worden. Der titanenhafte Fuchs v. Bimbach würde mit seinen Vernichtung bringenden Gewaltgeschossen das darauf gegründete System vielleicht nicht zu einer solchen reifen Durcharbeitung und einem guten Ende gebracht haben, ohne die oft zügelnde und mahnende, stets, aber geistig fördernde Leitung v. M.s. Es waren wirklich große Zeiten, die damals die Artillerie-Entwicklung durchmachte: bei der schweren Artillerie die Schaffung einer Einbruchswaffe für den Kampf mit Frankreichs eisengepanzten Sperrbefestigungen, die Entwicklung eines weittragenden Schrapnellschusses für Feld- und Fußartillerie, für die Feldartillerie die Fragen des Einheitsgeschosses, der Kaliberverminderung, des leichten Schnellfeuergeschützes. Wenn die Feldartillerie auch ihre Wege allein ging, die wissenschaftlich unanfechtbaren Grundlagen hat v. M. auch hier gelegt, und nach manchem Tasten in verschiedenen Richtungen hat sein Ausblick in die Zukunft, seine Voraussage des Erreichbaren doch im wesentlichen recht behalten. Es war aber nur einer — v. M. — vorhanden, der historisches Werden, der mathematische und naturwissenschaftliche Kenntnisse mit den auf den Schlachtfeldern gewonnenen eigenen Erfahrungen zu einem geschlossenen Gesamtwissen vereinte, der sein großes Wissen in einfachen, jeder Phrase abholden nüchternen Worten, allgemein verständlich, wie etwas Altbekanntes zum Ausdruck bringen konnte. — Die lange Zeit im Kriegsministerium erlitt eine Unterbrechung durch zeitweisen Rücktritt in die Front. Mit der Übernahme einer Fußartillerie-Inspektion hatte er die Freude, einmal

wieder im praktischen Dienst wirken zu können. Ordentlich jugendlich enthusiastisch lebte er auf, eine abgeklärte Heiterkeit zeigte sich auch äußerlich bei dem sonst so ernst dreinblickenden Manne. Damals wurden auch Fernerstehende gewahr, was für ein warmes, liebeempfindliches, Wärme verbreitendes Herz in seiner Brust schlug. Seine Freunde wußten das längst, und wie den Geistern der Kunstwelt er sich ebenbürtig durch sein feines Empfinden gab und nahte, so hat er stets in kameradschaftlichem Sinne mit seinen früheren Untergebenen, seinen Kriegsgefährten, den Mannschaften seiner Feldzugsbatterien harmlos heiter verkehrt. Als wirklich vornehme Natur war er bei diesem Umgang immer nur der Gleiche unter Gleichen, er stieg zu den an Jahren Jüngeren, zu den im Dienstrange Nachgeordneten als Freund und Kamerad herab, hob und veredelte, was sich ihm nahte.

Doch nach kurzer Zeit der Erquickung und Erfrischung wurde er wieder zur strengen Geistesarbeit zurückgerufen. Er wurde zum Präses der Artillerie-Prüfungskommission ernannt. Im Ministerium hatte der Schwerpunkt seiner Tätigkeit in der verantwortlichen kritischen Entscheidung gelegen. Jetzt war es ihm vergönnt, einmal zusammenfassend sein artilleristisches *Credo* niederzulegen. Es wäre wohl eine schöne Anerkennung für ihn, dem die Armee so unendlich viel verdankt, wenn seine damals für seine Mitarbeiter in der Kommission verfaßten Denkschriften unverkürzt veröffentlicht würden. Dann würde ein jeder sich ein eigenes Urteil über v. M. als Artillerist im engern Sinne des Wortes bilden können, wie er v. M. als Historiker nach seinen Werken kennt. Jetzt, nach so langen Jahren, wo inzwischen wieder eine ganz neue Etappe im Entwicklungsgange der Waffe erreicht ist, kann die Bekanntgabe der damals anzustrebenden Ziele keinerlei Schaden verursachen, wohl aber würde die deutsche artilleristische Literatur um ein kostbares Dokument bereichert. — Nur zu kurz dauerte die Tätigkeit bei der Artillerie-Prüfungskommission. Er wurde an die Spitze des vor einiger Zeit im Kriegsministerium neugebildeten Waffendepartements gestellt. Diese Schöpfung war aus einer Reihe von Kompromissen hervorgegangen. Zusammengehöriges war dabei getrennt worden. Das ging auf die Dauer nicht. So fand denn nach schweren, durch die Lage der Dinge vielfach zur Unfruchtbarkeit verdammtten Arbeiten v. M.s dienstliche Tätigkeit mit dem notwendig gewordenen Eingehen des Waffendepartements ein leider viel zu frühes Ende. An der Ungunst der Verhältnisse gescheitert, zu einer Zeit, in der er noch in vollster Schaffenskraft viel hätte leisten können, warf ihn eine schwere Krankheit nieder, die im Verein mit seinem still getragenen Seelenkummer ihn dicht an den Rand des Grabes brachte. Sein gesunder, durch ein enthaltsames, einfaches Leben gestählter Körper überwand den Angriff.

So begann für v. M. eine Zeit, in der er sich großen literarischen Arbeiten widmen konnte. Zu einer stattlichen Reihe wuchsen seine Werke heran. Aus ihnen spricht seine Eigenart. Nicht autoritär legt er sich dem Leser auf — nein — klar, schlicht, einfach stellt er die Dinge hin, wie sie geworden sind, wie sie aufeinander gewirkt haben. Er erzählt, was die einzelnen Schriftsteller behauptet haben. Der Leser soll selber sich sein Urteil bilden, soll selber Kritik üben. Dann erst gibt er ein Schlußurteil, das, wo er tadeln muß, oft so milde ausgedrückt ist, daß der Leser nicht immer das Gefühl der völligen Ablehnung empfindet. Das steht nun nicht mit seiner absoluten Wahrheitsliebe, seinem

strengen Gerechtigkeitssinn im Widerspruch. Wo es aber sein muß, da wird er derart deutlich, daß über seine Meinung keinerlei Zweifel aufkommen können. Diese rücksichtslose Wahrhaftigkeit, die im Dienstleben oft von Leuten, die das Sachliche nicht von ihrer Person zu trennen verstanden, als persönlich verletzend schwer empfunden wurde, ist auch der Grundzug aller seiner kritischen gelehrten Untersuchungen. Aber, für die Öffentlichkeit bestimmt, vermeidet er streng jedes Wort, das irgend verletzen könnte. Die Gegenkritik ist nicht immer so glimpflich mit ihm umgegangen. Aber er ließ nie sich verleiten, aus seiner Höhe und seiner überlegenen Ruhe zu den Neidern und Verkleinerern herabzusteigen.

Ein großes Verdienst ist es von ihm unter vielen, vielen andern Verdiensten, daß er unwiderleglich nachgewiesen hat, an welcher Stelle die Ursache für die Verzögerung des Artillerie-Angriffes auf Paris zu suchen ist. Auch nachher erfolgte Veröffentlichungen vermögen an der Richtigkeit dieser Feststellung nicht zu rütteln. Die jüngst erschienene Geschichte des Festungskrieges seit 1885 bis einschließlich der Belagerung von Port Arthur bildet den harmonischen Schlußakkord seiner literarischen Tätigkeit. Bei dem Ringen der beiden Gegner sucht er sowohl dem Verteidiger wie dem Angreifer gerecht zu werden. Er hat dabei manche Legende über den Artillerieangriff zerstört, die sich schon — hauptsächlich aus Unkenntnis des Tatsächlichen — gebildet hatte. Aber wohl keine aufrichtigere und gerechtere Beurteilung und Anerkennung konnte dem Werke zuteil werden als durch den Lorbeerkranz, den der kaiserlich japanische Militärattaché an v. Müllers Sarge niederlegte.

v. M. war ein so edler, reiner Mensch, daß er die Welt im idealen Sinne überschätzte, sachlich auch bei andern nur Sachlichkeit voraussetzte, selbst da, wo der Neid geistig tief unter ihm Stehender aus selbstischen Gründen Hindernisse schuf, Schwierigkeiten in den Weg legte. Seine zu große Bescheidenheit, sein Sichzurückziehen, wo er berechtigt, auch verpflichtet gewesen wäre, seine Person zu größerer Geltung zu bringen, war wohl sein einziger Fehler. Seinen Königen war er ein treuer Diener im echten altpreußischen Sinne. Er war ein vornehmer Mensch, ein herrlicher Gatte und Vater, ein leuchtendes Beispiel für alle, die ihm näher treten durften, Freund auch dem Jüngsten in seinem Kreise. Volle Würdigung seiner hohen wissenschaftlichen Bedeutung kann erst dann eintreten, wenn ein gerechter Geschichtschreiber in v. M.s Werken überall da dessen Namen einsetzt, wo er selber ihn aus Bescheidenheit verschwiegen hat. Die Arbeit seines langen reichen Lebens wird nicht nur in der Waffe, in der er selber gedient hat, sondern in der ganzen Armee — vielfach unbewußt — noch auf lange, lange hinaus befruchtend weiter wirken.

Verzeichnis der von Müller verfaßten Schriften: 1. *Les idées Napoléonniennes*. Übersetzung. — 2. Grundsätze der neuen Befestigung. — 3. *Du passé et de l'avenir de l'artillerie*. — Von Napoleon III. Übersetzung. 2 Bände. Berlin, v. Decker. — 4. Umdrehung der runden Artilleriegeschosse. 1862. — 5. Historische Skizze über die Entwicklung der kurzen 15 cm Kanone. 1870. Berlin, Vossische Buchhandlung (Stricker). — 6. Entwicklung der Feldartillerie in bezug auf Material, Organisation und Taktik von 1815—1870. — 1873. Berlin, Oppenheim. — 7. Die Belagerung von Soissons im Jahre 1870. Im dienstlichen Auftrage. 1875. — Berlin, Vossische Buchhandlung (Stricker). — 8. Entwicklung der preußischen Festungs- und Belagerungsartillerie in bezug auf Material, Organisation und Ausbildung von 1815—1875. — 1876. Berlin, Oppenheim. — 9. *Loebellsche Jahrbücher* 1873—1888. Bericht

über die Taktik der Feldartillerie. Übersicht der Gesamtliteratur. — 10. Entwicklung der Preußischen Küsten- und Schiffsartillerie von 1860—1878. 1879. Berlin, Oppenheim. — 11. Geschichte des Festungskrieges seit allgemeiner Einführung der Feuerwaffen bis zum Jahre 1880. — 1880. Berlin, Oppenheim. — 12. Geschichte des Festungskrieges seit Einführung der Feuerwaffen bis zum Jahre 1892. Zweite umgearbeitete Auflage. 1892. — Berlin, E. S. Mittler & Sohn. — 13. Entwicklung der Feldartillerie in bezug auf Material, Organisation und Taktik von 1815—1892. Bd. 1: Entwicklung der Feldartillerie von 1815—1870. Zweite vervollständigte Ausgabe. Bd. 2: Entwicklung der Feldartillerie von 1870—1892. Bd. 3: Die Wirkung der Feldgeschütze von 1815—1892. Mit Anhang. Bd. 1 u. 2 1893, Bd. 3 1894. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. Die Kritik hob hervor, die Arbeit stehe in der Militärliteratur aller Länder einzig da. Keine Nation könne Ähnliches aufweisen. — 14. Entwicklung der deutschen Festungs- und Belagerungsartillerie in bezug auf Material, Organisation, Ausbildung und Taktik von 1875—1895. — 1896. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. — 15. Die Tätigkeit der deutschen Festungsartillerie bei den Belagerungen, Beschießungen und Einschließungen im deutsch-französischen Kriege 1870—1871. Bd. 1: Die Belagerung von Straßburg. Bd. 2: Die Belagerungen und Beschießungen der kleinen französischen Festungen und Einschließung von Metz. Bd. 3: Die Belagerung von Belfort. Bd. 4: Die Artillerieangriffe auf Paris und Schlußbetrachtungen über den Festungskrieg im Kriege 1870—1871. 1898—1901. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. — 16. Hierzu: Ergänzungsheft zur Beschießung von Paris 1870 bis 1871. 1904. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. — 17. Geschichte des Festungskrieges von 1885—1905 einschließlich der Belagerung von Port Arthur. 1907. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. — 18. Kriegerisches und friedliches aus den Feldzügen von 1864, 1866 und 1870—1871. Hinterlassenes Werk: 1909. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. — 19. Lebensgeschichte des Generalpostdirektors Schmückert. 1904. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Bernhard Rathgen, Straßburg-Elsaß.

Löw, Ernst, Gymnasial-Professor, * 23. Juli 1843 in Berlin als Sohn des späteren Geh. Regierungsrates und vortragenden Rates Eduard Löw, † 12. August 1908 ebenda. — L. verließ im Herbst 1861 das Kgl. Friedrich-Wilhelm-Gymnasium in Berlin mit dem Zeugnis der Reife, um sich, wohl beeinflußt durch seinen Onkel, den Entomologen Hermann Löw, dem Studium der Naturwissenschaften zu widmen. Mit Ausnahme von 1863—64, das ihn in Tübingen sah, studierte er in Berlin; 1865 promovierte er daselbst mit einer Arbeit *De casuarinearum caulis foliique evolutione et structura*. Ein Jahr war er dann Hauslehrer beim Prinzen Byron von Kurland in Schlesien. Dann wurde er Probandus (1. IV. 1867) an der damaligen Kgl. Realschule in Berlin, die jetzt die Bezeichnung Kaiser-Wilhelm-Realgymnasium führt. Bis zu seiner 1906 erfolgten Pensionierung blieb er dieser Schule treu, in welcher er in allen Naturwissenschaften, hauptsächlich zuletzt in Physik und Chemie unterrichtete. Seine Mußzeit gehörte aber stets botanischen Studien. Seine Lehrer in diesem Zweig der Naturwissenschaften waren hauptsächlich Alexander Braun, Johannes von Hanstein in Berlin und Hugo von Mohl in Tübingen gewesen. Zunächst beschäftigte er sich hauptsächlich mit Pflanzenanatomie und Pflanzengeographie, dann eine Zeitlang mit den Pilzen. Seine Hauptarbeit gehörte aber später den blütenbiologischen Forschungen, die ihn auch zu entomologischen Studien brachten. Seiner Anregung entstammen die vielfachen Arbeiten über die Überpflanzen.

Otto Appel hat seinem dahingeschiedenen Freunde ein ehrendes Denkmal gesetzt. Seinen Ausführungen entnehmen wir, daß die Hauptergebnisse dieser durch Jahre fortgesetzten, an einem sehr großen Material ausgeführten Studien eine volle Bestätigung der damals von verschiedenen Seiten angezweifelte Hermann Müllersche Ansicht brachten, daß nicht bestimmte Insekten bestimmten Pflanzensorten angepaßt sind, sondern daß jede Insektengruppe diejenige Blumenkategorie am meisten bevorzugt, für deren Ausnutzung sie auch in körperlicher Beziehung am besten ausgerüstet erscheint. L. lieferte dann den ersten umfangreichen Beweis, daß die blumentüchtigeren Insekten die dunklen Farben an Blüten bevorzugen, die ungeschickteren lieber an helle Blüten anfliegen.

Was aber L. auch arbeitete, stets waren seine Studien gründlich, exakt und weitausschauend. Stets kam etwas dabei heraus. So verdichteten sich seine Forschungen nach der glücklichen Auffindung von *Thymelaea passerina* an den Abhängen des Odertales bei Nieder-Finow zu der gedankenreichen Abhandlung über Perioden und Wege ehemaliger Pflanzenwanderungen im norddeutschen Tieflande (1879). Seine Unterrichtsstunden ließen ihn schreiben: Methodisches Übungsbuch für den Unterricht in der Botanik an höheren Lehranstalten und Seminarien Heft 1—3, das zum Teil in zweiter Auflage erschien. Ähnliche Zwecke verfolgte er mit dem: Elementarkursus der Botanik nach methodischen Grundsätzen 1878, Pflanzenkunde für den Unterricht an höheren Lehranstalten, 1887 u. 88 (4 Auflagen). 1894 kam heraus: Blütenbiologische Floristik des mittleren und nördlichen Europas sowie Grönlands. Systematische Zusammenstellung des in den letzten 10 Jahren veröffentlichten Beobachtungsmateriales. Anschließend erschien 1895 Einführung in die Blütenbiologie auf historischer Grundlage.

Als Paul Knuth sein Handbuch der Blütenbiologie beim Tode unvollendet hinterließ, gab L. den dritten Band 1904 heraus unter dem Titel: Die bisher in außereuropäischen Gebieten gemachten blütenbiologischen Beobachtungen. In demselben Jahre veröffentlichte er zusammen mit O. v. Kirchner und C. Schröter den ersten Band von: Lebensgeschichte der Blütenpflanzen Mitteleuropas (speziell die Typhaceen und Juncagineen). Das Jahr darauf erschien der zweite Band dieses weit ausschauenden Werkes.

Neben einer starken Reihe von Aufsätzen in Zeitschriften verfaßte dann L. die botanischen Artikel für die 4. und 5. Auflage des Meyerschen Konversationslexikons in den Jahren 1884 bis 1896. Für seine Spezialkollegen von der Schule gab er 1886 bis 1891 im Jahresbericht für das höhere Schulwesen Berichte über Naturwissenschaft, die Allgemeines umfaßten, die beschreibenden Naturwissenschaften berührten und Chemie wie Mineralogie erschöpfend behandelten. Später beschränkte sich L. auf diese beiden Fächer und schrieb inhaltsreiche Besprechungen für obige Zeitschrift von 1895 bis 1904.

Wie genau L. in seinen Arbeiten war, welche immense Arbeitslast er neben seiner Schule — er war nur einmal ein halbes Jahr zu wissenschaftlicher Bearbeitung beurlaubt — bewältigte, erhellt beispielsweise aus dem Literaturverzeichnis des III. Bandes des Handbuches der Blütenbiologie, das 3792 Nummern umfaßt; Appel hebt besonders hervor, daß das aber nicht nur eine Zusammenstellung von Titeln war, sondern der weitaus größte Teil der Arbeiten wurde gelesen und ihr Inhalt nach jeder Richtung hin verarbeitet.

Daß einem solchen Arbeiter auch die äußere Anerkennung nicht fehlte, ist klar. 1888 erhielt L. den Professortitel, 1897 den roten Adlerorden IV. Klasse und 1906 beim Abschied von der Schule den Kronenorden III. Klasse. Im Botanischen Verein der Provinz Brandenburg war er zweimal Vorsitzender und gehörte lange Jahre dem Vorstand an.

Verheiratet war L. seit 1870 mit Auguste geb. Schütz; Kinder entsprossen der sonst glücklichen Ehe nicht; seine Gattin war ihm eine verständnisvolle Gefährtin seiner Reisen und eine treue aufopfernde Pflegerin in seiner letzten Krankheit; er ging an Krebs zugrunde.

Beliebt war L. bei allen, die ihn kannten. Ein feiner Humor stand ihm zu Gebote und Schwänke wie ernste Gedichte wußte er meisterhaft zu verfassen.

Nachrufe von O. Appel in Berichte der deutschen Bot. Gesellschaft, Bd. 26 a, 1908; P. Ascherson in Verhandlungen des Bot. Vereins der Provinz Brandenburg, 50. Jahrg., 1908; P. Magnus in Naturwiss. Rundschau, 23. Bd., 1908. — Erstgenannter gibt eine genaue Bibliographie sämtlicher Veröffentlichungen von E. Löw, die P. Ascherson seinem Verzeichnis der botanischen Veröffentlichungen zugrunde legt.

Halle a. S.

E. R o t h.

Noll, Fritz, * 27. August 1858 zu Frankfurt a. M., † 20. Juni 1908 zu Halle a. S. — Von größtem Einfluß war auf den heranwachsenden Jungen sein Vater, der als Oberlehrer für Naturkunde in Frankfurt a. M. großes Ansehen genoß. Seine Mutter stammte aus St. Goar am Rhein, wo er die weitaus meisten Schulferien zubrachte und Liebe zu den Naturwissenschaften einsog. Das Abiturientenexamen machte N. 1878 Ostern an der Musterschule zu Frankfurt a. M., um sich von den Naturwissenschaften zunächst der Zoologie zu widmen. Bald aber zogen den Jüngling die Vorlesungen des unvergeßlichen Sachs derart an, daß er sich gänzlich der Botanik zu widmen beschloß. Vom vierten Semester an besuchte N. die heimische Universität Marburg, an welcher er im Juli 1882 das Oberlehrerexamen mit einem Zeugnis ersten Grades bestand. Er hatte nunmehr die Lehrbefähigung in Chemie, Botanik, Zoologie und Mineralogie für alle Klassen, die für Physik, Mathematik und Geographie für mittlere erlangen. Schon früh zeigte sich sein Lehrtalent darin, daß er einen naturwissenschaftlichen Verein in Marburg zu gründen vermochte, der bald aufblühte. — Die nächste Etappe war eine Assistentenstelle bei Pfitzer in Heidelberg, von wo er auch mit der ihm von Wigand gegebenen botanischen Examenarbeit: Entwicklungsgeschichte der Veronicablüte im Dezember 1882 in Marburg promovierte. — Der Winter 1886/7 sah ihn dann in Neapel in der von Dohrn gegründeten zoologischen Station physiologische Untersuchungen an Meeresalgen vornehmen, um nach einem weiteren Assistentensemester bei Pfister in gleicher Eigenschaft zu Jul. Sachs nach Würzburg überzusiedeln. Dort habilitierte er sich dann auf Grund seiner: Experimentelle Untersuchungen über das Wachstum der Zellmembran, eine Frucht seines Neapolitaner Aufenthalts. 1889 im Herbst mußte er infolge der unheilbaren Erkrankung seines Chefs und Lehrers Würzburg verlassen, um als Assistent zu Strasburger nach Bonn überzutreten, wohin er sich auch umhabilitierte. Im Wintersemester 1894/95 hielt er neben seinen Vorlesungen an der rheinischen Universität auch Kurse über Anatomie und Physiologie der Pflanzen an der landwirtschaftlichen Akademie zu Poppelsdorf, um nach zwei weiteren Jahren auch die physiologischen und mikroskopi-

schen Übungen daselbst zu übernehmen, freilich unter Aufgabe seiner Assistentenstelle. Am 1. April 1898 ernannte ihn dann der Staat zum etatsmäßigen Professor und Vorsteher des botanischen Instituts an der Poppelsdorfer Akademie, worauf er auch außerordentlicher Professor an der Bonner Universität wurde. Im Herbst 1907 folgte unser Gelehrter dann einem Rufe nach Halle a. S., als Nachfolger von G. Klebs.

Die Hauptarbeit N.s kam der Pflanzenphysiologie zugute — von 71 Publikationen gehören ihr allein 30 an —, wenn er auch auf fast allen Gebieten der Botanik zuhause war und daraus Schriften veröffentlicht hat. »Charakteristisch für N. war es«, sagt M. Koernicke in seinem ausführlichen Nachruf, »daß er bei der Wahl seiner Themata sich mit Vorliebe Fragen zuwendete und auch mündlich gern solche diskutierte, deren Lösung auf besonders große Schwierigkeiten stieß, wie einer Anzahl reizphysiologischer Aufgaben, ferner dem Problem des Saftsteigens, dem Geheimnis des *Cytisus Adami*, der Geschlechtsbestimmung usw.« Dabei hat der Aufenthalt in Neapel noch jahrelang nachgewirkt, viele Anregungen der damaligen Zeit kamen erst später zur Bearbeitung. Dann beschäftigten ihn während nahezu 20 Jahren in Bonn namentlich reizphysiologische Fragen. Daneben wandte er sich stets mit Vorliebe Arbeiten mit praktischen Tendenzen zu, es trieb ihn dazu ein aufs Praktische gerichteter Sinn, der sich in seinem physiologischen Zwecken dienenden Versuchshaus in Poppelsdorf so recht zu zeigen vermochte. Neben diesen für einen Dozenten so wertvollen Eigenschaften besaß N. in hohem Grade die Gabe des freien Vortrags, der wieder durch sein immenses Zeichentalent wirkungsvoll unterstützt wurde. Eine gewinnende äußere Erscheinung und eine geradezu packende Lebenswürdigkeit machten ihn zum idealen Universitätslehrer und gefeierten Kollegen.

Von seinen Werken seien noch erwähnt Blütendiagramme für Studierende zusammengestellt, Leipzig 1886, und seine Physiologie in dem bekannten Lehrbuch der Botanik von Strasburger, Noll, Schenck, das neun Auflagen erlebte.

Nach: M. Koernicke, Fritz Noll in: Berichte der deutschen bot. Ges., 26. Jahrg., Bd. 26^a, 1908; daselbst auch eine Aufzählung der 71 Veröffentlichungen. Reden bei der Beerdigung von Fritz Noll, von C. Mez; Nachruf am Grabe von F. Wohltmann, beide in Leopoldina, Heft 44, 1908.

Halle a. S.

E. R o t h.

Berg, Leo, * 29. April 1862 in Zempelburg, † 12. Juli 1908 in Berlin. — B., jüdischer Abstammung, kam schon in frühen Knabenjahren aus seinem westpreußischen Heimatsstädtchen nach Berlin, wo er das Königsstädtische Gymnasium besuchte, und er hat dort auch studiert, sofern man das von einem Mann sagen kann, der höchst ungern einer offiziellen Autorität zu Füßen und gar mit anderen zusammen auf den Bänken saß, der als Autodidakt von Bestimmung gegen jede Zunft, besonders die der Philologen, eine lebhafte Abneigung züchtete. Die Not des Lebens mochte ihm wohl auch keinen ruhigen Studiengang, keine unbesorgte Jugendzeit reinen Aufnehmens gestatten, und da die Natur ihn nicht freundlich behandelt hatte — er trug seinen großen, nicht unbedeutenden Wollkopf auf einem breiten verwachsenen Körper —, so trat er in die literarische Laufbahn mit einem proletarischen Trotz ein, der ihn auch später nach den schweren Anfängen nicht verlassen hat. B. blieb ein Eingänger, aber er hatte auch die Vorzüge der Einsamkeit und Unabhängig-

keit; Bedenken und Rücksichten hat seine Feder nicht gelernt. · Bemerkenswert war B.s vielseitige Belesenheit, die alle Resultate der Forschung, auch der naturwissenschaftlichen und philosophischen, gegenwärtig haben wollte. Ebenso achtungswert war der Trieb, sich von keiner Spezialität beengt mit allen bedeutenden Problemen der Geistesgeschichte auseinanderzusetzen. Als Zwanzigjähriger wurde B. von der jüngstdeutschen Bewegung mitgerissen, die die Literatur im Anschluß an die moderne Wissenschaft, an Biologie und Soziologie, revolutionieren wollte. Die Brüder Hart, Holz und Schlaf, die späteren Friedrichshagener Bölsche und Wille folgten derselben Sturmflagge, auf die man vorläufig die Parole des Naturalismus geschrieben hatte, mit dem übrigens der bewegliche und entwicklungssüchtige Geist eines Generalkritikers und Vorführers aller Zeiterscheinungen bald fertig wurde. B.s radikaler Energie entsprach der Name des von ihm gegründeten Vereins »Durch«, der sich später mit bewußter Selbstironie in den »Genieklub« verwandelte. Da wurde Schiller umgebracht, Goethe unter gewissen Bedingungen anerkannt, da wurde die epigonenhafte oder gefällige Literatur der siebziger und achtziger Jahre gerichtet und der Entwicklung der nächsten zwanzig Jahre ihr genaues Pensum aufgegeben. Von diesem Kreise wurde auch Gerhart Hauptmann angezogen, und aus seinem Kern ist die Freie Bühne hervorgegangen. Später ist B. von solchen Konstruktionen der Zukunft mit einem wachsenden Skeptizismus abgefallen, der ihn überhaupt an der Zukunft der Kunst im Zeitalter des Kapitalismus und des offenen Marktes zweifeln ließ. Rein soziologische Gesichtspunkte bestimmten immer mehr das Urteil des ehemaligen Marxisten, und wenn Gerhart Hauptmann die Genossen Holz und Schlaf hinter sich ließ, so schrieb B. seine Vorherrschaft nicht der Überlegenheit des Talent, sondern den ökonomischen Verhältnissen zu. Seine Aufmerksamkeit auf alle europäischen Erscheinungen, solange er noch eine Propaganda für die Zukunft betrieb, machte ihn zunächst zum Propheten Zolas, dessen theoretische Schriften er zum großen Teil übersetzt hat. Er gehörte auch zu den ersten Jüngern, die von dem neuen Magus im Norden gehört hatten und ihm verehrend entgegen gingen. Eine Broschüre über Henrik Ibsen und das Germanentum in der modernen Literatur blieb als Frucht dieser Hingabe. Die Kameradschaft der Radikalen, der Sozialisten und Naturalisten zerfiel, und B. ging nun seinen eigenen Weg, um mit den anderen an demselben Ziele anzukommen, das er als Erster erblickt haben wollte. Aus den Demokraten wurden Aristokraten, aus den Sozialisten wurden Individualisten; aus den Trümmern der materialistischen Geschichtsauffassung erhob sich das neue Ideal des Übermenschen. Einer der schnellsten in diesem Wettrennen und Wettmausern ist B. jedenfalls gewesen, und man muß seiner echten Aufrichtigkeit im Wandlungsverlangen von vornherein zugestehen, daß sie das Kleid nicht nach der Mode trug. Mit gezückter Feder ging er vor Nietzsche her, und wie sein Meister fühlte er sich als Kämpfer gegen seine Zeit, nur daß es ihm an der Opposition fehlte, die bedeutenden Figuren als Sockel zu dienen hat. B. focht auf ebener Erde unter vielen anderen, die ihm an Scharfsinn und geistiger Strenge nicht gleich kamen, und er hatte das Unglück, daß die Streiche, die er austeilte, nicht immer erwidert wurden. Dazu war er nicht bedeutend genug, weil dem Polemiker vor allem der Nimbus eines bestimmten epochalen Werkes fehlte, und er hatte auch als Gegner oder Herausforderer nicht viel Anziehendes. Mit großer Vehement-

menz schlug er den Götzen seiner literarischen Jugend auf die Köpfe, um ihre Hohlheit zu beweisen, und mit allem, was vom Naturalismus übrig war, hat er besonders Gerhart Hauptmann in einer monotonen Gehässigkeit zu zerstückeln gesucht.

B. war klug und scharf genug, um oft Recht zu haben; aber man gab es ihm ungern, weil seine Kritik, zuletzt im literarischen Echo konzentriert, sich auf eine Skalpiermethode versteifte, die es nur noch auf den Kopf des Künstlers oder des Kunstwerkes abgesehen hatte. Wenn er das Gehirn bloßlegte, um Ideen und Tendenzen herauszuschälen, so vergaß er den Organismus mit allen Natürlichkeiten der Gestaltung, mit allen Unwillkürlichkeiten der Farbe und des warmen Scheines. Auch sein Stil litt an einem Mangel der Blutwärme und trotz aller polemischen Energie blieb er fleischlos abstrakt. Sein Geistiges war stark genug, um ihn hoch über handwerksmäßige Kritik herauszuheben, aber zu dem großen Essayisten, für den er sich halten mochte, fehlte ihm die Geschlossenheit der Form, die Fähigkeit der Kristallisation. Man findet bei ihm ausgezeichnete Bemerkungen, fruchtbare Paradoxe über die Kunst, die Gesellschaft, sogar über die Frauen, die dieser Paria des Lebensgenusses mit seinem bösen Blick beurteilt hat, aber wie seine vielen Bücher oder Broschüren die einzelnen Teile zu keiner einheitlichen Wirkung zusammenschließen, so fallen auch aus den einzelnen Essays die wertvollen Brocken mehr heraus, als daß sie zusammenhalten. Ein nicht eben bequemes Leben wird ihm auch die Ruhe des bedächtigen Schleifens und Feilens nicht bewilligt haben. Vielleicht wäre die lange geplante Biographie des von ihm andächtig verehrten und fein charakterisierten Heine ein geschlossenes und dauerhaftes Werk geworden, das sein plötzlicher Tod, er starb am Hitzschlag, vereitelte. B. erhielt sich ausschließlich als freier Schriftsteller, dem das Talent des Plauderns, des leichten und sparsamen Ausgebens versagt war, was in Deutschland immer noch ein schwer lösbares Problem bleibt. Er war wohl auch zu stachlig und unbequem, um irgendwo einem Ganzen eingeordnet zu werden, und wie der wenig Begünstigte alles Zünftige verfolgte, alles was ehrbar nach Fach und Handwerk aussah, so hielt er gern denjenigen für unfrei und gefesselt, der irgendeinen Unterstand im literarischen Leben oder im Journalismus gefunden hatte. Gegen Dummheit, Feigheit, Unverstand lag er immer auf der Lauer, auch wo sich eine feindselige Beobachtung durchaus nicht lohnte. Der große Erfolg ließ ihn nicht ruhen, bis er hinter die Schliche der Mache oder der Mode gekommen war; dafür proklamierte er zuweilen irgendeine harmlose Erscheinung mit einer Verve, als ob sich seine spitze Logik in einer Laune ausruhen wollte. Liebenswürdig und umgänglich war diese schriftstellerische Persönlichkeit nicht, aber sie forderte Achtung in der spröden Selbständigkeit eines Zurückgesetzten, in der scharfen Wahrhaftigkeit, mit der L. B. im literarischen Leben Berlins als eine Figur von Charakter bestanden hat.

Leo Berg verfaßte: Henrik Ibsen und das Germanentum in der modernen Literatur. 1887. — Wildenbruch und das Preußentum in der deutschen Literatur, 1888. — Gottfried Keller oder Humor und Realismus, 1889. — Haben wir überhaupt noch eine Literatur? 1890. — Das sexuelle Problem in der modernen Literatur, 1891. — Der Naturalismus zur Psychologie der modernen Kunst, 1892. — Zwischen zwei Jahrhunderten, 1895. — Der Übermensch in der modernen Literatur, 1897. — Gefesselte Kunst, 1901. — Henrik Ibsen, Studien 1901. — Neue Essays, 1901. — Literaturmacher, 1903. — Deutsche Märchen des 19. Jahrhunderts, 1905. —

Aus der Zeit — Gegen die Zeit, ges. Essays, 1905. — Geschlechter, 1906. — Heine, Nietzsche, Ibsen, Essays, 1908. — Übersetzte von Zola: Kritische theoretische Schriften, 1893. — Die naturalistischen Romanschriftsteller Frankreichs, 1893. — Der Experimentalroman, 1894.

Arthur Eloesser.

Dix, Ludwig Hermann, Studienrat Konrektor Professor, Mathematiker, * 18. Februar 1838 in Zwickau (Sachsen), † 22. Oktober 1908 in Zittau. — D. war der Sohn eines Tischlermeisters. Nachdem er die Zwickauer Bürgerschule besucht hatte, kam er 1852 auf die Gewerbeschule in Chemnitz, um durch Übung im geometrischen Zeichnen und Erlernung der Elementarmathematik für das Tischlerhandwerk geschickter zu werden. Aber nach Vollendung des Kursus Ostern 1856 entschloß er sich, durch seine Lehrer ermuntert, noch die Polytechnische Schule in Dresden zu besuchen, um die theoretischen Studien für Maschinenbau und mechanische Technik fortzusetzen. Er gewann damals eine besondere Vorliebe für den Lehrerberuf. Daher blieb er, nachdem er das Maturitätsexamen in der oberen Abteilung der Polytechnischen Schule 1858 bestanden hatte, noch ein Jahr in Dresden, um sich für das Lehramt vorzubereiten, indem er sich einem spezielleren Studium der Mathematik, Mechanik und Maschinenlehre widmete und teils Privatunterricht gab, teils für die Polytechnische Schule arbeitete. Auf Empfehlung Hülßes, des Direktors derselben, wurde er 1859 provisorischer Lehrer für Mathematik und technisches Zeichnen an der Realschule zu Reichenbach. Da aber zu einer ständigen Anstellung das Examen für das höhere Schulamt erforderlich war, bezog er 1860 die Universität Leipzig, um in der Mathematik und Physik die nötige wissenschaftliche Ausbildung zu erlangen. Vom August bis zum November 1862 und von Ostern 1863 an war er, vom Ministerium dazu aufgefordert, an dem mit Realschule verbundenen Gymnasium zu Zittau als Vikar tätig. Dadurch erfuhren seine Examenarbeiten eine zweimalige Unterbrechung. Erst 1863 wurde es ihm möglich, die Prüfung für das höhere Schulamt zu absolvieren, worauf sofort seine definitive Anstellung an der genannten Zittauer Lehranstalt erfolgte. Hier wirkte nun D. ununterbrochen, vom 1. Juli 1890 an als Konrektor, bis zu seiner Versetzung in den Ruhestand 1904. Nach seiner Emeritierung lebte er still im Kreise der Seinen, wiederholt heimgesucht durch körperliche Leiden und schwere Familienschicksale, bis ihm ein sanfter Tod Erlösung brachte.

D. war, wie sein Rektor bei seiner Entlassung zu ihm sagte, ein Lehrer von Gottes Gnaden, mit reichen Kenntnissen und von großer Herzensgüte, der sich, wenn auch gefürchtet von den wenig Strebsamen, die dauernde Liebe der Jugend erwarb. Sein gesunder Humor half ihm über die Unannehmlichkeiten seines Berufs rasch hinweg. Er veröffentlichte eine Abhandlung »Über das Pendel« (Beilage zu den »Nachrichten über das Johanneum in Zittau. Zittau 1871«).

•10. Jahresbericht über die Realschule . . . zu Reichenbach. Reichenbach 1860*, S. 17 f. — •11. Jahresbericht . . . Reichenbach 1861*, S. 21. — •Programm des Gymnasiums und der Realschule zu Zittau. Zittau 1863*, S. 41. — Desgl. Zittau 1864, S. 41 f. — •Nachrichten über das Johanneum . . . in Zittau. Zittau 1880*, S. 6. — •Jahresbericht des Kgl. Realgymnasiums mit höherer Handelsschule zu Zittau für 1890/91. Zittau 1891*, S. 34. — Desgl. für 1899/1900, S. 1, für 1904/05, S. 49 f., für 1908/09, S. 7 f. — •Dresdner Anzeiger*. Jahrg. 179, Nr. 295, 24. Okt. 1908, S. 7.

A. Reichardt.

Abendroth, Gustav William, Studienrat Konrektor Prof. Dr., Mathematiker und Physiker, * 10. Juli 1838 in Pirna, † 2. März 1908 in Dresden. — A., dessen Vater Stadtgerichtsassessor, später Bezirksgerichtsrat in Pirna war, erhielt seinen ersten Unterricht in der dortigen, damals in vorzüglichem Rufe stehenden Stadtschule. Dann besuchte er die mit dieser verbundene lateinische und griechische Selektta, erhielt noch ein Jahr lang Privatunterricht in der französischen Sprache und kam Ostern 1852 als Alumnus auf die Fürstenschule zu Meißen. 1855 erlaubte ihm sein Vater zum Studium der Bergwissenschaft nach Freiberg zu gehen. Aber aus verschiedenen Gründen mußte dieser Plan wieder aufgegeben werden, und bald danach faßte A. den Entschluß, Mathematik zu studieren. Im letzten Vierteljahre seiner Schulzeit bekam er einen Preis für eine Arbeit über die Methoden der Naturforschung in alter und neuer Zeit und eine Darstellung der Lehre vom Magnetismus. Als er jedoch Ostern 1858 die Universität Leipzig bezog, beabsichtigte er, dem Wunsche seines Vaters folgend, sich der Jurisprudenz zu widmen. Aber bald ließ er sich durch seine Neigung zum Studium der Mathematik und der Naturwissenschaften bestimmen. Er wurde Famulus bei dem Mathematiker Möbius und 1861 bei dem Physiker Hankel. Dieser bot ihm die damals seltene Gelegenheit des Experimentierens und der Vorbereitung von Vorlesungsversuchen. 1862 bestand A. das Examen für die Kandidatur des höheren Schulamts und kurz darauf das philosophische Doktorexamen. Neujahr 1863 trat er als Probelehrer in das Vitzthumsche Gymnasium zu Dresden ein. Anfang Dezember erhielt er interimistisch und 1864 definitiv das Amt eines Lehrers der Mathematik und der Naturwissenschaften an der Dresdner Kreuzschule, an der er über 43 Jahre erfolgreich wirkte. In den nächsten Jahren trieb er besonders zoologische und botanische Studien, folgte aber auch den Fortschritten der Physik mit reger Aufmerksamkeit. 1876 erhielt er den Professortitel. Damals verheiratete er sich und führte lange Jahre ein glückliches Familienleben. Das Konrektorat erhielt er Neujahr 1883, und 1. Mai 1905 folgte der Titel Studienrat. Ostern 1907 trat er in den Ruhestand. Im nächsten Jahre führte ihn ein schweres inneres Leiden in wenigen Tagen zum Tode. Seine Beisetzung erfolgte am 5. März 1908 auf dem Dresdner Johannisfriedhofe in Tolkewitz.

A.s nähere Bekannte fanden unter einer rauhen Schale einen trefflichen Kern. Durch seinen geraden, unbeugsamen Charakter schuf er sich wohl manchen Feind, jedoch auch treue Freunde. Viele seiner Schüler verdankten ihm auch über die Schulzeit hinaus Anregung und Förderung. Er war von 1867 an Mitglied und zeitweilig Sektionsvorstand der naturwissenschaftlichen Gesellschaft »Isis« in Dresden. Im Dresdner Verein für Erdkunde, zu dessen Gründern er zählte, hielt er zahlreiche Vorträge und schrieb für dessen »Jahresberichte« und »Mitteilungen«.

Außer kleineren Aufsätzen und Rezensionen in den Jahresberichten des Vereins für Erdkunde zu Dresden und im Dresdner Anzeiger veröffentlichte er folgende Schriften: »Darstellung und Kritik der ältesten Gradmessungen. (Programm des Gymnasiums zum heiligen Kreuz in Dresden.) Dresden 1866.«; »Über elektrisierte Flüssigkeitsstrahlen. Neue Versuche und Erklärungen. (Programm des Gymnasiums zum heil. Kreuz.) Dresden 1874.«; »Anfangsgründe der analytischen Geometrie der Ebene, für die oberste Stufe der höheren Schulen und zum Selbstunterricht. Leipzig 1882.«; »Leitfaden der Physik, mit Einschluß der einfachsten Lehren der Chemie und mathematischen Geographie. Bd. 1. 2. Leipzig 1883/84.« (3. Aufl.

Leipzig 1902, 1907); »Sir Isaac Newtons Optik oder Abhandlung über Spiegelungen, Brechungen, Beugungen und Farben des Lichts. Übersetzt und hgg. von William A. (Ostwalds Klassiker der exakten Wissenschaften Nr. 96/97.) Leipzig 1898.«; »Entwicklung und gegenwärtiger Stand der Gezeitenforschung« (in den »Mitteilungen des Vereins für Erdkunde zu Dresden, Heft 3. Dresden 1906«).

»Afranisches Ecce« 1908. Heft 13. Dresden 1908, S. 53 ff. — »Programm des Vitzthumschen Gymnasiums«. Dresden 1863. S. 90; »Programm (Jahresbericht) des Gymnasiums zum heiligen Kreuz in Dresden«. Dresden 1864. S. 36 f.; 1870. S. 26 f.; 1876. S. 18; 1883. S. 2; 1906. S. 5; 1907. S. 5; 1908. S. 3 f. — »Dresdner Anzeiger«, Jahrg. 178. 1908 Nr. 63. 4. März S. 27; Nr. 65. 6. März S. 5; Nr. 66. 7. März S. 2 f. — »Dresdner Nachrichten«, Jahrg. 52 Nr. 65. 6. März 1908. Abendausgabe S. 2. — »Dresdner Journal«, 9. März 1908 S. 2.

A. Reichardt.

Droysen, Gustav, Dr. phil., Geheimer Regierungsrat, o. ö. Professor der Geschichte an der Universität Halle-Wittenberg, * 10. April 1838 zu Berlin, † 11. November 1908 zu Halle a. d. Saale. Er war der älteste Sohn von Johann Gustav Droysen, aus seiner ersten Ehe mit Maria Mendheim; der Geschichtsschreiber des Hellenismus und geistvolle Übersetzer von Äschylus und Aristophanes, der Biograph Yorks von Wartenburg, der kundige und begeisterte Führer durch die Jahrhunderte preußischer Politik hat seinem Leben den Stempel aufgeprägt. Zu den Freunden des Vaters gehörten Felix Mendelssohn-Bartholdy, der Musiker, und die Maler Eduard Bendemann und Julius Hübner — diese Namen kennzeichnen die Geisteshaltung, in die er hineinwuchs. Nachdem er das Gymnasium in Altenburg besucht hatte, bezog er die Universität Jena, um Jurisprudenz zu studieren. Bei Leist hörte er Institutionen, bei Danz römische Rechtsgeschichte, dann in Berlin vor allen bei dem Pandektisten Keller und bei Beseler deutsche Rechtsgeschichte, auch bei Stahl u. a. Daneben trieb er von Anfang an Geschichte, in Berlin auch Nationalökonomie bei Hanssen. Zuletzt ging er nach Göttingen, um Waitz und bei Helferich Staatswissenschaften zu hören. Sein Vater und Waitz sind seine beiden hauptsächlichsten Lehrer in der Geschichte gewesen, daneben Ranke und Jaffé. Geschichte und Nationalökonomie waren die beiden Fächer, in denen er 1862 zu Göttingen promovierte. Die Jurisprudenz war verlassen, ihr Studium ist für ihn aber nicht ohne Gewinn gewesen. Ein anderes Gebiet war es, das ihn stark lockte, das der bildenden Kunst, besonders die Malerei; Bendemann beurteilte seine Zeichnungen und Kompositionsentwürfe günstig. Aber er wählte die Historie zu seinem Lebensberuf. Die aner kennenswerte künstlerische Fertigkeit diente zur Erhöhung des Lebens, sie gab ihm außerdem noch die Fähigkeit reiferer Beurteilung auf kunstgeschichtlichem Gebiete. Der Geschichte blieb er fortan zugetan, und zwar der Geschichte im weitesten Umfange. Zunächst aber galt es, sich auf ein bestimmtes Gebiet zu beschränken, um dort etwas zu leisten. Schon dem Jüngling hatte der Gedanke vorgeschwebt, ein Bild Gustav Adolfs zu zeichnen. Was er in der nächsten Zeit arbeitete, steht zumeist mit dieser Aufgabe in Zusammenhang. Ein Jahr nach seiner Promotion erschien eine quellenkritische Untersuchung über die Zerstörung Magdeburgs im Jahre 1631, eine Abhandlung, die zunächst von Usinger in Sybels Historischer Zeitschrift lobend besprochen, dann aber von Wittich heftig bekämpft wurde und einen durch Jahrzehnte geführten Streit entfacht hat. Droysen hatte seine Meinung geäußert und wissen-

schaftlich begründet, mochte sie unparteiisch geprüft werden; auf verletzende Angriffe antwortete er nicht. Er hat in dieser Streitfrage nicht wieder zur Feder gegriffen, wohl aber haben mehrere seiner Schüler sich selbständig geäußert. Schließlich nach 40 Jahren hat einer den Kampf überblickend das Endergebnis festgestellt, das im wesentlichen nicht anders lautet, als das, was Droysen einstmals nachgewiesen hatte, daß wohl auf Pappenheims Befehl einige Häuser angesteckt worden seien, daß aber der Urheber des völligen Abbrennens der Stadt nicht zu ermitteln sei. Droysen sagte, da ist ein Punkt, vor dem die Forschung den Mut haben muß ehrlich zu bekennen: wir wissen nicht; wo sie sich mit der Tatsache begnügen, darauf verzichten muß zu sagen, wie sie entstand; ein Ausspruch, der für seine Gewissenhaftigkeit charakteristisch ist, gegenüber dem Anspruch, daß immer ein »positives« Ergebnis zutage gefördert werden müsse. Der künstlerisch schaffende und nachschaffende, der Poet, Musiker und Maler von reizvoll bewegter Phantasie war in historischen Untersuchungen von vorsichtigster Nüchternheit und scharfer, unerbittlicher Kritik.

Im Jahre 1864 habilitierte er sich an der Universität Halle auf Grund einer Abhandlung über Quellenschriftsteller zur Geschichte des Dreißigjährigen Krieges. Von den Thesen lauten zwei: »*Historicus politicus esse debet*«, und »*Historia universalis est historia idearum non rerum gestarum*.« Seine Habilitationsvorlesung über die baltische Frage gehört auch zu den Studien, die sein großes Werk vorbereiten. Wie ein Auftakt für Künftiges beginnt sie mit den Worten: »Es gilt vielen dafür, daß Gustav Adolf um des Glaubens willen zur Teilnahme an dem Dreißigjährigen Kriege sei veranlaßt worden.« Es folgten noch mehrere vorbereitende Aufsätze, darunter zwei Quellenstudien in der Art wie die Magdeburger über die Schlachten bei Lützen und bei Breitenfeld, bis er dann im Herbst 1868 die Vorrede zum ersten Bande seines »Gustav Adolf« unterzeichnen konnte, den er dem Freunde Gustav Schmoller widmete. Der zweite Band folgte ein Jahr später.

Ostern 1869 ging D. als außerordentlicher Professor nach Göttingen, im Herbst desselben Jahres führte er dahin seine junge Gattin, Anna Mayer, die Tochter des Hallischen Arztes Dr. Eduard Mayer und seiner Gattin Klementine geb. Schneidewind. 1872 wurde er ordentlicher Professor in Halle, dem er treu geblieben ist. Dieser Universität gehört das Wesentliche seiner Lehr-tätigkeit. Seit seiner Habilitation erwachsen ihm hier Zeiten scharfer Arbeit und frohen Lebensgenusses. Das Studium der alten Archivalien machte ihn nicht zu einem »bloßen langstieligen Gelehrten«, nicht zu einem Virtuosen der Einseitigkeit. Neben den Forschungen zur Geschichte des Dreißigjährigen Krieges gingen andere her, so schrieb er über Friedrichs des Großen Politik zur Zeit seines letzten Krieges, so machte es ihm Vergnügen, kulturhistorische Merkwürdigkeiten pseudonym zu bearbeiten, sich als »kurfürstlich winkelkram-scher Bibliotheksaccessist« aufzuspielen und Proben aus der Geschichte der Liebe darzubieten — »wer auch will immer den bis an die Erde reichenden Zopf der Vollständigkeit!« Er ist auch dem Reize nicht ausgewichen, dichterische Gestalten mit ihren geschichtlichen Urbildern zu vergleichen. Und er versuchte sich mit Glück auf dem damals noch wenig angebauten Felde der Kunstschrift-stellerei, das heute so bedenklich ins Kraut geschossen ist. Die Wahl der Künstler, über die er handelte, ist bezeichnend. Der eine ist Asmus Jakob Carstens, der von der Kunst verlangte, daß sie die Krone eines nach allen Seiten hin gestei-

gerten geistigen Lebens sei, dessen Gestalten von dem innigen Großgefühl erfüllt sind, das Homer seinen Göttern und Helden gibt, der andere ist Leonardo da Vinci. Aus einem Vortrage im Leipziger Kunstverein ist dieser Aufsatz erwachsen, der zum ersten Male, wenn er auch in eine Betrachtung des »Abendmahls« ausläuft, dem ganzen Menschen und Künstler Leonardo nahezu kommen versucht. Er fand Anton Springers besonderen Beifall. Aber das sind nur höchst wesentliche Nebenarbeiten. Das Hauptwerk ist der »Gustaf Adolf«, ein Buch, das von bestimmendem Einfluß auf die allgemeine Auffassung dieses Glaubenshelden werden sollte. Keine Biographie. Die Einwirkung des Schwedenkönigs auf die europäischen Verhältnisse war das Thema, die Aufhellung des Zusammenhanges zwischen ihm und den europäischen Verhältnissen. Die Erforschung der Gründe, die ihn zu den weltgeschichtlichen Taten trieben, wegen deren er heute noch unvergessen ist, führte zu dem Ergebnis, daß die Verteidigung seines Thrones gegen das machtvolle Vordringen Habsburgs, die Frage des *dominium maris baltici*, die Sicherheit seines eigenen Landes ihn zwangen, für die Sicherheit der glaubensverwandten Nachbarn einzutreten. »Nicht daß für die Entwicklung der reinen Lehre Gustaf Adolfs Eingreifen in die deutschen Angelegenheiten entscheidend gewesen ist, bestreite ich; aber ich bestreite, daß er zu Nutz und Frommen des kirchlichen Lebens und der Glaubensfreiheit in sie hat eingreifen wollen. Ich behaupte, daß ihn Gründe durchaus politischer Natur zur Verwendung auch dieses Mittels bewogen, gezwungen haben.« Der Erfolg seines Eingreifens war Deutschlands Freiheit, aber dieser Erfolg war nicht der erste Zweck. Religiöse Angelegenheiten hatten damals vielfach eine rein politische Bedeutung, für Gustav Adolf war der Schutz der Protestanten ein Mittel zum Zweck, im Bunde mit dem katholischen Frankreich kämpfte er nicht gegen die katholische Kirche, sondern gegen das politische Übergewicht des Hauses Habsburg. Rezensionen von K. G. Helbig gaben Droysen Gelegenheit zu erneuter prinzipieller Ausführung. Es folgten eine lange Reihe von Aufsätzen aus dem Gebiete des Dreißigjährigen Krieges, in denen weniger die Absicht herrscht zu erzählen als mitzuteilen, und lose zusammenhängende Beiträge zur Geschichte des Militärwesens in Deutschland, Abfälle, die für andere Zwecke bereitgestellt werden sollten.

Die Hauptarbeit dieser Jahre war die Ausgestaltung der Lehrtätigkeit. In seinen Vorlesungen behandelte Droysen hauptsächlich die allgemeine Geschichte der neueren und neuesten Zeit, in glänzendem Vortrage, dem man nicht anmerkte, daß er las. Er liebte es, seine Gedanken in die gefeilteste Form zu gießen, klar und durchsichtig, reich an packenden Wendungen und brillanten Pointen, in denen sich ein scharfer politischer Geist offenbarte. In dem Herauspräparieren verschlungener diplomatischer Fäden, in der kunstvollen Gliederung, der bewußten Steigerung des Vortrags, dem plastischen Hervortreten der Persönlichkeiten liegt der große Erfolg seiner Vorlesungen zum Teil begründet. Sie fesselten, belehrten und regten zu erneuter Forschung an. Stets wurde der Finger an eine Lücke gelegt, der offenen Fragen wurden viele hervorgehoben und der Eifer zu selbständiger Forschung erweckt. Anders als bei seinem Vater diente daher bei ihm das historische Seminar in der Hauptsache der Übung im quellenmäßigen Arbeiten. Interpretation und Kritik von Quellen zur Geschichte des Mittelalters und besonders der Neuzeit wurden dort getrieben. Damit jeder der Studenten den Text in der Hand haben konnte, wurden seit

1880 einige Hefte »Materialien zur neueren Geschichte« im Buchhandel herausgegeben, anderes wurde nur für die Seminarmitglieder vervielfältigt. Im Anschluß an seinen Vater zog er bei allen Untersuchungen die zeitgenössische Publizistik heran. Sein Katalog von Flugschriften aus dem 17. Jahrhundert ist einzigartig. Von seinen Schülern verlangte er, daß sie hartes Holz bohrten, er hat es ihnen beim Arbeiten nie leicht gemacht, und mancher von ihnen hat nachträglich dankbar angesehen, was er einst als Härte empfunden hatte. Glaubte Droysen wissenschaftliche Unfähigkeit oder Mangel an Eifer zu finden, so konnte er wenig höflich sein, anderseits ist er, wenn er sich studentikos geben wollte, manchmal mißverstanden worden. Es lag ihm fern, eine Doktorenfabrik zu betreiben, aber manche Arbeit ist im Laufe der Jahre aus seiner Schule hervorgegangen. Die besseren der Arbeiten, die auf seine Anregung entstanden waren oder auch von einstigen Mitgliedern seines Seminars herrührten, gab er in den »Halleschen Abhandlungen zur neueren Geschichte« heraus, einer Sammlung, die 1874 mit Reinhold Kosers »Kanzleienstreit« ins Leben trat und bis auf 46 Nummern gekommen ist. Es ist die erste derartige Sammlung, seitdem hat der Gedanke Schule gemacht. Außer Kolleg und Seminar gab es noch zwanglosere Zusammenkünfte mit den Studenten, die oft sehr angeregt und bunt waren, und wo auch der Witz zu seinem Rechte kam. Das Beste gab Droysen im Gespräch, denn er verstand zu plaudern.

Am ersten Jahrestage von seines Vaters Tode unterzeichnete er die Vorrede zu seinem nächsten Werke, das 1885 in zwei Bänden erschien, der Arbeit über den zweiten der großen protestantischen Heerführer des Dreißigjährigen Krieges, Bernhard von Weimar, den hoch denkenden Ernestiner, keine weltgeschichtliche Persönlichkeit, wohl aber einen deutschen Fürsten, der erfüllt war von starkem Gefühl für Ehre und Wohlfahrt des deutschen Volkes. Einen Stoff, der einst Goethe gelockt hatte, gestaltete D., nicht ohne Schwierigkeit, zu einem lebensvollen Bilde des unglücklichen Fürsten und seiner Zeit. Ein nicht veröffentlichtes Urteil Heinrichs von Treitschke möge hier Platz finden: »Das neueste Werk Gustav Droysens bezeichnet nicht nur einen großen Fortschritt in der Entwicklung des Verfassers, der früherhin begreiflicherweise in Form und Inhalt seiner Schriften dem Vater nachahmte, jetzt aber frei und selbständig geworden ist; das Buch bringt auch der nationalen Geschichtsschreibung eine dankenswerte Bereicherung. Das einst von Barthold und andern so arg verkannte, auch in Röses subalterner Darstellung nur undeutlich geschilderte Charakterbild Bernhards von Weimar tritt uns hier endlich klar und verständlich entgegen. Bernhard erscheint als der evangelische Reichsfürst, der, nicht frei von tragischer Schuld, doch nur um Deutschlands willen den fremden Kronen »einen Reiterdienst tut« und, bei starkem persönlichen und dynastischen Ehrgeiz, doch immer das Ziel des allgemeinen deutschen Religionsfriedens fest im Auge behält. Das Ergebnis ist, obgleich der Verfasser keineswegs eine der beliebten »Rettungen« zu schreiben beabsichtigt, doch die historische Rechtfertigung eines oft mißverstandenen großen Charakters und erscheint im wesentlichen unanfechtbar. Die neuesten Forschungen von Gonzenbach und Vischer über Hans Ludwig von Erlach gelangen von anderer Seite her zu demselben Schluß. Nur an wenigen Stellen unterliegt Droysen der jeden Biographen bedrohenden Versuchung, seinen Helden zu überschätzen. So etwa II 495, wo die Eroberung Breisachs geradezu »die glänzendste Waffentat während des ganzen dreißigjährigen

Krieges« genannt wird — ein Urteil, das sich sicherlich nicht halten läßt, wenn man sich an den ersten, von Napoleon so hoch bewunderten deutschen Feldzug Gustav Adolfs erinnert. D. hat seiner gut evangelischen Gesinnung kein Hehl, doch erkennt er die historische Notwendigkeit der großen, die Zeit beherrschenden kirchlichen und politischen Gegensätze unbefangen an und urteilt mit Recht weit strenger über Kursachsen und die ungetreuen Protestanten als über die folgerichtige Politik des Wiener Hofes. Leider besitzt der Verfasser nicht in genügendem Maße »die Kunst der Massen«, wie Schiller es nennt. Seine durchweg in würdigem, angemessenem Tone gehaltene Darstellung ist nicht überall recht durchsichtig — ein Mangel, der sich freilich aus der spröden Natur des Stoffes erklärt. Droysen gesteht selbst, daß er »den xenophontischen Parangsangstil« nicht immer habe vermeiden können. Da der Krieg jener Zeiten wesentlich Festungskrieg war, so wird die Einnahme einer Menge unbedeutender Plätze sehr umständlich geschildert; und da das verschlungene diplomatische Spiel mit Schweden, Frankreich, Wallenstein, Kursachsen usw. den Gang des Krieges mit bedingt, so werden auch manche Verhandlungen, die ohne jeden Erfolg blieben, so gründlich erörtert, daß die Perspektive verloren geht und die große Katastrophe der Nördlinger Schlacht neben dem vielen kleinen Detail nicht ganz zu ihrem Rechte kommt. Wo die Dinge einfacher liegen, wie bei der Belagerung von Breisach, da ist die Erzählung bei aller Einfachheit lebendig, ergreifend, dramatisch spannend. Das Material ist mit umsichtigem Fleiß gesammelt, nur die Darstellung der französischen Politik bleibt im Halbdunkel. Man erfährt wohl, wie unwahr, hinterhältig, geizig die Staatskunst Richelieus sich zeigte; doch man kann ihre letzten Beweggründe nur erraten, nicht deutlich erkennen. Das Werk ist nicht bloß für Gelehrte geschrieben. Indes werden nur die Kenner, denen die diplomatischen Verwickelungen der Zeit schon vertraut sind, den rechten Genuß davon haben.«

Im Jahre darauf wurde der Allgemeine historische Handatlas fertig, der nach D.s Plan und unter seiner Leitung von Fachgelehrten bearbeitet sich an ein größeres historisch interessiertes Publikum wendet. Auch Schüler von ihm haben daran mitgearbeitet. Der Schwerpunkt seiner schriftstellerischen Tätigkeit liegt — von einigen Aufsätzen abgesehen — auf dem Gebiete des Dreißigjährigen Krieges. Und so trat ihm der Gedanke nahe, die Geschichte der Kriege, die wir unter diesem Namen zusammenfassen, im Zusammenhang zu geben. Ehe er jedoch dazu schritt, hielt er es für nötig, zu schildern, wie sich die europäischen Verhältnisse entwickelten, bis der Funke in den längst angesammelten Zündstoff fiel. Nur dieses einleitende Werk ist vollendet worden. Seine »Geschichte der Gegenreformation« in der Onckenschen Allgemeinen Geschichte in Einzeldarstellungen hebt beim Augsburger Reichstagsabschied von 1555 an, schildert die Zersetzung der protestantischen Partei in Deutschland, das Werden, Wesen und Vordringen des Ultramontanismus und den Kampf um den Religionsfrieden bis zum Reichstage von 1608. Kränklichkeit war die Ursache, daß die Arbeit an der Fortsetzung stockte, Georg Winter hat rasch die Geschichte des Dreißigjährigen Krieges für diese Sammlung geschrieben, auf eine Weise, die Droysens vollen Beifall fand. Allen seinen Arbeiten über diese Zeit ist eine große Beherrschung der zeitgenössischen Literatur gemeinsam, mit warmem Herzen sind sie geschrieben, es bleibt nicht verhüllt, daß des Verfassers Neigung auf der Seite steht, die den Fortschritt in der Geschichte bringt. Schriftstelle-

risch hatte er nun mit dieser Zeit abgeschlossen, nur die Frage nach Gustaf Adolfs Landungsgebet hat ihn später noch einmal auf verlassene Wege zurückgeführt.

D.s Lehrauftrag war nicht auf Geschichte im engeren Sinne beschränkt. Von früher Jugend an in intimem Verhältnis zur Kunst, ein feinsinniger Interpret dichterischer und musischer Werke, ein Liebhaber und Kenner bildender Kunst vereinte er ästhetische Auffassung mit dem überschauenden und ordnenden Blick des Historikers. Als kunstgeschichtliche Vorlesungen noch nicht Mode waren, versammelte er wenige Zuhörer vor den Staffeleien des Kupferstichkabinetts und gab in diesen peripatetischen Vorträgen, die manchmal auch Colloquia wurden, vielerlei Anregung, lehrte er sehen. Mit geringen Mitteln hat er im Laufe der Jahre die lange vernachlässigte Kupferstichsammlung der Universität zu einem ganz ansehnlichen kunstwissenschaftlichen Apparat erweitert und umgestaltet — die Schradersche Geschichte der Universität Halle hebt dies besonders hervor. Als das Skioptikon die Möglichkeit gewährte, dasselbe Bild einem größeren Kreise gleichzeitig vorzuführen, hat er mehrfach Vortragsreihen gehalten, die beträchtlichen Zulauf fanden. Außer gelegentlichen Anzeigen hat er aber auf kunstgeschichtlichem Gebiete nichts mehr veröffentlicht, aus einer gewissen Scheu und Zurückhaltung heraus. Ein Gehörleiden machte ihn in späteren Jahren unzugänglicher, daß er nichts veröffentlichte, ließ die letzten Jahre unfruchtbar erscheinen und mochte manchen verstimmen, der wünschte, daß gerade diese Feder nicht rastete. Eine sehr reizvolle Mitteilung über die Freundschaft zwischen seinem Vater und Mendelssohn in drei Heften der »Deutschen Rundschau« zeigte auch einem größeren Kreise, was die Näherstehenden längst wußten, daß er an einer Biographie Johann Gustav Droysens arbeitete. Eifriges Forschen über mancherlei Einzelheiten ließ die Befürchtung wach werden, er möchte in der Kleinarbeit aufgehen, es gab wohl auch Zeiten, wo das Tätigkeitsbedürfnis sich mit geistigem Genießen begnügte, wo die Freude am Stoff, die liebevolle Vertiefung der Gestaltung hinderlich war. Er hat das Werk nicht vollendet, aber wenigstens der erste Band konnte aus dem Nachlaß von seinem Neffen Rudolf Hübner herausgegeben werden. Er zeigt die Freude, mit der Droysen sich dem Reize hingab, nun auch einmal biographisch zu arbeiten, allen Lebensäußerungen eines lebensvollen Mannes nachzugehen. Nach seinem 70. Geburtstage trat er in den Ruhestand, ein halbes Jahr später ist er verschieden.

Schriften: Albrechts I. Bemühungen um die Nachfolge im Reich. Inaug.-Dissertation. 1862. — Studien über die Belagerung und Zerstörung Magdeburgs 1631 (Forschungen zur Deutschen Geschichte Bd. 3, 1863). — Arlanibaeus, Godofredus, Abelinus. Berlin 1864 (Halle'sche Habil.-Schrift). — Aus den dänischen Büchern (Archiv für die Sächsische Geschichte Bd. 2, 1864 und Bd. 5, 1867). — Die Schlacht bei Lützen 1632 (Forschungen zur Deutschen Geschichte Bd. 5, 1865). — Asmus Jacob Carstens (Bremer Sonntagsblatt. Organ des Künstlervereins, 14. Jahrg., Nr. 5—6, 1866, Febr. 4 u. 11). — Studien zur baltischen Frage (Historische Zeitschrift Bd. 15, 1866) [Habitations-Vorlesung]. — Erinnerungen an Friedrich den Großen (Preußische Jahrbücher Bd. 18, H. 4—6, 1866). — Leonardo da Vinci (ebenda Bd. 19, H. 5, 1867). — Die ersten Berichte über die Schlacht bei Breitenfeld (Archiv für die Sächsische Geschichte Bd. 7, 1869). — Gustaf Adolf. 2 Bde., Leipzig 1869 und 1870. — Die niedersächsischen Kreisstände während des schwedisch-deutschen Krieges 1631 und 1632 (Zeitschrift für Preußische Geschichte Jg. 8, 1871, Juniheft). — Das Auftreten Pappenheims in Norddeutschland nach der Schlacht bei Breitenfeld (ebenda, Juli- u. Oktoberheft). — Gustaf Adolf. Eine Erwiderung an Herrn Helbig (ebenda, Augustheft). — Aus alten Tröstern. Kollektaneen von

Gotthelf Lederer (Westermanns Deutsche Monatshefte, November 1871). — Der Krieg in Norddeutschland von 1632. Generallieutenant von Baudissin (Zeitschrift für Preußische Geschichte Jg. 9, 1872, April- u. Maiheft). — Pappenheims letztes Auftreten in Niedersachsen (ebenda, Juliheft). — Zur Schlacht bei Frankenhausen (1525) (ebenda, Jg. 10, 1873, September-Oktoberheft). — Über die Feldzüge der Sachsen im Bunde mit Schweden (Archiv für die Sächsische Geschichte Bd. 12, 1874). — Die erste Kriegsschule in Deutschland (Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte, N. F. 4, 1875) [Behandelt die von Johann d. Ä., Grafen zu Nassau, Katzenellenbogen usw. in Siegen begründete »Kriegs- und Ritterschule« unter Johann Jacobi von Wallhausen]. — Beiträge zur Geschichte des Militärwesens in Deutschland während der Epoche des Dreißigjährigen Krieges (ebenda, durch drei Hefte). — Schriftstücke von Gustaf Adolf zumeist an evangelische Fürsten Deutschlands. Stockholm 1877. — Brandenburgische Audienzen bei Gustaf Adolf (Zeitschrift für Preußische Geschichte Jg. 15, 1878, Januar-Februarheft). — Die evangelischen Kurfürsten und der Reichskanzler Oxenstiern nach Gustaf Adolfs Tod (ebenda, Jg. 16, 1879, November-Dezemberheft). — Die Verhandlungen über den Universalfrieden im Winter 1631/32 (Archiv für die Sächs. Gesch. N. F. Bd. 6, 1880, durch zwei Hefte). — Holcks Einfall in Sachsen im Jahre 1633 (Neues Archiv für Sächs. Gesch. Bd. 1, 1880, durch zwei Hefte). — Egmont (Auf der Höhe. Internationale Revue hrsg. v. Leopold v. Sacher-Masoch, Bd. 2, 1882, Januarheft). — Raffael und Michelangelo (Deutsche Revue Jg. 10, Bd. 1, 1885, Januarheft). — Bernhard von Weimar, 2 Bde., Leipzig 1885. — In Sachen Herzog Bernhards von Weimar. Eine Erwiderung an Herrn A. v. Gonzenbach (Forschungen zur Deutschen Geschichte Bd. 26, 1886). — Allgemeiner historischer Handatlas. Bielefeld und Leipzig 1886. — Geschichte der Gegenreformation (Oncken, Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen), Berlin 1893. — Gustaf Adolfs Landungsgebet (Mitteilungen des Instituts für österreich. Geschichtsforschung Bd. 22, 1901). — Johann Gustav Droysen und Felix Mendelssohn-Bartholdy (Deutsche Rundschau Bd. 111, April-Juni 1902). — Johann Gustav Droysen. 1. Teil: Bis zum Beginn der Frankfurter Tätigkeit (hrsg. v. Rudolf Hübner), Leipzig u. Berlin 1910. —

Paul Fredericq, de l'enseignement supérieur de l'histoire. Notes et impressions de voyage (Revue de l'instruction publique en Belgique, T. 25. Gand, 1882, p. 35, 37). — Wilhelm Schrader, Geschichte der Friedrichs-Universität Halle-Wittenberg. H a n s S c h u l z.

Thumann, Paul, Maler, Professor, * 5. Oktober 1834 zu Groß Tschacksdorf in der Niederlausitz, † 19. Februar 1908 in Berlin. — Durch seine Illustrationen zu deutschen Dichtern, seine Zeichnungszyklen und seine Gemälde hat Th. sich einen weit verbreiteten Ruf und viele Beliebtheit bei einem großen Teil des Publikums erworben. Mit glücklichem Talent begabt, hatte er sich früh schon für die Wahl des künstlerischen Lebensberufs entschieden. Den ersten Unterricht, der ihn dazu vorbereiten sollte, empfing er auf der Berliner Kunstakademie. An der Dresdener setzte er seine Studien unter Prof. Julius Hübner von 1855 bis 1860 mit bestem Erfolge fort. Damals fand die Gründung der neuen Kunstschule zu Weimar durch den Großherzog Karl Alexander statt, der bemüht war, die vorzüglichsten unter den jüngeren Meistern, und zwar nicht nur unter den d e u t s c h e n , als Lehrer für diese seine Schöpfung zu gewinnen; besonders solche, die durch ihre Werke bewiesen hatten, daß sie auch das Handwerk der Malerei, die Technik, aus dem Grunde verständen und die rechten Männer zu sein schienen, um tüchtige Schüler heranzubilden. Zu den fremdländischen namhaften Malern, welche den Ruf an die Weimarsche Kunstschule annahmen, zählt auch der Belgier Pauwels, der mit seinen ersten Geschichtsbildern 1861 in Antwerpen so allgemein bewundernde Anerkennung geerntet hatte. In seine Schule zu Weimar trat Th. 1862 ein, um dort dann vier Jahre unter Pauwels' Leitung zu malen. Zunächst entwickelte er eine außer-

ordentliche Tätigkeit als Zeichner von Illustrationen für den Holzschnitt auf dem Block, mit denen besonders zahlreiche Werke im Verlage der Buchhandlung von Müller-Grote geschmückt wurden. Er gebot über eine reiche erfinderische Phantasie und verstand, leicht und sicher und immer so einfach, nur durch Schattenlagen und lichte Stellen seine Gestalten modellierend, auf den Block zu zeichnen, daß es den Xylographen keine großen Schwierigkeiten bereitete, die so behandelten, malerische Tonwirkungen nicht anstrebenden Zeichnungen faksimile zu schneiden. Th. durfte sich rühmen, wohl 3000 illustrierende Holzzeichnungen geschaffen zu haben. Aber er hatte das Malen darum nicht vernachlässigt. Im Auftrage des Großherzogs führte er in der Wartburg einen Zyklus von Wandgemälden zur Lebensgeschichte Luthers aus. Eine Szene aus diesem Leben: Die Trauung des Reformators mit Katharina von Bora, stellte Th. auch in einem großen Staffeleigemälde dar. Für die photographische Reproduktion entwarf er ganze Kompositionszyklen zu volksbeliebten Dichtungen wie Chamisso's »Frauenliebe und -leben«; später auch zum »Vater Unser«. Als im Jahre 1875 die gründliche Neugestaltung der Berliner Hochschule der bildenden Kunst durch Anton v. Werner durchgeführt wurde, berief dieser auch Th., ebenso wie dessen ehemaligen Weimarschen Mitschüler Karl Gussow als Lehrer an dies neubelebte Kunstinstitut. Hier rechtfertigten beide das in ihr Lehrtalent gesetzte Vertrauen in vollem Maße. Th. errang hier in der künstlerischen Gesellschaft Berlins bald eine hervorragende Stellung. Er erfreute sich der besonderen Gunst des Kronprinzipalpaars. Aus seiner Werkstatt gingen während der folgenden Jahre mehrere Gemälde hervor, die idyllisch-poetische Szenen, antiker Dichtung entlehnte, und frei erfundene des gleichen anmutigen, gefälligen Genres, zum Gegenstand hatten. Graziös bewegte, keusch reizende Mädchengestalten und Jünglinge verwandten Schlages in idealen Gewändern führt er in einfachen ansprechenden ruhigen Situationen und Gruppierungen vor. Diese Gemälde sind untadelig gezeichnet und kühl koloriert und erheben auf starke Farbewirkungen keinen Anspruch. Wir nennen hier nur Bilder »Die drei Grazien«, »Psyche sich im Wasser spiegelnd«, »Kunst bringt Gunst«, »Amor und Psyche«, »Die unaufmerksame Schülerin«. Seine Stellung an der Hochschule der bildenden Kunst gab Th. in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts auf. Er brach seine Zelte in Berlin ab und übersiedelte nach Italien. Nach mehrjährigem Aufenthalt in Florenz und Rom kehrte er schwer leidend nach Berlin zurück. Seiner am Mark des Lebens zehrenden Krankheit ist er am 19. Februar 1908 erlegen. Seine lebenswürdige menschliche Persönlichkeit und sein künstlerisches Schaffen werden ihm immer ein freundliches und ehrendes Andenken sichern.

L. Pietsch.

Biermann, Gottlieb, Maler, * 1827, † 18. Oktober 1908 im 81. Lebensjahr zu Berlin, seinem Geburtsort. — Das Geschick hatte ihn in seiner Jugend nicht sanft gewiegt. Sein Vater verlangte, daß der herangewachsene Knabe das väterliche Handwerk, das des Schneiders, erlernen sollte. Es hat den Sohn schwere Kämpfe gekostet, bis er es erreichte, daß ihm erlaubt wurde, sich der Malerei zu widmen und deren Studium in der Berliner Kunstakademie zu beginnen. Er arbeitete sich durch ihre Zeichen-, Gips-, Akt- und Malklassen

während der vierziger Jahre fleißig und eifrig vorwärts, nahm 1850 an dem Wettbewerb um den großen Staatspreis des dreijährigen Stipendiums zur Studienreise nach Italien teil und trug den Sieg davon. In Venedig, Florenz, Rom und Neapel studierte er das Volksleben ebenso wie die Meisterwerke der großen alten Kunst. Sein schönes koloristisches Talent entwickelte sich dort zur vollen Reife, und in seinen nach Berlin gebrachten Gemälden, die meist Szenen aus dem römisch-neapolitanischen Volksleben darstellten, gab er glänzende Proben seines gereiften Könnens. In Berlin sah er sich bald mit Bildnisaufträgen überhäuft. Die von ihm in den sechziger und siebziger Jahren gemalten Portraits von Damen und Herren der reicheren Berliner Gesellschaft entsprachen den Anforderungen dieser Kreise in hohem Grade, auch durch die starken koloristischen Wirkungen, die der Künstler diesen Bildnissen durch gewählte Toiletten und reiche Hintergründe — angedeutete elegant und prächtig ausgestattete Innenräume mit luxuriösen Möbeln, Vorhängen, Kaminen, mit Lampen und Standuhren auf dem Sims — zu geben wußte. Ebenso glückliche Erfolge hatte er mit seinen Bildern großer idealer und charakteristischer Einzelfiguren schöner weiblicher Wesen von seltsamem, geheimnisvollem Reiz und in originellen, freierfundenen, reichfarbigen, phantastischen Trachten, wie seine »Spanierin«, seine vielbewunderte »Zigeunerprinzessin«, sein »Lebensfrühling« u. a. m. Sein Dasein floß ruhig dahin. Wenn in seinen letzten beiden Jahrzehnten seine schöpferische Kraft nach dem natürlichen Gesetz alles Lebens allmählich geringer werden mochte und er gegen jüngere Talente zurücktreten mußte, so sorgte er bis noch in seine letzte Lebenszeit hinein, daß er nicht vergessen werde. Auf jeder großen Kunstausstellung erschienen (meist kleinere) Gemälde von ihm, in denen sich sein alter Farbensinn immer wieder glänzend betätigte; wie — um nur zwei Schöpfungen aus jüngster Zeit zu nennen — seine Bilder »Mutterglück« und »Rüdiger befreit die (nackte) dem Ungeheuer zum Opfer bestimmte Angelika (im »Rasenden Roland«). Letztgenanntes Gemälde, eine überraschend glänzende Leistung des Achtundsiebzigerjährigen, schmückte noch die große Berliner Kunstausstellung im Jahr 1906.

L. P i e t s c h.

Lüders, Hermann, Maler und Zeichner, * 25. November 1836 zu Osterwieck, † 27. November 1908 in seiner Villa zu Groß-Lichterfelde bei Berlin. — Talent und Lust zum Zeichnen zeigten sich und erwachten früh bei ihm. Um sich zum Künstler auszubilden, kam er nach Berlin, wo er in Karl Steffecks, des genialen Genre- und Tier- (besonders Pferd-)malers, Atelier eintrat, der damals in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hier als einer der geschätztesten und gesuchtesten Lehrer in der Kunst des Zeichnens und Malens galt. Das Meiste und Beste aber hat L. im aufmerksamen, beständigen Beobachten und Studieren der lebendigen Natur gelernt. Seine künstlerische Laufbahn mit dem Malen von auszustellenden Ölgemälden zu beginnen, gestatteten ihm seine Verhältnisse nicht. Er mußte früh schon für sich selbst sorgen und seinen Lebensunterhalt erwerben. Das gelang am schnellsten und sichersten durch das Zeichnen von Aktualitäten für illustrierte Zeitungen. Er entfaltete bald eine große Geschicklichkeit darin, das in der Wirklichkeit Geschehene lebensvoll leicht und sicher auf dem Papier oder auf dem Holzstock in wirksamen Zeichnungen darzustellen. Damals war die Photographie nach der Natur, zumal nach be-

wegen Lebewesen, noch nicht entfernt zu der Leistungsfähigkeit entwickelt, welche sie heute erreicht hat, wo kein Zeichner mehr im Wettkampf mit ihr in bezug auf die »Fixigkeit« wie auf die »Richtigkeit« bestehen kann. L. hatte seiner Militärpflicht bei den Gardeschützen in einer Zeit genügt, welcher bald die Eröffnung des Krieges gegen Dänemark folgte. Der Künstler, der mit Lust zur Sache gedient hatte, wurde eingezogen und mußte mit den Truppen ins Feld rücken. Das hat sich dann noch im Jahr 1866 beim Ausbruch des Krieges gegen Österreich und die mit diesem verbündeten deutschen Staaten, und ebenso auch bei dem des Krieges gegen Frankreich wiederholt. Er war bereits glücklich verheiratet und Familienvater, als er zum dritten Male das Atelier und Heim verlassen und den Pinsel mit der Büchse vertauschen mußte. Aus allen drei Feldzügen ist er glücklich unverwundet und unkrankt zurückgekehrt; und wenn sie ihn empfindlich seiner schöpferischen künstlerischen Tätigkeit entzogen, so bereicherten sie seine Phantasie und seine Naturanschauung andererseits doch um eine Fülle von unschätzbaren Motiven und Lebensbildern, die er vorzüglich verwerten konnte. Im Felde ruhte sein Zeichenstift kaum einen Tag. Reich mit Entwürfen und rasch hingeworfenen Zeichnungen nach Szenen und Gestalten aus dem Kriegsleben gefüllte Skizzenbücher brachte er aus diesen Feldzügen mit heim. Während der folgenden glänzenden Friedensjahre war L. wieder unausgesetzt mit Aufträgen zu Holzschnittzeichnungen von öffentlichen Vorgängen, die sich in Berlin wie außerhalb der Grenzen des Vaterlandes abspielten, überhäuft. Zu den großen Manövern, zu der russischen Kaiserkrönung in Moskau und den folgenden Festlichkeiten und ebenso gelegentlich des Besuchs Kaiser Wilhelms II. am russischen Hof (1888), wurde L. nach Rußland gesandt. Die spanische Reise des Kronprinzen Friedrich machte er mit, um von den dortigen Vorgängen Zeichnungen zu liefern. Als der neue Kaiser im Herbst 1888 nach Rom und Neapel, 1889 nach Athen und Konstantinopel ging, zog L. zu denselben Zielen, um die wichtigsten und interessantesten Szenen dieser Kaiserreise für illustrierte Zeitungen zu zeichnen. Er hat auch zur Feder des Schriftstellers gegriffen und verschiedene mit eignen Zeichnungen geschmückte Bücher verfaßt und erscheinen lassen, die meist Selbsterlebtes auf seinen Kriegs- und Friedensreisen wahrhaftig, lebendig und fesselnd schildern. Für das anziehende Werk, in welchem Friedrich Dernburg die Kronprinzenreise nach Spanien erzählt, hat L. nur die vorzüglichen Illustrationen gezeichnet. Die Bücher über »Unter drei Kaisern« und »Soldatenleben im Krieg und Frieden« sind von ihm geschrieben und illustriert.

In Groß-Lichterfelde, wo er sich in gartenumgebener Villa niedergelassen hatte, verlebte er sein letztes Jahrzehnt mit seiner Familie in ruhigem Behagen. »Weit und breiten Landes Durchstreifen freut nicht mehr« mochte der sich dem siebzigsten Lebensjahr Nähernde mit dem alten Goethe gesagt haben. Aber rastlos blieb er künstlerisch tätig. Er schmückte einen Saal im dortigen Rathaus mit Wandgemälden und malte ein großes Bild »Das Gardeschützenbataillon bei St. Privat« für das Offizierkasino dieses Bataillons. In der Ausführung dieser Werke bewies er eine nicht geringere Tüchtigkeit als Maler, wie er sie stets als Zeichner und Illustrator bewiesen hatte. Hochgeschätzt und geehrt von seinen Mitbürgern und bis zum Ende im Vollbesitz seiner Geisteskräfte konnte er während seiner letzten Jahre ein ruhig befriedigtes Dasein führen.

L. P i e t s c h.

Werner, Fritz, Professor, * 3. Dezember 1829, † 16. April 1908 zu Berlin. — Einer unserer hervorragendsten, talent- und geistreichsten Künstler war der Maler und Stecher W. Keiner von allen seinen Kunstgenossen ist so stark in seiner ganzen Entwicklung durch das größte, strahlendste deutsche Kunstgestirn des 19. Jahrhunderts, Adolf Menzel, beeinflußt gewesen wie dieser. Er hatte ursprünglich die Kupferstecherkunst als Lebensberuf gewählt. Im Zeichnen mit Kreide, Stift und Feder wie im Kupferradieren und -ätzen erwarb er bald ein ungewöhnliches Können. Die Gabe scharfer Beobachtung der Wirklichkeit verband sich in ihm mit großer kunsttechnischer Geschicklichkeit, und ein tief eindringendes Naturstudium half seinen Darstellungen das volle Gepräge der Wahrheit zu geben. Seine Bleistiftporträts, seine mit der Feder gezeichneten, mit charakteristischen Einzelfiguren bzw. geistreich erfundenen, streng realistisch geschilderten Genreszenen belebten Landschaften, Ausschnitte aus der schlichsten märkischen Natur, — Arbeiten aus seinen zwanziger Jahren, — fanden die bewundernde Anerkennung aller Kunstfreunde von feinerem Empfinden und Verständnis. Seine unverkennbare Verwandtschaft des künstlerischen Naturells der Naturanschauung und die Ähnlichkeit seiner erstrebten Ziele mit denen des 14 Jahre älteren, von ihm leidenschaftlich verehrten Adolf Menzel, ließ ihn bald zu diesem in nahe persönliche Beziehungen treten. Mit äußerster Sorgfalt und Kunstgeschicklichkeit führte er nach Aquarellen und Ölgemälden dieses Meisters Kreidezeichnungen für danach zu stechende Platten aus. So nach dem Aquarellbilde: Friedrich II. als Kronprinz in der Gondel auf dem See vor dem Schloß Rheinsberg; so die große Kreidezeichnung von unerhörter Vollendung in der treuesten gewissenhaftesten Durchführung bis ins letzte Detail und in die zartesten Nuancen des Tons nach dem berühmten Bilde des Meisters »Concert bei Hofe. Sanssouci 1750«. Nach diesen beiden Zeichnungen Stiche auszuführen, dazu ist W. nie gekommen. Wohl aber hat er in einem vorzüglichen Stich das Bild Menzels »Die Tafelrunde König Friedrichs« reproduziert. Als Menzel im Oktober 1861 nach Königsberg berufen wurde, um dort in der Schloßkapelle der Krönung König Wilhelms I. beizuwohnen, die er in einem großen Gemälde darzustellen beauftragt worden war, begleitete ihn W., damit dieser gleichzeitig mit ihm die nötigen zeichnerischen Notizen nach Einzelheiten der Architektur der innern Ausstattung und die auf die Verteilung der Gruppen im Raum bezüglichen nach der Wirklichkeit entwerfe. In der ersten Hälfte der sechziger Jahre trat W. auch als Maler hervor. Und zwar gleich mit einem Bilde, das durch seine Zeichnung, seine treffende Charakteristik der Menschen und ihrer Umgebung, seine Farbe und malerische Durchführung einen solchen Eindruck machte, daß W.s Name fortan als der eines der besten lebenden Maler Berlins genannt wurde. Jenes Bild stellte eine reiche vornehme alte Dame in ihrem behaglich prächtigen Rokoko-Interieur dar, welche dem vor ihr stehenden Neffen, einem flotten jungen Offizier der Seydlitz-Drägoner (Zeit Friedrichs d. Gr.), eine ernste Strafpredigt über sein Leben hält, das ihn schon wieder in die Lage brachte, die gestrenge Dame um Hilfe anzugehen. W. hatte mit Menzel die Vorliebe für dies Zeitalter gemein. Dessen Menschentypen, Trachten, Sitten, Lokalitäten hatte er nach dieses Meisters Vorbild aufs genaueste studiert. Neben Menzel gab es für W. nur noch einen Meister, Meissnier, der damals auf der Höhe seines Ruhmes stand, zu dem er sich hingezogen fühlte und dem er nachstrebte.

Keinen von den andern französischen Malergrößen, in deren Ateliers die jungen deutschen Künstler damals ihr Heil zu finden, das wirkliche Malenkönnen zu erlernen hofften, in Paris, sondern diesen »Größten der Kleinmeister«, der in Poissy hauste und malte, suchte W. auf. Es gelang ihm, dessen Sympathien in solchem Maße zu erringen, daß dieser Deutsche ihn auch nach Antibes begleiten durfte, wohin Meissonier im Sommer seine Werkstatt zu verlegen pflegte.

Vor und nach dieser Studienzeit und seinen Reisen durch Holland und Belgien hat W. eine enorme Zahl von Gemälden, deren jedes in allen Teilen mit der gleichen strengen Gewissenhaftigkeit durchgeführt war, vollendet. Große populäre Erfolge erntete er besonders durch die Bilder, welche soldatische Szenen aus dem Leben der Grenadiere Friedrichs des Großen darstellten, wie das der Gruppe der Spreewälder Ammen, die mit den ihnen anvertrauten Herrschaftskindern vor dem Gittertor eines königlichen Parks umherstehen und sich an den derben Späßen der hinter dem Gitter gruppierten mit ihnen plaudernden Grenadiere der Wachtmannschaft ergötzen. Oder wie jenes andre größere Werk: Der Marsch eines Regiments solcher »langen Kerle« durch eine kahle märkische Gegend, neben denen ihre vierschrötige Marketenderin auf ihrem gepackten Eselchen auf der staubigen Straße dahintrottet. — Eine Menge köstlicher kleiner Kabinettstücke schildern Genreszenen, nicht nur soldatische, aus der deutschen Rokokoperiode in unübertrefflicher Echtheit; Bilder, deren Detailausführung bis zur äußersten Grenze getrieben ist, ohne daß dadurch doch je die ruhige fein harmonische Tonstimmung des Ganzen zerrissen wurde oder die Ausführung kleinlich und mühsam erschiene. Aber nicht minder zahlreich und vollendet sind seine Darstellungen von Menschen und Vorgängen aus unserer Zeit. Ich nenne nur einige ganz eminente Meisterwerke von bewundernswerter kunst- und liebevollster Durchführung; das Bild des, mit männlichen und weiblichen Besuchern jeden Alters, Standes, Temperaments, Bildungsgrades erfüllten großen Gemäldesaales in der Dresdener Museumsgalerie, dessen Wände hoch hinauf mit Gemälden alter Meister behängt sind; den »Ausstopfer« inmitten seiner Vogelbälge und Tierfelle; den »Konchyliensammler« mit der Masse der in den feinsten Farben und dem zartesten Perlmutterglanz schimmernden und glänzenden exotischen Muscheln; den Kunstantiquitätensammler in seinem Kabinett, den Bibliothekar in seinem Bücherzimmer. Auch öffentliche Szenen mit Bildnisgestalten bekannter hervorragender Persönlichkeiten und einer Menge von Porträtfiguren aus allem Volk — den berühmten Parade- und Huldigungsbildern Franz Krügers verwandt — gingen aus seiner Werkstatt hervor: so die »Enthüllung des Luisendenkmals im Tiergarten durch Kaiser Wilhelm I.«, des Prinzen Wilhelm — spätern Kaiser Wilhelms II. — Einreiten auf den Belleallianceplatz an der Spitze der Truppen von der großen Parade auf dem Tempelhofer Felde, und Bismarcks Herausreten aus dem provisorischen Reichstagsgebäude in die mit Menschen, Omnibus- und Tramwagen bunt belebte Leipziger Straße nach der Sitzung jenes 6. Februar, in welcher der große Kanzler die berühmte, epochemachende Rede über die politischen Zustände Europas gehalten hatte. —

In seinen letzten Lebensjahren war W. wieder zu seinen früheren Lieblingsstoffen zurückgekehrt; malte Einzelgestalten, besonders soldatische, aus verschiedenen Regimentern der Armee Friedrichs d. Gr., in Erscheinung, Haltung,

Ausdruck von überzeugender Lebenswahrheit, Bilder, in denen sich keine Spur des etwaigen Nachlassens der künstlerischen Kraft und Frische bei dem hohen Siebziger zeigte. Sein zuletzt ausgestelltes Gemälde zeigte einen rotröckigen, vom Rücken sichtbaren Hofkavalier aus derselben Zeit, der, »vom Königsmahl kommend«, in eine Allee des Parks von Sanssouci etwas schwankenden Ganges hineinschreitet; und einige vor dem Parktorgitter an Straßenausbesserungen tätige Erdarbeiter, die jenem Edeln spottlachend nachschauen.

Der achtzigste Geburtstag des Meisters wurde von seinen Kunstgenossen festlich begangen. Nichts in ihm verriet, daß das Ende dieses reicherfüllten ruhmvollen Malerlebens bereits so nahe gekommen sei, und schon nach 3½ Monaten, neun Tage nach der Eröffnung der Ausstellung eines großen Teiles seines Lebenswerks in den Sälen der Kunstakademie, seine Alles beobachtenden, alle Erscheinungen dieser Erde so scharf erfassenden Augen sich für immer schließen sollten.

L. P i e t s c h.

Leistikow, Walter, Landschaftsmaler, * 25. Oktober 1865 zu Bromberg, † 24. Juli 1908. — In L. verlor die Berliner Künstlerschaft eines ihrer von allen Parteien, in die sie zerklüftet ist, gleich hoch geschätzten, allgemein beliebten und in seiner künstlerischen Bedeutung anerkanntesten Mitglieder durch einen viel zu frühen Tod; hatte er doch nur ein Alter von 43 Jahren erreicht. Immerhin hat diese verhältnismäßig nur geringe Dauer seines Künstlerlebens genügt, um ihn eine außerordentliche Fülle von hervorragenden Gemälden schaffen zu lassen, in denen er ebenso viele Ausschnitte aus Gottes schöner Welt, in der Heimat wie in der Fremde, liebevoll, treu und mit künstlerischem Feingefühl für jeden eigentümlichen und charakteristischen Reiz, den ihnen die Art ihrer Erdbildungen und ihrer Vegetation, wie die wechselnden Beleuchtungen und Luftstimmungen in den verschiedenen Jahres- und Tageszeiten verleiht, geschildert hat. L. bildete sich in Berlin unter der Leitung des besten Lehrers dieser Kunst, Prof. Hans Gude, zum Landschaftsmaler aus und vollendete diese Ausbildung in ausgedehnten Studienreisen durch die europäischen Kulturländer. Seinen populären Ruhm erwarb er mehr als durch seine Darstellungen aus der Natur der fremden Länder durch die Schilderungen aus der märkischen engeren Heimat, zumal ihrer, von ernsten düstern Kieferwäldungen und schlanken, lichtgrünen, weißstämmigen Birken umrahmten stillen dunklen Waldseen, deren eigenartigen landschaftlichen Charakter und Stimmungen sowie die Töne der Lüfte über ihnen, er mit ganz besonderer Feinheit zu treffen und treulich wiederzugeben erreichte. Man versteht eigentlich die Beweggründe nicht völlig, die ihn bestimmten, im Bunde mit Max Liebermann die Berliner Sezession, die tiefe Spaltung in der Berliner Künstlerschaft, ins Leben zu rufen und sich so leidenschaftlich um deren Entwicklung und ihre Jahres-Ausstellungen zu bemühen. Seine Naturbilder sind so echt und wahr, so frei von Manieriertheit, so gewissenhaft durchgeführt und so gediegen gemalt, daß sie eher einen Gegensatz zu der Darstellungsweise landschaftlicher Natur durch die eigentlichen ersten sezessionistischen Maler bilden, als daß er sie wie diese geschaffen und in ihrem Sinne gemalt hätte. Aber die neue Künstlerpartei hatte allen Grund, auf seine von ihm erklärte Zugehörigkeit zu ihr stolz zu sein, ihn zu ehren und zu preisen und L. als einen der Väter, tapferen Vorkämpfer und begeisterten Apostel

des neuen Maler-Evangeliums zu feiern. Er brauchte nicht auf die Nachwelt zu warten, um gerecht gewürdigt zu werden. Von an ihm zehrender Krankheit (Diabetes) ergriffen, ließ er sich nicht durch seine Leiden am rüstigen Schaffen hindern, bis sie übermächtig geworden, auch seine Widerstandskraft bezwang und ihn auf das Schmerzenslager niederwarf, das sein Sterbebett werden sollte. Durch wiederholte Spezialausstellungen von Gemälden und vorzüglichen landschaftlichen Naturstudien L.s nach Gegenden und Details der Hochgebirgs-, der Wald- und der Flachlandschaft in Cassierers Kunstsälen und in dem Hause der Sezession konnte das Berliner Publikum erkennen lernen, daß er nicht der einseitige Maler der märkischen monotonen Kieferwälder und Waldseen war, als der er gewöhnlich angesehen wurde, sondern daß seine Augen der Größe, Herrlichkeit und Anmut der Natur in allen ihren Erscheinungsformen gleichmäßig erschlossen waren, und sein glückliches Talent ihn befähigte, jedes gegebene Motiv zu meisterhaften fesselnden Gemälden zu gestalten. Der so früh zu den Toten Gegangene ist viel beklagt und sein Andenken durch würdige, von den Genossen, den Freunden und Verehrern des Meisters veranstaltete, schöne Gedächtnisfeiern geehrt worden.

L. Pietsch.

Gschiel, Jakob, akademischer Bildhauer, * 26. Juli 1821 in Obersalberg (Pfarre Pöllauberg) in Steiermark, † 15. Januar 1908 in Graz. Obwohl sich seine Neigung und Fähigkeit zu bildnerischem Schaffen frühzeitig zeigte, kam G. erst als Zwanzigjähriger zu einem ländlichen Bildhauer in Pichelsdorf in die Lehre. 1847 übersiedelte er nach Graz zu Michael Rosenberger, einem tüchtigen Selfmademan, um endlich zur Vervollständigung seiner Ausbildung von 1852 bis 1855 in Wien die alte Kunstakademie von St. Anna zu besuchen. Seit 1855 arbeitete er jahrzehntelang unermüdlich in Graz, und als die Aufträge sich häuften, stets mit mehreren Gehilfen und Lehrlingen. (Aus seinem Atelier ging z. B. der bekannte Grazer Bildhauer Hans Brantstetter hervor). G. und seine Werkstätte versorgten zahllose Kirchen und Klöster mit Andachtsbildern, und zwar nicht nur in Steiermark. Es wanderten zahlreiche Werke auch nach auswärts, nach Kärnten, Krain, Kroatien, Ungarn, Ober-Österreich. Unter den eigenhändigen Arbeiten G.s zeichnen sich besonders die Kruzifixe, die wir auf Altären und Friedhöfen finden, durch Zartheit der Empfindung und durch edle Schönheit aus. Eine dieser Arbeiten fand auf einer Pariser Ausstellung lebhaft Anerkennung, und der Kruzifixus auf dem Hochaltar der Grazer Stadtpfarre zeigt den Künstler von seiner besten Seite. Im ganzen reicht sein Schaffen nicht über den künstlerischen Durchschnitt hinaus, aber es ist ein guter Durchschnitt. Wenn ärmere Kirchen und Kapellen und auch Privathäuser zu tadellosen und würdigen Andachtsbildern kommen, so bedeutet dies für das Gesamtniveau der Kunst in einem größeren Ländergebiet sicherlich einen Gewinn gegenüber der wertlosen Fabrikware, die sonst gewöhnlich an die Stelle jener Werke tritt.

Steirisches Künstlerlexikon. Von J. Wastler. Graz 1883. — Ludwig von Kurz, Das Werk des steirischen Bildhauers Jakob Gschiel. Graz 1910.

J o h a n n R a n f t l.

Seitz, Ludwig, religiöser Maler und Direktor der vatikanischen Galerien, * 11. Juli 1844 in Rom, † 11. September 1908 in Albano. Sein Vater Maximilian Seitz hatte als Kirchen- und Genremaler einen guten Namen. Die Mutter war eine Tochter jenes Ernst von Platner, der zusammen mit Bunsen die noch heute wertvolle »Beschreibung« Roms herausgab. So führten die äußeren Lebensverhältnisse S., der schon als Kind eine vielversprechende künstlerische Veranlagung zeigte, mitten in künstlerisches Leben und Schaffen hinein, und zwar in die Kunstwelt der Nazarener, welche damals unsere deutsche Kunst durch Jahrzehnte beherrschten und in Rom ein wichtiges Zentrum hatten. Sie erweckten im Anschluß an die großen Meister alter Zeiten die vergessene Freskotechnik und zugleich den tieferen religiösen Sinn für Deutschlands Malerei zu neuem Leben. So konnte S. selbst später über die Anregungen seiner Jugendzeit sagen: »Alle Familienbeziehungen führten mich in den Kreis der deutschen Künstler, und meine Laufbahn wurde in besonderer Weise begünstigt durch alle jene edlen Seelen, welche unter dem Namen der Nazarener bekannt sind. So erklärt sich auch meine große Vorliebe für die altdeutsche Kunst und besonders für den tiefen Ernst derselben bei religiösen Darstellungen, im weiteren für die Vollkommenheit in der Vollendung und die glänzende Farbengebung ...« Als seine künstlerische Ausbildung vollendet war, begann ein Leben voll unermüdlicher Arbeit, das schlicht und einfach, ohne ungewöhnliche äußere Ereignisse verlief.

Die erste selbständige künstlerische Tätigkeit S.s brachte eine Anzahl Tafelbilder für deutsche und italienische Kunstfreunde hervor, und daneben graphische Arbeiten für Herders (Freiburg i. B.) und Dürrs (Leipzig) Verlag. Die Reihe seiner bedeutenden Wandmalereien begann Seitz mit den Fresken im Dome von Djakovar. Während sein Vater einige Historien des Langschiffes und die Hauptapsis malte, fielen dem Sohne außer mehreren Szenen im Langschiffe die Kreuzarme und Seitenapsiden zu. Die Ausführung dieser Arbeit fällt in die letzten siebziger Jahre. Der Ruhm, den der junge Künstler damit erntete, veranlaßte die Kanoniker von Treviso, die vier großen Fresken, die wir heute im Chor des Domes sehen, durch ihn ausführen zu lassen (1882—1888). Es folgen die Wandbilder der *Capella di S. Bonaventura* in *Ara coeli* in Rom, die Fresken sowie die Restaurierungsarbeiten in der Kirche des deutschen Hospizes *S. Maria dell' Anima* und die Apsismalereien der französischen Kirche *S. Ivo*. Die acht Rundbilder der griechischen und lateinischen Kirchenlehrer in der Kathedrale von Sarajevo sind gleichfalls hier zu nennen.

Auf deutschem Boden begegnen uns verhältnismäßig wenig größere Werke unseres Meisters. Das Fresko »Mariä Krönung« im Freiburger Münster und die Gemälde der Fürstenbergischen Schloßkapelle in Heiligenberg am Bodensee sind die bekannteren.

Bald erwarteten den rastlos Schaffenden wieder Aufträge in der Fremde. So hatte S. die Kartons für die Mosaiken in der Gruft Pius IX. in *S. Lorenzo fuori le mura* herzustellen und den Kuppelsaal der *Torre Leonina* im vatikanischen Garten auszumalen. Ein Hauptwerk in seiner Lebensarbeit bilden die groß und originell gedachten Wand- und Deckenbilder in der vatikanischen »*Galleria dei Candelabri*«, die in den achtziger Jahren vollendet wurden. Der Künstler erhielt für seine glänzende Leistung das Kommandeurkreuz des Pius-

ordens und wurde zum Direktor der vatikanischen Galerien ernannt. Daran schließt sich mit kurzem Intervall eine neue große Aufgabe, die Ausmalung der päpstlichen oder Marienkapelle in der Wallfahrtskirche von Loreto, die S. in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts beschäftigte. Es kam danach noch ein verwandter Auftrag, als der paduanische Senator Breda eine große Summe für die Restaurierung der St. Antoniuskirche seiner Vaterstadt stiftete. Es galt, drei Kapellen mit Fresken zu schmücken. Leider nahm der Tod dem Meister den Pinsel aus der Hand, da er noch nicht die Hälfte dieser großen Arbeit beendet hatte.

Neben diesen malerischen Schöpfungen gingen noch beständig andere Arbeiten einher, Restaurierungs- oder besser gesagt Erhaltungsarbeiten an großen alten Werken (Raffaels Loggien, Fiesoles Fresken in der Kapelle Eugens IV.), die Wiederherstellung der *Appartamenti Borgia*, die Sicherung der Deckengemälde Michelangelos in der Sixtina. Es entstanden Kartons für Glasgemälde, Entwürfe für Kirchengeräte, Paramente, Grabmäler u. a. Schon vor längeren Jahren, als bei uns die Bewegung für das moderne Kunstgewerbe noch lange nicht so lebhaft im Gange war wie heute, bemühte sich Direktor S. in Rom persönlich um die Hebung des kunstgewerblichen Zeichenunterrichtes. Er gründete ferner die »Römische Künstlerzunft«, eine Vereinigung, welche den in der ewigen Stadt weilenden christlichen Künstlern einen Sammelpunkt bieten und durch wissenschaftliche Vorträge, gemeinsame Besuche der Kunstsammlungen, durch künstlerische Ausflüge und praktische Übungen den Aufenthalt nach allen Seiten fruchtbar und anregend machen sollte. Aus Vorträgen, die S. in dieser Genossenschaft hielt, entstanden einige Broschüren, die unter dem Titel »Erörterungen über wichtige Kunstfragen« erschienen. Als er im Herbst 1908 daran ging, eine Broschüre »Über das Typische in der Kunst« fertigzustellen und während er die Neuauftellung der vatikanischen Gemäldegalerie leitete, erlag der schon lange kränkelnde in Albano auf seiner Villa einem asthmatischen Anfälle.

Einen klaren Einblick in die Entwicklung des Künstlers wird man erst gewinnen, wenn sein Lebenswerk in einer guten Publikation vorliegt und von seinen ersten Arbeiten noch mehr als bisher im Originale zugänglich sind. Jetzt sieht man wenigstens einigermaßen an den Holzschnitten und Zeichnungen der ersten Zeit, wie sich das kräftige und anmutige Talent aus der Umarmung alter und neuer Vorbilder allmählich losmacht und seine eigenen Wege findet. Den ersten bedeutenden Schritt zur religiösen Monumentalkunst, zu seinem eigentlichen künstlerischen Lebensberufe, durfte S., wie erwähnt wurde, in der slawonischen Bischofsstadt tun. Den Gegenstand des Gemäldezyklus bildet die christliche Heilsgeschichte, Altes und Neues Testament in ihrer Wechselbeziehung und die durch die Jahrhunderte sich fortsetzende Anbetung des Erlösers. Die Petrusszenen im Seitenschiffe sind nach Overbecks Kartons ausgeführt. Abgesehen von dieser engen Anlehnung an die Schule, weiß der Maler bereits in seinem Jugendwerke den überlieferten ikonographischen Typen neues Leben zu verleihen sowohl in der kompositionellen Anordnung und in der scharfen Charakteristik als auch durch einen ungewöhnlichen persönlichen Schönheitssinn und durch eine zarte Innerlichkeit des seelischen Lebens. In den Apsisgemälden vereinigen sich ungezwungen historische und ideale Elemente; die Landesheiligen und selbst die slawonischen Volkstypen finden z. B.

unter den anbetenden Hirten ihre Stelle. In der dekorativen Umrahmung überrascht uns eine originelle Art der Pflanzenornamentik.

Ein Seitenstück zu diesen Djakovärer Gemälden bilden die vier großen Fresken in Treviso, welche bedeutsame kirchengeschichtliche Ereignisse aus der Vergangenheit der Stadt darstellen. Die Szenen gerieten hier allerdings etwas zu figurenreich und wirken teilweise unruhig durch gewisse eigensinnige Linienführungen. Um so mehr fesselt uns an ihnen die feste Charakteristik der auftretenden Personen. Von einem drastischen, frisch und keck zugreifenden Wirklichkeitssinne zeugt besonders die Bettlergesellschaft, welche den sel. Heinrich von Bozen umringt. An anderen Gestalten wiederum (St. Liberalis, St. Prosdocius) begegnen uns schon die markigen, edeldurchgeistigten Köpfe, die für die reife Kunst S.s so charakteristisch sind. — Wenn wir von den Arbeiten in Freiburg, Heiligenberg und in den römischen Kirchen absehen, können wir als nächste größere Etappe dieser Kunst die Fresken der *Galleria dei Candelabri* anführen. Zusammen mit Domenico Torti hatte unser deutscher Maler die Säle, durch die man zu Raffaels berühmten »Tapeten« geht, zu schmücken. Überall zeigt sich S.s Überlegenheit über seinen Mitarbeiter. Nach des ersteren Entwürfen wurden mehrere kleinere Bilder allegorischen und symbolischen Inhalts ausgeführt. Eine Glanzleistung seiner Kunst ist der Zyklus, den man gewöhnlich als die »Glorie des hl. Thomas von Aquin« bezeichnet. Statt einer weiteren Erörterung der Vorzüge dieses Werkes, das mit den Bestrebungen Leos XIII. ideell auf das engste verbunden ist und in welchem sein Schöpfer seinen vollen Gedankenreichtum und seine künstlerischen Qualitäten blühend entfaltet, sei nur auf die Publikation Prof. J. J. Berthiers *O. P.*, »Die Glorie des hl. Thomas« (Benziger, Einsiedeln) verwiesen, welche vor allem durch gute Reproduktionen einen Begriff von dem Werke vermittelt.

Den Höhepunkt der S.schen Kunst bildet zweifellos das überaus liebliche und ideenreiche Marienleben in der päpstlichen Kapelle der Kirche von Loreto, welche die deutschen Katholiken auf ihre Kosten ausmalen ließen. Hier schuf der Künstler in der konsequenten Durchführung eines erhabenen Ideenkreises ein vollendetes Meisterstück. Ungemein geschickt und anschmiegsam weiß er den zugemessenen Raum für seine Zwecke auszunützen. Den leitenden Gedanken für das gemalte Marienepos, für welches fünf große Felder zur Verfügung standen, bilden die fünf Vorzüge Mariens. Nach dem Vorbilde alter Marienleben (*Speculum humanae salvationis*, Armenbibeln, Marienaltäre), wo man gern alttestamentliche Vorbilder und Prophetien mit den Erlebnissen und Tugenden der Gottesmutter in Parallele setzte, ging auch unser Künstler, der ja stets der Tradition ehrerbietig das Wort redete, in Loreto vor. Allein er traf die Auswahl aus dem reichen Stoffe überlegsam für den gegebenen Anlaß und erweiterte den alten Gedankenkreis dadurch, daß er zu den überlieferten Motiven die Evangelisten, Kirchenväter und Päpste, die für den Marienkult besonders eintraten oder zu Loreto in besonderer Beziehung standen, aufnahm, und er ergänzte die figuralen Szenen obendrein auf das glücklichste durch eine dekorative Symbolik. Altes und Neues, Geschichte, Dogma und Tradition einigen sich so zu herrlichen, erhebenden Akkorden. In den dekorativen Teilen entfaltet S. durch alle Mittel von Farbe, Stucco und Gold eine mildschimmernde, unaufdringliche Pracht, welche die schönen Marienszenen von allen Seiten melodios umspielt. Klare Zeichnung, lebendige Farbenpracht, harmonische

Komposition und die bei S. selbstverständliche, aus der Tiefe einer gläubigen Seele quellende fromme Auffassung des Ganzen, die dem Geiste eines Fiesole und Führich nacheifert, machen die loretanische Kapelle zu einer religiös und künstlerisch hochgeweihten Stätte für unsere Nation. In einem ähnlichen Sinne erfaßt, wenn auch einfacher im Gedankengange, bewegten sich die nur teilweise vollendeten Paulus- und Stephanus-Szenen im »Santo« zu Padua.

Um die ganze Persönlichkeit unseres Künstlers zu charakterisieren, müßten wir noch seine verschiedenen Bemühungen auf den Gebieten außerhalb der Malerei heranziehen und würdigen. Wir begnügen uns jedoch mit ein paar Andeutungen über seine kunsttheoretischen Ansichten, die in naher Beziehung zu seiner eigenen schöpferischen Praxis stehen und in mehreren Broschüren niedergelegt sind. Er wendet sich unter anderem gegen den chaotischen Wirrwarr von Anschauungen in der modernen Kunstwelt, tadelt den gewöhnlichen Bildungsgang des heutigen Künstlers, das Klikenwesen und die unzulängliche Kunstkritik. S.s Bemühungen gingen vornehmlich darauf hinaus, eine Verständigung über die wesentlichen und wichtigsten Prinzipien des Kunstschaffens zu erzielen. Eine solche Verständigung würde dann, so hoffte er, von selbst für den einzelnen sowie für die ganze Kunst der Gegenwart zu einem wohl fundierten Stil führen. S. betont auch mit Nachdruck den Wert des Studiums der alten Kunst und der künstlerischen Überlieferung. Ohne Tradition erscheint ihm keine große Kunst möglich. An der Kunst der Vergangenheit und an der Natur hat sich der Künstler gleichermaßen zu schulen, um dabei sein eigenes Wesen wie seine nationale Eigenart gesund und stark zu entwickeln.

So haben in S. selbst die Anregungen der Nazarenerkunst und jene der alten großen deutschen und italienischen Meister einen neuen, kraftvollen Trieb angesetzt. Zur hochentwickelten Ideenkunst und Linienschönheit der Overbeckschule fügte ihr Jünger einen frischen Glanz und eine Harmonie der Farbe, wie wir sie vereinzelt in Steinles besten Schöpfungen bewundern. Dazu gesellt sich ein vollgehaltiges, tiefes, eigenes Empfinden, das aus liebevollem Naturstudium seine Kraft holte und von einem kindlichen religiösen Glauben seine höchste Weihe empfing. Obschon sich das Leben und Schaffen des Verewigten fast ganz im fremden Auslande entfalteten, so hat S. sein deutsches Wesen doch stets treu bewahrt und nirgends verleugnet. Seine Werke in Italien werden von deutschen Südländfahrern, die in Padua und Loreto anhalten oder Roms Kirchen und Kunstsäle durchwandern, stets gern betrachtet werden. Vor allem in Rom und Loreto findet man Gelegenheit, sich in die Schöpfungen des Meisters zu vertiefen, die den Deutschen inmitten einer glänzenden, fremden Kultur und Kunst wie ein liebes Freundeswort aus der Heimat ansprechen.

Eine Würdigung der S.schen Kunst schrieb P. Stephan Beissel S. J. in »Zeitschrift für christliche Kunst« 1892. Dasselbst die übrige Literatur über S. bis 1892. — »*Stolna crkva u Djakovu*«, eine Festschrift zu Ehren Bischof Stroßmayers (kroatisch und französisch). Prag 1900. — Ludwig von Kurz, Prof. Ludwig Seitz und sein religiöses Kunstschaffen in »Kirchenschmuck«. Graz 1904. — Dr. Joh. Ranftl, Ein Patenkind Ludwigs I. von Baiern. »Histor.-polit. Blätter« 1908, 9.—10. Heft. — *La Capella del Coro nella Basilica di Loreto dipinta dal Comm. Lodovico Seitz, descritta da Mons. Giov. Milanese*. Einsiedeln 1908.

J o h a n n R a n f t l.

Pfleiderer, Otto, ord. Professor der Theologie, * 1. September 1839 in Stetten (Württemberg), † 18. Juli 1908 in Groß-Lichterfelde. — Pfl. wurde geboren in Stetten, verlebte seine Kindheit im Maulbronner Kloster, wo sein Vater Mathematikprofessor geworden war. 1857—61 studierte er in Tübingen, unternahm nach Vollendung der Studien eine Stipendiatsreise durch Deutschland und England, wurde Vikar in Eningen u. Knittlingen, 1864 Repetent und Privatdozent in Tübingen, 1868 Stadtpfarrer in Heilbronn. Er verheiratete sich mit Marie Kornbeck, der Tochter des Pfarrers und Dekans von Knittlingen. 1870 wurde er als Superintendent nach Jena gewählt, 1871 von der theologischen Fakultät daselbst zum Ordinarius der praktischen Theologie berufen, 1875 durch den Kultusminister Falk als Nachfolger Twestens Professor der systematischen Theologie in Berlin. Seitdem ununterbrochen dort wirksam, 1894 Rektor der Universität, als solcher Sprecher der deutschen Hochschullehrer bei der Bismarckhuldigung. Mehrfach in England, zweimal auch in Amerika (zuletzt 1907) hielt er Vorträge und Vorlesungen. Er starb an Herzarterienverkalkung unerwartet am 18. Juli 1908, mitten in der Arbeit.

In Pfl. verlor die deutsche theologische Wissenschaft unserer Zeit einen ihrer bedeutendsten Vertreter, der obwohl nicht Haupt einer besondern Schule oder Richtung doch weithin gewirkt hat und noch wirkt. Im Ausland galt er als der eigentliche Repräsentant der freien deutschen Theologie, während er in Deutschland eine Sonderstellung einnahm und vielfach als der letzte bedeutende »Tübinger« zur »modernen« Theologie in Gegensatz gestellt wurde, doch so daß seine Position eher um einen Schritt weiter nach links als nach rechts vorgeschoben erschien. Er selbst war kein Mann der Partei, weder der kirchlichen noch der wissenschaftlichen, sondern Gelehrter, der seinen Weg ging, wie er ihn nach seiner Erkenntnis und Überzeugung gehen mußte. »Er diente der Wahrheit, wie er sie verstand« (R. Seeberg in seiner Rede bei der Leichenfeier), allem Paktieren und unsachlicher Rücksichtnahme innerlichst abhold, in der Vertretung eigener Auffassung wie in der Abwehr entgegengesetzter Denkweise freilich nicht ohne Schärfe und temperamentvolle Einseitigkeit, doch ohne Einmischung kirchlicher oder kirchenpolitischer Gesichtspunkte in den wissenschaftlichen Kampf. Er war überzeugt, daß seine theologische Grundauffassung, der er bei aller bis ins Alter bewahrten erstaunlichen Fähigkeit des Weiterlernens und Umlernens treu blieb, noch einmal sich durchsetzen werde, und so hat er die zeitweilige Isolierung ohne Bitterkeit und ohne sich nach irgendeiner Seite hin abzuschließen, ertragen.

Sein Leben verlief ohne viel besondere Ereignisse in ruhigem Fluß, ein rechtes deutsches Gelehrtenleben. In den kirchenpolitischen Kämpfen der letzten Jahrzehnte ist sein Name selten genannt worden, auch sein schwerer Kampf mit dem damaligen Hofprediger Stoecker (1877—1880) ist in der Öffentlichkeit kaum bekannt geworden. Nur wo er jemand zu Unrecht angegriffen sah, gleichviel auf welcher Seite, trat er in der Öffentlichkeit für ihn ein (so für Sydow 1872, Weingart 1900, Fischer 1905, aber auch für Seeberg 1908); darin kam ein Grundzug seines persönlichen Wesens zum Ausdruck, seine Ritterlichkeit, die ihn ebenso auszeichnete, wie seine mit vollster Aufrichtigkeit gepaarte Liebenswürdigkeit, die allen unvergeßlich ist, die ihn persönlich gekannt haben.

War es ein stilles Leben ohne große Ereignisse, so doch nicht Muße, sondern ununterbrochenes Schaffen. Seine Produktivität ist erstaunlich, zumal wenn

man berücksichtigt, daß jede neue Auflage eines Werkes bei Pfl. ein neues Werk bedeutet (die 4. Auflage der Religionsphilosophie war zur Hälfte geschrieben, als der Tod ihm die Feder aus der Hand nahm). Charakteristisch für sein ganzes Schaffen ist einerseits die Vielseitigkeit der Interessen, die Weite des Blicks, dem nichts Menschliches fremd war, der das gesamte Gebiet menschlichen Geisteslebens zu umspannen suchte, — anderseits seine Neigung und Fähigkeit der Zusammenschau, das Interesse an den großen Zusammenhängen, die Richtung auf das Gemeinsame in der bunten Vielheit der Erscheinungen. In seiner wissenschaftlichen Arbeit ist er nichts weniger als Spezialist. Seine akademische Lehrtätigkeit umfaßte die systematischen Disziplinen (Religionsphilosophie, Dogmatik, Ethik) neben historischen (namentlich Exegese, Geschichte Jesu und des Urchristentums, allgemeine Religionsgeschichte) und praktischen (besonders Katechetik). Er war Philosoph nicht weniger als Theologe, ein gründlicher Kenner unserer klassischen Literatur, in der Kenntnis der ausländischen besonders der englischen und amerikanischen Theologie von wenigen oder keinem seiner deutschen Fachgenossen übertroffen. Dabei nahm er in vollstem Maße teil am Leben der Gegenwart, nicht nur an den geistigen Strömungen und Bestrebungen, sondern auch an der politischen Bewegung, und sein energisches Eintreten für die Einigung des politischen Liberalismus mit Einschluß der äußersten Linken ließ erkennen, daß in der Stille seiner Studierstube auch der Lärm des Tages Gehör fand. Auch an dem Gemeindeleben seines Wohnortes Groß-Lichterfelde nahm er tätigen Anteil, war in mancherlei Vereinen ein willkommener Redner und wurde selbst in sozialistischen Volksversammlungen mit Achtung angehört. Pfl. war einer der ersten theologischen Gelehrten, die eine Popularisierung der Wissenschaft als eine des Gelehrten würdige Aufgabe ansehen, und er war ganz besonders zu solcher Arbeit befähigt durch seine Meisterschaft in der Behandlung des gesprochenen wie des geschriebenen Wortes. Seine Kunst war freilich nicht das Raffinement des modernen impressionistischen Stils, sondern die kraftvolle Klarheit, der natürliche Fluß der Rede und die Wärme, die aus der eignen Begeisterung für den Gegenstand erzeugt, seinem Wort den Glanz gab. So war er ein idealer Dozent, kein glänzender Rhetor, sondern schlicht und nie um den Effekt bekümmert, aber oft, wenn der Gegenstand auf eine Höhe führte, von hinreißender Gewalt, und in seinem Kolleg war manchmal eine Weihestimmung, die um so stärker empfunden wurde, je weniger sein Vortrag mit »erbaulichem« Ton im üblichen Sinne etwas gemein hatte. Pfl.s Auditorium war in der 2. Hälfte seiner Tätigkeit nicht besonders gefüllt, denn in weiten Kreisen konservativer und vermittelnder Richtung war Pfl. »unmöglich«, ihn zu hören galt vielen als seelengefährdend, andern wegen seiner ablehnenden Stellung zur Ritschlschen Schule als überflüssig. Schwaben, Schweizer und Ausländer stellten oft fast die Hälfte seiner Hörer. Von denen aber, die ihn gehört haben, verdankt mancher ihm das Beste von dem, was die akademischen Semester ihm an wissenschaftlicher und nicht zum wenigsten auch an religiöser Klarheit gebracht haben.

Die lange Reihe seiner gelehrten Publikationen eröffnete Pfl. mit seinem Buch: »Die Religion, ihr Wesen und ihre Geschichte« (1869). Gleich in diesem Buch, ja schon in diesem Titel kommt die Eigenart seiner wissenschaftlichen Arbeit zum Ausdruck. Nicht eine Monographie, die gelehrte Untersuchung einer Spezialfrage steht am Anfang, sondern ein weit ausgreifendes und zu-

sammenfassendes Werk. Das ist für ihn allezeit charakteristisch geblieben; sowenig er die Kleinarbeit unterschätzte, so gründlich er selbst die Einzelfragen immer aufs neue durcharbeitete (die große Zahl seiner Rezensionen geben davon ebenso Zeugnis, wie der Vergleich zweier Auflagen seiner Werke), so galt doch sein Interesse den großen Stoffen, der Zusammenfassung einer bunten Vielheit zur Einheit, letztlich dem Phänomen der Religion überhaupt. Zugleich zeigt sich aber auch in jener Titelformulierung des ersten Buches die überall bei ihm hervortretende Doppelrichtung seines Interesses: Wesen und Geschichte, Idee und Erscheinung. Er ist Historiker und Systematiker und beides in gegenseitiger Durchdringung. Darin liegt seine Stärke, freilich auch die eigentümliche Beschränkung seines Vermögens. Der Blick auf die geschichtliche Wirklichkeit und die Mannigfaltigkeit konkreten Lebens bewahrte seine von Hegel ausgehende philosophische Spekulation vor dem Operieren mit abstrakten Begriffen und der Hegelschen Überspannung des bloß deduktiven Verfahrens. Der Einfluß Hegelscher Schulung des Denkens tritt bei Pfl. deutlich genug hervor, und er hat im Gegensatz zu der allgemeinen völligen Abwendung von Hegel den großen Wert dieses letzten genialen Versuchs, die Erkenntnis der Wirklichkeit aus dem Denken selbst abzuleiten, nachdrücklich behauptet. Aber neben Hegel schätzte er Herders historischen Sinn, und seine eigne Spekulation verlor nicht den Boden konkreter Wirklichkeit. So hat er als einer der ersten die Religionsphilosophie auf »geschichtlicher Grundlage« aufgebaut, nicht auf einige allgemeine Reflexionen über die verschiedenen Erscheinungsmöglichkeiten der Religion, sondern auf ein gründliches und umfassendes Studium der vergleichenden Religionsgeschichte. Er hat damit die Religionsvergleiche, längst ehe sie vom Studium der Bibel aus und in Anlehnung an philologische Arbeit modern wurde, in die Theologie eingeführt, und obwohl er auf dem Gebiet der außerchristlichen Religionen nur Arbeiter zweiter Hand war, hat er durch seine in Deutschland kaum übertroffene Beherrschung der einschlägigen Literatur der Religionswissenschaft unschätzbare Dienste geleistet.

Wie dem Systematiker die Kenntnis der Geschichte, so kam dem Historiker Pfl. seine systematische Schulung zustatten und befähigte ihn, nicht nur Geschichte zu beschreiben, sondern auch im Werden das Wesen zu erfassen. Die historische Wirklichkeit ist ihm überall nur Erscheinung, nicht Wesen, alle Geschichte immer die Entwicklung einer überempirischen Wirklichkeit. Und diese Entwicklung in der Fülle der Einzeltatsachen zu erkennen, die Idee in ihren wechselnden Formen zu erfassen, hieß ihm Geschichte verstehen. Auch in dieser Auffassung ging er in den Bahnen Hegels, ohne doch dessen Vergewaltigungen der Tatsachen nach vorgefaßten logischen Schematen mitzumachen.

Der Entwicklungsgedanke ist für die ganze Geschichtsauffassung Pfl.s von beherrschender Bedeutung, er denkt überall in ihrem Rahmen, und die Richtung seiner Arbeit, auch seiner neutestamentlichen Forschung wird durch ihn bestimmt. So hat er in seinem »Paulinismus« (1873, 1890) versucht, die verschiedenen Wurzeln der paulinischen Theologie aufzuzeigen und diese erste christliche Theologie als ein Entwicklungsprodukt aus der Vereinigung des Evangeliums Jesu mit jüdischem und griechischem Ideengut im Denken des Christ gewordenen hellenistischen Rabbiners verständlich zu machen und auch ihre vielfachen Widersprüche und Risse von da aus zu begreifen. Dieselbe

Methode hat er dann auf die Gesamterscheinung des »Urchristentums« (1887, 1902) angewandt und es als die höhere Synthese von Griechentum und Judentum dargestellt. Ihm ist das Christentum des neuen Testaments keine isolierte Insel in der Religionsgeschichte, sondern das »notwendige Entwicklungsprodukt des religiösen Geistes unserer Gattung, auf dessen Bildung die ganze Geschichte der alten Welt hinstrebte, in dessen Ausgestaltung alle geistigen Erträgnisse des Orients und Okzidents ihre Verwertung und zugleich Veredlung und Harmonisierung gefunden haben«. In steigendem Maße hat Pfl. sich bemüht, die Verbindungslinien zwischen den Anfängen des Christentums und der Welt der antiken Religionen, mit Einschluß selbst der indischen, aufzuzeigen (vgl. das Christentum des urchristlichen Glaubens 1903, Vorbereitung des Christentums in der griechischen Philosophie 1904, Entstehung des Christentums 1905). Ihm hatte dieser Nachweis auch ein direkt religiöses Interesse, denn ihm schien die Wirksamkeit des Christentums in der Gegenwart durch nichts so sehr gefährdet, als durch den »engen und armseligen Offenbarungsbegriff«, der wahre Offenbarung Gottes nur im Christentum und gar nur in seinen Anfängen, anerkennen will. Die Wahrheitsgewißheit der eignen Religion war ihm unabtrennbar von der Überzeugung, daß Religion Menschheitssache ist, und nur unter der Voraussetzung, daß Gott in allen Religionen nicht nur gesucht, sondern auch gefunden wird, hat ihm die Behauptung göttlicher Offenbarung im Christentum einen vernünftigen Sinn.

Wie Pfl. die Entstehung des Christentums als Entwicklungsergebnis auffaßt, so beantwortet er auch die Frage nach dem Wesen des Christentums unter Zuhilfenahme des Entwicklungsgedankens. Nicht an irgendeinem Punkt in der Geschichte, auch nicht am Anfang, nicht in einer Person, weder in Paulus noch in Jesus, ist das Christentum in vollkommener Gestalt vorhanden, sein Wesen identisch mit der Erscheinung; das Wesen des Christentums ist vielmehr überempirisch, ein Prinzip, das sich im ganzen Lauf der christlichen Geschichte entfaltet und verwirklicht. Mit seinem Tübinger Lehrer Chr. F. Baur findet er dies Prinzip in der »Christusidee«, in der Idee der Gottmenschheit als der Gotteskindschaft des Menschen. Es ist ihm in der Person Jesu zwar erstmalig keimartig verwirklicht, aber noch vielfach gebunden, und erst allmählich wirkt es sich aus als gestaltende Kraft in der Menschheit. Und diese Entwicklung vollzieht sich schrittweise mit Notwendigkeit. Weder die Religion des apostolischen noch des nachapostolischen Zeitalters, noch die römische Kirche des Mittelalters ist einfach ein »Abfall« oder Irrweg, vielmehr sind sie nur jeweils notwendige Durchgangsstadien, die darum positiv, nicht negativ zu werten sind. Denn jedes Stadium der Entwicklung ist nach eignem Maßstab zu messen und hat seinen Wert, sofern es nur die im Rahmen und nach den Verhältnissen der bestimmten Zeit verständliche, wenn auch noch so unvollkommene Ausgestaltung des christlichen Prinzips ist. Die eigne gegenwärtige Auffassung zum Standort der Beurteilung zu machen, erscheint Pfl. darum ebenso unmöglich, wie der Versuch, eine bestimmte Erscheinungsform des Christentums zum kritischen Wertmesser für den gesamten Entwicklungsverlauf zu machen.

Von diesem, in schroffem Gegensatz zu Ritschl und später zu Harnack betonten Evolutionismus aus fand Pfl. die eminente Fähigkeit und Willigkeit, in allen, auch den seinem eignen Christentum fremdesten Bildungen Wahrheitsmomente zu erkennen, und daher stammt nicht nur seine weitgehende Toleranz,

sondern auch sein »konservativer« Zug, der bei einem Theologen von so ausgesprochen kritischer, in wissenschaftlichen Fragen oft radikaler Haltung auffallend erschien. Dieser Zug tritt in seinem »Grundriß der Glaubens- und Sittenlehre« deutlich hervor. Soweit er sich in seiner Denkweise von den alten Formulierungen der Kirchenlehre entfernt, will er doch nirgend ein einfaches Abbrechen und Neubauen, sondern eine ruhige Weiterbildung der in den alten Formulierungen enthaltenen Wahrheitsmomente in der Auseinandersetzung mit moderner Erkenntnis. Ging er dem jungen Geschlecht in der Schonung der alten Ruinen vielfach zu weit, so hatte er selbst für das radikale Neubauenwollen der jungen Stürmer und Dränger ein mild überlegenes Lächeln. Er war überzeugt, daß auch sie unter dem Zwang des Entwicklungsgesetzes ständen, dem sie vergeblich widerstrebten.

Der philosophische Standpunkt Pfl.s gibt seiner Geschichtsdarstellung etwas Großzügiges, doch begründet er zugleich die eigentümliche Schwäche seiner historischen Arbeit. Sein Interesse haftet überall vorwiegend an den Ideen, Lehren und Systemen, und die Persönlichkeiten treten dahinter zurück, sie verschwinden zwar nicht wie bei den Soziologen hinter der Masse, sondern werden als wichtige Faktoren gewürdigt, aber ihre Persönlichkeit verschwindet hinter ihren Gedanken und Lehren. Es ist nicht zufällig, daß Pfl.s Untersuchung der christlichen Geschichte mit Paulus und nicht mit Jesus eingesetzt hat. Der große Theologe des Urchristentums zog ihn stärker an als Jesus mit seiner gänzlich untheologischen, unsystematischen Volkspredigt. Charakteristisch ist es auch, daß es ihm um den »Paulinismus« nicht um Paulus in erster Linie zu tun war, so sehr, daß er in seinem gründlichen und in mancher Beziehung bahnbrechenden Buche über den Paulinismus eine ausführliche Charakteristik des Menschen Paulus, seiner eigenartigen Persönlichkeit und seines lebendigen Wirkens gar nicht einmal versucht hat. Dieselbe Eigenart kehrt in dem großen Werk »Das Urchristentum, seine Lehren und Schriften« wieder. Der Titel verrät hier schon die intellektualistische Bestimmtheit seines Interesses: Schriften und Lehren nicht Leben will er beschreiben. Und eben diese Grundrichtung läßt seine historischen Arbeiten vielfach unmodern erscheinen. Denn die starke Betonung des Persönlichen gegenüber dem Prinzipiellen, des Konkreten gegenüber dem Allgemeinen, das Interesse am bunten krausen Leben gegenüber Gedanken und Systemen ist eine besondere Eigentümlichkeit moderner Denkweise. In der Unterschätzung des persönlichen Faktors in der Geschichte ist es auch begründet, daß Pfl. das starke »Wahrheitsmoment« der Ritsch'schen Theologie nicht zu würdigen vermochte, während er sonst überall geneigt war, Wahrheitsmomente anzuerkennen. Er sah es nicht. Er sah dort nur die ihm tief unsympathische Verachtung der Philosophie, die willkürliche Absonderung des Christentums von der allgemeinen Religionsgeschichte, die Verengung des Offenbarungsbegriffes; aber was in dieser Theologie, deren wissenschaftliche Schwächen ja deutlich genug waren, der eigentliche Nerv und zugleich das dauernd Wertvolle war, die Erkenntnis der Macht des individuellen, schlechthin inkommensurablen Lebens in der Religion und ihrer Geschichte, diese Erkenntnis vermochte er nicht zu schätzen. Und eben an diesem Punkte ist seine eigne Geschichtsauffassung am meisten angreifbar. Die Tragfähigkeit des Entwicklungsgedankens hat Pfl. fraglos stark überspannt. Gewiß gibt es im Geschichtsverlauf nichts Unbedingtes, jede Erscheinung ist bedingt

und bedingend zugleich. Aber weder stellt sich diese Verkettung als ein auch nur vorwiegend gradliniger Aufstieg und Fortschritt dar, noch ist der Verlauf überall und im ganzen Entwicklung im eigentlichen Sinne, d. h. Entfaltung des im Keim Vorhandenen und Angelegten. Vielmehr wächst allenthalben auch Fremdes zu und Wurzelechtes stirbt ab. Und sofern alle Geschichte Geschichte von Personen ist, ist ihr Gang ein Gewebe von Notwendigkeit und Freiheit und als solches immer zu einem Teil irrational.

Pfl.s Evolutionismus wurzelt in seinem philosophischen Rationalismus, d. h. in seinem Glauben an die Vernünftigkeit des Wirklichen und die Erreichbarkeit des Wirklichen durch die menschliche Vernunft. Im direkten Gegensatz zu den Neukantianern knüpft er nicht an den Skeptizismus Kants, sondern an dessen Rationalismus an. Die Behauptung der völligen Unerkennbarkeit der Dinge an sich ist ihm die Aufhebung aller Erkenntnis überhaupt und führt zum konsequenten Agnostizismus d. h. bezüglich der Religion konsequenterweise zum Illusionismus (F. M. Lange, Feuerbach). Wenn in der Ritschlschen Schule die Religion gegründet wurde auf das nicht weiter kontrollierbare unmittelbar gegebene Bewußtsein um den Wert der eignen Persönlichkeit, die zu ihrer Selbstbehauptung in dem auf ihre Zwecke nicht angelegten Naturmechanismus, der Gottesidee bedarf, die darum selbst »Werturteil« ist, so liegt Pfl. in diesem Subjektivismus keineswegs die erstrebte Wahrung der Selbständigkeit der Religion, sondern ihre Gefährdung, indem so nur durch die Inkonsequenz des Denkens der Illusionsstandpunkt Feuerbachs vermieden werde. Pfl.s ganzes Denken ist durch einen starken »monistischen« Trieb charakterisiert. Ein schlechthin unauflösbarer Dualismus von Natur und Geist, Welt und Ich, Kausalität und Freiheit ist ihm ebenso unerträglich wie eine unüberbrückbare Scheidung von Erkennen und Glauben, Philosophie und Theologie. Hinter allem scheinbaren Gegensatz sucht er die höhere Einheit. Erkenntnis ist nur möglich, wenn die Wirklichkeit auf Gedachtwerden angelegt ist, d. h. selbst gedacht ist, Subjekt und Objekt müssen einen gemeinsamen überempirischen Grund haben. Die Gottesidee garantiert so die Möglichkeit der Erkenntnis überhaupt, und Naturerkenntnis ist zugleich Gotteserkenntnis. Aber auch Sittlichkeit setzt die Gottesidee voraus, der Endzweck des überindividuellen menschlichen Wollens — das Gute — muß als der Endzweck der darauf angelegten Natur gelten. Der Grund der sittlichen Verpflichtung des Einzelnen kann weder im Subjekt selbst noch in der menschlichen Gesellschaft gefunden werden, sondern nur in der beide verbindenden transzendenten Macht.

Der intellektualistische Charakter der Gottesauffassung Pfl.s ist unverkennbar, wird aber durch die Gesamtauffassung vom Wesen der Religion einigermaßen korrigiert. Religion ist ihm zwar nicht bloß Sache des Gefühls, aber ebensowenig des Verstandes. Er definiert sie vielmehr als Bestimmtheit des Willens durch religiöse Vorstellungen, die dem Menschen als frommes Gefühl zum Bewußtsein kommt. So behält ihm auch die Mystik, die unmittelbare fromme Gemütsbefahrung, in aller Religion ihr Recht, und seine eigne Frömmigkeit war nicht ohne einen starken mystischen Einschlag. Freilich war er verbunden mit einer energischen Betonung der in allem religiösen Gefühl immer mitgesetzten sittlichen Verpflichtung, deren praktische Erfüllung im sittlichen Handeln in der Welt ihm der Gottesdienst im eigentlichen Sinne ist.

Wurzelnd in der geistigen Welt des deutschen Idealismus, wesentlich bestimmt durch Kant, Herder und Hegel hat Pfl. die Metaphysik und ihr Recht in der Theologie vertreten und verteidigt in einer metaphysikmüden Zeit, unbeirrt durch zeitweilige Isolierung. Und es mehren sich heute die Anzeichen, daß man sich innerhalb der protestantischen Theologie der von ihm vertretenen Position wieder zuwendet. Das auf die Spitze getriebene Mißtrauen gegen die Vernunft weicht wieder einem Glauben an die notwendige Einheit des logischen mit dem religiösen Trieb, und sowenig man die Originalität der religiösen Persönlichkeit und ihre Bedeutung für die Vermittlung religiösen Lebens unterschätzt, sucht man doch wieder Recht und Wahrheit des religiösen Glaubens in der denkenden Betrachtung der Wirklichkeit und die Besinnung auf die Grundtatsachen unseres geistigen Wesens zu erfassen und zu rechtfertigen. Und es kann nicht ausbleiben, daß auf diesem Wege auch die Bedeutung der unpersönlichen Idee für die erlebte Religion neben der Geltung der geschichtlichen Persönlichkeit wieder stärkere Betonung findet.

W e r k e: Die Religion, ihr Wesen u. i. Gesch. (1868), Moral und Religion (1872), Paulinismus (1873, 2. Aufl. 1890), Religionsphilosophie auf geschichtl. Grundlage (1878, 2. Aufl. 1884), Grundriß der Glaubens- und Sittenlehre (1880, 6. Aufl. 1898), The influence of the apostle Paul on the development of christianity (1885), Das Urchristentum (1887, 2. Aufl. 1902), Kritik der Ritschlschen Theologie (1891), Geschichte der Religionsphilosophie (1893), Philosophy and development of religion (Gifford lectures 1894), Religionsphilosophie 3. Aufl. (1896), Die Entwicklung der prot. Theologie seit Kant (1902), Das Christusbild des urchristlichen Glaubens (1903), Die Vorbereitung des Christentums in der griech. Philosophie (1904), Die Entstehung des Christentums (1905, 2. Aufl. 1907), Religion und Religionen (1906), Die Entwicklung des Christentums (1907), Reden und Aufsätze (gesammelt und herausgegeben von Else Zurhellen-Pfleiderer, 1. Bd. 1909, 2. Bd. voraussichtl. 1911). — Außerdem zahlreiche Aufsätze und Studien in den Jahrbüchern f. prot. Theologie, Zt. f. wss. Theol., Protest. Monatshefte, Protestantenblatt, Prot. Kirchenzeitung, Zt. f. Missionskunde und Religionswissenschaft, Preuß. Jahrbücher, Deutsche Rundschau, Deutschland u. a. — Bestes Bildnis von der Photographischen Gesellschaft in Berlin, Photogravüre.

Frankfurt a. M.

Lic. Otto Zurhellen.

Siebold, Heinrich, Philipp, Freiherr von, k. k. österr. Legationssekretär, * 21. Juli 1852 zu St. Martin bei Boppard a. Rh., † 11. August 1908 zu Schloß Freudenstein (Tirol). — S. wurde als zweiter Sohn des Japanforschers und Obersten im niederländisch-indischen Generalstabe Jonkheer Philipp Franz von Siebold geboren. Er entstammte einer alten Gelehrtenfamilie. Seine Jugend verbrachte S. in Bonn, dann in Holland auf der Beszung seines Vaters, Nippon bei Leyderdorp, und schließlich in Würzburg. Dort begann er das Studium der japanischen Sprache bei dem Sekretär seines Bruders Alexander, Hongma, der später diplomatischer Vertreter Japans in Wien wurde. Die wertvollen Sammlungen, die Philipp Franz von Siebold von seiner ersten und zweiten Reise nach Japan mitgebracht hatte, erweckten in Heinrich v. S. frühzeitig Interesse und Verständnis für ostasiatische Kultur. Nach dem Tode seines Vaters im Jahre 1866 reifte in S. der Entschluß, gleich seinem älteren Bruder Alexander, der in Tokio als Dolmetscher der japanischen Sprache bei der englischen Gesandtschaft angestellt war, Tätigkeit im fernen Osten zu suchen. Er reiste auf Veranlassung seines Bruders im Jahre 1869 in Begleitung von Hongma nach Japan, wo er sich von 1870 an der österreichischen Mission ehrenamtlich als

Dolmetscher zur Verfügung stellte. 1872 wurde er provisorischer Dolmetsch-eleve und 1874 Honorar-Dolmetsch-Attachée bei der österreichischen Mission in Tokio.

Er reiste viel in Japan und begann Land und Leute zu studieren. Besonders die älteste Kultur des Inselreiches übte einen großen Reiz auf ihn aus. So widmete er sich eingehenden Untersuchungen über die Aino, den ältesten Volksrest auf der Insel Yesso. Ausgrabungen an alten Gräberstätten brachten wertvolle Funde und interessante Belege für die frühe Entwicklung der japanischen Kultur zutage, worüber er eine illustrierte Monographie in englischer Sprache in Japan veröffentlicht hat: »*Notes in Japanese Archaeology*«. Außerdem schrieb er in japanischer Sprache ein »Handbuch über die Grundzüge der Anthropologie, besonders mit Hinweis auf prähistorische Funde«. Er war tätiges Mitglied der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens in Tokio sowie eines japanischen Vereins für Archäologie. In den Mitteilungen der ersteren Gesellschaft schrieb er »Über die *Tsuchi Ningio*«, das sind aus Ton hergestellte Figuren aus alten Gräberstätten und über »*Harakiri*«. 1880 wurde S. Honorar-Legationssekretär, verblieb aber auf dem fernen Posten im Osten, wo er sich als Sohn des berühmten Siebold der größten Beliebtheit bei vornehmen Japanern erfreute. Prachtvolle Geschenke des Kaisers von Japan bezeugen, daß er auch bei Hofe gern gesehen war. Sein Verständnis für die Eigenarten der Japaner verschaffte ihm überall leicht Eingang. S. bewohnte ein idyllisch gelegenes Landhaus in Meguro. Die ständige Berührung mit dem Volke im Innern Japans ermöglichte es ihm, wertvolle Stücke von Kultusgegenständen, Kunstarbeiten, Waffen und Gemälden zu sammeln. Seine erste Sammlung schenkte er im Jahre 1889 dem österreichischen Staate. Sie ist im K. K. Naturhistorischen Hofmuseum in Wien — leider nur teilweise — aufgestellt; der Platz mangelt, um alle Stücke dem Besucher vor Augen zu halten. Am 11. April 1889 wurde S. in den österreichischen Freiherrnstand erhoben. 1893 begleitete er S. k. k. Hoheit den Erzherzog Franz Ferdinand auf dessen ausdrücklichen Wunsch bei seiner Reise in das Innere Japans; auch in späteren Jahren durfte S. sich des besonderen Wohlwollens S. k. k. Hoheit erfreuen. 1893 wurde S. die Leitung des Konsulats in Yokohama übertragen. Es ist stets ein besonderes Streben S.s gewesen, die Handelsbeziehungen zwischen Japan und der österreichisch-ungarischen Monarchie zu verbessern. Seine Vorliebe für die primitiven Kulturen veranlaßte ihn u. a., der Pferdezucht Japans sich besonders anzunehmen. Er kaufte in Ungarn kräftige Pferde und versandte sie von Fiume nach dem Osten, wo ihr Einfluß zur Besserung des einheimischen Materials beitragen sollte. Noch kurz vor seinem Tode beschäftigte ihn besonders der Gedanke, Österreich-Ungarn zu einer Beteiligung an der für 1910 geplanten großen Weltausstellung in Tokio zu veranlassen.

Bald nach Übernahme des Konsulats in Yokohama wurde S. zum Vertreter des Generalkonsuls in Shanghai berufen. Dort fand er Gelegenheit, sich ebenso in die Eigenart des chinesischen Volkes zu vertiefen, wie er bisher die Japaner studiert hatte, und mit hochgestellten Chinesen, namentlich mit dem verstorbenen Liungtschang, dem Bismarck Chinas, sich anzufreunden.

Ein Magenleiden veranlaßte S., aus dem fernen Osten in die europäische Heimat zurückzukehren. Bei einer seiner letzten Rückreisen von Japan, die über Kanada erfolgte, hielt sich S. mehrere Tage in Hawai auf, wo damals noch

König Kalakaua herrschte. S. wurde von diesem letzten Könige des Inselreiches in Audienz empfangen, dann bereiste er einige Tage die Inseln.

Nach seiner Rückkehr nach Europa wurden S. verschiedene Konsulärposten von der Kaiserlichen Regierung angeboten, er lehnte sie jedoch ab. Schließlich wurde er zum österreichisch-ungarischen Konsul in Singapore ernannt, dem die diplomatische Vertretung in Siam obliegt. Diese Ernennung wurde von der britischen Regierung anerkannt. Aus Gesundheitsrücksichten trat er diesen Posten jedoch nicht an. Er wurde im Jahre 1899 unter Verleihung der eisernen Krone 3. Klasse in den zeitlichen Ruhestand versetzt.

Er vermählte sich mit Mrs. Wallace Carpenter geborenen Wilson und lebte mit ihr zumeist auf seinem alten Schlosse Freudenstein in Südtirol, welches ihn durch seine landschaftlichen Schönheiten und die merkwürdige Übereinstimmung mit Japan in bezug auf seine klimatischen Verhältnisse besonders anzog.

Hier machte sich S. an die Verarbeitung seiner im Osten gesammelten Beobachtungen und Erfahrungen. Er stellte seine zweite große ethnographische Sammlung, die 1897 schon einmal in Würzburg ausgestellt war, in den Räumen des schönen Schlosses auf und arbeitete an der Fertigstellung seiner archäologischen Werke.

Oft wurde S. von Industriellen und Männern der Wissenschaft um seinen Rat gefragt, wenn es sich um ostasiatische Fragen handelte. Der chinesische Gesandte in Wien und später in Italien, Yangtscheng, der S. von seinem Aufenthalt in China her schätzen gelernt hatte, verlangte seinen Rat und seine Ansichten bei vielen Gelegenheiten zu hören; er hatte ihn während seiner Amtsdauer in Wien als ständigen Ratgeber für politische und diplomatische Angelegenheiten herangezogen, wobei S., wenn es auch in die Öffentlichkeit nicht gedrungen ist, unzweifelhaft einen großen Einfluß auf die damals sich entwickelnden Reformbestrebungen in China ausübte. Seine Berichte, welche nach Peking gesandt wurden, umfaßten fast alle Gebiete der Politik und der Volkswirtschaft. Es war S.s Überzeugung, daß China unbedingt sich aus eigener Kraft auf die gleiche Reformhöhe wie Japan schwingen werde und die Japaner noch zu überflügeln imstande sei. Nach seiner Ansicht besaßen die Chinesen dasjenige, was den Japanern meistens abgesprochen wird, nämlich die Erfindungsgabe, welche die westlichen Rassen gewöhnlich für sich allein beanspruchen. Die Japaner sollen angeblich nur gelehrige Imitatoren der europäischen Kultur sein.

S. spricht aus langer Erfahrung, wenn er das Urteil der Ostasiaten über Menschen als vielfach, meistens sogar sehr richtig bezeichnet; besonders den Frauen spricht er diese Eigenschaft in hohem Maße zu. Jedenfalls läßt sich ein Chinese durch den äußerlichen Eindruck nicht über den Wert eines Menschen hinwegtäuschen. Der Chinese prüft viel genauer, und wenn er Mißachtung oder Mißtrauen hegt, dann ist es daraus entstanden, daß viele unserer Landsleute die Prüfung auf ihren inneren Gehalt und Wert vor dem Chinesen nicht bestanden haben.

In gerechter Würdigung der Verdienste S.s um China wurde ihm das Großkreuz des Ordens vom doppelten Drachen verliehen.

Nachdem im Jahre 1907 eine Verschlimmerung in dem Magenleiden S.s eingetreten war, konnten die operativen Eingriffe des Professors Dr. von Eiselsberg nur auf Monate Linderung schaffen.

Am 11. August 1908 verschied Heinrich Freiherr v. S. auf Freudenstein mitten in reger Arbeit, zu früh, um seinen Studien und Arbeiten einen völligen Abschluß zu sichern. Seine Gattin überlebte ihn nur um wenige Monate. Beide ruhen auf dem evangelischen Friedhofe in Meran, von wo der Blick auf die Tiroler Berge und Burgen über Etsch streift, dahin, wo S. nächst seinem Ostasien am liebsten weilte.

Werke: *Notes in Japanese Archaeology*, Tokio. — Ethnologische Studien über die Aino auf der Insel Yesso. Berlin 1881. Mit 6 lithograph. Tafeln. — Etwas über die *Tsutchi Ningio*. Tokio 1875. — Das *Harakiri*. Tokio 1876. — In japanischer Sprache: Handbuch der Grundzüge der Anthropologie. Tokio. — Philipp Franz von Siebold, der Erforscher Japans, sein Leben und seine Werke nach der japanischen Denkschrift des Dr. S. Kure. Leipzig 1909. —

Außerdem beteiligte sich S. an der Neuausgabe des in der 1. Auflage unvollendet gebliebenen großen Werkes seines Vaters: Nippon, Archiv zur Beschreibung von Japan, von Philipp Franz von Siebold. 2. Aufl. Herausg. von seinen Söhnen Alexander und Heinrich Freiherrn von Siebold. Würzburg 1897.

Quellen: Familienpapiere. Neue Freie Presse, Wien, August 1908. Bozener Nachrichten Nr. 185 von 1908. Jahrbuch des k. k. auswärtigen Dienstes, Wien.

Alexander Graf von Brandenstein-Zeppelin.

Siedel, Ernst Karl Gottlob, Kirchenrat, *Dr. phil.*, Pfarrer, * 27. Februar 1820 in Mahlitzsch bei Döbeln, † 17. Februar 1908 in Dresden. — S. war der Sohn eines Försters, der nachmals herrschaftlicher Förster am Dürrenberge bei Strehla wurde. Hier verbrachte der Knabe mit sechs Geschwistern in sehr einfachen Verhältnissen eine glückliche Kindheit. Er besuchte die Dorfschule zu Laas. Dann kam er, da ein wohlhabender Verwandter sich seiner annahm, nach Dresden in das Langutsche Privatinstitut und am 30. Mai 1831 auf die Kreuzschule. Bei seinem Abgange Ostern 1839 war S. nur im Hebräischen und im Lateinischen gut beschlagen. Danach studierte er in Leipzig Theologie. Denn unter dem Einflusse seiner frommen Mutter, und da väterlicherseits sein Großvater und sein Urgroßvater Geistliche gewesen, hatte er von jeher den Wunsch gehegt, Pastor zu werden. Indes fand er bei dem damals noch vorherrschenden Rationalismus sein Studium wenig erquicklich. Er klagte bitter darüber, daß er durch die Irrlehren der Hochschule in den größten Unglauben versunken sei. Unter diesen Umständen beschäftigte er sich mit Vorliebe mit der Erlernung der italienischen Sprache und trieb eifrig kunstgeschichtliche Studien. Einem Kommilitonen zuliebe ging er im Mai 1841 auf ein Jahr nach Jena. Hier gefiel ihm das fröhliche Studentenleben, und unter den Professoren fesselten ihn namentlich Baumgarten-Crusius und I. C. E. Schwarz. Nach Leipzig zurückgekehrt, bestand er Michaelis 1842 das theologische Examen »sehr wohl« und blieb zum Zwecke weiterer Studien zunächst noch in Leipzig. 1843 aber trat er mit seiner Tante eine Reise in die Schweiz an. Während seines Aufenthaltes in Genf ging eine bedeutsame Wandlung in seinem Innern vor, als er mit den »Momiers« (Muckern) in Berührung kam, die sich um das Oratoire als eine gläubige Theologenschule sammelten. S. wurde aus einem »Ungläubigen« ein eifriger Besucher des Oratoire. Und er sollte längere Zeit bei seinen neuen Freunden bleiben. Denn er erhielt die Stelle eines Lehrers der klassischen Sprachen an der Knabenerziehungsanstalt Bellerive des Direktors Sillig in Vevey. Doch predigte er auch öfters in Vevey und Lausanne und übernahm die geistliche Versorgung der kleinen deutschen Gemeinde in Bulle. Den größten Einfluß

auf ihn übte der strenggläubige Pfarrer Empaytaz aus, der frühere Gehilfe der Frau von Krüdener. Er wurde, wie S. sagt, im vollen Sinne des Wortes sein geistlicher Vater. Die Lektüre aber von Löhes »Drei Büchern von der Kirche« ließ S. zuerst die Vorzüge der lutherischen Kirche klar erkennen. Seine Tätigkeit in Bellerive wurde unterbrochen durch eine längere Reise durch das südliche Frankreich und Norditalien. Den Winter hindurch blieb er bei Empaytaz in Genf. März 1847 trat S. eine Hauslehrerstelle bei Dr. Severin in Rom an. Hier interessierten ihn vor allem die kirchlichen Verhältnisse; doch beachtete er auch das dortige Volksleben und pflegte den Umgang mit Künstlern. Der Sommer und der Herbst wurde teilweise in Florenz verbracht, wo ein Freundeskreis evangelisch gesinnter Männer sich bildete, die für die Evangelisierung Italiens wirkten. 1848 nötigte die Revolution den Dr. Severin, mit S. Rom zu verlassen, und dieser begab sich zunächst zu seinen Eltern. Durch den Einfluß des Pastors Trautmann in Dresden wäre er beinahe Missionar geworden; doch riet ihm Prof. Harleß, sein nachmaliger Freund und Lehrer, davon ab. Im Herbst begab er sich wieder mit Severin nach Vevey. Hier fand seine Hauslehrertätigkeit ihren Abschluß. Er bereitete sich nun in Leipzig, wo er in dem Studentenverein »Philadelphia« namentlich durch Franz Frank, Richard Löber und Max Frommel wissenschaftliche Anregung fand, auf sein zweites theologisches Examen vor. Nachdem er dieses absolviert, wurde er Mitglied des Vereins der Armenfreunde und bewarb sich, da er gern in Leipzig bleiben wollte, um die Katechetenstelle zu St. Petri. Er erhielt sie und machte das für dieses Amt geforderte Magister-Examen. Auch übernahm er an der sehr angesehenen Dumasschen Töchterschule den Religionsunterricht. Eine seiner Schülerinnen, die Tochter des Theologie-Professors Gustav Billroth, wurde später seine Frau. — 1851 erhielt S. durch den damaligen Kultusminister v. Beust ohne jede Bewerbung die erledigte Pfarrstelle zu Tharandt, um hier den Rationalismus und Unionismus zu überwinden und neues kirchliches Leben zu schaffen. Mit hoher Begeisterung begann er seine Tätigkeit als Pfarrer und war anfangs der beliebteste Prediger der ganzen Gegend. Aber bald erregte seine Orthodoxie bei Gebildeten und Ungebildeten Anstoß, und die Schmähungen gegen ihn nahmen so überhand, daß einmal die K. Kreisdirektion Bericht verlangte und später sogar eine behördliche Untersuchungskommission nach Tharandt geschickt wurde. Besonders erbitterte die Forderung, an den Teufel zu glauben, die stete Betonung der Buße und Empfehlung der Privatbeichte, die strenge Kirchenzucht hinsichtlich der kirchlichen Ehren bei Trauungen und die Versagung kirchlicher Teilnahme bei Selbstmördern jeder Art. Aber trotz aller Anfeindungen blieb S. fest. Und schließlich fügte die Gemeinde sich und hielt wenigstens in der Mehrzahl treu zu ihrem Pfarrer. Zu seinen Predigten strömten selbst von auswärts Scharen von Zuhörern, und auch die Nebengottesdienste waren recht gut besucht.

Als Luise v. Mangold 1857 in Tharandt eine Töchterschule gründete (das jetzt in der Löbnitz bei Dresden befindliche »Luisenstift«), übernahm S. in ihr den Religionsunterricht. Und sobald die Fortbildungsschule ins Leben trat, wußte er es durchzusetzen, daß auch in dieser der Religionsunterricht eingeführt wurde. Er gab ihn 15 Jahre lang mit besonderem Eifer und veröffentlichte dafür einen Leitfaden, aus dem später sein Buch »Der Weg zur ewigen Jugend« wurde. Auf S.s vielen weiteren Reisen war besonders reich an Ein-

drücken der Besuch bei dem Begründer der Hermannsburger Mission Ludwig Harms und bei dem durch seine Missionsanstalten bekannten Pfarrer Löhe in Neuendettelsau sowie die Fahrt nach Groß-Justin in Pommern. Hier kam er zuerst mit den Altlutheranern in Berührung, mit denen er das ganze übrige Leben hindurch verbunden blieb. Seine Gattin starb 1865 plötzlich nach einer sehr glücklichen Ehe. Zum zweiten Male verheiratete er sich 1870 mit der Tochter des Nürnberger Kaufmanns Andreas Volck, des Kassierers des Zentralmissionsvereins in Bayern, den er 1869, wo er auf dem Nürnberger Missionsfeste die Festpredigt hielt, kennen gelernt hatte. Aber schon nach vier Jahren starb auch die zweite Frau.

1891 legte S., durch Krankheit gebeugt, weil ihm das wörtliche Memorieren seiner Predigten nicht mehr möglich war, mit schwerem Herzen sein Amt nieder und zog nach Dresden. Hier traten bald weitere Aufgaben an ihn heran. Von 1894 an hielt er in der Bäckerabteilung des Christlichen Vereins junger Männer die Bibelstunden, und von 1896 an leitete er den in diesem Verein von ihm gegründeten Zweigbund vom Bunde des Weißen Kreuzes. Die Arbeit für den letzteren füllte nebst der Niederschrift seiner »Lebenserinnerungen« seine letzten Jahre reichlich aus. Er veröffentlichte über den Zweigbund bis 1907 Jahresberichte und gab eine Schrift über ihn heraus, die außerordentliche Verbreitung fand. Noch in der Todesstunde beschäftigte ihn die Sache des Weißen Kreuzes. 1905 erhielt S. im Ruhestande den Titel Kirchenrat. Im Februar 1908 erkrankte er an Influenza, die ihn schnell dahinraffte. Die Leiche wurde nach Tharandt übergeführt und dort in der Kirche vor der Beisetzung eine erhebende Gedächtnisfeier veranstaltet.

S. war ein Mann von festem Charakter und mit einem starken Glauben, der freilich allzusehr im Konfessionalismus befangen war. Er sorgte dafür, daß die schroffen Stellen in seinen Schriften auch nach seinem Tode nicht gemildert wurden. Seine Persönlichkeit nötigte selbst seinen Gegnern Achtung ab. Er predigte einfach und doch tief, vor allem volkstümlich. S. gehörte zu den Begründern der Chemnitzer Konferenz und des Evangelisch-lutherischen Gotteskastens in Sachsen, für den er wie für die äußere Mission in seiner Gemeinde überaus eifrig sammelte. Mitglied der Allgemeinen lutherischen Konferenz war er von ihrer Gründung an bis 1907.

Im Druck erschien von ihm außer Beiträgen in Zeitschriften und Predigten: »Leitfaden für den Religionsunterricht in der Fortbildungsschule.« Dresden 1893. (4. Aufl. betitelt: Christliche Lebensphilosophie für Jünglinge. Leitfaden für den Religionsunterricht in der Fortbildungsschule, zugleich für den Konfirmandenunterricht.« Dresden 1898.); »Der Weg zur ewigen Jugend. Lebensweisheit für Jünglinge.« Dresden 1894 (12.—14. Aufl. Dresden 1903/04); »Der Weg zur ewigen Schönheit. Lebensweisheit für Jungfrauen.« Dresden 1895 (14.—17. Tausend Dresden 1906); »Der Bund des Weißen Kreuzes. Ein Aufruf an die Männerwelt.« Dresden 1896 (100. Tausend Dresden 1907); »Konfirmationsreden.« Leipzig 1905; »Wie einer jung war und jung blieb. Lebenserinnerungen eines alten Seelsorgers.« Aus seinem Nachlaß herausg. und ergänzt von A. Volck. Dresden 1908.

Vgl. außer S. s. »Lebenserinnerungen«: »Sächsisches Kirchen- und Schulblatt« Jahrg. 58, 1908, Nr. 9 Sp. 139 f., Nr. 25 f. Sp. 385 ff. 401 ff. — »Der Pilger aus Sachsen.« Jahrg. 74, 1908, Nr. 11—13 S. 83 f., 90 f., 98 ff. — »Allgemeine evangelisch-lutherische Kirchenzeitung« Jahrg. 41, 1908, Nr. 14 f. Sp. 322 ff. 342 ff. — »Bausteine« Jahrg. 40, 1908, Nr. 3 S. 33 ff., Nr. 10 S. 156 ff. — »Der alte Glaube« Jahrg. 9, 1907/08, Nr. 24 Sp. 561 ff. — »Neues sächsisches Kirchenblatt« Jahrg. 15, 1908, Sp. 141

A. Reichardt.

Richter, Adolf Maximilian, evangelischer Feldpropst der Armee, Allerhöchst beauftragt als Marinepropst, Wirklicher Geheimer Rat, *Dr. theol.*, * 31. August 1842 in Frankfurt a. O., † 12. Oktober 1908 in Hirschberg (Schles.). Aus einem schlichten Lehrerhause stammt der verewigte Feldpropst der Armee. Sein Vater hatte sich aus ärmlichen Verhältnissen durch Seminar und Universität zum Prorektor der Höheren Realschule in Frankfurt a. O. emporgearbeitet, hatte aber dabei früh seine Gesundheit untergraben. Von ihm hat der Sohn die zähe Energie und den klaren, logischen, gleich dem Vater stark mathematisch veranlagten Geist geerbt, so daß ihm noch bei seinem Abiturientenexamen wegen der hervorragenden mathematischen Arbeit von der erwählten Theologie ab- und zum mathematischen Studium zugeredet wurde. Die etwas tyrannische Natur des Vaters — das Korrelat zu seiner Willensstärke — wurde durch die weich und liebevoll veranlagte Mutter, eine geborene Thielenberg, in dem Sohn Max gemildert, so daß er zwar eine geborene Herrschernatur blieb, aber doch eine unendliche Weichheit und Zartheit der Herzensempfindung behielt, die ihn gerade zu den Schwachen, Hilfsbedürftigen, Verlassenen und Traurigen sich zu neigen mit heiligem Zwang nötigte.

Härten des Lebens überwand er wie die Entbehrungen der eigenen Jugend mit einem siegenden und zugleich versöhnenden Humor, der nie verletzte, so scharf er war, weil er aus innerster Herzensgüte stammte. Drastik und Derbheit war ihm eigen, aber nie auf der Kanzel, wo er, der Heiligkeit des Ortes entsprechend, seine Gedanken in ruhigem Ernst und wuchtiger Tiefe der Gemeinde ins Herz und Gewissen schrieb. Scharf, doch nie verletzend im Urteil, lieber helfend als versagend, so stand er auch als hoher Vorgesetzter immer in brüderlicher Gesinnung den Amtsgenossen gegenüber und durfte, als er am Schluß seines Amtslebens fast alle der gegenwärtigen Militärgeistlichen berufen hatte, wissen, daß auch sie in unbegrenzter Liebe und Verehrung an ihm hingen, weil er sachlich Großes nie zunächst für sich, sondern für die Sache, der er diente, zu erreichen berufen war. So herrschte er, indem er doch allen diente.

Nach glänzend bestandenem Abiturientenexamen bezog R. die Universität Halle, wo Tholucks gewaltige Persönlichkeit, der ihn zu seinem Amanuensis machte, und besonders auch Julius Müllers Dogmatik ihn fesselten. Später wurde in Berlin Dorners Theologie für ihn ausschlaggebend. Er wurde schon nach dem ersten theologischen Examen, das er am 13. Dezember 1865 mit Auszeichnung bestand, mit der Vertretung des Gefängnispredigers Leonhardt in Frankfurt a. O. betraut, der mit der preußischen Armee im Jahre 1866 ins Feld gerückt war. Mitten unter dem ausbrechenden Kriegsgetümmel hatte er seinen Seminarkursus in Neuzelle absolviert. Nachdem er das zweite Examen am 10. April 1867 mit derselben Auszeichnung wie das erste bestanden, wurde er am 5. Mai 1867 im Dom zu Berlin durch den Generalsuperintendenten D. Hoffmann ordiniert und zum Gefängnisprediger in Frankfurt a. O. ernannt. Diese Stelle wurde insofern für sein ferneres Leben von Bedeutung, als er, aus reicher Erfahrung sprechend, als der eigentliche Vater der Naturalverpflegungsstationen für die wandernde Bevölkerung in Schlesien anzusehen ist und in der Arbeit der Arbeiterkolonien mit organisatorischem Talent und weisem Rat auch als Mann der Inneren Mission einzutreten berufen war.

Zwei Verhandlungen wegen Übernahme von Pfarrämtern auf dem Lande (Zettitz b. Crossen und Mansfelde b. Friedeberg i. Neumark) sowie einer Gefängnispredigerstelle in Spandau zerschlugen sich und er folgte, da sein früherer Lehrer, damaliger Militäroberprediger Haendler in Posen, auf ihn aufmerksam machte, im Januar 1868 dem Ruf als Divisionsprediger zur 9. Division nach Glogau als Nachfolger des Divisionspredigers Stumpf. Von hier aus machte er den großen Feldzug 1870/71 im Stabe der 9. Division mit. Seine »Kriegsbriefe eines Feldgeistlichen«, die anonym 1895 erschienen, geben in frischen Momentbildern in Briefform die großen Eindrücke wieder, die ihn bestürmten. Weißenburg und Wörth waren die ersten schauerlichen Schlachteindrücke für den jungen Feldprediger, bei Massy in den Septembertagen 1870 erhielt er seine Feuertaufe und hatte dann das Glück, zum Großen Hauptquartier des Königs nach Versailles kommandiert zu werden und mitamtierend Zeuge des großen Aktes der Kaiserproklamation in der Spiegelgalerie neben seinen Amtsgenossen Rogge und Abel zu werden. — Nach langen Wochen an der Loire und kurzer Versetzung zur 10. Division nach Vesoul ging es im Mai nach dem Friedensschluß mit drei (!) Tagen Urlaub in die alte Heimat Frankfurt a. O. zu Eltern, Weib und Kind; geschmückt mit dem eisernen Kreuz, sah ihn dann seine alte Garnison Glogau wieder. Seine zähe Natur hatte allen Strapazen siegreich widerstanden.

Im Februar 1873 erfolgte die Versetzung als Divisionspfarrer der 11. Division nach Breslau und gegen Ende des Jahres 1874 die Ernennung zum Militäroberpfarrer des VI. Armeekorps als Nachfolger des Militäroberpredigers Reitzenstein. 1877 wurde er Konsistorialrat im Konsistorium der Provinz Schlesien. Auf der Kanzel von St. Barbara entfaltete sich seine Predigtstätigkeit zu höchster Blüte, in Seminar und Mädchenschule, wie im Konfirmandenunterricht war er der geliebte Lehrer, der bei aller Höhe der Forderungen ein tiefes persönliches Wohlwollen für den einzelnen Zögling im Herzen trug. Hier gab er auch einen Band Predigten über das Evangelium Johannis unter dem Titel »Wir sehen Seine Herrlichkeit« heraus und schrieb einen Leitfaden für den Konfirmanden-Unterricht, der bereits in 14 Auflagen erschienen und in der ganzen Armee, auch in den Kadettenkorps als Grundlage des Unterrichts eingeführt ist. Unter Bezugnahme auf diese Werke und seine gesegnete Tätigkeit wurde er im Luthergedächtnisjahre 1883 von der Universität Breslau zum *Dr. theol. honoris causa* promoviert. Als Delegierter zur Provinzial-, später auch zur Generalsynode, konnte er seine hervorragende kirchenregimentliche Begabung beweisen. So nahm es nicht wunder, daß R., als der Feldpropst D. Thielen im Jahre 1886 in den Ruhestand trat, zu seinem Nachfolger ernannt wurde.

In dieser hohen Stellung entfaltete der erst 42jährige Feldpropst seine ganze bedeutende Kraft besonders nach der organisatorischen und gesetzgeberischen Seite hin. Die alte Militärkirchenordnung vom Jahre 1832 war historisch geworden, aber für die Neuzeit nur noch als Grundlage für neue Verhandlungen verwendbar. Im Mittelalter hatte jedes »Fähnlein« von 400 Mann seinen Kaplan als Feldgeistlichen, später jedes mobile Regiment einen Feldprediger. Erst vom 17. Jahrhundert an gab es schon im Frieden Militärgeistliche. Der große Kurfürst begründete 1659 das Amt der Feldprediger. 1760 wurde das Militär-Konsistorial-Reglement unter Friedrich dem Großen geordnet, das bis 1811 Geltung hatte: nach diesem gab es etwa 100 Regiments-

prediger. Das Recht der Berufung derselben stand den Regimentschefs zu. Diese präsentierten ihren designierten Feldprediger dem Feldpropst, der ihn prüfte, evt. ordinierte und anstellte. Nach 8—9 Jahren des Militärdienstes trat dann gewöhnlich der Militärpfarrer in ein Zivilpfarramt der Landeskirche zurück. Beim Zusammenbruch Preußens Anfang des vorigen Jahrhunderts sank mit der Zahl der Armee auch die der preußischen Militärpfarrer auf 18 herab; sie wurden nun zu »Brigadepredigern«. Gegen die damals vorgeschlagene völlige Abschaffung des Militärpfarramts erklärte sich Friedrich Wilhelm III. mit Entschiedenheit im Interesse der Beförderung der Religiosität der Truppen und wegen des Unterrichts der zahlreichen Soldatenkinder in den sogenannten — erst durch A. K.-O. vom 16. November 1872 aufgelöst — Garnisonschulen. Dagegen wurde das Amt des Feldpropstes und des Feldministeriums den kirchlichen Landesbehörden unterstellt. Nach den Freiheitskriegen wurden die Brigadeprediger zu »Divisionspredigern« und der bei einem Generalkommando befindliche Divisionsprediger übernahm die Funktionen eines Militäroberpredigers. Auf diesen Grundlagen fußte die Militär-Kirchen-Ordnung vom 12. Februar 1832. Es ist nun eins der größten Verdienste des Feldpropstes R., daß er die vom modernen Rechtsstandpunkt aus starr territorialistischen und militaristischen Bestimmungen der alten Militär-Kirchen-Ordnung von 1832 in neue Bahnen gelenkt und die »Evangelische militärkirchliche Dienstordnung« vom 17. Oktober 1902 geschaffen hat. Nach diesen — um nur einiges hervorzuheben — veranlassen nicht mehr die Konsistorien, sondern der Feldpropst die Berufung und Einführung der Militargeistlichen im Einvernehmen mit den militärischen Behörden. Die Militärpfarrer werden auf Lebenszeit angestellt und haben nach 10jähriger Dienstzeit Anspruch auf entsprechende Zivilversorgung. Unter entsprechender Modifikation oder Beibehaltung der alten Militärkirchenkonventionen mit einzelnen Bundesstaaten wurden auch neue geschlossen, durch die unbeschadet der Einzelverwaltung der Bundesstaaten mit preußischer Militärverwaltung das Gesamtmilitärkirchenwesen der Monarchie einheitlich geregelt und selbständig organisiert wurde. Die Militäroberpfarrer traten zum Stabe des Generalkommandos über.

Auch das Marinekirchenwesen wurde neu geregelt und der Feldpropst Allerhöchst mit der Wahrnehmung des Amtes als Marinepropst beauftragt.

Eine neue »Agende für das Kriegsheer« wurde geschaffen, die in parallelem Aufbau mit der Agende der Landeskirche doch dem besonderen Gepräge der Militärgemeinden ihr Recht läßt und die besonderen Feiern der Militärgemeinden, wie Kaisergeburtstagsfeiern, Vereidigungen der Rekruten, Fahnenweihen etc. liturgisch festlegte.

Eine Neuausgabe des Militärgesangbuches wurde nach langwierigen Verhandlungen mit den bedeutendsten Hymnologen aus Nord und Süd veranlaßt und dementsprechend ein Militärmelodienbuch, Militärchoralbuch und Zentralpartiturbuch geschaffen, so daß nun ein Grundstock gemeinsamer Sangesweise in den Gotteshäusern für Norden und Süden ermöglicht wurde. Auch in die Seminare ging das »Schulbüchlein« über, um neben dem »Festbüchlein« die Jugend bereits an die neue deutsche einheitliche Sangesweise der herrlichen evangelischen Choräle zu gewöhnen.

In den Feldzügen in China und Südwestafrika bestanden die erneuten Mobilmachungsbestimmungen ihre erste Feuerprobe, und die vom Feldpropst

R. hinausgesandten Feldgeistlichen durften kameradschaftlich die Strapazen und Gefahren des Krieges und der Schutztruppe teilen und sich doch des straffen Zusammenhanges mit der heimatlichen kirchlichen Heeresverfassung freuen.

An äußeren Ehren bei allen diesen Erfolgen eines arbeitsreichen Lebens hat es Feldpropst R. nicht gefehlt. Er brach die Bahn, daß nach langer Zeit wieder ein Geistlicher mit dem Titel des »Wirklichen Geheimen Rates« und dem Prädikat Exzellenz ausgezeichnet wurde. Zum Abschied verlieh ihm Seine Majestät der Kaiser den Königlichen Kronenorden I. Klasse.

So durfte Feldpropst R., nachdem er mehr als 37 Jahre in Kriegs- und Friedenszeiten der Militärgeistlichkeit angehört, davon 12 Jahre als Militär-oberpfarrer und über 18 Jahre als Feldpropst und Marinepropst, bei der Abschiedsfeier im Mai 1905 von seinem Nachfolger Feldpropst Wölffing, die Worte mit Recht hören: »In der Geschichte des preußischen Militärkirchenwesens wird die Zeit Ihrer Amtsführung als eine epochemachende auch von späteren Geschlechtern bezeichnet werden und in den Annalen der Feldpropstei wird Ihr Name für alle Zeiten glänzen«. R. konnte selber sagen, daß er die Ein- und Durchführung einer straffen und klaren, den Verhältnissen der Neuzeit entsprechenden militärkirchlichen Dienstordnung für Armee und Marine als einen besonderen Segen seiner Lebensarbeit ansehen dürfe — eine Reorganisation der alten Verfassung, die aber das Militärkirchenwesen im großen Zusammenhang mit der evangelischen Landeskirche in sich frei und selbständig macht, aber nicht isoliert.

Noch drei Jahre des Ruhestands waren ihm beschieden, die er größtenteils auf einer schönen Besitzung in Schreiberhau i. Riesengebirge verbrachte. Der Nimmerrastende schuf noch in diesen Jahren u. a. ein zweibändiges Familienandachtsbuch: »Die Bibel in Hausandachten« — dessen Eigenart es ist, die für die Familienandacht geeigneten Stellen der heiligen Schrift für die Hausandacht selbst reden zu lassen, ohne weitere Betrachtung und sie nur mit kurzem Gesang und Gebet zu umgeben.

Nachdem er noch am 22. Juni 1908 in voller Rüstigkeit seinen 40. Hochzeitstag im Kreise der Seinen gefeiert hatte, erkrankte er im August schwer und entschlief in den Morgenstunden des 12. Oktober 1908 in Hirschberg in Schlesien in einer Privatklinik. Er ruht in seiner Heimatstadt Frankfurt a. O.

Zusammenstellung der Werke: a. Über den Nationalhaß zwischen dem französischen und dem deutschen Volke (Vortrag Berlin, Ludwig Rauh, 1872). b. »Wir sehen Seine Herrlichkeit«. Ein Jahrgang Predigten über freie Texte aus dem Evangelium Johannis (Breslau, Wilh. Gottl. Korn). c. Leitfaden für den Konfirmanden-Unterricht (Breslau, Carl Dülfer, 14. Aufl.). d. Kriegsbriefe eines Feldgeistlichen 1870/71 (Berlin, E. S. Mittler & Sohn). e. Die Stimme des HErrn auf den Wassern. Christ Kyrie, ja dir gehorcht die See. f. Darnach offenbarte sich Jesus abermals an dem Meer (3 Jahrgänge Schiffspredigten für die Nordlandsreisen Seiner Majestät des Kaisers und Königs (Berlin, E. S. Mittler). g. Ein Kranz auf Emil Frommels Grab (Berlin, E. S. Mittler). h. »Die Bibel in Hausandachten«. 2 Bände (Berlin, Georg Reimer). Außerdem viele Einzeldrucke von Predigten und Ansprachen bei historischen Gelegenheiten. Unter seiner Leitung wurde herausgegeben: i. Predigtbuch für S. Majestät Schiffe (Mittler, Berlin). k. Evangelisch-militärkirchliche Dienstordnung (Mittler, Berlin). l. Evangelisches Militärgesang- und Gebetbuch. Neue Ausgabe 1906 (Georg Reimer, Berlin). m. Melodienbuch zum Evang. Militärgesang- und Gebetbuch für das Deutsche Kriegsheer (Mittler, Berlin). n. Denkschrift zu m. (Mittler, Berlin). o. Choralbuch zu dem Evang. Militärgesang- und Gebetbuch. Neue Ausgabe 1908 (Mittler, Berlin). p. Festbüchlein. 30 Choral-

melodien zum Gebrauch bei deutschen ev. Kirchenfesten (Mittler, Berlin). q. Schulbüchlein. 33 Chormelodien zum Gebrauch in Seminaren und Schulen (Mittler, Berlin). Als Quellen sind benutzt: Richters Personalakten und Akten der Evang. Feldpropstei der Armee in Berlin. Die besten Bildnisse haben hergestellt: Hofphotograph Schaarwaechter, Berlin; Hülsen, Berlin; Glauer-Oppeln.

Schaarschmidt, Karl, Professor und Bibliothekar in Bonn, * 3. November 1822, † 26. Dezember 1908. — Geboren zu Berlin, vorgebildet auf der Landesschule Pforta, der er stets eine große Anhänglichkeit bewahrt hat, studierte er hauptsächlich in Berlin Philologie und Philosophie bei Böckh, Bopp, Trendelenburg, Schelling u. a. und promovierte 1845 mit einer Dissertation: *Plato et Spinoza philosophi inter se comparati*. Nach kurzer Tätigkeit im Schuldienste und einjährigem Aufenthalt in England habilitierte er sich 1849 in Bonn für das Fach der Philosophie. Nachdem er nebenher noch drei Semester Mitglied des Böckhschen pädagogischen Seminars in Berlin gewesen, erhielt er 1854 eine Anstellung an der damals von F. Ritschl geleiteten Bonner Universitätsbibliothek, mit der er seitdem immer mehr verwuchs und an der er allmählich aufrückte, bis er nach J. Bernays' Tode 1882 die Direktion derselben erhielt. Am 1. April 1901 trat er in den Ruhestand; seit 1859 Professor extraordinarius, war er 1895 zum o. Honorarprofessor ernannt worden.

Ungemein frischen und beweglichen Geistes, orientiert und interessiert in allen Fragen des wissenschaftlichen, öffentlichen und akademischen Lebens, hat er sich in seiner langjährigen Bonner Wirksamkeit sowohl als Lehrer und Gelehrter wie als Bibliothekar große Verdienste, und durch die natürliche Lebhaftigkeit und Lauterkeit seines Wesens auch als Mensch viele Freunde erworben. Seine Vorlesungen erstreckten sich von Anfang an über weite Gebiete seiner Wissenschaft; mit Vorliebe behandelten sie die Geschichte der Philosophie sowie die Religionsphilosophie. Diese Vorträge, die er mit der Zeit einschränkte ohne sie ganz aufzugeben, fesselten den naturgemäß kleineren Kreis seiner Zuhörer durch eine eigenartige Frische und Klarheit sowie seine eindringliche, pointierte Diktion. Von seinen Schriften ist das Buch über Johannes Sarisberiensis nach Leben und Studien, Schriften und Philosophie (1862) hervorragend als einer der ersten Versuche monographischer Herausarbeitung der großen mittelalterlichen Philosophen und Enzyklopädisten; noch heute wertvoll, hat es leider nicht die Nachfolge gefunden, die die Forschung auf diesem vernachlässigten Gebiete schneller gefördert hätte. Seine Werke hingegen über die angebliche Schriftstellerei des Philolaos und die Bruchstücke der ihm zugeschriebenen Bücher (1864), sowie über die Sammlung der Platonischen Schriften, zur Scheidung der echten von den unechten untersucht (1866), waren bei allem anregenden Scharfsinn und Eifer der Beweisführung selbst für die damalige Zeit zu radikal, um bleibenden Erfolg zu finden. Später wandte er sich wieder mehr der neueren Philosophie zu (Cartesius, Spinoza, Leibniz u. a.). Eine überaus vielseitige Tätigkeit entfaltete er außerdem als Berichterstatter über die neuen Erscheinungen der philosophischen Literatur, namentlich in den (von ihm 1877—86 auch als Herausgeber geleiteten) Philosophischen Monatsheften bis zu ihrer Umwandlung in das Archiv für Philosophie. Als sein eigenstes Gebiet betrachtete er zeitlebens die Religionsphilosophie. Eine seiner ersten Vorlesungen hatte sie zum Gegenstand, mit einer Darstellung

der Entwicklungsgeschichte der Religion nahm er Abschied vom Katheder. In ungeminderter Geistesfrische vollendete er als 85jähriger sein letztes Buch: Die Religion. Einführung in ihre Entwicklungsgeschichte (1907); so hatte er noch die Freude, sein Lebenswerk fertig abgeschlossen seinen Freunden zu übergeben und ein bleibendes Denkmal seiner geistigen Eigenart und seiner philosophischen Arbeit zu hinterlassen. Frei von aller Gebundenheit und aller extremen Einseitigkeit versucht er in klarer und edler Darstellung dem innersten Wesen der menschlichen Natur eben so sehr wie den Ergebnissen der Naturwissenschaft, Geschichtsforschung und vergleichenden Religionswissenschaft gerecht zu werden.

Dem weiteren Kreise der Universitätsangehörigen stand er näher durch seine Stellung und Tätigkeit als Universitätsbibliothekar. Vielen Generationen ist er bei dem unaufhörlichen Wechsel des Lehrkörpers ein treuer Helfer und Berater gewesen, um so mehr, als er von Anfang an in seiner Doppelstellung den Anforderungen der wissenschaftlichen Arbeit und des Lehrbetriebs ein größeres persönliches Verständnis entgegenbringen konnte, als es infolge der gesteigerten Frequenz der Bibliotheksbenutzer, der zunehmenden Bücherproduktion, des Wechsels des Personals und der Fortschritte der Bibliothekstechnik in Zukunft vielleicht noch möglich sein wird. Eingetreten in einer Zeit tatkräftigen Aufschwungs, hat er, fast fünf Dezennien mit der Universitätsbibliothek verknüpft, die gewaltigen Veränderungen im äußeren und inneren Leben der Bibliotheken mit durchlebt und dabei stets einen offenen Blick für die Entwicklung der Dinge bewiesen und weder dem Fortschritt sich entgegengestellt, noch die für ein solches Universitätsinstitut so wertvolle Tradition vernachlässigt. Als Direktor hat er sich in erster Linie angelegen sein lassen, mit den verfügbaren nur allzu knappen Mitteln die Bibliothek sachkundig zu mehren und die vorhandenen Bücher in einfachster und liberalster Weise der Benutzung zugänglich zu machen. In seine Amtszeit fällt der Umbau des Magazins (1890—92), an dessen unglücklicher Beleuchtung nicht er die Schuld trägt, die Eröffnung des neuen Lesesaales, die Herstellung des großen für Beamte wie Benutzer gleich unentbehrlichen Index alphabeticus (1883—96); auch der Inkunabelkatalog (1894) und das Verzeichnis der Bonner akademischen Schriften (1897) sind unter seiner Ägide erschienen. Der Dank, den die Universität der verständnisvollen Leitung ihres *nutrimentum spiritus* schuldet, wird von allen auch persönlich empfunden und bewahrt werden, die in all den Jahren der bibliothekarischen Wirksamkeit Sch.s und seiner treuen Mitarbeiter Rau, Klette u. a. unsere Bibliothek besucht und benutzt haben (ein Nekrolog von E. Dorsch im Zentralblatt für Bibliotheksw. 1909 S. 74).

Wiederholt aus der Chronik der Universität Bonn mit Genehmigung des Hr. Verfassers.
E l t e r.

Künzli, Arnold, schweizerischer Patriot, * 20. Juni 1832 und † 9. November 1908 in Riken-Murgenthal (Kanton Aargau). — Der gewesene Schweizerische Bundespräsident Oberst Emil Frey hat in einem vorzüglichen Nachruf über seinen Freund geschrieben: »Künzli war ein Diener seines Volks. Von seinem Leben kann gesagt werden, daß es eine fortgesetzte Tat war im Dienste des Volks. In einem Alter, in welchem andere sich nach der Ruhe des Privatlebens sehnen, übernahm Künzli noch mit stolzem Selbstvertrauen das Kommando

eines Armeekorps. Ich kenne in der ganzen Laufbahn des Verstorbenen nichts, was ihn treffender charakterisierte.« Der Schreibende möchte steigend beifügen: als K. nach Zurücklegung des 70. Altersjahrs das Kommando dieses Armeekorps zurückgegeben hatte, schickte sich die Schweiz gerade an, ihre Vertretung für die Erneuerung mehrerer Handelsverträge zu bestellen, für eine verantwortungsvolle Aufgabe also, deren Durchführung mit aller Bestimmtheit das Erfordernis mühevoller Arbeit und großer Ausdauer voraussehen ließ. Als ihm die Regierung auch diese Last zudachte und ihm damit den Wunsch nach ruhigeren Tagen unvermutet kreuzte, lud sie K. in klarer Erkenntnis ihrer Schwere nach kurzem Kampfe mit sich selbst dennoch auf sich und trug sie in Ehren. So war dieser Mann, und deshalb war er nicht bloß ein Diener seines Volks, sondern er war ihm und den Behörden aus diesem und aus manchen andern Gründen auch erklärter Liebling, dessen Wort und Wirken das meiste galt. K. war ein Demokrat im besten Sinne: ein willensstarker, wohlmeinender, für jedermann zugänglicher, seiner Stellung, seiner Verantwortlichkeit und seiner Ziele bewußter Führer im Ratsaal und im Feld, daheim und in der Fremde, in heitern und in bewegten Zeiten.

Als Sohn eines Baumwollindustriellen geboren, kam K. von der Kantonschule in Aarau weg in die kaufmännische Lehre nach Genf, von dort nach Lugano und dann 1858 ins väterliche Geschäft A. Künzli jgr., das sich durch die Herstellung der Buntweberei Roggwil [Bern] bald erfreulich weiter ausdehnte. Er war darin an die zehn Jahre tätig, bis er auf Verlangen seiner Mitbürger (die schon den 26 jährigen in den gesetzgebenden Rat abgeordnet hatten) in die Regierung des Kantons Aargau eintrat. Hier hat er während 5 Jahren als Direktor der Bauten mit Weitblick manches geplant und vieles ausgeführt oder gefördert. Nach seinem Austritt blieb er dem öffentlichen Leben, das ihn in gleichem Maße beehrte, wie er ihm seinerseits Neigung entgegenbrachte, verschrieben und zugetan. Gemeinde, Kanton und Eidgenossenschaft warben um ihn, und er vergalt allen mit seiner Hingebung. Schon im Jahr 1864 wurde er in den Schweizerischen Nationalrat entsendet, dem er (mit einer kurzen Unterbrechung) bis zum Tode als eines der bedeutendsten und einflußreichsten Mitglieder angehörte. Als solches hat er — wie alt Bundespräsident Frey schreibt — »eine Summe von Arbeit bewältigt, die alles überragt, was jemals seit dem Bestehen des neuen Bundes von einem einzelnen Mitglied dieses Rates geleistet worden ist«. Mit seinem durchdringenden Blick und Verstand, mit seiner raschen und sichern Auffassung, mit dem Rüstzeug, das ihm ein nie versagendes Gedächtnis lieh, mit seinem staunenswerten Geschick, sich über die Meinungen anderer auf dem einfachen Weg zwangloser Unterhaltung zu unterrichten und sich so ein eigenes Urteil auf breitester Grundlage zu bilden, mit seinen vielfältigen Kenntnissen und Erfahrungen, mit seiner knappen, gefesteten Rede war K. der begnadete Parlamentarier, der stets zur rechten Zeit das rechte Wort fand. Immer stand K. in der vordersten Linie, wo ein Fortschritt zu verwirklichen, wo die Ehre und das Wohl des Landes zu schirmen war. An den heißen Kämpfen um die Änderung der Verfassung der Schweizerischen Eidgenossenschaft, an der Schaffung arbeiterfreundlicher Gesetze (Fabrikgesetz, Haftpflichtgesetze, Gesetze über Versicherung gegen Krankheit und Unfall), an der Errichtung der Schweizerischen Nationalbank, an der Verstaatlichung der Eisenbahnen, an den Beratungen über die Gestaltung und

Hebung der Wehrkraft des Landes, an der Wegleitung für die zu befolgende Zollpolitik, am Meinungsaustausch über eine lange Reihe von Staatsverträgen: an der Erörterung jeder wichtigeren Frage während vier Jahrzehnten hat K. lebhaften Anteil genommen.

Mit K., dem Staatsmann und Volksmann, hielt gleichen Schritt der Soldat. Im Jahre 1853 Offizier geworden, machte er 1857 den sogenannten Neuenburger Feldzug mit, 1870/71 als Oberstleutnant und Kommandant einer Scharfschützenbrigade den Grenzbewachungsdienst bei Basel. Im Jahre 1894 wurde ihm das Kommando eines Armeekorps übertragen, das er 8 Jahre lang innehatte. Auch als Soldat verfügte er über alle Eigenschaften des geborenen Führers, und landauf, landab war er unter dem Namen Oberst Künzli bekannt.

Ebenso groß war sein Geschick als eigentlicher Diplomat. Als im Jahre 1890 die konservative Regierung des Kantons Tessin gewaltsam gestürzt worden war, hat K., vom Bundesrat als Eidgenössischer Kommissär mit Truppenmacht dorthin entsendet, mit seiner Besonnenheit und Klugheit die überaus scharf entzweite Bevölkerung zu beschwichtigen verstanden. Er hat sich damit — und schon 10 Jahre zuvor in ähnlicher Mission — als Friedensstifter unvergängliches Verdienst erworben, und sein Walten war von den wohlthätigsten Folgen begleitet. — Er war einer der schweizerischen Abgeordneten zur ersten Friedenskonferenz im Haag (1898), wo er mit aller Entschiedenheit, wenn auch fruchtlos, für das Recht der kleinen Völker eintrat, sich im Fall einer Landesbesetzung in Massen erheben zu dürfen. Und in den Jahren 1903/06 leistete er vortreffliche Dienste bei der Erneuerung der Handelsverträge der Schweiz mit dem Ausland.

Bei all dieser Wirksamkeit blieb K. der einfache, bescheidene Mann, der er von jeher gewesen. Von den Sorgen um das private Geschäft befreit, nahm er sich der kleinsten Obliegenheiten in Familie, Freundeskreis, Gemeinde und Heimatkanton mit der nämlichen Liebe und Wärme an wie der Angelegenheiten im weitem Vaterlande. In seiner Wohngemeinde, deren Vorsteher er längere Zeit war, half er unter anderm kräftig mit bei der Einführung der mechanischen Strickerei, der Korbflechterei und der Herstellung von Holzwaren. Im Kanton war er einer der Mitbegründer der Aargauischen Kreditanstalt in Aarau, einer Bank, die bestes Ansehen genießt, und er betätigte sich auch sonst in der Verwaltung verschiedener Werke gemeinnütziger Art. Nichts und niemand war ihm zu gering, und ein ganz besonders angenehm berührender Zug offenbart sich in seinem Entgegenkommen gegenüber tüchtigen jüngeren Leuten. Auf wiederholten großen Reisen äufnete er den Schatz seiner Beobachtungen, die er überall und stets wirksam zu verwerten verstand.

Als K., ein betagter, aber bis zum letzten Krankenlager geistig durchaus rüstiger Mann, dahinschied, anerkannte das Land in einhelliger Dankbarkeit seine großen, bleibenden Verdienste auf allen Gebieten. »Das Vaterland liebte er über alles«, schließt sein eingangs genannter Schilderer.

Oberst Arnold Künzli; Gedenkworte gesprochen an seinem Grabe und eingeleitet von Herrn alt Bundesrat Oberst Emil Frey, Aarau 1909, Druck von Emil Wirz, 8°, 32 S. — Bundesblatt der Schweizerischen Eidgenossenschaft 1908, Bd. VI, S. 320—323.

Alfred Frey.

Krasnopolski, Horaz, österreichischer Zivilist, * am 5. November 1842 in Pistin, † am 29. August 1908 in Gmunden. — K. wurde in dem ostgalizischen Markte Pistin als Sohn armer jüdischer Eltern geboren, absolvierte in Czernowitz die Gymnasialstudien und bezog im Jahre 1861 die Universität in Prag, um die Rechte zu studieren. An der juridischen Fakultät der damals noch ungeteilten Universität lehrte zu jener Zeit eine Reihe hervorragender Vertreter der historischen Fächer, so die beiden Romanisten Esmarch und Brinz und der Kirchenrechtslehrer und Germanist Schulte. Weniger gut war seit Ungers Abgang nach Wien (1857) das österreichische Zivilrecht vertreten, da Randa — der in tschechischer Sprache las — als Lehrer für die deutsche Hörerschaft weniger in Betracht kommen konnte und Krainz erst 1871 nach Prag berufen wurde. Nur durch ihre Schriften konnten die damals bedeutendsten österreichischen Zivilisten ihren Einfluß auf die junge Generation ausüben, Unger durch sein »System des allgem. österr. Privatrechtes«, Randa durch seinen »Besitz«. K. absolvierte die Studien mit ausgezeichnetem Erfolge, wurde im Jahre 1868 zum Doktor der Rechte promoviert und begab sich bald nachher nach Göttingen und später nach Leipzig, um Thöl, Roscher und Wächter zu hören. Nach Prag zurückgekehrt trat er in die advokatorische Praxis ein und betrieb daneben seine weitere wissenschaftliche Ausbildung. Er habilitierte sich im Jahre 1872 für Handelsrecht und österreichisches Zivilrecht, wurde 1876 — als Nachfolger des früh verstorbenen Krainz — zum außerordentlichen, 1881 zum ordentlichen Professor des Zivilrechtes an der Prager Universität ernannt und wirkte daselbst als akademischer Lehrer bis zu seinem Tode. 1897 wurde ihm der Titel und Charakter eines Hofrates, 1906 das Komthurekreuz des Franz-Josef-Ordens verliehen.

Die Schriften K.s, soweit sie zu seinen Lebzeiten publiziert wurden, behandeln mit wenigen Ausnahmen Spezialgebiete und Spezialfragen des österr. Zivilrechtes; die meisten sind in Fachzeitschriften zerstreut, einige geben Vorträge wieder, die in verschiedenen juristischen Gesellschaften gehalten wurden. Sein Lebenswerk, ein System des österr. Privatrechtes, das er nahezu vollendet hinterließ, soll aus seinem Nachlasse demnächst herausgegeben werden.

Von K.s bisher bekannt gewordenen wissenschaftlichen Arbeiten seien angeführt:

»Einleitung in die Lehre von der Zession der Forderungen nach österr. Recht« (Habilitationsschrift aus dem Jahre 1872, abgedruckt in der Prager Juristischen Vierteljahresschrift 1909); »Erörterungen aus dem Grundbuchsrechte« (in den Mitteilungen des deutschen Juristenvereines in Prag 1877/78); »Zur Geschichte der Inhaberpapiere« (ebendas. 1878/79); »Der Legalisierungszwang bei Tabularurkunden« (Wien 1880); »Über den Entwurf eines Gesetzes betr. d. Verfahren z. Zwecke der Todeserklärung etc.« (Mitteilungen 1882). Das Anfechtungsrecht behandeln drei Schriften: »Das österr. Anfechtungsrecht« (Prager Jur. Vierteljahrschr. 1888, 1. 3. 4.); »Studien zum Gesetze über die Anfechtung« (Grünhuts Z. Bd. 14, 15). Diese beiden Schriften sind Vorarbeiten zu dem Hauptwerke »Das Anfechtungsrecht der Gläubiger nach österr. Rechte« (Wien-Prag-Leipzig 1889), nach dem Urteile von Schey »die kürzeste und doch eine der inhaltsreichsten Darstellungen des gesamten Anfechtungsrechtes«. Es erschienen ferner: »Der zivilrechtliche Inhalt des Gesetzes vom 8. März 1885« (Gewerbenovelle) in Grünhuts Z. Bd. 14; »Zur

Lehre von der Gültigkeit des Titels als Erfordernis wirksamer Eigentumsübertragung« (Vierteljahrsschr. 1891); »Der Schutz des redlichen Verkehrs im österr. Zivilrechte« (Prag 1892), eine gehaltvolle Schrift über den Schutz des redlichen Erwerbers, worin K. die nicht völlig einheitlichen Bestimmungen des a. b. G. B. einem höheren Prinzip unterzuordnen versucht. Ferner der Aufsatz: »Zur Lehre von den Verträgen zu Gunsten Dritter nach österr. Recht« (Grünhuts Z. Bd. 22) 1895.

In die Jahre 1895/96 fällt der viel besprochene Streit mit Franz Brentano um die Auslegung des § 63 a. b. G. B. (Priesterehen). Brentano hatte in seinen zuerst in der »Neuen Freien Presse« erschienenen Artikeln »Meine letzten Wünsche für Österreich« (in Buchform bei Cotta 1895) die Frage der Gültigkeit der Ehe eines ehemaligen Geistlichen höherer Weihen berührt. K. veröffentlichte, zunächst ohne ausdrückliche Beziehung auf Brentano, in Verings Archiv für Kirchenrecht einen Artikel »Zur Auslegung des § 63 österr. a. b. G. B. (*impedimentum ordinis*)«, worin er für die Ungültigkeit einer solchen Ehe unter allen Umständen eintrat. Hierauf erwiderte Brentano in der Schrift »Noch ein Wort über das Hindernis der höheren Weihen und feierlichen Gelübde« (Wien, Manz 1895). Dagegen polemisierte K. »Über den § 63 ö. a. b. G. B., eine Replik«, welche zugleich mit seinem vorgenannten Artikel (Mainz 1895) erschien. Brentanos Gegenschrift »Zur eherechtlichen Frage in Österreich, Krasnopolskis Rettungsversuch einer verlorenen Sache« (Guttentag 1896), rief eine in sehr gereiztem Tone gehaltene »Abwehr« K.s hervor: »Das Ehehindernis der höheren Weihen nach österr. Recht« (Mainz 1896), worauf nur noch eine kurze Replik Brentanos in der Wiener Wochenschrift »Zeit« (1896) erfolgte.

Die Praxis der obersten Instanzen hat an der außer von K. auch von Rittner, Hussarek und einigen anderen vertretenen Auslegung bisher festgehalten. Dagegen konnte sich Brentano auf Autoritäten, wie Maaßen, Gierke, Glaser und Unger berufen. (Erst jüngst wieder hat Unger in seiner 1910 veröffentlichten Schrift »Priesterehen und Mönchsehen usw.«, sein Votum für die Gültigkeit der sogenannten Priesterehen abgegeben, und Brentanos Argumentationen gegen die Vorwürfe K.s in Schutz genommen.)

In den letzten Jahren beschäftigte sich K. mit familienrechtlichen Arbeiten »Der Verlöbnißbruch im österr. Recht« (Wien 1904); »Beiträge zum österr. Familienrechte I, II (Jur. Vierteljahrsschr. 1904/05); ferner mit Fragen des internationalen Privatrechtes »Staatsangehörigkeit oder Domizil? § 34 a. b. G. B.« (Gellers Zentralblatt 1907); »Das Haager Übereinkommen vom 12. VI. 1902 zur Regelung der Gesetzes- und Gerichtsbarkeits-Kollisionen in Angelegenheit der Ehetrennung und der Scheidung von Tisch und Bett« (Jur. Vierteljahrsschr. 1908); endlich mit dem Schadenersatzrechte »Die Verjährung der Entschädigungsklagen; ein Beitrag zur Auslegung des § 1489 a. b. G. B.« (Gellers Zentralblatt 1907) und »Erörterungen aus dem österr. Schadenersatzrechte; zugleich eine Replik« (gegen Randa polemisierend) (Gellers Zentralblatt 1908).

Seine letzte Arbeit war ein viel beachteter Vortrag »Die Änderung und Ergänzung einiger Bestimmungen des a. b. G. B.« (Wien 1908), in welchem K. zu dem Reformentwurfe Stellung nahm und seine in zahlreichen Punkten ablehnende Haltung gegenüber der Regierungsvorlage vielfach überzeugend

begründete. Ferner sei noch erwähnt, daß zwei Artikel in Mischler-Ulbrichs österr. Staatswörterbuch von K. herrühren: Der Artikel »Privilegien« und der gediegene Artikel über die »Haftpflicht der Eisenbahnen«.

K. hat auch, namentlich in früheren Jahren, eine rege kritische Tätigkeit entfaltet. Einzelne seiner Kritiken sind zu kleinen Monographien geworden und haben eine mehr als vorübergehende Bedeutung erlangt, wie die Kritik von Ogonowskis Ehegüterrecht (Grünhuts Z. Bd. 9) und die Besprechung von Pfaffs Gutachten »Zur Lehre vom Schadenersatz und Genugtuung« (Krit. Vierteljahrsschr. Bd. 22). —

Aus der historischen Schule hervorgegangen, hat K. sich von den Mängeln dieser Richtung niemals völlig befreien können. Zwar blieb Ihering nicht ohne Einfluß auf ihn, aber der völligen Abkehr neuerer Juristen von einem übertriebenen Positivismus hat K. — ungleich dem bedeutend älteren Unger — nicht zu folgen vermocht.

Seine Stärke lag, wie Unger übereinstimmend mit Robert v. Mayr hervorgehoben hat, »in seiner unübertrefflichen Kunst der Wortinterpretation, der grammatikalischen Auslegung«. Unterstützt von einer gründlichen Kenntnis der historischen Grundlagen des österr. Rechtes und zwar nicht bloß des römischen und deutschen, sondern auch des einheimischen Partikularrechtes war er ein genauer Kenner des österr. Bürgerlichen Gesetzbuches, das er überaus hochschätzte. Doch ist nicht zu leugnen, daß er allzusehr an dem Detail des Gesetzes haftete, während er andererseits die Bedeutung der Gesetzesmaterialien für die Auslegung der Gesetze überschätzte, weshalb ihm nicht ohne Grund der Vorwurf der »Protokolljurisprudenz« gemacht worden ist.

Seine erfolgreichste Wirksamkeit entfaltete K. als akademischer Lehrer. Durch mehr als 30 Jahre hat er den jungen Nachwuchs der Rechtsbeflissenen in das Studium des bürgerlichen Rechtes eingeführt und so den größten Einfluß auf die deutsch-böhmische Juristenwelt geübt. Die Berücksichtigung der neuesten Literatur, Gesetzgebung und Rechtsprechung, die er mit unermüdlichem Fleiße immer wieder in seine Vorlesungen einflocht, das Streben nach möglicher Präganz des Ausdruckes, sowie die stete Berücksichtigung der Forderungen des Berufslebens, im Verein mit einem überaus eindringlichen Vortrage sicherten seinen Vorlesungen das Interesse der Hörer. Ob das Bild seiner wissenschaftlichen Persönlichkeit durch die Herausgabe des nachgelassenen Systems oder Kompendiums des österr. Privatrechtes eine wesentliche Änderung erfahren wird, muß dem Urteil einer späteren Zukunft überlassen bleiben.

Literatur: Ulbrich (Deutsche Arbeit, Jahrg. 8, H. 4, mit Portr.), Kafka (Jur. Vjschr. 1909, H. 1).

C. K l a t s c h e r.

Bücheler, Franz, ordentlicher Professor der klassischen Philologie, Geheimer Regierungsrat, * 3. Juni 1837 zu Rheinberg, † 3. Mai 1908 zu Bonn. Sein unerwarteter Tod überraschte und erschütterte in nah und fern auf das schmerzlichste. Nirgendwo aber wurde der unersetzliche Verlust schwerer empfunden, als an der Universität Bonn, trotzdem der in vollem Besitz seiner Geisteskraft und auf der Höhe der Wissenschaft stehende, bis zu seinem Tod unermüdlich tätige Gelehrte seit zwei Jahren von seinen Lehrverpflichtungen entbunden war.

Die Landesuniversität betraute in ihm einen der ausgezeichnetsten Söhne des rheinischen Landes, einen ihrer ausgezeichnetsten Schüler und Lehrer, die philosophische Fakultät ihren langjährigen Senior: 38 Jahre lang hatte B. in ihrer Mitte seine segensreiche und im wahren Sinne des Wortes unvergängliche und unvergeßliche Wirksamkeit ausgeübt. B. wurde zu Rheinberg am Niederrhein geboren, wo sein Vater Richter war, er besuchte die Gymnasien zu Essen und Cleve und seit Ende 1852 die Landesuniversität, um klassische Philologie zu studieren. Unter seinen Lehrern, denen er in dem der Doktorschrift beigegebenen Lebensbericht ein schönes Denkmal gesetzt hat, ist der bekannteste der Herausgeber des Ptolemäus, Friedrich Wilhelm Wilberg, der Direktor des Essener Gymnasiums. B. rühmte an ihm unter anderem auch die milde und starke Hand, die den frühreifen und hochbegabten Knaben, dem mit 15 Jahren das Zeugnis der Reife erteilt werden konnte, seiner Zeit zurechtwies, als er sich in jenen politisch sehr erregten Zeitläuften auch als Volksredner etwas verfrühte Lorbeeren zu erringen suchte. Hier in Bonn war es Friedrich Ritschl, der die außergewöhnliche Begabung des jungen Gelehrten in richtiger Weise einschätzte und auf die richtigen Bahnen leitete, insbesondere in den Übungen des philologischen Seminars, ein nach B.s eigenem Urteil »unübertrefflicher Seminardirektor«, hierin Vorbild für ihn sowohl wie für seinen langjährigen Amtsgenossen und Freund Hermann Usener.

Richtige Würdigung und Kritik der handschriftlichen Überlieferung der alten Schriftsteller, sachgemäße Verwertung des zuverlässigeren Materials der inschriftlichen Überlieferung, insbesondere die Erkenntnis der jungfräulichen Schönheit der Sprache der Römer in der größten Zeit des Freistaats, wie sie der Nachwelt durch die Verse des Plautus vermittelt wird, dies waren vornehmlich die Aufgaben, deren Behandlung der wissenschaftlichen Arbeit in jener Zeit von Ritschl zugewiesen wurde, und an deren Lösung B. während seines ganzen Lebens in einzigartiger Weise weitergearbeitet hat. Am 13. März 1856 erlangte er auf Grund seiner Dissertation *De Ti. Claudio Caesare grammatico* die Doktorwürde, eine gekrönte Preisschrift unserer Bonner Universität. Herbst 1856—1857 war B. Lehrer am Bonner Gymnasium; von dem nachhaltigen Eindruck seiner Lehrtätigkeit in jener Zeit weiß noch jetzt unser Kollege Karl Pelman, der damals sein Schüler war, in fesselnder Weise zu erzählen. Sommer 1858 begann B. seine akademische Lehrtätigkeit an der Universität Bonn, in demselben Jahre wurde der Einundzwanzigjährige als außerordentlicher Professor nach Freiburg i. Br. berufen und dort 1862 zum ordentlichen Professor befördert. Eine reiche und vielseitige schriftstellerische Tätigkeit ging mit seiner Lehrtätigkeit Hand in Hand. Die 1858 erschienene Ausgabe des Granius Licinianus, deren Herstellung vornehmlich ihm und Usener verdankt wird, war bedeutungsvoll für seine Zukunft und für die Zukunft unserer Universität und der klassischen Philologie. Sie brachte ihn in nähere Beziehung zu Hermann Usener und bewirkte in beiden Gelehrten das Bewußtsein ihrer gegenseitigen Hochschätzung und die Erkenntnis ihrer gegenseitigen Ergänzung. In demselben Jahr erschien die Ausgabe der Frontinschen Schrift über die Wasserleitungen der ewigen Stadt, eines Buches, das wie kein zweites der römischen Literatur als eine Frucht echt römischer Eigenart erachtet werden muß, 1859 die Ausgabe des Perugilium Veneris, das eines der anmutigsten und an poetischem Wert einzigartigsten Erzeugnisse der Poesie der Kaiserzeit

ist, außerdem in jenen Jahren eine große Anzahl von Einzelabhandlungen grammatischen, kritischen und literaturgeschichtlichen Inhalts, durchweg ausgezeichnet durch die echt B.schen Eigenschaften der Klarheit und Treffsicherheit, der ausgebreiteten und vertieften Gelehrsamkeit, der unbedingten Wahrheitsliebe. Von jener Zeit an bis in die letzte Woche vor seinem jähen Hinscheiden bildeten solche kleineren und kleinsten Abhandlungen den kostbarsten Schmuck des rheinischen Museums, der von ihm herausgegebenen Bonner philologischen Zeitschrift. Eine seiner letzten schriftlichen Äußerungen derart beginnt mit den Worten: »Ich schreibe eine Palinodie«, ein lebendiges Zeugnis seiner Wahrheitsliebe, die letzte bestätigt die 5. These seiner Promotionsschrift durch einen neuen Fund, sie enthält die Würdigung einer in Saturniern abgefaßten Inschrift der Gracchenzeit. Drei Aufgaben, die er sich bereits in jungen Jahren gestellt hatte, haben sein an Ruhm und Erfolgen reiches Leben vornehmlich ausgefüllt. Die erste war eine urkundliche Ausgabe des Romanes des genialen Petronius Arbiter, dessen erste Bearbeitung 1862 erschienen ist. Nur ein Meister der Kritik und ein Kenner der lateinischen Sprache wie B. konnte dieser Aufgabe gerecht werden. Es unterstützte ihn dabei sein feines Verständnis für die kraftvolle Derbheit und den urwüchsigen Humor im Leben des niederen Volkes. Wer seine Erklärungen einzelner Verse und Szenen der alten Komödie gehört hat, wer seine Erläuterungen zu einzelnen Stellen des Petronischen Meisterwerks aufmerksam liest, mag oft daran erinnert werden, daß die Wiege des feinsinnigen Philologen unweit der Grenze des Landes gestanden, das der Welt die Brouwer und Ostade, die Steen und Hals geschenkt hat. 1866 folgte B. einem Ruf nach Greifswald. Dort nahm er die zweite Aufgabe, die er sich schon früher gestellt hatte, in Angriff, die Sammlung der lateinischen Inschriften in metrischer Form von den ältesten bis in die spätesten Zeiten. Das Werk erschien in zwei Bänden 1895—1897, das umfangreichste Werk, das B. verfaßt hat, eine reiche Quelle der grammatischen, prosodischen, metrischen Belehrung für alle Forscher. Unter den behandelten Gedichten befinden sich gewiß viele Denkmäler der Sprachgeschichte von einziger Bedeutung für die Wissenschaft, daneben aber auch viele unscheinbare Verslein handwerksmäßiger Friedhofs- und Gallimathiaspoesie; alle sind mit der gleichen Sorgfalt und Hingebung behandelt. Wer seine Vorlesungen gehört hat, dem mag bei dem Studium dieses Werkes wohl der Gedanke des Bedauerns aufsteigen, daß dieser glänzende Scharfsinn und diese weit ausgreifende Gelehrsamkeit nicht einem Kunstwerk höherer Gattung, etwa einer griechischen Tragödie, einer Komödie oder dem Werk eines der großen Alexandriner zugute kommen konnte.

Im Jahre 1870 wurde B. »auf Useners Antrag, nicht ohne Kämpfe in der Fakultät, hauptsächlich um des Seminars willen«, als Nachfolger Otto Jahns nach Bonn berufen, wie B. vor Jahren selbst in seinem Seminar berichtet hat. »Wohl in Erinnerung (an die gemeinsame Arbeit) scheute Usener keine Mühe und keinen Kampf, um mich als seinen Kollegen nach Bonn zu bringen«, ein Verdienst Useners um unsere Universität, das so schwer wiegt, wie seine größten wissenschaftlichen Verdienste, da dieses Zusammenwirken und nur dieses Zusammenwirken die Lehrerfolge der beiden Bonner Philologen ermöglichte. Hier entfaltete sich die Begabung des Lehrers und Schriftstellers zur höchsten Blüte. Gerade die schwierigsten und mühseligsten Aufgaben

reizten seinen Scharfsinn: für die Erklärung des Plautus wählte er deshalb gerade den Truculentus, für die Erklärung des Sophokles den Ödipus auf Kolonos. Die zerstörten Kolumnen der herkulanensischen Rollen, die scheinbar heillos verderbten Zitate griechischer Dichter bei den lateinischen Metrikern wiederherzustellen, konnte nur einem Kritiker von seiner Begabung gelingen. So unternahm er es auch, die schwer zu ergründenden Denkmäler der italischen Dialekte zu erklären, die dritte Aufgabe, die er sich in jungen Jahren gestellt hatte, und deren Bearbeitung für die Sprachdenkmäler der Umbrer in dem 1883 erschienenen, *Umbrica* betitelten Buch vorliegt. Aber seine wissenschaftliche Tätigkeit war keineswegs auf das Gebiet der italischen Sprachen beschränkt. Schon 1869 hatte er durch seine Ausgabe des homerischen Hymnus auf Demeter auch auf dem Gebiet der griechischen Poesie seine reiche Begabung darlegen können, 1885 legte er eine Ausgabe der neugefundenen Inschrift von Gortyn vor, 1892 eine Bearbeitung des neu entdeckten Herondas.

Indessen gerade bei seiner Vorliebe für die Ergründung der dunkelsten und schwierigsten Probleme zeigte er eine unvergleichliche Zurückhaltung und Besonnenheit in der sorgsamsten Verwertung der Überlieferung und der Abweisung jeglichen Spiels phantastischer Kombinationen. Man kann zweifeln, welche seiner hervorstechendsten Eigenschaften am meisten Bewunderung verdient, die Gabe der schöpferischen Divination oder die nüchterne Besonnenheit und Mäßigung gegenüber dem überquellenden Gedankenreichtum seines unermüdlich schaffenden Geistes. Kein Zweifel, daß er seinen Meister nicht nur erreicht, sondern daß er ihn bei weitem überholt hat.

Wer B.s Tätigkeit als Lehrer kennen lernen will, muß die zahlreichen Nekrologe seiner Schüler nachlesen, bei deren Niederschrift die Verehrung, die Liebe und die Dankbarkeit sichtbarlich die Hand geführt hat. Wie er hohe Anforderungen an sich selbst stellte, so stellte er auch hohe Anforderungen an andere, er konnte hart und schonungslos im Tadel vorgehen; in einzelnen seiner Charaktereigenschaften, wie in dem oft jählings aufbrausenden Temperament erinnerte er an den zweiten bedeutenden Sohn des niederrheinischen Landes, der in demselben Jahr, wie er, vom Tode abgerufen wurde, den vielbewunderten und vielangefindeten Leiter der Abteilung für die Universitäten im preußischen Kultusministerium. Aber der Schüler erkannte bald, wie viel sein Tadel wert war, und für wie unschätzbar sein Lob gelten konnte. Für viele seiner Mitarbeiter, Schüler und Freunde war sein Urteil der Kanon, und diese Auffassung ist mit seinem Tode nicht untergegangen. Mehr wie viele andere Gelehrte lebt seine eigenartige Persönlichkeit in seinen Schriften weiter fort. Wer die knappen, inhaltsschweren und doch so klaren Sätze liest, glaubt die Stimme des Verfassers zu hören und die warme, geistige Ausstrahlung der großen Persönlichkeit tatsächlich um sich zu verspüren. Kein Wort zuviel, jedes Wort sorgsam erwogen, nichts war ihm verhaßter als Weitschweifigkeit. Ein Augenzeuge berichtet, daß B. mehr Zeit brauchte zum Streichen, als mancher andere, um ein Buch zu schreiben. An Ehren und Auszeichnungen, an Anerkennung und Ruhm hat es ihm nicht gemangelt. Aber das höchste Glück in seinem Beruf war für ihn die von Jahr zu Jahr sich mehrende Erkenntnis, daß der Weg, den er ging, und den er ändern zeigte, tatsächlich zur Wahrheit geführt hatte und zur Wahrheit führte, zu der hehren und oft grau-

samen Götting, die für viele unnahbar und oft gerade den eifrigsten und fleißigsten Suchern ihre Pforten unerbittlich verschlossen hält.

Mit Genehmigung des Hr. Verfassers wiederholt aus der Chronik der Universität Bonn für das Jahr 1908. Dazu Neue Jahrb. 1908, XXI, S. 358—64.

F r i e d r i c h M a r x.

Althoff, Friedrich. * 19. Februar 1839 in Dinslaken, † 20. Oktober 1908 in Berlin. — In der Geschichte der preußischen Unterrichtsverwaltung sind nur wenige Zeiten zu nennen, die eine solche Kraft und Energie der Betätigung und eine solche Fülle von Erfolgen aufzuweisen haben wie die Ära, die durch den Eintritt A.s in die Unterrichtsverwaltung herbeigeführt worden ist. Von einer solchen Ära wird man sprechen, wenn auch neben und mit A. gleichzeitig andere hervorragende Männer in dem Unterrichtsministerium gewirkt haben, und wenn auch nicht alles durch ihn geschaffen und gefördert worden oder auch nur auf seine Initiative zurückzuführen ist. Aber seine Persönlichkeit ist so überragend und eigenartig, und was er getan, übertrifft alles andere so an Bedeutung, Fülle und schöpferischer Energie, daß die Geschichtsschreibung das Vierteljahrhundert, während dessen er dem Unterrichtsministerium angehört hat, mit seinem Namen bezeichnen wird.

Friedrich Theodor A. ist in dem am Niederrhein gelegenen Städtchen Dinslaken als der Sohn eines Königl. Domänenrats geboren. Nachdem er in den ersten Jahren privatim unterrichtet worden war, kam er mit etwa 12 Jahren auf das Gymnasium in Wesel, das er schon 1856 mit dem Zeugnis der Reife verließ. Er bezog die Universität Bonn, um Rechtswissenschaft zu studieren, und gab sich dem fröhlichen, ungebundenen Treiben des Studentenlebens hin. Seinem munteren, sorglosen Sinne mochte es behagen: er hat sich rege daran beteiligt, ist Korpsstudent gewesen, hat seine Messuren geschlagen wie einer. Zeitlebens hat er sich etwas von der Ungezwungenheit des Studenten bewahrt. Wie sehr ihn das Leben fesselte, zeigt die Tatsache, daß er erst nach zehn Semestern sein erstes juristisches Examen, damals noch das Auskultatorexamen, ablegte. 1864 wurde er Referendar; und als solcher verheiratete er sich, 25 Jahre alt, mit Marie Ingenohl, die er während seiner Auskultatorzeit in Neuwied kennen gelernt hatte. 1869 bestand er mit Auszeichnung die Prüfung als Assessor; und er beabsichtigte nun, sich als Advokat beim Reichsoberhandelsgericht in Leipzig niederzulassen und zugleich als Privatdozent zu habilitieren.

Mit diesen Plänen noch beschäftigt, erhielt sein Leben eine entscheidende Wendung. Nach Beendigung des großen Krieges, an dem ihm zu seinem Schmerze teilzunehmen nicht vergönnt war, wurde er im Frühjahr 1871 nach Straßburg berufen. Er wurde in der Zivilverwaltungsbehörde mit dem Referat für Kirchen- und Schulsachen betraut und damit auf die Aufgaben hingeleitet, denen er dann sein ganzes Leben widmen sollte.

Ein Glück, das er stets dankbar empfunden und anerkannt hat, war es für ihn, daß er hier in dem Oberpräsidenten von Moeller einen Vorgesetzten fand, der seine Begabung richtig einzuschätzen wußte und für ihn in organisatorischer Beziehung ein von ihm allzeit hochverehrter Lehrmeister wurde. Bald war es A. vergönnt, an einer größeren Aufgabe mitzuwirken.

Schon Mitte Juli 1871 war der frühere badische Minister, der Freiherr von Roggenbach, beauftragt worden, in Straßburg die Errichtung einer neuen Universität vorzubereiten. Am 1. Mai 1872 wurde sie eröffnet. Unter den neu ernannten Dozenten befand sich auch A., der eine außerordentliche Professur in der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät erhielt. Gleichzeitig blieb er aber in der Verwaltung. Straßburg war die erste Universität, in der neben das Vorlesungswesen in größerem Umfange die Einrichtung von Seminaren trat, um die Studenten auch zum selbständigen Arbeiten zu erziehen. Sie wurde in dieser Hinsicht später für die gesamten preußischen Universitäten vorbildlich.

Auf welchem Gebiete A.s Begabung vorwiegend lag, darüber wurde er sich wohl zuerst in dieser Zeit völlig klar. Bisher hatte er zwischen wissenschaftlicher und praktischer Betätigung noch geschwankt. Erst in Straßburg wurde er sich dessen bewußt, daß seine Befähigung auf dem organisatorischen Gebiete lag. Auch seine einzige größere schriftstellerische Arbeit, die in der Straßburger Zeit entstand, diente vorwiegend praktischen Zwecken. Es war ein großes Sammelwerk: die allgemeine Gesetzsammlung für Elsaß-Lothringen, die das geltende Recht zusammenstellte. 1880 wurde A. zum ordentlichen Professor ernannt, aber mehr entsprach es seiner Begabung, daß er zwei Jahre darauf von dem Statthalter von Elsaß-Lothringen, dem Freiherrn von Mantuffel, in den Staatsrat berufen wurde.

Noch im selben Jahre, im Oktober, wurde er seiner Lebensaufgabe zugeführt. Der damalige Kultusminister von Goßler berief ihn zum vortragenden Rate in das Ministerium, in dem er die Universitätsangelegenheiten zu bearbeiten hatte. Durch seine jahrelange Tätigkeit als Professor mit dem inneren Wesen und Betriebe der Universitäten vertraut und zugleich in der Verwaltung erfahren, war er wie kaum ein anderer für die Stelle vorbereitet, die durch ihn eine bisher nicht dagewesene Bedeutung erhielt.

A. griff seine Aufgaben mit starker Hand an. Die Besetzung der Professuren, die bisher im wesentlichen auf den Vorschlag der Fakultäten erfolgte, nahm er selbst in die Hand. Gar manche wissenschaftliche Kraft verdankt es diesem persönlichen Eingreifen, daß ihr der ihrer Bedeutung zukommende Wirkungskreis geschaffen wurde. Privatdozentenstipendien ermöglichten es auch nichtbegüterten begabten jungen Männern die Universitätslaufbahn einzuschlagen. Die ungeheure, vielfach vom Zufall abhängige Ungleichheit in den Einnahmen der Universitätslehrer milderte er in gerechtem Sinne durch eine Neuregelung der Honorarverhältnisse und Gehaltszulagen. Für die Kollegengelder wurden Höchstbeträge eingeführt, die ohne Genehmigung des Ministeriums nicht überschritten werden dürfen. Eine neue Stundungsordnung hat manche Härte in der Eintreibung der gestundeten Honorare beseitigt. Für die Hinterbliebenen der Universitätslehrer hat A. durch Neuregelung der Witwen- und Waisenkassen gesorgt.

Wie vieles ist nun aber unter ihm und durch ihn für den inneren Ausbau der Universitäten und für die Förderung von Wissenschaft und Kunst geschehen! Wie schon angedeutet, wurden nach dem Vorbilde Straßburgs die Universitäten durchweg mit Seminaren, Laboratorien, Übungsstätten versehen. Ein dauernder Gegenstand seiner Aufmerksamkeit ist das Leben und Lernen der Studenten gewesen. Er hat den geregelten Fleiß derselben zu heben und die

besonders in der juristischen Fakultät herrschende Unsitte der Examenpaukereien zu beseitigen gesucht. Aus diesem Grunde hat er mit Recht außer der wissenschaftlichen Tüchtigkeit, die bisher für die Berufung der Hochschullehrer allein im wesentlichen maßgebend gewesen war, auch auf die Lehrbefähigung größeren Nachdruck gelegt. Neben der theoretischen Unterweisung, auf die sich der Universitätsunterricht früher fast ausnahmslos beschränkte, hat er der praktischen Selbstbetätigung des Studenten, hierin dem großen Zuge der allgemein pädagogischen Bewegung folgend, Gelegenheit geschaffen. Ganz bedeutende Einrichtungen sind aus dieser Einsicht für die Ausbildung der Mediziner entstanden. Die ärztliche Prüfungsordnung von 1901 verlangte die Einführung des praktischen Jahres nach Abschluß der Staatsexamen. Von solchen Motiven unter andern geleitet, hat er den Kliniken an den Universitäten eine hervorragende Ausgestaltung zuteil werden lassen. Die Düsseldorfer, die Kölner Akademie für praktische Medizin, das Kaiserin Friedrich-Haus in Berlin sind Institute, die eigens für diesen Zweck eingerichtet worden sind. Auch sonst verdankt ihm die Förderung der medizinischen Wissenschaft sehr viel. Vielleicht darf man die Vermutung äußern, daß es die Wissenschaft war, die seinem Herzen am nächsten stand. Seine wichtigste Sorge ist es gewesen, die Gesundheit des Volkes zu heben und die seine Kräfte untergrabenden Seuchen zu bekämpfen. Mit allen dafür dienenden Mitteln ist sein Name eng verknüpft. Das Institut für Infektionskrankheiten, das königliche Institut für experimentelle Therapie, das Kaiserin Auguste Viktoria-Haus zur Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit: es sind alles Gründungen, die A.s hervorragender Mitwirkung zu verdanken sind. Sein Wirkungskreis erstreckte sich ja weit über seine ministerielle Tätigkeit hinaus. Die oben angegebenen Stiftungen waren vorwiegend schon privater Natur; aber in noch weit ausgedehnterem Maße hat er private Kreise zu wohlthätiger Fürsorge anzuregen gewußt. Selbst von der größten Unterstützungs- und Gebefreudigkeit hat er nach dieser Richtung hin geradezu vorbildlich und erzieherisch gewirkt. Seinem tatkräftigen Eingreifen verdankt das Deutsche Zentralkomitee zur Errichtung von Heilstätten für Lungenkranke seine Begründung; und durch ihn wurde es dann weiter zur Internationalen Assoziation zur Bekämpfung der Tuberkulose ausgestaltet.

Für die Fortbildung der Verwaltungsbeamten hat er durch die Einrichtung der Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung gesorgt. Eine große Zahl wissenschaftlicher Institute ist unter seiner Mitwirkung gegründet worden. Die Akademie zu Münster hat er zur Universität ausgebaut, die Kaiser Wilhelm-Bibliothek und Akademie in Posen verdankte ihm ihr Entstehen. Er hat die technischen Hochschulen in bedeutender Weise gefördert und die zwischen ihnen und den Universitäten vorhandene Kluft überbrückt, indem er sie mit verschiedenen Rechten ausstattete. In Danzig, in Breslau sind zum Teil unter den größten Schwierigkeiten von ihm technische Hochschulen gegründet worden. Der neue Botanische Garten in Dahlem bei Berlin, auf dem er seine letzte Ruhe gefunden hat, ist seine Gründung. In seiner Nähe erhebt sich eine ganze Kolonie wissenschaftlicher Institute, die pharmakologische, die agrikulturchemische Anstalt, die ihr Entstehen seiner Unterstützung und tatkräftigen Förderung verdanken. Er hat es zustande gebracht, daß für die Universitätsbibliothek und die Königliche Bibliothek in Berlin ein großer, monumentaler Neubau errichtet wird, der bald seiner Vollendung entgegengeht. Wenn die Ber-

liner Universität ihre Hundertjahrfeier demnächst in einer neuen, den modernen Ansprüchen genügenden Aula abhalten können wird, so ist dies A.s Werk.

1897 wurde A. Ministerialdirektor und gewann nun auch Einfluß auf das höhere Schulwesen. Mit fester Hand bemächtigte er sich auch hier sofort der neuen Aufgaben. Er berief bei passender Gelegenheit geeignete tüchtige Mitarbeiter und löste mit ihnen eine Reihe schultechnischer und materieller Schwierigkeiten gewichtigster Art. Die in Preußen bestehenden drei Arten höherer Lehranstalten, die Oberrealschule, das Realgymnasium und das Gymnasium wurden grundsätzlich als gleichwertig anerkannt und erhielten im allgemeinen die gleichen Berechtigungen. Neue Lehrpläne, eine neue Prüfung für die Reifeordnung, eine neue Versetzungsordnung folgten. Eine größere Bewegungsfreiheit auf der Oberstufe der höheren Schulen wurde gewährt und Erleichterung in dem Übergang von einer Anstaltsgattung zur andern geschaffen. Lange gehegte Wünsche pädagogisch einsichtiger Männer gingen mit diesen Taten in Erfüllung. Der körperlichen Erziehung der Jugend wurde größere Aufmerksamkeit als bisher zuteil. Die Verhältnisse der nicht bei ihren Eltern, sondern in Pensionen wohnenden Schüler ließ er untersuchen und die darin herrschenden Mißstände abstellen. Den Gedanken, Familienalmnate für diese Schüler zu errichten, in denen auch die Frau ihren wohlthuenden erzieherischen Einfluß geltend machen könnte, hat A. mit größter Energie zu verwirklichen gestrebt; und eine ganze Reihe von Gründungen der Art verdanken diesem unablässigen Bemühen ihre Entstehung.

Kaum hatte er die Leitung des höheren Schulwesens übernommen, so nahm er auch die Regelung der materiellen Lage und der Standesfrage der Oberlehrer in die Hand. Durch die Reform der Prüfungsordnung für die Kandidaten des höheren Lehramts schuf er die Einheitlichkeit des Oberlehrerstandes, der im alten System durch die verschiedene Klassifizierung der Prüfungszeugnisse in mehrere Kategorien zerfallen war. A.s unermüdliche Energie hat es zustande gebracht, daß der lange gehegte Wunsch der Oberlehrer, mit den Richtern gleichgestellt zu werden, endlich in Erfüllung ging. Er hat sie in bezug auf Titel und Rang höher gestellt, er hat ferner ihre Stellung dadurch zu heben gesucht, daß er einzelne Vertreter des Standes in die Unterrichtsverwaltung zog. Um die wissenschaftlich tätigen unter ihnen zu fördern und ihnen die Arbeit zu erleichtern, ist durch ihn eine größere Summe in den Etat eingesetzt worden. Auch für ihre Hinterbliebenen hat er sich die Förderung der Witwen- und Waisenkassen angelegen sein lassen, und sie selbst hat er mit den übrigen Gelehrtenkategorien in der kurz vor seinem Tode gegründeten »Wilhelmstiftung für Gelehrte« bedacht, der dann durch den Kaiser der Name »Friedrich Althoff-Stiftung« verliehen worden ist.

So reiht sich in fast unübersehbarer Folge Tat an Tat; es ist nur das Wichtigste, was hier genannt werden kann. Auch eine große Zahl literarischer Unternehmungen, die seiner Anregung und Unterstützung ihre Entstehung verdanken, wären hervorzuheben. Wir müssen darauf verzichten, wie wir es auch unterlassen müssen, auf die bedeutsame Betätigung außerhalb seines Ressorts und nicht zuletzt auf die im Stillen geübte private Wohltätigkeit einzugehen, die er geübt hat.

Die lückenhafte und teilweise Aufzählung der wichtigsten Taten und Schöpfungen A.s vermag nur einen schwachen Begriff von der Bedeutung

seines Werkes zu geben. Niemand sieht es diesen paar Taten an, welche übermenschliche Arbeit und unsägliche Mühe dazu gehört hat, sie zustande zu bringen. Wir vermögen nur zu ahnen, welche Menge von Widerständen, Schwierigkeiten stärkster Art vielfach zu überwinden waren, welche Gefahren er bestehen mußte, um zum Ziele zu gelangen. Erst dem künftigen Historiker, dem sich das ganze Triebwerk von Motiven, Hemmnissen, Gegenwirkungen entwirrt, wird sich die Bedeutung dieses Mannes in ihrem vollen Lichte zeigen. Gewiß ist er nicht der Schöpfer aller dieser Gedanken gewesen, die hier Wirklichkeit geworden sind; sicher hat er vielfach die Anregungen und selbst die Ideen von seinen Mitarbeitern und von Draußenstehenden erhalten; aber er hat sie zu nützen gewußt, ihnen die für die Wirklichkeit der Dinge brauchbare Gestalt gegeben und sie in die Tat umgesetzt. Eine so vielfältige, ausgedehnte und erfolgreiche Tätigkeit war nur durch eine seltene Vereinigung bedeutender Eigenschaften des Körpers, Geistes und der Seele möglich.

A. soll zum Militärdienst wegen eines Herzfehlers nicht tauglich gewesen sein. Niemand hätte in dem massiven, großen, starken Manne einen solchen organischen Fehler vermutet. Sein Körper war den größten Anstrengungen gewachsen. Er war von rastlosem Fleiße. Vergnügungen und Erholung kannte er nicht. Sein Leben war unausgesetzte Arbeit. Gerade daß er sich ein paar Nachtstunden Ruhe gönnte. Auf der Fahrt und dem Gange zum und vom Bureau sah man ihn meist mit einem Mitarbeiter oder sonst einem Bekannten im Gespräch. Es waren immer zur Sache gehörige Fragen, die erörtert wurden. Traf er unterwegs diesen oder jenen von den zahllosen Menschen, die er kannte, so hielt er ihn wohl an und hatte gleich den einen oder andern Gegenstand mit ihm zu besprechen. Sein erstaunliches Gedächtnis hielt ihm die Unsumme seiner Ideen und Interessen stets bereit, so daß er in jedem Augenblick imstande war, sich Auskunft zu erholen, andere Meinungen zu hören, Aufträge zu erteilen. Sein Geist war in beständiger Bewegung. Er besaß eine ungemein schnelle Auffassungsgabe. Wenn er bei Vorträgen ungeduldig wurde oder sich noch stärker ablehnend äußerte, so lag das zum Teil daran, daß er den Sinn dessen, was der Redende ihm sagen wollte, längst erfaßt hatte, wenn dieser sich noch Mühe gab, seine Sache darzulegen. Die Schnelligkeit des Denkens vermehrte seine Leistungsfähigkeit in der Bewältigung der Unmenge von Arbeit, die ihm jeder Tag brachte.

Aber das erklärt nicht seine Erfolge. Wesentlich war doch vor allem, daß er eine seltene Befähigung für die Wirklichkeit der Dinge besaß. In ihm war nichts von einem Theoretiker. Er war kein Mann des abstrakten Denkens. Sein Interesse war ganz auf die Welt der Wirklichkeiten gerichtet. Es war sein beständiges Streben, selbst die Dinge, Verhältnisse und Menschen kennen zu lernen, mit denen er in seinem Berufe zu tun hatte. Sein durchdringender Verstand enthüllte ihm die Motive der Menschen und legte ihm die in den Dingen wirkenden Triebkräfte bloß. Was man Welt- und Menschenkenntnis zu nennen pflegt, besaß er in seltenem Grade. Aber es war kein theoretisches Wissen. Es war alles in ihm plastische Anschauung und lebendige Erfahrung.

Mit dieser Erkenntnis des Bestehenden verband sich nun ein starker Reformeifer, ein Bedürfnis, wirklich vorhandenen Mißständen und Schäden oder doch von ihm als solche beurteilten abzuhelpen. Für alle ernstgemeinten Reformabsichten und Vorschläge hatte er stets ein williges Ohr. Er liebte es dabei, die

verschiedensten Meinungen zu hören. Nie war ein Mann weniger von vornherein für eine Ansicht eingenommen als er. Es war der Beweis einer ungemein seltenen Objektivität, daß er fremde Ansichten der widersprechendsten Art auf sich einwirken lassen konnte. Es war eine Art geistiger Selbstentäußerung. Dieser höchst eigenartige und individuelle Mensch konnte seine Persönlichkeit gänzlich hinter die Sache zurückstellen. Es lag das tief in der sittlichen Anlage seiner Natur begründet.

Ein starkes Gerechtigkeitsgefühl bildete die Grundlage seines Wesens. Gewalttätige Unterdrückung war ihm zuwider. Er freute sich, von sich sagen zu können, daß er nie eine Hetze mitgemacht habe, keine Juden- und keine Katholikenhetze. Das Wort: *Pectus facit theologum* wandte er gern auf den Politiker an. Herz verlangte er vom Staatsmanne, Herz und Gerechtigkeitsinn. Diese ruhige, rein sachlich abwägende Bewertung der Dinge und Verhältnisse war wohl der tiefste Grundzug seines Wesens, gleichsam seine Welt- und Lebensanschauung. Die Vielgestaltigkeit der Wirklichkeit und Mannigfaltigkeit der Überzeugungen und Bestrebungen nahm er als eine gegebene Tatsache hin. Er selbst hat sich mit keiner von ihnen identifiziert; er ist kein politischer, kein religiöser und kein wissenschaftlicher Parteimann gewesen.

Soweit es in seiner Kraft stand, hat er in diesem Geiste zu wirken gesucht. Aber der Stärkste muß mit den Mächten der Welt rechnen. Wer in der Wirklichkeit etwas zustande bringen und schaffen will, kann nicht alles wollen, nicht unerreichbaren Idealen nachstreben. Auch A. hat ein solches vorgeschwebt. Es kommt in der bezeichnenden Äußerung zum Ausdruck, die er kurz vor seinem Tode getan hat: er möchte einen Weltbund der Toleranz stiften. Aber das ist das Große an ihm, daß er seine Ziele nur so weit zu erreichen strebte, als es unter den wirklichen Verhältnissen möglich war. Dieser Einsicht und Selbstbescheidung verdankt er seine großen und zahllosen Erfolge.

A. war ein Meister im Handeln. Er besaß die große Kunst, das Rechnen mit den Möglichkeiten. In der Natur kennt man die Wirkung, wenn die Ursachen bekannt sind. Anders in der Welt der Freiheit, im menschlichen Leben. Hier bringt jede Tat, jede Einwirkung eine Fülle von Möglichkeiten, um so mehr, je weiter sich die Wirkung erstreckt. Und in jedem Stadium des Handelns verändern sich die möglichen Fälle. Wer Erfolge erzielen will, wird die sich als möglich ergebenden Wirkungen erwägen und bei jedem Schritte, den er in seinem Handeln vollzieht, die Vielgestaltigkeit und Mannigfaltigkeit der Veränderungen überlegen müssen. Diese Gabe, zu ermessen, was sich aus seinen Handlungen an Möglichkeiten ergeben könnte, besaß A. in erstaunlichem Grade. Es ist die wichtigste Begabung des praktisch ins Große wirkenden Menschen.

Seine Virtuosität in der Beherrschung von Dingen und Menschen, das Gefühl über den Dingen zu stehen, reizte seine Gestaltungskraft und schöpferische Begabung. Nicht bloß der Dichter, der eine Welt in seinem Geiste schafft, auch der organisatorische Genius besitzt Phantasie. Sie greift schaffend in die Wirklichkeit ein. A. besaß sie in reichem Maße. In der Betätigung seines schöpferischen Vermögens beschränkte er sich nicht immer nur auf die ihm gerade vertrautesten Verhältnisse; manche seiner Handlungen erklärt sich allein aus der Freude an dem überquellenden Kraftgefühl, die Dinge und Menschen meistern zu können. Je schwieriger die zu bewältigenden Verhältnisse waren, je stärker ihn die Wogen umtosten, um so mehr wuchs seine Kraft. Es war

eine Art ästhetischen Genusses, den er wie jeder große aktive Mensch im Kampfe empfand. Daß er dabei bisweilen eine Schlappe erlitt, will gegen die Fülle von Erfolgen nichts bedeuten.

In seinem Handeln ermaß er genau den Zeitpunkt, wenn er seine Absicht ins Werk setzen und zugreifen zu können glaubte. Die vorbereitenden Schritte tat er mit größter Behutsamkeit und Vorsicht.

Daraus erklärt sich das vorsichtige und bedächtige Hin- und Hererwägen, das Liegenlassen und Wiederaufnehmen von Plänen, das gänzliche Aufgeben von solchen, wenn der Zeitpunkt zu ihrer Durchführung noch nicht gekommen schien. Von allen Seiten erwog er eine Sache; er hörte die Ansichten anderer darüber, und wer ihm etwas dazu zu sagen hatte, war ihm recht. Wieweit er freilich davon Gebrauch machen wollte, stand ganz bei ihm. Auf sein Urteil und seine Entscheidung hatte niemand Einfluß; die behielt er sich vor.

Hatte er seinen Entschluß gefaßt, so ging er mit überraschender Energie und Kühnheit zu Werke. Alle Mittel waren ihm dann recht, um zum Ziele zu gelangen. Auch krumme Wege ist er gegangen. Wer im praktischen Leben erfolgreich wirken will, kann nicht immer den Grundsätzen einer idealen Ethik entsprechend handeln. Er muß den Mut haben, das Schlechte und Gemeine zu berühren; er darf sich nicht scheuen, willige und gefügige Kreaturen zu benutzen, die nicht ganz sauber sind; er kann Schliche, Listen und Ränke nicht vermeiden, weil die Welt mit ihnen operiert. Der Ethiker und Pädagoge mag erziehen, daß es besser werde, der Praktiker muß die Welt und Menschen nehmen, wie sie sind.

A. hat solche Mittel benutzt, und er hat sie weder beschönigt noch vor sich zu rechtfertigen versucht; er sah ein, daß es nicht anders ging. Er hat auch vor andern kein Geheimnis daraus gemacht, daß er nicht immer gerade Wege ging. Aber wenn er es tat, so geschah es doch stets um der Sache willen. Nie hat der Mann einen äußeren persönlichen Vorteil gesucht. Für den äußeren Schein der Welt hatte er keine Augen. Damit hing auch ein wesentlicher Zug seiner Menschenbeurteilung zusammen. Man hat gemeint, er wäre ein Menschenverächter gewesen. Nichts unrichtiger als das. Gewiß erkannte er mit seinem scharfen Blick die aus Eitelkeit, Ehrgeiz und den vielen kleinen Leidenschaften bestehenden Motive der meisten Menschen; sie traten ihm in seiner Stellung unverhüllter und häufiger entgegen als andern Sterblichen; und er hat sie wohl nicht immer zart angefaßt und glimpflich behandelt. Aber daß ihn widrige Erfahrungen der Art zum Menschenverächter gemacht hätten, davon war nichts zu spüren. Es hätte auch zu seinem ganzen Wesen nicht gepaßt. Es lebte in ihm ein viel zu starkes Gefühl für die Gebrechlichkeit und Schwäche der menschlichen Natur. Und dann hatte er auch wieder ein tiefes Verständnis für das rein Menschliche, wie es sich bei Männern in so bedeutender Stellung nur sehr selten findet. Äußerer Rang, Würde und Ehre vermochten ihm nicht zu imponieren. Danach hat er nie Menschen beurteilt. Es gab nichts Gleichgültigeres für ihn. Sein eigenes Leben ist Beweis dafür. Über die Stellung des Ministerial-Direktors hat er nie hinausgestrebt, wiewohl ihm höhere Ämter sicher nicht verschlossen gewesen wären.

Den einfachen Mann behandelte er mit derselben inneren Vornehmheit und Achtung wie den Hochgestellten. In seinem Wesen lag überhaupt etwas Reines und Kindliches; und eine Naivität des Gemüts kam bisweilen zum

Vorschein, die niemand dem welt- und menschenkundigen Manne zugetraut hätte. Er konnte sich harmloser Freude und fröhlichem Scherze hingeben und zum Ärger von gar manchem ernste Debatten und Verhandlungen durch solche Harmlosigkeiten unterbrechen und in die Länge ziehen. Wie ernst sein Geist mit dem Bedeutendsten beschäftigt war, hatte er doch Sinn und auch immer Zeit noch übrig für die Kleinigkeiten des Lebens. Darum liebten ihn auch besonders die, die hierfür das meiste Verständnis haben, die Kinder und die Frauen. Es mag seltsam klingen, aber es ist wahr, es ging ein Zauber von diesem Manne aus und eine belebende Kraft, die sich dem mitteilte, der ihm nähertreten konnte. Und eine Keuschheit lag über seinem Wesen, die man erst ganz empfand, wenn man gelegentlich von seinen stillen Wohltaten, von seiner zarten Fürsorge für Beladene und Bekümmerte, von seinem heimlichen Streben, Glück zu stiften und Freude zu bereiten, erfuhr.

A. war ein Mensch mit seinem Widerspruch; es wird für den Biographen unendlich schwer sein, sein inneres Wesen zu völliger Klarheit zu bringen. A. ist eine der kompliziertesten Naturen gewesen; und niemand darf sich wohl rühmen, daß er sich ihm ganz offenbart hätte. Er liebte es, sich zu verhüllen; und indem Scherz und Ernst in seinen Worten durcheinanderspielten, war meist schwer zu erkennen, was er wirklich meinte. Aber offenkundlich war jedem die unermüdliche Arbeitskraft und Arbeitsfreude. Als er am 1. Oktober 1907 sein Amt niederlegte, gönnte er sich nicht ein *otium cum dignitate*, sondern wirkte rastlos weiter. Noch auf seinem Krankenbette gab er dem neben ihm sitzenden Gehilfen, häufig schon von Schwächeanfällen unterbrochen, letztwillige Verfügungen und traf seine Anordnungen bis ins Kleinste hinein, bis auf die Liste von Freunden und Bekannten, denen sein letzter Gruß überbracht werden sollte. Und als die Todesschatten seinen Geist umfingen, schloß er sein Tagewerk mit den Worten zu dem neben ihm sitzenden jungen Freunde: »Sie wissen nicht, wie schön Sterben ist.« Seine letzte Ruhestätte hat er auf dem Botanischen Garten in Dahlem gefunden.

Literatur: Paulsen, Friedrich Althoff. Internat. Wochenschr. Herausg. von Paul Hinneberg. 1907, Sp. 967 ff. — Ad. Harnack, Friedrich Althoff. Ebenda 1908, Sp. 1377 ff. — Lexis. Ebenda. — Sachse, Friedrich Althoff. Ein Charakter- und Lebensbild. Deutsche Revue 1907. Max Klatt, Althoff und das höhere Schulwesen. Ein Vortrag. Berlin 1909. Weidmann. — Wilh. Münch, Friedrich Althoff, der preußische Ministerial-Direktor. Grenzboten 1909, S. 97 ff. — Ad. Matthias, Friedrich Althoff. Blätter für höheres Schulwesen 1907, S. 162 ff.

Alfred Heubaum.

Vecchioni, August Napoleon, * 10. Januar 1826 zu Zweibrücken, † 14. Febr. 1908 zu München. — Sein Vater, ehemaliger französischer Militär, hatte sich nach den Napoleonischen Kriegen in Zweibrücken als Kaufmann niedergelassen und mit einer Pfälzerin vermählt; doch schon 1830 übersiedelte er mit seiner Familie nach München. Dem Willen des Vaters gemäß, widmete sich V. dem Kaufmannsstande; doch fand er daran wenig Gefallen und setzte zuletzt die unterbrochenen humanistischen Studien unter Leitung eines tüchtigen Münchener Professors privatim fort. Im Herbst 1847 trat er in die Oberklasse des Gymnasiums in Speyer ein. Die Februarrevolution hinterließ einen tiefen Eindruck bei den damaligen Speyerer Gymnasiasten, die sich auch in den Waffen übten, da man den Einfall französischen Gesindels in die Pfalz befürchtete.

Im Oktober 1848 bezog V. die Universität München und stürzte sich sogleich in die hochgehenden Wogen der politischen Bewegung der bayerischen Hauptstadt. Er ward nicht nur ein eifriges Mitglied einiger wegen ihrer antimonarchischen Tendenz der Regierung höchst mißliebiger Vereine, sondern auch rühriger Mitarbeiter an dem radikalen »Vorwärts«, einer der zahlreichen Zeitungs-Eintagsfliegen, die »das tolle Jahr« zu kurzlebigen Dasein hervorge lockt hatte, sowie an dem zahmeren »Eilboten«. Im Dezember des gleichen Jahres übernahm er die Redaktion des im extremsten demokratischen Fahrwasser segelnden »Gradaus«, und der damalige »Erzrevolutionär, der in Fürstenblut watete«, machte, wie so viele andere, hier kein Hehl aus seiner ultrademokratischen Gesinnung, die bei der politischen Zerfahrenheit unseres Vaterlandes das Heil desselben nur in der Gründung einer deutschen Republik erblickten. Wegen einiger stark geharnischter Artikel im »Gradaus« gegen unleugbare politische Mißstände wurde V. im April 1849 verhaftet und im Juli desselben Jahres vor das Schwurgericht gestellt. Den freigesprochenen Angeklagten begleitete eine große Volksmenge im Triumph nach Hause. Trotzdem schloß ihn der Senat der Universität München wegen seiner journalistischen Tätigkeit auf 3 Jahre vom Besuche der dortigen Hochschule aus. Diese Maßregelung erbitterte V. noch mehr, und in seinem Blatte, das Ende des Jahres 1850 einging, gab er dieser gereizten Stimmung entsprechenden Ausdruck. Allerlei Schikanen der Polizei, namentlich aber der Mangel einer gesicherten Existenz, veranlaßten ihn im Oktober 1852, mit seiner jungen Frau (er hatte sich am 3. März 1850 verhehlicht) und zwei Kindern nach Amerika auszuwandern. Zuerst wandte er sich nach Dalton in Georgia, dann nach New York, wo er als Mitredakteur der Zeitung »Reform« wenigstens für einige Zeit der bitteren Not enthoben war, die ihn im Lande der Freiheit hart bedrängt hatte und zuletzt (im Oktober 1855) zur Rückkehr in die Heimat trieb. Während des österreichisch-italienischen Krieges gründete V. in München die politische Tageszeitung »Der Staatsbürger, Organ für Freiheit und Recht«, die, zwar großdeutsch gesinnt, doch »das faule österreichische System« heftig bekämpfte und die damalige Zerrissenheit Deutschlands lebhaft beklagte. Am 28. Juni 1859 erschien die erste Nummer des Blattes, das schon am 30. Oktober des gleichen Jahres wieder einging, weil die Polizei die Kolportage desselben verboten hatte. Vom Januar bis Juli 1862 war er Redakteur an der »Süddeutschen Presse«, dann übernahm er die Leitung der 1848 von Schurich begründeten, von Julius Knorr übernommenen »Münchener Neuesten Nachrichten«. Mit Knorr wirkte V., »der Vater des Münchener Liberalismus«, schon früher für die planmäßige Ausbreitung der liberalen Bewegung in der bayerischen Hauptstadt mit rastlosem Eifer und legte dadurch den Grund zu den späteren Wahlsiegen seiner Partei, von 1869 an. Für die Idee der Freiheit und des Kulturfortschritts trat er in Wort und Schrift, in Reden wie in Flugblättern, Aufrufen und Broschüren, namentlich aber in der von ihm geleiteten Zeitung mit der ganzen Leidenschaftlichkeit seiner Feuerseele ein. Das Geschick Schleswig-Holsteins lag ihm ebenso auf dem Herzen wie die Wiederberufung des deutschen Parlaments und die von Bismarck geforderte Reform der Bundesverfassung des Vaterlandes. Den Krieg von 1866 beklagte er zwar tief, doch nannte er ihn »einen kühnen Schritt zur Trennung der siamesischen Zwillinge«. Mit Entschiedenheit bekämpfte er die unselige Triasidee und forderte den Eintritt Süddeutsch-

lands in den norddeutschen Reichstag. Als im Juli 1870 unpatriotische Abgeordnete der zweiten bayerischen Kammer Bayern zum Ausschluß von der nationalen Bewegung und zu einer bewaffneten Neutralität drängen wollten, da verfaßte V. mit seinen Freunden Freiherrn von Stauffenberg und Hofrat Henle einen zündenden Aufruf an das Volk, der sich machtvoll dagegen erhob und zu dem deutschnationalen Umschwung in der Kammer auch das Seine redlich beitrug, ebenso wie V.s patriotisch tiefempfundene Artikel in den »Münchener Neuesten Nachrichten«. Auch in seinem ferneren politischen und journalistischen Wirken bekundete er hohe nationale Gesinnung, verbunden mit freiheitlicher Lebensanschauung. Wie früher ausschließlich gegen die ultramontane Partei, so führte er nun auch einen erbitterten Krieg gegen die Sozialdemokratie, und ein liberales Bürgertum hielt er für den »besten Damm gegen die sozialdemokratische Sturmflut«. Dem liberalen Verein München widmete er einen großen Teil seiner Kraft und Zeit, und von 1869 an entwarf er fast alle Wahlprogramme zu den Landtags-, Reichstags- und Gemeindewahlen für denselben. Seiner unermüdlichen Tätigkeit fehlte es nicht an verdienten Ehrungen, namentlich bei seinem 70. und 80. Geburtstage, besonders aber bei seinem (durch den Tod seines langjährigen Freundes Julius Knorr und durch ein asthmatisches Leiden veranlaßten) Rücktritt von der Leitung der »M. N. N.« am 14. September 1881. Die Verleger dieses Blattes (Th. Knorr und Gg. Hirth) rühmten in diesem die Lauterkeit seines politischen Wirkens und seine umsichtige redaktionelle Tätigkeit, die weit über das Maß gewöhnlicher Pflichterfüllung hinausging. Doch V. entsagte auch jetzt der publizistischen und politischen Wirksamkeit noch keineswegs und bewahrte sich bis in sein hohes Alter eine staunenswerte geistige Frische. Am 14. Februar 1908 raffte ihn ein schmerzloser Tod nach kurzer Krankheit dahin. Seinen Grabstein auf dem südlichen Friedhof in München schmückt ein vom Bildhauer Kielhorn modelliertes, wohl gelungenes Reliefporträt.

A. Dreyer.

Müller, Georg, Historiker, * 30. Mai 1838 in Obervorholzen, B. A. Rottenburg (Niederbayern), † 5. Okt. 1908 in Schierling, B. A. Mallersdorf (Niederbayern). Der Sohn schlichter Bauersleute, studierte er am Gymnasium zu Landshut, hierauf am Lyzeum zu Regensburg und empfing daselbst am 31. März 1866 die Priesterweihe. Als Hilfsgeistlicher wirkte er an verschiedenen Orten in Niederbayern, dann als Benefiziat in Schloß Egg bei Deggerdorf, in Hailing, B. A. Straubing und zuletzt, vom 20. Januar 1897 bis zu seinem Ableben, in Schierling. Von seinen geschichtlichen, meist in Zeitschriften veröffentlichten Arbeiten verdienen »Die Schlacht von Eggmühl« und »Die Geschichte von Hailing« besondere Erwähnung.

A. Dreyer.

Paulsen, Friedrich, Universitätsprofessor der Philosophie, * 16. Juli 1846 in Langenhorn, † 14. August 1908 in Steglitz. — Friedrich Paulsen kam in einem Bauernhause des nordfriesischen Dorfes Langenhorn, das zu dem damals dänischen Herzogtum Schleswig gehörte, zur Welt. Seine Vorfahren hatten sich Jahrhunderte hindurch als Seefahrer den Lebensunterhalt verdient und waren auf den Halligen ansässig gewesen, bis die furchtbare Sturmflut des

Jahres 1825 ihre Heimstätte auf Oland zerstörte. Darauf siedelte die Familie nach der festländischen Küste über. Paul Frerck Paulsen, der Vater des Philosophen, machte jene Schreckensnacht als zwanzigjähriger Mann mit durch. Sein Sohn schildert ihn als einen in harter Arbeit Genüge findenden schweisigen Friesen, dessen ernstes und würdevolles Antlitz durch die hellen blauen Augen einen Zug freundlicher Milde erhielt, — als einen Mann von klarer Besonnenheit, »dessen Ja und Nein galt, wo er sprach« und der in der Dorfgemeinde die höchste Achtung genoß. Beide Eltern standen den »Stillen im Lande« nahe und namentlich die Mutter (Christine, geb. Ketelsen, * 1818 im Nachbardorfe Enge) hatte seit ihrer »Erweckung« etwas Weltabgewandtes. Doch war sie frei von allem kopfhängerischen und bigotten Wesen: von Haus aus war sie eher eine »Frohnatur«, und auch die »Lust zum Fabulieren« war ihr trotz des natürlich in engem Rahmen verlaufenen Unterrichtes, den sie genossen, nicht fremd, — sie hatte sich »ganz aus eigenem Vermögen eine sehr achtbare Leichtigkeit schriftlicher Mitteilung gewonnen«, — so daß P. die bekannten Zeilen Goethes treffend auf sich selbst und seine Eltern anwenden konnte. Wenn die Mutter, geistig regsam wie sie war, in späteren Jahren gern einmal in die theologischen Kollegienhefte und Lehrbücher ihres studierenden Sohnes hineinblickte, so gewann Delitzsch ihr besonderes Vertrauen wegen seiner sachkundigen Erklärungen der Verhältnisse des israelitischen Hauswesens. Sie selbst war eine Meisterin in allen Künsten ihres eigenen gastlichen Haushaltes, zu denen auch Dinge wie Schlachten, Schafschur, Spinnen, Weben, Färben, Lichterziehen und Bierbrauen gehörten. P. selbst verglich mit berechtigtem Stolz den beinahe alle ursprünglichen menschlichen Fertigkeiten umfassenden Arbeitsbetrieb mit »dem vielbewunderten antiken Haushalt, dem griechisch-römischen Oikos.«

Die Sprache des Elternhauses war Friesisch, die des Marktes und Verkehrs Platt-, die der Kirche und Schule Hochdeutsch. Daneben hörte man auch Dänisch, obwohl von der dänischen Regierung keinerlei Zwang in dieser Hinsicht ausgeübt wurde. Im Gebrauche der hochdeutschen Schriftsprache hat es P., der später so federgewandte Schriftsteller, seiner eigenen Angabe nach erst während der Gymnasialjahre zur vollen Sicherheit gebracht.

Als einziges Kind seiner Eltern, das die Geburt überlebte, war er dazu bestimmt, den väterlichen Hof zu übernehmen, und wurde von früh auf in bäuerlicher Arbeit ausgebildet. Er war dem Geschick für seine Jugend stets dankbar, nicht nur weil er diesen Lebensumständen seine intime Vertrautheit mit der Natur verdankte, die dem Großstadtkind höchstens auf flüchtigen Ausflügen bekannt wird, sondern vor allem, weil er auf diese Weise die Wohltat des evolutionistischen Erziehungsprinzips an sich erfuhr, wonach das Kind durch die von der Menschheit durchlaufenen Kulturstufen in einem verkürzten Repetitionskursus hindurchzuführen ist. Statt des Gewirres von unfaßbaren Dingen, Telephonen, Eisenbahnen u. s. w. bot das Dorfleben eine Wirklichkeit, die der kindliche Geist durchschauen und mit welcher der Knabe »handgemein werden konnte«. Statt der zahllosen fertig ins Haus gelieferten Waren sah er die Güter, die verbraucht wurden, fast sämtlich in der Arbeitsgemeinschaft des elterlichen Hauses entstehen. Am wichtigsten war vielleicht die frühe Bekanntschaft mit der Organisation der Wirtschaftseinheit des heimatlichen Dorfes, die durch die angesehene Stellung des Vaters in der Kirchspielsver-

sammlung gefördert wurde: P.s sichere Vertrautheit mit den Formen menschlichen Gemeinschaftslebens hatte in diesem ihrem Urbilde ihre Wurzeln.

Kaum ein Ereignis hat wohl für sein ganzes Leben größere Bedeutung gewonnen, als die Anstellung eines neuen Küsters in Langenhorn, Brodersen mit Namen, zu dem er von seinem zwölften Jahre an in die Schule geschickt wurde. Bis dahin war ein schablonenmäßiger Schultyrann der alten Zeit, der seine Hauptaufgabe darin sah, den Katechismus mit Hilfe des Tauendes einzudrillen, sein Lehrer gewesen. Küster Brodersens Unterricht dagegen richtete sich weniger an das Gedächtnis als an den Verstand und ging darauf aus, die geistige Selbsttätigkeit der Schüler anzuregen. Noch in späten Jahren erinnerte sich P. mit warmer Begeisterung des Lerneifers, den er zu wecken wußte. Ihm wird es in erster Hinsicht zu danken sein, daß die geistigen Interessen des Jünglings immer mehr die Oberhand gewannen, bis er eines Tages auf die immer häufigeren Vorhaltungen der Eltern, er werde im Leben kein rechter Bauer werden, erwiderte: »Ich will auch gar nicht Bauer werden! Ich will studieren!« Die Eltern fügten sich dem Wunsche nach einigem Widerstreben, — die Mutter etwas leichteren Herzens, weil sie ihren Einzigen im Geiste schon auf der Kanzel sah, — und Pastor Thomsen übernahm die Vorbereitung für Untersekunda. Der ganze Kursus von Sexta an wurde spielend in anderthalb Jahren erledigt! Während der ersten sechs Monate wurde vormittags noch die Oberklasse der Küsterschule besucht und nur nachmittags Latein getrieben; dann aber wurden fast gleichzeitig fünf neue Sprachen begonnen: Griechisch, Hebräisch, Französisch, Englisch und Dänisch, wozu noch Mathematik und Geschichte kam nebst gelegentlichen deutschen Aufsätzen.

Die Ostern 1863 am Gymnasium zu Altona bestandene Aufnahmeprüfung, die sich auf ein lateinisches Extemporale beschränkte, bereitete keine Schwierigkeiten. Die Anforderungen des nun folgenden Gymnasialunterrichtes aber waren im Vergleich zu der vorangegangenen großen Leistung so gering, daß sie geeignet waren, einer Erschlaffung der Kräfte Vorschub zu leisten. Einen noch gefährlicheren Gegensatz zur Zucht des elterlichen Hauses bildete die studentenmäßige Aufsichtslosigkeit der Schüler, unter denen sich lockere Elemente befanden. Die Lehrer mochten eben diesen Gefahren zu steuern suchen, indem sie den begabten neuen Zögling schon nach einem halben Jahre nach Obersekunda und nach weiteren sechs Monaten nach Unterprima versetzten. Aber P. selbst schrieb der dadurch herbeigeführten Steigerung seines Selbstbewußtseins die übelsten Wirkungen zu: er redete von dem angeblichen Lotterleben dieser Jahre in Ausdrücken härtester Selbstverurteilung. Dem steht jedoch das Zeugnis seines »ersten und nächsten Freundes« Friedrich Reuter entgegen, welcher der Meinung ist, daß sich P. durch eigenartige Erfahrungen späterer Jahre verleiten ließ, hier ungerecht gegen seine alte Schule wie gegen sich selbst zu werden, wenn auch die aufregenden Jahre des dänischen Krieges (1864—66) einem ruhigen und regelmäßigen Lehrbetrieb nicht eben günstig gewesen seien: P. selbst erzählt uns, wie er damals in mancher erregten Debatte für die Einverleibung Schleswig-Holsteins in Preußen eintrat. Das Wort des Mannes, dem er seiner eigenen Angabe nach in jüngeren Jahren »als einem wahren Mentor ... unschätzbar viel verdankte«, und mit dem ihn engste Freundschaft bis an sein Lebensende verband, verdient volle Beachtung. Übrigens geht auch schon aus P.s eigenem Berichte hervor, daß er

seine Sicherheit in den klassischen Sprachen sowie in der Geschichte vorwiegend seiner Gymnasialzeit in Altona verdankte.

P. hörte Reuters Namen zum ersten Male, als er nach bestandenen Abiturientenexamen, das in Altona keine großen Schrecken hatte, im Frühjahr 1866 die Universität Erlangen bezog, um Theologie zu studieren, und Mitglied der Burschenschaft Bubenruthia wurde: Reuter, der im vorhergehenden Jahre in den höheren Schuldienst eingetreten war, stand als »eine der letzten heroischen Gestalten« der Verbindung in großem Ansehen. P.s eigene Angabe, die drei in Erlangen verlebten Semester seien völlig unfruchtbar gewesen, bezieht sich in erster Linie auf den Universitätsunterricht. Zu der dort vorgetragenen orthodoxen Theologie konnte er kein inneres Verhältnis gewinnen, und als er im Oktober 1867 nach Berlin ging, war er entschlossen, alles andere eher zu studieren, als Gottesgelehrtheit: er ließ sich bei der philosophischen Fakultät inskribieren und entschloß sich kühn, die Weltweisheit, die zu suchen er ja eigentlich aus seinem Heimatdorte ausgezogen war, in den Mittelpunkt seiner Studien zu stellen, — was denn doch auch darauf hindeutet, daß es in den vergangenen Semestern (mit Ausnahme vielleicht der Kriegszeit des Jahres 1866) an ernster geistiger Arbeit nicht ganz gefehlt haben konnte. Neben den philosophischen hörte er historische und philologische Vorlesungen, nicht nur aus Interesse für die Sache, sondern auch, weil er sich die Möglichkeit des Oberlehrerexamens offen halten wollte. Aber wer darauf ausging, sich eine Weltanschauung zu bilden oder doch ein inneres Verhältnis zu den Problemen der Philosophie zu gewinnen, der fand in jener Zeit von seiten der angebotenen Vorlesungen wenig Unterstützung. Hegel hatte ausgewirtschaftet, und das an seinen verstiegenen Spekulationen erlahmte Denken wollte zu neuem selbständigem Aufbau noch nicht Kraft und Lust finden. Harms und Trendelenburg waren die beiden Berliner Ordinarien. Jener schloß sich an Kant an, dieser schwor auf Aristoteles. Daneben dozierten noch einige Hegelianer, »als eine Art Fossilien« geduldet, wie Michelet, Althaus und Werder. P. selbst hätte sich damals wohl am besten mit dem aus dem linken Flügel der Hegelschen Schule hervorgegangenen Materialismus befreunden können: in Erlangen hatte er als »der reine Feuerbach« gegolten. Er belegte ein Kolleg über Logik bei Harms, ohne Interesse daran zu finden; ebensowenig fühlte er sich später durch die von Harms über Kants Vernunftkritik abgehaltenen Übungen gefördert. Steinthals Vorlesung über vergleichende Sprachwissenschaft war ihm noch zu schwer, und dem lateinischen Vortrage Haupts über »Die Wolken« des Aristophanes vermochte er nicht zu folgen. Im folgenden Sommersemester ging es nicht viel besser, und Verzweiflung wollte sich seiner bemächtigen. Vorübergehend suchte er in studentischem Kneipleben Selbstbetäubung, dachte auch wohl daran, nach Langenhorn zurückzukehren und doch noch Bauer zu werden.

Da führte ihm ein gesegneter Zufall Langes unlängst erschienene Geschichte des Materialismus in die Hände: sie knüpfte an seine eigenen Gedankengänge an und befreite ihn zugleich von denselben, indem sie ihn in Kant den siegreichen Überwinder des dogmatischen Materialismus erkennen lehrte. Durch Lange sah er sich ferner auf Ueberwegs Logik verwiesen, durch diese wiederum auf die Werke Benekes: der ersehnte Weg, der ihn in der Philosophie auf festen Boden führen sollte, war gefunden! Wenn Wilhelm Ostwald gesagt hat, daß

führende Geister aus Büchern mehr zu lernen pflegen, als aus persönlicher Unterweisung, so trifft das auf P. zu. Aber auch der Universitätsunterricht gestaltete sich nun fruchtbarer für ihn. Im Wintersemester 1868/69 trat er in Trendelenburgs aristotelische Übungen ein und belegte auch Vorlesungen über Plato bei Bonitz, dem damaligen Direktor des Gymnasiums zum Grauen Kloster, der als Mitglied der Akademie der Wissenschaften las. Dem Unterrichte dieser beiden Männer blieb er in der Folge dankbar und treu, und indem er ihn durch fleißige Privatstudien ergänzte, erwarb er sich seine gründliche Vertrautheit mit der Philosophie des klassischen Altertums. Auch Steinthals Vorlesungen wußte er sich nun fruchtbar zu machen: auf dem Gebiete der vergleichenden Sprachwissenschaft erhielt er von ihm so starke Anregung, daß er später einen Anlauf machte, sich unter Gildemeisters Leitung in die Kenntnis des Sanskrit einzuarbeiten, und auf dem Gebiete der Psychologie wurde er dauernd von ihm beeinflusst.

Das Sommersemester 1869 verbrachte er in Bonn ohne Gewinn für seine philosophischen Studien: Jürgen Bona Meyers Vorlesung über den Materialismus blieb hinter Langes Darstellung weit zurück. Auf einem Abstecher nach Heidelberg hospitierte er bei Zeller und Treitschke. Von letzterem fühlte er sich abgestoßen, und auch in späteren Jahren blieb ihm Treitschke als Historiker ungenießbar: P. forderte von diesem, daß er mehr auf das Verstehen als auf das Verurteilen ausgehen solle, und besonders war ihm Treitschkes »inbrünstiger Haß gegen England« unerträglich. Im Oktober 1869 ging er zur Vollendung seiner Studien wieder nach Berlin. Da aber im folgenden Sommer (1870) sowohl Trendelenburg wie Steinthal durch Krankheit am Lesen verhindert waren, kehrte er Berlin nochmals den Rücken.

Diesmal wandte er sich nach Kiel, weil dort sein Freund Reuter als Gymnasiallehrer tätig war. Hatte er sich in den letzten Jahren in Berlin recht einsam gefühlt, so schwelgte er nun in täglichem vertrautem Umgange mit dem geliebten älteren Freunde, dem er es in erster Linie zu verdanken hatte, wenn ihm in den vergangenen schweren Zeiten völliger Ratlosigkeit nicht alles Selbstvertrauen abhanden gekommen war. Von Diltheys Vorlesungen und Übungen fühlte er sich nicht sonderlich angezogen; dagegen brachte ihm seine Privatlektüre wieder reichen Gewinn: er las Lotzes Mikrokosmos, der ihn bei der Bildung seiner idealistischen Weltanschauung einen Schritt weiter führte; später wurde allerdings in seinem Denken der Standpunkt Lotzes durch Fechners Neu-Spinozismus beträchtlich modifiziert.

In diesem Sommer brach der deutsch-französische Krieg aus. P. stellte sich als Freiwilliger bei den Schleswiger Dragonern, wurde aber abgewiesen, da er kein Pferd mitbrachte. Es war ihm nicht ganz unlieb, seine Studien ungestört zum Abschluß bringen zu können. Im Laufe eines Vierteljahres schrieb er in Berlin seine Dissertation »*De forma ac principiis systematum ethicorum*«. Die großzügige Vergleichung der wichtigsten ethischen Systeme hinsichtlich ihrer Methode war nicht ganz nach Trendelenburgs Geschmack, der eine philologische Untersuchung vorgezogen hätte. Er erteilte ihr nur das Prädikat »*idoneum doctrinae et diligentiae documentum*« und veranlaßte die Umänderung ihres Titels in »*Symbolae ad systemata ethica historicae et criticae*«. Das mündliche Examen, bei dem er von Harms und Trendelenburg in der Philosophie, von Droysen in der Geschichte und von Kirchhoff im Grie-

chischen geprüft wurde, bestand er »magna cum laude«. Zu erwähnen ist, daß er in diesem Semester die Bekanntschaft Benno Erdmanns machte, der sein Nachfolger auf dem Berliner Katheder geworden ist: Erdmann hatte am schwarzen Brett eine Versammlung zur Begründung eines philosophischen Vereins einberufen, der auch zustande kam und mehrere Jahre am Leben blieb. Er war P. an mathematisch-naturwissenschaftlicher Schulung überlegen wie dieser ihm an philologisch-historischer, und so entwickelte sich ein sehr fördernder Gedankenaustausch zwischen den beiden angehenden Philosophen.

Auch auf dem Gebiete der Geschichte und der klassischen Philologie hatte P. sehr achtungswerte Studien betrieben, so bei Sybel, Droysen, Erdmannsdörfer, Aegidi, bei Haupt, Usener, Bernays, Heimsoeth u. a. Aber die Vorbereitung zur Oberlehrerprüfung hätte doch noch einen beträchtlichen Aufwand an Zeit und Kraft gekostet, und er fühlte sich jetzt stark genug, ohne weitere Vorsichtsmaßregeln auf das akademische Lehramt hinzuarbeiten. Zunächst dehnte er seine Bildung noch etwas in die Breite aus. Schon während der Studentenzeit war er gelegentlich in Nachbargebiete hinübergeschweift. So hatte er Roschers Nationalökonomie, Hausraths Neutestamentliche Zeitgeschichte, Johannes Müllers fünfbandiges Handbuch der Physiologie durchgearbeitet, auch bei Clausius Wärmelehre sowie bei Dubois Physiologische Anthropologie gehört. Nun machte er noch einen Kursus in der Experimentalphysik bei Helmholtz mit und ließ sich von Wichelhaus in die Grundbegriffe der Chemie einführen. Gern hätte er geographische Studien betrieben, für die er von Brodersens Unterricht her eine große Vorliebe hatte; aber der Universität fehlten damals alle Hilfsmittel, sie interessant und fruchtbar zu machen. Mit großem Enthusiasmus dagegen studierte er die Werke Peschels — frisch wie sie herauskamen. In die theologischen Hörsäle von Dorner, Hengstenberg und Vatke blickte er hinein, ohne sich festgehalten zu fühlen. Ranke und Mommsen sprachen so leise, daß er sie in den überfüllten Auditorien nicht verstehen konnte. Bei Müllenhoff wurde er durch die hahnebüchene Grobheit gegen Andersdenkende abgeschreckt. Doch hospitierte er noch mit Gewinn in Haupts Seminar (Lukrez), und besuchte auch Vorlesungen des Ägyptologen Lepsius, sowie — mit besonderem Genuß — die Erläuterungen antiker Kunstwerke, die Ernst Curtius im Museum gab. Die meiste Kraft und Zeit aber widmete er rechts- und staatswissenschaftlichen Studien bei Gneist, Beseler, Boretius und vor allem bei Adolf Wagner, der eben als junger Mann nach Berlin berufen worden war. Zum Teil fielen diese Studien mit der Ableistung seines lange aufgeschobenen Militärjahrs zusammen, das im Oktober 1871 seinen Anfang nahm und dem er beträchtlichen Geschmack abgewann. Zu Anfang des Jahres 1872 erlitt er einen schmerzlichen Verlust durch den Tod seines verehrten Lehrers Trendelenburg; Zeller wurde dessen Nachfolger auf dem Berliner Katheder.

Die Beendigung des Militärdienstes machte ihn wieder frei für größere Arbeiten. Er faßte den Plan einer Geschichte der Erkenntnistheorie, für die er sehr ausgedehnte Vorstudien machte; den englischen Denkern von Locke bis Mill fühlte er sich am nächsten. Zeitweise erhielten diese Studien eine etwas andere Richtung durch eine von der Berliner Akademie gestellte Preisaufgabe, an deren Bearbeitung er vorübergehend dachte: die Darstellung des Einflusses der englischen Philosophie auf die deutsche. Im Sommer 1873 entwickelte er in seiner Heimat Langenhorn eine ganz einzige Lesefreudigkeit, die er sich

später oft sehnsüchtig zurückwünschte: mit den übrigen Hausgenossen um fünf Uhr aufstehend und bis Mittag arbeitend, las er den ganzen Hume und den ganzen Kant. Hierbei ging ihm die große Entdeckung auf, daß Kants Argumentation nicht auf die Unerkennbarkeit des »Dings an sich«, sondern vielmehr auf die Rettung der Erkenntnis aus »reiner Vernunft« (ohne Erfahrung) abzielt. P. hat durch diese Einsicht das rechte Verständnis Kants erst ermöglicht. Um dieselbe Zeit begann seine intimere Bekanntschaft mit der Philosophie Schopenhauers, die einen sehr bedeutenden Einfluß auf seine eigene Weltanschauung ausübte.

Für das folgende Jahr (1874) faßte er seine Habilitation ins Auge. Es hätte nahegelegen, daß er seine Kant-Entdeckung dafür verwertete; aber er zog eine Darstellung seines persönlichen Standpunktes in einer theoretischen Abhandlung über den Begriff der Kausalität vor, in der er die Kühnheit hatte, gegen Zeller und Harms, die Referenten über seine Arbeit, mit beträchtlicher Animosität zu polemisieren. Sie ließen ihm durch den Dekan der Fakultät — es war Helmholtz — eröffnen, daß die Abhandlung als Ausweis der wissenschaftlichen Befähigung zum Privatdozenten nicht genüge. P. selbst spricht sie großmütig von kleinlichen Motiven frei: ihr Urteil sei schon durch den ungehörigen Ton seiner Polemik gerechtfertigt gewesen. Übrigens ließ er sich die Sache schon damals nicht sehr nahe gehen: er sah an demselben Abend mit Genuß Freytags »Journalisten« im Schauspielhaus und machte sich ohne Zaudern an die Ausarbeitung seines »Versuchs einer Entwicklungsgeschichte der Kantischen Erkenntnistheorie«. Diese Schrift wurde (1875) von der Fakultät angenommen, wenn auch ihre epochemachende Bedeutung an dieser Stelle ebensowenig wie von der öffentlichen Kritik gewürdigt wurde. Eine neue Klippe schien im Kolloquium zu drohen, als dessen Gegenstand P. den Begriff der Substanz gewählt hatte: Harms vertrat die seltsam verkehrte Ansicht, P.s Ablehnung einer Seelensubstanz müsse zum Materialismus führen, und die Beratungen, in denen die Fakultät schließlich zu einem positiven Ergebnis gelangte, zogen sich in etwas ominöser Weise in die Länge.

P.s Eintritt in den akademischen Lehrkörper erweiterte natürlich seine geselligen Beziehungen. Besonders erfreute er sich nun eines vertrauten Verkehrs im Hause seines geschätzten Lehrers Steinthal, und von noch größerer Bedeutung wurde seine Einführung beim Unterstaatssekretär a. D. von Gruner durch seinen intimen Freund Christian Belger, den Archäologen, der dort Hauslehrer war. Hier machte er vor allem die Bekanntschaft seiner ersten Frau Emilie Ferchel, die dem Haushalt als Pflgetochter angehörte: sie war eine Tochter des als Bezirksgeometer in Würzburg verstorbenen Joseph Ferchel, der nach erfolgreich absolvierten astronomischen Studien sich durch widrige äußere Verhältnisse zu diesem praktischen Berufe gedrängt gefunden hatte. Im Grunerschen Hause lernte P. den Umgangston der vornehmen Gesellschaft kennen, und wenn ihm dessen Glätte und Routine zuwider waren, so wurde ihm seine künftige Frau, die mit ruhiger Sicherheit das Triviale ablehnte und das Bedeutende ergriff, eine Führerin zu der Form der Geselligkeit, die auch ihm einen Wert hatte. Ihr verdankte P. auch die Pflege der ästhetischen Seite seines Wesens, die bis dahin ziemlich brach gelegen hatte, sowie die erste Gelegenheit, sich über die tieferen Bewegungen des Seelenlebens auszusprechen und zu verständigen.

Außerdem wurde hier sein Horizont durch persönlichen Verkehr mit bedeutenden Politikern erweitert, unter denen die beiden Reichensperger, die in der Zentrums politik eine so große Rolle spielten, an erster Stelle standen. Er selbst erzählt uns, wie er Peter Reichensperger durch seine Verteidigung der Lehre Hobbes von der Staatsomnipotenz oder auch der Befürwortung des Kollektiveigentums durch Lassalle, für den er damals eine große Vorliebe hatte, entsetzte. August Reichensperger hat er gelegentlich einer Besprechung seiner Biographie von Ludwig Pastor ein Denkmal gesetzt. Er schätzte beide Brüder als liberale Katholiken, deren mäßiger Einfluß auf die Politik der Zentrums partei sehr segensreich gewesen sei. Seine weitgehenden Sympathien für die alte Kirche, die freilich im Laufe der Zeit durch den sich immer fühlbarer machenden päpstlichen Absolutismus eine beträchtliche Einbuße erlitten, stammten wohl aus dieser Zeit.

In den nun folgenden Jahren fand P. den dauernden Inhalt seiner Tätigkeit und die endgültige Form seines Lebens. In seinem ersten Semester (Winter 1875/76) las er über Logik und Erkenntnistheorie: John Stuart Mill war, wie er selbst sagt, sein Leitstern. In einer öffentlichen Vorlesung behandelte er die Grundunterschiede der philosophischen Systeme; aus ihr ist später seine berühmte »Einleitung in die Philosophie«, das gelesenste seiner Bücher, hervorgegangen. Zugleich veranstaltete er philosophische Übungen im Anschluß an Kants Kritik der reinen Vernunft. Im folgenden Sommer (1876) las er über Geschichte der Philosophie im 17. und 18. Jahrhundert, — eine Vorlesung, die sich später erweiterte zur Geschichte der neueren Philosophie in Zusammenhang mit der allgemeinen Kulturgeschichte: er hat sie bis in die letzten Jahre seiner akademischen Wirksamkeit gehalten. Die Verbindung historischer Denkweise und philosophischen Sinnes — eine Kennzeichnung seines Wesens, die er gelegentlich einer ihm dargebrachten Huldigung »gern annahm« — zeigte ihn hier in seiner ganzen Kraft. Wie kaum ein anderer verstand er es, die einzelnen großen Kulturperioden mit sicherem Griff zusammenzufassen und die Universalgeschichte als die Entwicklung eines einheitlichen Organismus darzustellen. Nebenher gingen philosophische Übungen über Kants Prolegomena. Während der Sommerferien, die er auf romantisch gestimmten Wanderungen in der Umgegend von Harzburg, der von der Grunerschen Familie gewählten Sommerfrische, verbrachte, verlobte er sich mit Emilie Ferchel. Mitte Oktober begann er einen Vortragszyklus in dem kurz zuvor von Miss Archer begründeten Viktoria-Lyzeum; aber es kam nur zu zwei Vorträgen, und zu Universitätsvorlesungen kam es in diesem Semester überhaupt nicht mehr, da ihn ein schwerer Typhus aufs Krankenlager warf und an den Rand des Grabes brachte. Im Januar 1877 fühlte er sich soweit erholt, daß er wenigstens die angezeigten Übungen über David Humes Untersuchung über den menschlichen Verstand noch abhalten konnte. Das angekündigte Kolleg über Logik und Erkenntnistheorie dagegen blieb ungelesen, und es sollte überhaupt nie wieder gelesen werden! Professor Harms schlug ihm vor, im kommenden Winter Vorlesungen über die bisher gar nicht auf dem Lehrplan vertretene Pädagogik anzuzeigen — mit dem Hinweise, daß sich die Fakultät dann wohl zu einem Vorschlage für ein Extraordinariat der Pädagogik bereit finden lasse.

So erhielt P. die Anregung, sich dem Gebiete zuzuwenden, auf dem er dann so Großes leistete, seltsamerweise ganz zufällig und von außen her. In

der Tat zögerte er zunächst, die geplante Geschichte der Erkenntnistheorie fallen zu lassen. Später aber äußerte er sich befriedigt darüber, daß er den Rat befolgt hatte: für eine große Leistung auf dem Gebiete der Erkenntnistheorie und Logik habe ihm sowieso eine wichtige Vorbedingung gefehlt: die Vertrautheit mit den exakten Wissenschaften und der Mathematik. Im August fand seine Hochzeit statt, und das folgende Jahr (1878) brachte die in Aussicht gestellte außerordentliche Professur am Ende des Sommersemesters, in dem er eine öffentliche Vorlesung über die Geschichte des Unterrichtswesens gehalten hatte. Daneben hing er seiner politischen alten Liebe nach, indem er Übungen über Hobbes »*De Cive*« veranstaltete. Aber seine Hauptkraft konzentrierte er nunmehr auf den ihm zugewiesenen Mittelpunkt seiner Lehrtätigkeit, die Pädagogik und das Unterrichtswesen, indem er sich vor allem durch gediegene historische Studien festen Boden unter den Füßen schuf. Aus ihnen ging nach einer Reihe von Jahren die »Geschichte des gelehrten Unterrichts« als köstlichste Frucht hervor. Auch das Bildungswesen betrachtete P. im Lichte der gesamten Kulturentwicklung, und es war für diese Auffassung sehr charakteristisch, daß er später die Tendenz der Zeit, die Pädagogik von dem Katheder der Philosophie unabhängig zu machen, bekämpfte. Vor allem aber zeigte er hier seine unübertroffene Fähigkeit, mit dem an der Vergangenheit geschulten Blick des Historikers in die Zukunft schauend diese zu deuten. Indem er die Beseitigung des vom klassischen Gymnasium hinsichtlich der Vorbereitung für die Universität ausgeübten Monopols voraussagte und befürwortete, wurde er ein Pionier der großen Reform, durch die in unseren Tagen das höhere Unterrichtswesen Preußens auf eine feste Grundlage gestellt worden ist.

Während der nächsten dreißig Jahre (1878—1908) hat er ohne Unterbrechung eine eifrige Hörschar um seinen Berliner Lehrstuhl versammelt. Zu den bereits genannten großen Vorlesungen über Pädagogik und Geschichte der neueren Philosophie kamen im Laufe der Jahre noch drei andere hinzu: seit 1881 las er über Ethik, seit 1885 über Psychologie und Anthropologie, seit 1895 über Rechtsphilosophie. Aus der Vorlesung über Ethik ging wiederum eines seiner Hauptwerke hervor, das »System der Ethik«, das in weiten Kreisen fast zu einer Hausbibel geworden ist. Seine Psychologie bot eine Ergänzung zu den Vorlesungen der experimentellen und physiologischen Psychologie dar, indem sie, ohne den empirischen Boden zu verlassen, neben der analytischen doch auch die synthetische Betrachtung zu ihrem Rechte kommen ließ. So bildete sie eine Einleitung in die Geisteswissenschaften, während die vom Standpunkte der Entwicklungstheorie aus vorgetragenen Grundzüge der Anthropologie einen Ausblick nach den Naturwissenschaften hin eröffneten. Zur Rechtsphilosophie war Paulsen als ein Ethiker, der nicht in den luftigen Höhen bloßer Theorie verweilte, sondern auch auf die Erde herniederstieg, um die verschlungenen Fäden tatsächlicher menschlicher und sozialer Verhältnisse zu entwirren, besonders berufen. In der Tat war es eine Vorlesung, die ebenso gern gehalten wie gehört wurde, obwohl auch hier — ähnlich wie hinsichtlich der Pädagogik — die erste Anregung von außen her kam und zunächst nicht ohne Widerstreben befolgt wurde: P. entsprach einem Wunsche Friedrich Althoffs, indem er über Rechtsphilosophie las. Er hatte schon die Feder angesetzt, um ein Werk auch über diesen Gegenstand einem größeren Kreise darzubieten, als seine Krankheit allen solchen Plänen ein Ende bereitete.

Das Jahr 1890 bezeichnet den Anfang seines direkten Einflusses auf die Gestaltung des öffentlichen Schulwesens in Preußen: er wurde zur Teilnahme an der berühmten Konferenz berufen, die Kaiser Wilhelm II. durch seine Gegenwart auszeichnete. Zwar wählte die Konferenz zunächst den Weg, den P. als ungangbar bezeichnet hatte; aber er hatte zehn Jahre später die Genugtuung, zu erleben, daß man den Irrtum einsah und die von ihm empfohlene Richtung einschlug, wie noch des näheren zu zeigen ist. Im Winter 1892 wurde er, nachdem er im Sommersemester zum ersten Male seine vielbesuchte öffentliche Vorlesung über die deutschen Universitäten und das Universitätsstudium gehalten hatte, von der Unterrichtsverwaltung beauftragt, die allgemeine Einleitung zu dem für die Weltausstellung in Chicago hergestellten Werke über »Die deutschen Universitäten« zu schreiben. In P.s eigenem unter dem gleichen Titel erschienenen Buche fanden später diese Betrachtungen ihre vollendete Form.

Seine literarische Produktion soll später kurz im Zusammenhang überschaut werden. Hier war nur darauf hinzuweisen, wie sich alle seine Hauptwerke aus seinen Vorlesungen herauskristallisiert haben: die ganze Lebensarbeit dieses Mannes war ein Werk aus einem Guß. Zunächst mag das Bild seines äußeren Daseins mit ein paar Strichen vollendet sein.

Erst im Jahre 1894 eröffnete sich P. ein Berliner Ordinariat. An Rufen nach auswärts hatte es nicht gefehlt. Aber er hatte sich nie entschließen können, seinen wachsenden Wirkungskreis in der Reichshauptstadt aufzugeben und ihren mannigfachen geistigen Anziehungskräften den Rücken zu kehren. Allerdings hatte er sich im Jahre 1882 überreden lassen, einen Ruf als ordentlicher Professor nach Breslau anzunehmen. Aber er machte die Annahme wieder rückgängig. Auch ein Ruf auf den durch Prantls Tod erledigten Münchener Lehrstuhl (1888) reizte ihn nicht. Im August 1893 machte Leipzig einen Versuch, ihn für die durch Masius' Tod erledigte Professur der Philosophie und Pädagogik zu gewinnen. »Es war der erste Ruf«, so sagt P. in seinen hinterlassenen Aufzeichnungen, »der mich in Versuchung führte: Kiel, Würzburg, Breslau, München, — überall hatte ich die Empfindung, daß die Übersiedelung eine Minderung des Wirkungskreises bedeutete. Dagegen Leipzig, eine große Zentraluniversität mit alter Arbeitstradition: das war etwas anderes.« Aber die Anziehungskraft Berlins erwies sich doch wieder als unüberwindlich. Im folgenden Jahre (1894) schied Eduard Zeller aus dem Lehrkörper der Universität aus, und nun trat P. zu gleicher Zeit mit dem Psychologen Carl Stumpf als Ordinarius in die Berliner Fakultät ein. In seiner Tätigkeit bewirkte diese Ernennung natürlich keinen andern Unterschied, als das Hinzutreten der Teilnahme an Fakultätssitzungen und Doktorprüfungen zu seinen Dozentenpflichten. Übrigens hatte er schon seit 1882 der Wissenschaftlichen Prüfungskommission angehört.

P. lebte und liebte das der stillen emsigen Arbeit gewidmete Dasein eines deutschen Gelehrten, — freilich eines modernen deutschen Gelehrten, der sich nicht als Stubenphilosoph von der Außenwelt abschließt, sondern mit Leib und Seele am Leben seines Volkes tätigen Anteil nimmt. Sein Eheglück war zunächst von kurzer Dauer, denn er verlor seine erste Frau schon nach sechs Jahren: sie starb 1883 ganz unerwartet nach kurzer schwerer Krankheit in Pyrmont, wo sie Heilung von Blutarmut gesucht hatte.

Seine tief niedergedrückte Stimmung wurde in den folgenden Jahren noch mehr getrübt durch die maßlosen Anfeindungen, die seine »Geschichte des gelehrten Unterrichts« besonders im Lager der klassischen Philologen hervorrief: er wurde wegen seiner verständigen Einschätzung der neusprachlichen und mathematisch-naturwissenschaftlichen Bildungsfächer geradezu als »Banause« und wegen seiner historischen Gerechtigkeit als »Jesuitenfreund« denunziert! Wieder war es sein treuer alter Freund, der ihm der Versuchung, sich in öffentliche Fehden einzulassen, zu widerstehen half — mit dem Erfolge, daß nach wenigen Jahren seine Gegner nicht nur beschämt schwiegen, sondern mehrere derselben ihm persönlich nahe traten. In jenen schweren Zeiten wurde neben der Neuordnung seines Haushaltes, die er seiner Schwägerin Laura Ferchel verdankte, seine Ansiedlung am Fichtenberg in Steglitz (1886) eine große Wohltat für ihn. Er schuf selbst mit am Plane seines Hauses und legte mit eigener Hand den Garten an, in dem er dann seine Kinder in der Freiheit sich entfalten sah. Gar oft besserte seine kundige Hand ihr Spielzeug aus; denn auch mit Hobelbank und Tischlergerät wußte er umzugehen.

Im Jahre 1892 verheiratete er sich in zweiter Ehe mit Laura Ferchel. Darauf bezieht sich die Widmung seiner Ethik: »Zwei Schwestern gewidmet, der toten in treuem Gedenken, der lebenden in dankbarer Verehrung!« Sie schuf ihm das trauliche Gelehrtenheim, in dem er bis an sein Lebensende gewohnt hat. Die in der vornehmen Behaglichkeit des gastlichen Hauses am Fichtenberg verlebten geselligen Abende sind jedem, der an diesem geistigen Austausch teilnehmen durfte, unvergeßlich, und Paulsen selbst sah in den im Kreise seiner Familie und näheren Freunde verlebten Stunden, in denen er ganz aus sich herausgehen durfte, sein schönstes Glück. Er redete von ihnen wohl als einem Vorschmack des seligen Lebens, in dem sich das Gebot verwirklichen ließe, dem, der den Rock nimmt, auch den Mantel zu geben. Freilich auch an Sorgen, ja an sehr schweren Sorgen, hat es ihm in seinem Familienleben nicht gefehlt. Aber er teilte die Ansicht aller tiefen Denker, daß einem Menschenleben ohne Leiden das Köstlichste fehlen müßte. Außer dem Kreise gleichaltriger und gleichgestimmter Freunde waren die Tore seines gastlichen Heims auch der studierenden Jugend weit geöffnet. Gar vielen ein väterlicher Freund und unersetzlicher Berater, hat er auch manche wertvolle und dauernde Freundschaft zwischen gleichgestimmten jungen Männern, die sonst aneinander vorübergegangen wären, ins Leben gerufen. Allen Dank dafür bescheiden an die Adresse seines ihm vorbildlichen Lehrers verweisend, schrieb er später: »Wenn in den langen Jahren, da seither Studenten bei uns als Gäste verkehren, ihnen in unserem Hause wohlgeworden ist, so mögen sie mit Dank an das lebenswürdige Haus in der Charlottenstraße denken, in dem Frau Ferdinande die Hausfrau und Trendelenburg den Wirt machte.« Die wohlhabende Einfachheit der Lebensführung P.s, welche auf kostspielige Repräsentationsgesellschaften verzichtete, sowie sein praktischer Sinn und sein ökonomisches Geschick als Haushalter ermöglichten ihm eine sehr weit reichende edle Freigebigkeit. Er hatte stets Auge und Hand offen für fremde Not nah und fern, und keinen Zuwachs seines eigenen Vermögens ließ er vorübergehen, ohne anderen zu helfen, ihr Leben zu erweitern und zu verschönern.

Geistige Erholung und körperliche Erfrischung suchte er auf kleinen und großen Wanderungen durch deutsche Gauen. Namentlich in jüngeren Jahren

griff er nicht nur während der großen Sommerpausen, sondern auch in den Oster- und Pfingstferien regelmäßig zum Wanderstab und lernte Deutschland vom Meer bis zu den Alpen und vom Rhein bis an den Pregel als rüstiger Fußgänger kennen.

Vertraut mit der Geschichte der einzelnen Landschaften und voller Verständnis für die Beziehungen zwischen Land und Leuten ebenso wie für die Eigenart der verschiedenen Stämme, sammelte er auch hier mit dem Auge des Kulturhistorikers fruchtbare Eindrücke. Seitdem er mit seiner ersten Frau die Hochzeitsreise nach Italien gemacht hatte, ist er bis in die letzten Jahre seines Lebens wohl kaum über die deutschen Grenzen hinausgekommen. Die beiden Pole, nach denen seine Reisen und Wanderungen in späteren Jahren meist hinstrebten, waren seine eigene Heimat an der Nordgrenze des Vaterlandes — im Jahre 1890 besuchte er die Hallig Oland, die einstige Heimstätte seiner seefahrenden Voreltern, zum ersten Male — und die Heimat seiner zwei Gattinnen im Süden Deutschlands: im Jahre 1901 baute er sich ein Haus in Starnberg als Standquartier für seine Ausflüge ins bayrische Bergland. Erst in seinen spätesten Jahren setzte er den Wanderstab wieder etwas weiter. Im Jahre 1904 besuchte er England. Hatte er von jeher große Sympathien für die Denker des ihm im engsten Sinne stammverwandten Volkes gehabt, so fand er sich nun aufs freudigste überrascht, als ihm Land und Leute Südens in vielfacher Hinsicht ein Spiegelbild seiner schleswig-holsteinischen Heimat, zugleich des angelsächsischen Stammlandes, darboten. Charakteristisch für die anspruchslose Bescheidenheit seines Wesens war die Dankbarkeit, die er fortwährend dafür aussprach, daß es ihm vergönnt war, so viel Interessantes zu sehen; erstaunlich war seine Rüstigkeit sowie die jugendliche Aufnahmefähigkeit, die er z. B. bei dem stundenlangen Genuß der Londoner Kunstsammlungen bekundete. Niemand ahnte, daß es das letzte Jahr seiner Gesundheit sein sollte: er war, wie er oft hervorhob, mit Ausnahme jenes schweren Typhusanfalls nie krank gewesen. Im Jahre 1905 reifte der Umstand, daß der skandinavische Norden infolge der befürchteten politischen Unruhen wenig besucht war, in ihm den Entschluß, das »alte germanische Urland« zu besuchen. Am Tage der Unabhängigkeitserklärung Norwegens hörte er die Klänge des Lutherliedes »Ein feste Burg ist unser Gott« vom Eidsvoldsplatz in Christiania zu seinen Fenstern emporsteigen. »Ein Volk, das seine Revolution so begeht«, schrieb er, »darf eine Zukunft hoffen«.

Aber es war sein Verhängnis, das ihn gen Norden geführt hatte. Er litt noch an den Nachwehen einer im Frühjahr überstandenen Influenza. Auf den Fahrten übers norwegische Hochplateau drang ein eisiger Wind, auf den die »sommerliche Ausrüstung keineswegs eingerichtet war, durch jeden kleinsten Spalt der Kleidung«, und — auf seine bisherige Rüstigkeit zu viel vertrauend — badete er auch noch mit übelstem Erfolge im kalten Wasser norwegischer Fjorde. Er hat sich nie wieder erholt und bis an sein Ende über das beständige Frostgefühl geklagt. Krank kehrte er nach Hause zurück; aber niemand ahnte, daß ein Darmleiden, von dem er nicht genesen konnte, Wurzel gefaßt hatte. Seine Krankengeschichte bildet ein Blatt in den Annalen heldenhaften Menschentums. Als im Jahre 1906 sein sechzigster Geburtstag gefeiert wurde, mischten sich schon die trübsten Befürchtungen in die ihm dargebrachten Glückwünsche. Aber noch über zwei Jahre hat er der Krankheit standgehalten;

allen Mahnungen, sich zu schonen, zum Trotz weigerte er sich, seine Tätigkeit zu unterbrechen. Er fühlte, daß es eine Krankheit war, der gegenüber es keinen Waffenstillstand gab und wollte auch wohl, von Gedanken und Plänen noch übervoll — wie treffend gesagt worden ist — »aus dem Brande retten, was noch zu retten war«. Mit wechselndem Erfolge suchte er in den Ferien zeitweilige Erholung in Süddeutschland, an der Riviera und in Italien. Dann und wann spiegelte ein vorübergehendes Aufflackern seiner einst so unverwüstlichen Kraft den Freunden trügerische Hoffnung vor; aber die schmerzliche Gewißheit wurde doch immer größer, daß es sich um eine unheilbare Krankheit handelte. Weniger als drei Jahre hatten aus dem jugendkräftigen Manne einen gebrechlichen Greis gemacht, für den die kurze Fahrt von Steglitz nach Berlin eine beschwerliche Reise war. Aber sein 62. Geburtstag (16. Juli 1908) fand ihn noch auf dem Lehrstuhl, den die Liebe der studierenden Jugend mit Blumen geschmückt hatte. Noch vor Schluß des Sommersemesters jedoch sah er sich genötigt, seine Vorlesungen abubrechen, um, wie er sagte, noch etwas Kraft für die Hochzeit seiner Tochter übrig zu haben, und nahm mit tief bewegenden Worten Abschied von seinen Studenten. Aber seine Feder ruhte auch jetzt noch nicht. Noch am 1. August, genau vierzehn Tage vor seinem Tode, schrieb er das Vorwort zu einer Friedrich Althoff als »dem Bahnbrecher der Schulreform« gewidmeten Sammlung von Aufsätzen über Fragen des Bildungswesens. Sein Verhältnis zu dem allgewaltigen Leiter der Angelegenheiten des höheren Unterrichts in Preußen hatte sich nach einigen Schwankungen zu einer auf gegenseitige Hochachtung gegründeten Freundschaft ausgestaltet, und Althoff hörte in späteren Jahren gern auf seinen Rat. Keiner der beiden Männer sollte die Veröffentlichung des Buches erleben.

Sonntag, den 9. August, empfing P. noch zahlreiche Besucher, die z. T. der Historikerkongreß nach Berlin geführt hatte, war aber sehr niedergeschlagen darüber, daß der Arzt seine Kräfte zur Reise nach Starnberg, von der er sich neue Erholung versprach, für nicht ausreichend erklärte. Am nächsten Tage schon zwang ihn die nicht länger zu überwindende Schwäche aufs Krankenzimmer, von dem er sich nicht mehr erheben sollte. Es folgte ein langsames, friedliches Entschlafen, bis er am Freitag, dem 14. August, abends 11 Uhr, den letzten Atemzug tat. So stirbt ein wahrer Philosoph, ein großer Mensch. Was er in den letzten Tagen noch sprach, waren meist Worte eines überströmenden Dankes für die aufopfernde Liebe seiner Frau. Es kann kein schöneres Zeugnis für einen Mann geben, als das der Gattin P.s: selbst in ihrem tiefsten Kummer habe sie oft eine freudig gehobene Stimmung überkommen, wenn sie das durch keinen noch so leisen Mißton getrübt Bild ihres Zusammenlebens in seiner Vollendung überschaute.

P. hinterließ zwei Söhne und zwei Töchter, sämtlich aus seiner ersten Ehe; die jüngere Tochter ist mit einem seiner Schüler, dem Breslauer Privatdozenten der Philosophie Dr. Willy Kabitz, verheiratet. Die Bestattung erfolgte auf dem alten Matthäikirchhofe in Berlin, wo so viele deutsche Denker ruhen; Julius Kaftan, der Berliner Theologe, der sein intimer Freund und in Steglitz sein Nachbar war, hielt ihm die Grabrede.

P.s liebste und wohl auch segensreichste Arbeit war die Lehrtätigkeit, die er der Jugend widmete. Im Umgang mit ihr schien sich seine eigene Persönlichkeit fortwährend zu verjüngen. Es liegt freilich ein Kern von Wahrheit

darin, wenn Ferdinand Tönnies, einer seiner nächsten Freunde und wärmsten Verehrer, andeutete, daß er in seinen letzten Jahren etwas an Verständnis verloren habe »für das Gesunde und Vernünftige, das zumeist auch in Ideen, die sich ziemlich absurd gebärden, verborgen liegt«. Aber von Haus aus war dieses Verständnis sehr stark in ihm entwickelt, und den Ausschlag gibt immer das Bild des in seiner Vollkraft stehenden P., der stets auf der Seite jugendlicher Begeisterung im Kampfe gegen Veraltetes und Verkehrtes stand. Allerdings war auch dies andere von Haus aus eine ebenso starke Seite seines Wesens: nicht nur die Unvernunft, sondern auch die Vernunft in dem Gewordenen zu sehen, — es war wohl der einzige Punkt, an dem er für Hegel Sympathien hatte. Und wenn er in seinen letzten Jahren, da ihm die grausige Krankheit die Lebenskraft aussog, und ihn zwang, alle Aufregungen zu vermeiden und allen Kämpfen auszuweichen, ganz instinktiv diese letztere Seite seines Wesens die Oberhand gewinnen ließ — wer möchte ihn tadeln?

Als er seinen Dank für die ihm zum 60. Geburtstage dargebrachten Huldigungen aussprach, bezeichnete er selbst die zwei Leitmotive, die ihm in seiner Lehrtätigkeit von Anfang an mehr oder minder bewußt vorgeschwebt hatten, mit folgenden Worten: »Das eine: die Philosophie aus der Isolierung, worin sie noch vor einem Menschenalter sich befand, herauszuführen und sie wieder in lebendige Beziehung zu der Bildung und den Aufgaben der Zeit zu setzen: Philosophie, so schien mir, ein unentbehrliches Element des Gesamtlebens, ohne das es Gesundheit und Harmonie nicht haben kann. Das andere: Scheu vor dem Partei- und Faktionswesen, Scheu vor dem Schulemachen und Cliquebilden; mit einem Wort des Erasmus von Rotterdam: *Semper solus esse volui nec quicquam pejus odi quam juratos et factiosos*. Philosophie soll den inneren Menschen frei machen, nicht binden, ihr Lehrer zum Selbstdenken anleiten, nicht zum Nachsprechen anhalten«. Der Anleitung zu selbständigem Denken waren in erster Linie die Übungen gewidmet, die P. im Anschluß an klassische Werke der modernen Philosophie abhielt. In der richtigen Einsicht, daß es viel wichtiger und bildender ist, beizeiten positive Kritik üben zu lernen als negative, wählte er vorwiegend Werke der vier Philosophen, die ihm selbst am meisten zu sagen gehabt hatten: Spinoza, Hume, Kant, Schopenhauer. Unter Verzicht auf alle im Sande verrinnende Einzelkritik wurden vor allem die großen Hauptgedanken klar herausgearbeitet und auf ihren Wert geprüft. Auch in seinen Vorlesungen war P. — ähnlich wie auf anderem Gebiete Hermann Grimm — ein Führer, der den Wanderer auf die hohen Gipfel geleitete, von denen aus sich der Zusammenhang der Haupttäler klar überblicken läßt, so daß man dann leicht selbst seinen Weg zu den Nebenströmungen des geistigen Lebens findet. Nicht auf Worte oder Lehrsätze kam es ihm an, sondern darauf, daß der Schüler gleichsam ein persönliches Verhältnis zu den Dingen selbst gewann, um die es sich handelte. In freiem — wohl vorbereitetem, aber nicht memoriertem — Vortrage entwickelte P. seine Gedanken in durchsichtiger Gliederung. Alle an das Gefühl sich wendende rhetorische Beredsamkeit verschmähend, erstrebte er vielmehr im Tone eines behaglichen Gespräches jene an den Verstand sich richtende Beredsamkeit, die am Schluß im Hörer die Empfindung zurückläßt, »daß er dies alles selber gedacht und sich selber gesagt habe«.

Zu oratorischen Glanzleistungen hätte P. wohl auch das Organ gefehlt. Aber so groß war die eindringliche Kraft seiner schlichten Rede, daß er doch auch immer wieder herangezogen wurde, wo es sich darum handelte, vor einem ganz großen Kreise das Wort zu ergreifen. So hielt er 1896 im Großen Rathssaale in Berlin die Festrede zur Hundertfünfzigjahrfeier des Geburtstages Pestalozzis. Im Krollschen Lokale hielt er 1898 die Gedächtnisrede zum 50. Jahrestag der Erhebung Schleswig-Holsteins gegen Dänemark. Im folgenden Jahre behandelte er auf dem evangelisch-sozialen Kongreß in Kiel die großen historischen Wandlungen im Bildungsideal vom Mittelalter bis auf die Gegenwart. Im Jahre 1900 hielt er in Dresden in der Gehe-Stiftung einen Vortrag über Parteien und Parteipolitik. Zu Pfingsten 1902 hielt er den Festvortrag in der Goethe-Gesellschaft über Goethes ethische Anschauungen. Auf dem ersten deutschen Oberlehrertag in Darmstadt (1904) sprach er über die Stellung der höheren Schule innerhalb des gesamten Lebens des deutschen Volkes.

Sein Einfluß auf die Neugestaltung des höheren Schulwesens in Preußen würde allein schon genügen, ihm in der deutschen Kulturgeschichte einen dauernden Platz zu verschaffen. Von jeher hatte er darauf hingearbeitet, dem s. Z. besonders von Johannes Schulze vertretenen, immer unmöglicher werdenden alten Ideale einer »Einheitsschule«, die durch »allseitige Bildung« zu allen akademischen Berufen in gleicher Weise vorbereiten sollte, den Todesstoß zu versetzen. Tatsächlich lief dies Ideal natürlich auf ein Monopol des klassischen Gymnasiums hinaus, während P. darauf hinwies, wie nötig es sei, den verschiedenen Bedürfnissen durch eine verschiedene Mischung und Betonung der alten und der neuen Sprachen oder der realen Wissenschaften zu dienen. Im Jahre 1889 hielt er im Realschulmännerverein seinen Vortrag über »das Realgymnasium und die humanistische Bildung«, — in der Absicht, »deutlich zu machen, daß auch die Bildung, die auf dem Realgymnasium erworben werde, durchaus überwiegend eine humanistische, d. h. auf das Studium der menschlich-geschichtlichen Welt gegründete sei und damit das alte dumme Vorurteil zu brechen, das sich an den Namen des Realismus hängt«. Vergebens suchte er dann die Dezember-Konferenz des folgenden Jahres (1890) zu überzeugen, daß sie auf das tote Gleis der alten Einheitsschule zurückkehre, indem sie die Rettung des Gymnasialmonopols durch Beschneidung des klassischen Unterrichts erkaufe, anstatt an die Rettung des humanistischen Gymnasiums selbst zu denken, die nur durch seine innere Entlastung, d. h. durch die Zulassung anderer, modernerer Bildungswege neben dem klassischen, zu ermöglichen sei. Sein Rat wurde mißachtet; aber die Mißerfolge des nächsten Jahrzehnts ließen auch die Freunde des klassischen Gymnasiums immer mehr einsehen, wie recht er gehabt hatte, und so kamen endlich die Beschlüsse der Juni-Konferenz von 1900 zustande, durch welche Gymnasium, Realgymnasium und Oberrealschule hinsichtlich der Zulassung zur Universität im wesentlichen gleichgestellt wurden. Es ist hinzuzufügen, daß P. in seinen letzten Lebensjahren noch den von der Unterrichtskommission deutscher Ärzte und Naturforscher erhobenen Ansprüchen ein wichtiges Zugeständnis machte. Von dieser Seite war auf den Mangel an naturwissenschaftlichen Kenntnissen als eine klaffende und für das geistige Leben des ganzen Volkes verhängnisvolle Lücke in der Ausbildung der Gymnasialabiturienten hingewiesen worden. P. ließ sich daraufhin bereit finden, die Preisgabe des lateinischen Extemporales auf

der Oberstufe zu befürworten, damit für biologischen Unterricht im Zusammenhang mit anthropologischer, psychologischer, hygienischer und ethischer Belehrung Zeit gewonnen werde. Das berührt sich auch mit seinen unausgesetzten Bemühungen, den propädeutischen Unterricht in der Philosophie wieder in seine vollen Rechte eintreten zu lassen, sowie mit seinen weiteren Reformideen hinsichtlich des Unterrichts auf der Oberstufe: er stand an der Spitze derer, welche auf eine freiere Gestaltung desselben hinarbeiteten, — d. h. vor allem auf teilweise Ersetzung der Pensendarbeit durch selbständigere Tätigkeit und auf die Anerkennung gegenseitiger Kompensation durch hervorragende Leistungen in den klassischen Sprachen auf der einen, in den mathematischen Wissenschaften auf der andern Seite. Überhaupt sah P. das Wesen echter Bildung nicht in oberflächlicher Vielseitigkeit, sondern in einer organischen Pflege und Entwicklung der Kräfte, auf welche die einzelne Persönlichkeit angelegt ist. So war er ein Feind alles toten Auswendiglernens und geistigen Drills, ein Feind auch aller Gesinnungsmache, sei es auf religiösem, patriotischem oder sonstwelchem Gebiete. All das hinderte ihn aber nicht, Front zu machen gegen die »Überbürdungs- und Verweichlichungs-Theoretiker«, die über einer fratzenhaften Verteidigung des angeblichen Rechtes des Kindes, sich auszuleben, die Wahrheit aus dem Auge verlieren, daß ohne Arbeiten-, Gehorchen- und Entsagen-Lernen keine wahre Erziehung denkbar ist.

Wie er den Lehrerstand gegen die übertriebenen Anklagen von solcher Seite verteidigte, so erwies er sich ihm auch sonst als tatkräftiger Freund und nahm hervorragenden Anteil an den Bestrebungen, die Oberlehrer im Einklang mit der Würde ihres Standes den übrigen Beamtenkategorien pekuniär gleichzustellen. Zugleich aber schärfte er unausgesetzt ihr Standesbewußtsein gegenüber allen anderen Beamten; indem er darauf hinwies, daß der Oberlehrerstand zugleich ein echter Gelehrtenstand sei und sein müsse: denn nur wer selbst am Fortschritt einer Wissenschaft lebendigen Anteil nimmt, kann sie erfolgreich lehren. Darum forderte er auch, daß den Oberlehrern Zeit und Mittel zu erneutem Universitätsbesuch sowie zu Auslandsreisen zur Verfügung gestellt würden. Die von Johannes Speck angeregte Paulsen-Stiftung zur Förderung dieser Ziele wäre in der Tat ein P. in seinem eigenen Geiste errichtetes Denkmal. Ebenso lag ihm das Wohl der Volksschule und des seminaristisch gebildeten Lehrerstandes, dem er selbst so viel verdankte, am Herzen. Hier sei nur seine viel angefochtene Stellungnahme gegen den doktrinären Liberalismus in Sachen der Simultanschule erwähnt: er weigerte sich in dieser »doppelt-konfessionellen« Anstalt einen notwendigen Schritt auf dem Wege zur Erreichung des seiner Ansicht nach höchsten Zieles zu sehen: einer wahrhaft »interkonfessionellen« Schule, in welcher der dogmatische Religionsunterricht durch einen rein historischen Lehrbetrieb ersetzt ist. Wie wenig er im Sinne hatte, die Vorherrschaft der Kirche auf diesem Gebiete zu fördern, geht auch daraus hervor, daß er stets dafür eintrat, daß die Schulaufsicht mehr und mehr aus der Hand der Geistlichen genommen und in die pädagogischer Fachmänner gelegt werde.

Es ist ja selbstverständlich, daß ein Mann wie P. sich keiner politischen Partei bedingungslos unterwerfen konnte. Er hat in einigen seiner interessantesten politischen Aufsätze das grellste Licht auf das innere Wesen des Parteikampfes geworfen. Nicht daß er dessen Notwendigkeit verkannt hätte: »Nur in einem

universellen Absolutismus könnte der Parteikampf zur Ruhe kommen«. Aber er erhoffte von der Zukunft seine Humanisierung, d. h. seine Umgestaltung in einen Kampf mit ehrlichen Waffen um ideale Interessen. In die Zukunft war sein Blick auch gewandt, wenn er vom Sinken des Parlamentarismus und von der wachsenden Macht der Krone gegenüber der Volksvertretung redete. Er riet vor allem den links stehenden Parteien, auf eine Ausgleichung der Gegensätze zwischen Liberalismus und Sozialdemokratie hinzuwirken und das Parlament leistungsfähig zu erhalten für spätere Tage, in denen vielleicht „von der Volksvertretung wieder Größeres verlangt und erwartet wird, als gegenwärtig“. Inzwischen legte er der deutschen konstitutionellen Monarchie ans Herz, ihre beispiellose Machtfülle nicht den Interessen irgendeiner einzelnen Partei untertan zu machen und vor allem einzusehen, daß ihr selbst ernste Gefahren nur von der klerikal-konservativen Mehrheit, nicht aber von den Minoritätsparteien drohen könnten. Daß er von diesem Standpunkt aus ein Gegner der Junkerpolitik Bismarcks sein mußte, liegt auf der Hand.

Seiner Stellung über den Parteien verdankte P. das einzigartige Vertrauen, mit dem das deutsche Volk auf seinen Rat in allen öffentlichen Angelegenheiten hörte. Die falsche Scham, die der deutsche Stubengelehrte alten Schlages empfunden hätte, wäre ihm zugemutet worden, sich als »Journalist« zu betätigen, war P. gänzlich unbekannt. Fühlte er, daß er seinem Volke etwas zu sagen hatte, so tat er es ohne Zagen, — nicht nur in Zeitschriften wie der Deutschen Rundschau, den Preußischen Jahrbüchern oder der Internationalen Wöchenschrift, sondern auch in Berliner Tageblättern, wie der Vossischen Zeitung, dem Tag, der Nationalzeitung, der Täglichen Rundschau oder in der Wiener Neuen Freien Presse, den Münchener Neuesten Nachrichten und anderen. Namentlich in den Jahren seiner Krankheit, als ihm größere wissenschaftliche Arbeiten unmöglich geworden waren, hatte sich das deutsche Volk so daran gewöhnt, in brennenden Fragen auf seine Stimme zu horchen, daß ihr Ausbleiben doppelt empfindlich war. Auch außerhalb der deutschen Grenzen hörte man gern auf sein Wort.

Auf dem Gebiete der auswärtigen Politik sah er in Bismarck einen Befreier. Weit entfernt davon, ein zynischer Vergötterer einer brutalen »Realpolitik« zu sein, sah er gleichwohl in dem der zweiten Hälfte des deutschen 19. Jahrhunderts eigenen Glauben an Macht eine heilsame Reaktion auf den früheren ohnmächtigen Glauben an Ideen; von der Zukunft aber erhoffte er die ausgleichende Devise: Macht im Dienste von Ideen! Auch die Idee des ewigen Friedens verteidigte er, freilich nur als ein in der Zukunft liegendes Ideal; darum trat er auch für die deutsche Regierung gegen alle Verdächtigungen ein, wenn sie — in der richtigen Erkenntnis, daß es nirgends verhängnisvoller ist, als in der Politik, den zweiten Schritt vor dem ersten zu tun — nach dem Grundsatz handelte: Si vis pacem, para bellum! Den Ursprung der Gewitterwolken an dem im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts oft so sturmeschwangeren europäischen Himmel suchte er nicht jenseits des Kanals, sondern jenseits der Vogesen: die rückhaltlose Anerkennung des Frankfurter Friedens durch Frankreich bezeichnete er als den sichersten Weg zur Beseitigung der Kriegsgefahr. Die gegenseitige Verhetzung des englischen und des deutschen Volkes bekämpfte er als ein frevelhaft leichtsinniges Spiel mit dem Feuer. Nach seiner Rückkehr aus England (1904) trat er in deutschen und englischen

Zeitschriften gegen dieses Treiben auf, und im Dezember des folgenden Jahres ließ er sich durch seine schwere Erkrankung nicht abhalten, in der großen Versammlung in der Berliner Börse gewichtige Worte über die deutsch-englischen Beziehungen zu reden. Für die bei englischen Politikern so beliebte tugendliche Selbstbespiegelung zwar hatte er nur ein Achselzucken, aber er traute dem reifen politischen Urteil des englischen Volkes die Einsicht zu, daß ein Krieg zwischen den beiden stammverwandten Völkern auch dem Sieger verhängnisvoll sein müßte.

Von einer Darstellung der Weltanschauung P.s kann in dem hier gegebenen Rahmen natürlich nicht die Rede sein: es kann sich nur darum handeln, den Kundigen kurz über die Richtung seiner philosophischen Grundanschauungen zu orientieren. P. bezeichnete sich selbst als einen Kantianer, »wenn auch nicht einen Kantianer von der orthodoxen Observanz«. Kants »Lehre von der schöpferischen Kraft des Geistes, der durch seine synthetischen Funktionen die Natur als Inbegriff gesetzmäßig verknüpfter Erscheinungen erst hervorbringt«, war ihm »eine unvergängliche Wahrheit«. Aber den »starren aprioristischen Rationalismus, der den Verstand als absoluten Schöpfer ewiger Wahrheiten, die Begriffe als ein System ewiger Wesenheiten ansah«, lehnte er ab. Vielmehr war ihm »der Verstand eine bewegliche Funktion und die Begriffe ein immer zu erneuerndes und zu vervollkommnendes Netz, das jede Generation neu flicht, um die ewig nachwachsenden und ewig sich umbildenden Tatsachen damit einzufangen und ihrer Herrschaft zu unterwerfen«. Ähnlich bog er auch Kants Lehre vom »Primat der praktischen Vernunft« nach der Seite des Empirizismus um; wenn uns bei der Bildung unserer letzten und höchsten Überzeugungen der »die Erscheinungen buchstabierende Verstand« im Stiche läßt, so muß der »durch sittliche Grundsätze sich selbst bestimmende Wille« die letzte Instanz bilden, insofern seine Postulate bei der im metaphysischen Glauben angestrebten Ergänzung des von den Einzelwissenschaften gelieferten fragmentarischen Weltbildes in Zweifelsfällen den Ausschlag geben. Die damit angedeutete Erkenntnistheorie stellte eine gegenseitige Befruchtung zwischen dem durch die Namen Locke, Hume, Mill bezeichneten englischen Empirizismus und dem Kantischen Kritizismus dar. Sie hatte den Odem der Zukunft in sich, denn sie enthält bereits alles Wesentliche und wirklich Wertvolle, das der moderne Pragmatismus verkündet, der gerade in dem Augenblicke, als P. aus dem Leben schied, so viel von sich reden machte, — freilich in nüchternerer Sprache und klarerer historischer Selbsterkenntnis.

Beneke und Ueberweg ebneten P. den Weg zu seiner Metaphysik durch die erkenntnistheoretische Einsicht, daß von einer »Phänomenalität« der »Erscheinungen« nur hinsichtlich der durch die sinnliche Wahrnehmung vermittelten Körperwelt die Rede sein kann, während die psychischen Vorgänge im Bewußtsein unmittelbar gegeben werden — so wie sie »an sich« sind. Von hier ausgehend, folgte P. dann Schopenhauer bei seiner panpsychistischen Ausdehnung der gesamten Wirklichkeit nach der Analogie des einzigen Ausschnittes derselben, der mir nicht nur in der sinnlichen Anschauung als Körper, sondern zugleich im Selbstbewußtsein als psychisches Wesen gegeben ist, — d. h. des eigenen Selbst. Den an Kants Lehre vom »Primat der praktischen Vernunft« anknüpfenden Voluntarismus Schopenhauers machte er sich insoweit zu eigen, als er den entwicklungsgeschichtlichen und praktischen Vorrang

des Willens über den Intellekt anerkannte. Aber im Gegensatz zu Schopenhauer sah er ein, daß im Bewußtsein nicht nur die emotionellen, sondern auch die intellektuellen Vorgänge unmittelbar gegeben sind, und damit war dem auf die Lehre vom »blinden« Willen gestützten Pessimismus bereits der Boden entzogen. Ist nun, wie vorhin angedeutet wurde, der Komplex physischer oder physiologischer Vorgänge, den ich meinen Körper nenne, identisch mit dem Komplex psychischer Vorgänge, den ich meine Seele nenne, — mit anderen Worten: sind beide ein und dasselbe, nur auf verschiedene Weise wahrgenommen, so kann natürlich keine Kausalität zwischen physischen und psychischen Vorgängen statthaben. Schopenhauer hatte dieses Prinzip keineswegs rein durchgeführt; P. brachte es, indem er sich auf den Boden des durch Fechner erneuerten Spinozismus stellte, konsequent zur Geltung. Der Name des psychophysischen Parallelismus ist keine glückliche Bezeichnung seines Standpunktes: handelt es sich doch gar nicht um zwei parallele Reihen getrennter und gleich wirklicher Vorgänge! Durch den Panpsychismus hindurch gelangte P. zum Pantheismus: das göttliche Allbewußtsein verhält sich zum menschlichen Einzelbewußtsein wie die gesamte Körperwelt des Universums zum menschlichen Körper. Aus der Ablehnung jeder Wechselwirkung zwischen physischen und psychischen Vorgängen folgt ohne weiteres, daß eine teleologische Betrachtung nur bei der Beschränkung auf psychisches Geschehen — sei es im einzelnen Individuum oder im Allbewußtsein — zulässig ist. Dagegen ist für die Körperwelt als solche, einschließlich der Organismen und ihrer Entwicklung, keine andere als die kausale Erklärung möglich. In diesem Prinzip stimmte P. durchaus mit dem Darwinismus überein. Daran wird auch nichts geändert durch seinen s. Z. viel Staub aufwirbelnden Angriff auf Haeckel (1900), den man ganz irrtümlicherweise als einen Angriff auf den »Monismus« überhaupt hinstellen wollte. P. hat seine eigene Metaphysik mit Recht als »idealistischen Monismus« bezeichnet, und gegen die in Haeckels »Welträtseln« niedergelegte, durch und durch inkonsequente Pseudophilosophie machte er nur deshalb Front, weil sie einen verkappten Materialismus plumpester Art darstellte. Dagegen hat er Haeckel als Vorkämpfer des Darwinismus stets geschätzt, und in wie völligem Einklang er sich gerade mit den zukunftsfreudigsten Vertretern der modernen Naturwissenschaft fühlte, geht daraus hervor, daß er — in fast wörtlicher Übereinstimmung mit einem Physiologen wie Max Verworn — die Zurückführung der Lebensvorgänge auf die Grundgesetze der Physik und Chemie forderte.

Dem Pessimismus stellte er einen Optimismus der Arbeit und Arbeitsfreudigkeit entgegen, — im Sinne Spinozas oder auch Carlyles und Emersons: *Bene agere et laetari!* Den Formalismus Kants mit seinen apriorischen Sittengesetzen ebenso ablehnend, wie den englischen Utilitarismus, der in der rein quantitativ zu bestimmenden Lust das absolut Wertvolle suchte, sah der an Aristoteles anknüpfende ethische »Energismus« P.s das »höchste Gute« in der vollen Betätigung »aller menschlich-geistigen Kräfte und Tüchtigkeiten«. In seinem eigenen Leben ist es verwirklicht worden!

Noch ein kurzes Wort über P.s Verhältnis zum Christentum. Er schilderte Kant als den »Philosophen des Protestantismus«, indem er sich auch hier wieder von Kants Ansichten aneignete, was sich mit seinen empirizistischen Grundüberzeugungen vereinbaren ließ. So strebte er eine Versöhnung zwischen

Glauben und Wissen an, indem er den religiösen Glauben auf das sittliche Bewußtsein gründete und ihn — in wesentlicher Übereinstimmung mit Adolf Harnack — von jeder Verkettung mit einer bestimmten theoretischen Weltanschauung und darum auch von allem Dogmenzwang befreite: Religion eine Sache des Herzens, nicht des Kopfes. Dabei war er sich bewußt, daß es in diesem Sinne ebenso viele protestantische Katholiken gibt wie katholische Protestanten. So hieß er auch den katholischen »Modernismus« willkommen und sah in der gegen ihn in Aktion tretenden päpstlichen »Unfehlbarkeit« das Widersittliche in seiner vollendetsten Gestalt, — die »Sünde wider den heiligen Geist«. Gegenüber der auf eine Knechtung der Vernunft und des Gewissens ausgehenden Kirchenpolitik eines Pius X. forderte er die Regierung auf, die Lehrfreiheit der deutschen Universität zu verteidigen. Mit einer entschiedenen Ablehnung des Wunderglaubens in allen seinen Formen verband er eine lautere Herzensfrömmigkeit; noch aus seinem Grabe heraus redete er in diesem Geiste zu uns in einer hinterlassenen und seinem Wunsche gemäß in der Weihnachtsnummer der »Christlichen Welt« veröffentlichten Abhandlung »Was dünket Euch um Christo, weiß Sohn ist er?« Der Flügel des liberalen Protestantismus, als dessen Organ das eben genannte Blatt bezeichnet werden kann, hat in P. einen tapferen Vorstreiter verloren.

Es gibt kaum ein Gebiet des öffentlichen Lebens, auf dem sein Tod nicht eine Lücke gerissen hätte, und wem es vergönnt war, in ein persönliches Verhältnis zu ihm zu treten, der empfand das als eine große, vielleicht als die größte Bereicherung des eigenen Daseins.

Schriften. Die »Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten« (1885), die erste größere Veröffentlichung P.s nach seiner Habilitation, wird auf geraume Zeit hinaus das klassische Werk über diesen Gegenstand bleiben. In der zweiten Auflage (1896) wuchs es zu zwei stattlichen Bänden an; eine dritte ist in Vorbereitung. Es fand später eine Ergänzung in der viel gedrängteren, aber darum nicht weniger lebensvollen Darstellung des »Deutschen Bildungswesens in seiner geschichtlichen Entwicklung« (in Teubners Sammlung »Aus Natur und Geisteswelt« 1906, 2. Auflage 1909), insofern darin auch die Volksschule behandelt wurde. Das dritte große Werk P.s auf dem Gebiete des Bildungswesens ist sein Buch über »Die deutschen Universitäten und das Universitätsstudium« (1902), das gegenwärtig vergriffen ist und hoffentlich bald in neuer Auflage erscheint: kein Buch könnte besser geeignet sein, dem angehenden Studenten die Orientierung in seiner neuen Lebensumgebung zu erleichtern oder dem Außenstehenden eine eingehende Kenntnis der akademischen Verhältnisse zu vermitteln. Aus seiner späteren zahllosen kleineren Abhandlungen auf dem Gebiete der Pädagogik hat P. noch kurz vor seinem Tode zwei Sammlungen zusammengestellt: »Moderne Erziehung und geschlechtliche Sittlichkeit« (1908) und »Richtlinien der jüngsten Bewegung im höheren Schulwesen Deutschlands« (1909). Die erste widmete er mit feiner Ironie dem »Jahrhundert des Kindes« (s. o.); in der zweiten — es ist die Friedrich Althoff gewidmete — deutete er den Weg an, der ihm für die Weiterentwicklung seit der letzten Schulreform von 1901 wünschenswert schien. Hingewiesen mag noch sein auf seine gehaltvollen Beiträge zu Reins »Enzyklopädischem Handbuch der Pädagogik«

(2. Auflage 1902) sowie zu dem großen von Paul Hinneberg herausgegebenen Werke »Die Kultur der Gegenwart« (1905 ff.).

Seine philosophische Weltanschauung hat P. niedergelegt in der »Einleitung in die Philosophie« (1892, 20. und 21. Auflage 1909) und in seinem »System der Ethik mit einem Umriß der Staats- und Gesellschaftslehre« (1889, 7. und 8. Auflage 1906, in 2 Bänden). Beide Werke sind darauf berechnet, das Interesse weiter Kreise für die behandelten Probleme zu gewinnen. Die Auflagenzahl der »Einleitung« spricht am deutlichsten für ihre dauernde Lebens- und Wirkensfähigkeit. Die »Ethik« bietet in ihrem ersten Bande eine großzügige Darstellung der ethischen Grundprobleme und ihrer geschichtlichen Entwicklung, während der zweite den einzelnen Problemen des Eigen- wie des Gemeinschaftslebens nachgeht und kaum eine brennende Frage unserer Zeit unerörtert läßt. Von einer produktiven Beschäftigung mit Kant wurde P. nach seiner epochemachenden Habilitationsschrift, der »Entwicklungsgeschichte der Kantschen Erkenntnistheorie« (1875), lange Jahre hindurch abgelenkt. Nur im Jubeljahr der »Kritik der reinen Vernunft« (1881) veröffentlichte er eine fesselnde Studie unter dem Titel »Was uns Kant sein kann« in Avenarius' »Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie«. Zu dieser Zeitschrift lieferte er auch sonstige Beiträge; aber später trennten sich seine Wege von denen ihres Herausgebers, da er sich mit dessen »Empirio-kritizismus« nicht befreunden konnte. Beide Schriften waren schwer zugänglich: die zweite, weil sie in einer Zeitschrift erschienen; die erste, weil der Verleger R. Reisland, dem der Absatz nicht schnell genug ging, die Lagerbestände einstampfen ließ, ohne den Verfasser, dem die Hälfte des Reingewinns zustand, auch nur zu fragen! Unter diesen Umständen wurde es doppelt freudig begrüßt, daß P. es übernahm, für Frommanns »Klassiker der Philosophie« den Band über »Immanuel Kant, sein Leben und seine Lehre« zu schreiben. Er erschien 1898, in 4. und 5. Auflage 1904. Man kann sagen, daß P. hier den lebendigen Kant aus dem erstickenen Dünenhügel, den die »Kantphilologie« über ihn ausgeschüttet hatte, herausgrub, indem er den Leser anleitete, persönlich zu den von ihm behandelten großen Problemen Stellung zu nehmen. Zugleich führte er die landläufige Ansicht, als sei Kant der endgültige Vernichter aller Metaphysik, auf ihr rechtes Maß zurück, — eine Haltung, die er in einem 1900 in den »Kantstudien« veröffentlichten Aufsatz »Kants Verhältnis zur Metaphysik« ausführlich verteidigte. An derselben Stelle war im vorhergehenden Jahre (1899) die Abhandlung »Kant, der Philosoph des Protestantismus« erschienen. Diese letztere gab zusammen mit der zuerst in den »Preußischen Jahrbüchern« (1900) veröffentlichten polemischen Betrachtung »Ernst Haeckel als Philosoph« einer Sammlung von Aufsätzen das Gepräge, die P. noch in demselben Jahre (1900) als »*Philosophia militans*: Gegen Klerikalismus und Naturalismus« (3. und 4. Auflage 1908) erscheinen ließ. In ebendiesem Jahre kam noch eine andere Sammlung von drei vorher einzeln erschienenen Abhandlungen »Zur Naturgeschichte des Pessimismus« unter dem Titel »Schopenhauer, Hamlet, Me-phistopheles« (3. Auflage im Erscheinen) heraus; als Anhang war eine feinsinnige Betrachtung über »Das Ironische in Jesu Stellung und Rede« beigegeben. Schließlich ist noch eine ähnliche Sammlung zu nennen: die in der »Deutschen Bücherei« veröffentlichten »Gesammelten Vorträge und Aufsätze zur Ethik und Politik« (1905, 2. Auflage 1906).

Auch dem Auslande sind P.s Bücher durch zahlreiche Übersetzungen zugänglich gemacht worden: nicht nur in englischer und französischer, sondern auch u. a. in russischer und japanischer Sprache. In Amerika hat sich besonders Frank Thilly um die Verbreitung seiner Gedanken verdient gemacht; auch Kuno Francke, der geistvolle Förderer des Deutschtums in den Vereinigten Staaten, hat früh des P.s Geistes einen Hauch verspürt.

Aus dem literarischen Nachlasse ist noch eine Veröffentlichung der Vorlesungen über Pädagogik, vielleicht auch über Rechtsphilosophie, zu erwarten. Zunächst aber ist eine weitere Sammlung bereits einzeln gedruckter Abhandlungen ins Auge gefaßt, der auch ein annähernd vollständiges Verzeichnis sämtlicher Veröffentlichungen P.s — es handelt sich um über ein vierteltausend Nummern — beigegeben werden soll.

Quellen zur Biographie. Die ungewöhnlich interessante Frühzeit seines Lebens hat uns Paulsen selbst in seinen »Jugenderinnerungen« (»Aus meinem Leben«, 1909, 6. u. 7. A. 1910) in farbenfroher Darstellung, die auch hohen kulturgeschichtlichen Wert besitzt, geschildert. Im Hinblick darauf, daß dieses prächtige Buch allen zugänglich ist, habe ich an gegenwärtiger Stelle der Werdezeit einen kleineren Raum gegönnt, als sie sonst verdient hätte. Aufzeichnungen aus dem späteren Leben in der Form von Jahresheften sind vorhanden, doch stehen vorläufig ihrer Veröffentlichung erhebliche Schwierigkeiten entgegen. Einige Notizen daraus verdanke ich der Freundlichkeit seiner Witwe. Auch Professor Friedrich Reuter, sein hier oft genannter ältester Freund, hat mich durch mannigfache wertvolle und interessante Mitteilungen unterstützt.

Bildnisse. Unter den erreichbaren Bildnissen kommen an erster Stelle drei Photographuren in Betracht. Die früheste erschien im letzten Jahre der vollen Gesundheit Paulsens (1904) im »*Corpus Imaginum*« der »Photographischen Gesellschaft« in Berlin. Hier sind die geistigen Züge durch die Haltung des Antlitzes nicht ungeschickt hervorgehoben; aber wer Paulsen persönlich nahe stand, empfindet das leicht als stilisiert. Intimere Lebenswahrheit ist zwei aus der Meisterwerkstatt von R. Dührkoop hervorgegangenen Bildnissen eigen. Sie datieren aus dem Jahre 1907 und wurden während einer jener trügerischen Zwischenzeiten gesundheitlichen Wohlbefindens angefertigt. Eines derselben ist neben der Aufnahme der Photographischen Gesellschaft in verkleinerter Reproduktion den »Jugenderinnerungen« beigegeben, ebenso auch ein photographisches Porträt aus der Privatdozentenzeit sowie ein in all seiner künstlerischen Anspruchslosigkeit entzückendes kleines Bild, das uns den Langenhorn's Bauernknaben zwischen seinen Eltern zeigt. Auch eine Photographie von Leyde aus dem Jahre 1885 verdient Erwähnung. Als sich Paulsen im Frühling 1908 zur Erholung in Italien aufhielt, modellierte Ferdinand Seeboeck, ein Schüler Hildebrands, seine Büste. Das vortrefflich gelungene Marmorbildnis zeigt von schwerem Leiden abgehärmte Züge. Eine Replik, die der Künstler später mit Hilfe der Dührkoop'schen Porträts in verjugendlichter Gestalt herstellte, wurde für die Schulausstellung nach Brüssel geschickt. Das auf dem Fichtenberg in Steglitz im Sommer 1910 zu enthüllende Denkmal, eine Marmorbüste auf hohem Sockel, wird von Schmidt-Kestner ausgeführt.

Theodor Lorenz.

Fiedler, Josef, Ritter v., Historiker, * 17. Mai 1819 in Wittingau, † Wien 30. Juni 1908. — Absolvierte das Gymnasium in seiner Vaterstadt, Jura an der Universität Wien; kurze Tätigkeit in einer Advokaturkanzlei befriedigte den zu historischen Studien Neigenden so wenig, daß er 1844 willig die Gelegenheit zum Eintritt in das kaiserliche Haus-, Hof- und Staatsarchiv benutzte; langsam stieg er im Rang auf; »obwohl immer getragen von der Anerkennung und dem Vertrauen seiner Vorgesetzten«, die ihm schon 1876 fast nur den dienstältesten Beamten zugewiesene Arbeiten anvertrauten; daneben trieb F. ausgebreitete

slavische Sprachstudien. Die osteuropäische Gruppe der Archivbestände wurde ihm übertragen; später auch die Leitung der großen Abteilung der Akten, Urkunden und Privatkorrespondenzen des Kaiserhauses. 1880 wurde F. auf Arneths Vorschlag Vize-Direktor des Archivs; 1888 trat er nach 44 jähriger Dienstzeit in den Ruhestand. Seine Publikationen verzeichnet G u s t a v W i n t e r in seinem Nekrolog (Almanach der Wiener Akademie 1909 S. 349/50) »Das Hauptwerk seines Lebens aber ruht unvollendet in seinem Nachlaß.« »Zunächst galt diese Arbeit dem 30 jährigen Kriege mit vorwiegender Berücksichtigung der ungarischen Bewegungen dieser Zeit (Bethlen, Rakoczy); als ihm da rascher entschlossene Forscher zuvorkamen, zog er sich auf die Zeit des Bruderzwistes im Herrscherhause und des Rakoczy zurück. Dort wie hier ist kaum ein größeres Archiv der Monarchie von seiner Forschung unberührt geblieben und auch deutsche und holländische Archive hat er, so gut es von Wien aus möglich war, mit reichem Ertrag nutzbar gemacht, auf eigne nicht unbeachtliche Kosten. Oft war ihm in den letzten Jahren, wo Hand und Auge den Dienst versagten, die Sorge nahegetreten, was nach seinem Tode aus dem Werk werden sollte.« »In einer nicht immer glatten Schale barg F. einen echten, edlen Kern.« »Er, der Sohn eines reichbegabten Slavenstammes, hat eine starke Anhänglichkeit an sein Muttervolk nie verleugnet; aber er hat es noch vermocht, sie mit gleich starker Liebe zum österreichischen Gesamt Vaterland zu vereinigen.« F.s letztwilliger Verfügung gemäß sind seine Sammlungen der Wiener Akademie zugefallen, deren Verwaltung wie Verwertung Winter »von leichter fertigen, hoffentlich nicht leichtfertigen Händen« erhofft.

Kirchhoff, Johann Wilhelm A d o l f, Professor der klassischen Philologie an der Universität Berlin, * 6. Januar 1826, † 27. Februar 1908. — Der Großvater war durch preußische Werber aus seinem kurpfälzischen Dorfe nach Berlin gebracht worden und hat den Siebenjährigen Krieg mitgemacht; von ihm hat der Enkel die hohe stattliche Figur geerbt. Der Vater Johann Jakob Kirchhoff lebte zu Berlin als Porträt- und Historienmaler; seinen ältesten Sohn, Adolf, der sich dem Schulfach widmen wollte, schickte er auf das Friedrich Wilhelms-Gymnasium, damals noch an der Ecke der Friedrich- und Kochstraße. 1842 also erst 16jährig, konnte derselbe bereits mit dem Zeugnis der Reife zur Universität entlassen werden. Seine Studienzeit hat Kirchhoff ganz in Berlin verbracht, K. Lachmann und A. Boeckh sind seine Lehrmeister geworden. Am 11. Febr. 1846 war seine Doktorpromotion, im Juli des gleichen Jahres legte er das Staatsexamen ab, um dann zu Michaelis 1846 als Adjunkt am Joachimsthalschen Gymnasium zu Berlin ins Lehramt einzutreten. Die Verhältnisse des Elternhauses hatten dem jungen Manne die Pflicht auferlegt, bald zu Amt und Brot zu kommen; der Vater siedelte 1848 nach Leipzig über, wo er bei der Weberschen Verlagsbuchhandlung die Leitung des künstlerischen Teiles der »Illustrierten Zeitung« übernehmen sollte, starb aber noch im gleichen Jahre, die Witwe und die beiden jüngsten Söhne in sehr dürftigen Umständen zurücklassend. K. hat sich hier als treuer Sohn bewiesen, die beiden Brüder haben sich dem buchhändlerischem Beruf zugewandt; der ältere, Alfred, ist der wissenschaftlich hochangesehene Inhaber des Leipziger Antiquariats Kirchhoff & Wiegand geworden.

Für das humanistische Gymnasium in Preußen, wie es sich unter der Leitung Joh. Schultzes ausgestaltet hatte, darf die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts wohl als die Blütezeit betrachtet werden. Das Joachimsthalsche Gymnasium, damals noch neben der heutigen Börse zwischen Bergstraße und Heilige Geiststraße gelegen, hatte in A. Meincke und G. Kießling zwei hervorragend tüchtige Direktoren aufzuweisen, die gleich angesehen als Pädagogen, wie als Gelehrte, auch den Lehrkörper ihrer Anstalt nach beiden Richtungen zu beeinflussen verstanden. Das seit alters mit der Schule verbundene Alumnat, in dem die jungen Lehrer als Adjunkten die Aufsicht zu führen haben, stellt an diese hohe Ansprüche; wer, wie es der junge K. sich zur Regel gemacht, stets gut vorbereitet zu den Unterrichtsstunden kommen will, muß sehr haushälterisch mit seiner Zeit umgehen, wenn er dabei auch noch wissenschaftlicher Arbeit obliegen will. O. Schroeder, der selbst als Lehrer seit langen Jahren dem Joachimsthalschen Gymnasium angehört und K. in dessen späteren Lebensjahren sehr nahe gestanden hat, ist der Tradition nachgegangen, die sich von K.s Lehrertätigkeit erhalten hat, um sie in seinem Nekrolog zu verwenden. Durch Ruhe und Sicherheit des Auftretens hat sich der junge Lehrer die Achtung seiner Schüler zu erwerben verstanden, das bei ihm in besonderem Maße ausgebildete Gerechtigkeitsgefühl, für das die heranwachsende Jugend sehr bald Verständnis gewinnt, ist ihm dabei zu Hilfe gekommen. Auf gar manchen Zögling, bei dem L. Wieses pädagogische Kunst nichts auszurichten vermochte, hat er noch Einfluß gewonnen. Unter seinen Kollegen ist er dem schon 1851 verstorbenen Karl Francke besonders nahe getreten, auch mit Aug. Nauck scheint er in regem Verkehr gestanden zu haben. Den wissenschaftlichen Sinn, der an der Anstalt herrschte, lassen schon die Namen der jungen Lehrer erkennen, die im Laufe der fünfziger Jahre in die Adjunktur eingetreten sind, wie H. Usener, Ad. Kießling, Jul. Baumann, Wölg. Helbig, W. Dittenberger. Aus dem Kollegium des Joachimsthal müssen hier noch genannt werden: Rud. Jacobs, Wieses Nachfolger als Alumnatsinspektor, und R. Hercher. Im Jahre 1857 hat sich K. mit der Schwester seines verstorbenen Freundes Francke vermählt, die er an dessen Sterbebett kennen gelernt hatte.

Nach neunzehnjähriger Tätigkeit im Schulamt hat K. Michaelis 1865 als Nachfolger von A. Boeckh die Professur für griechische Philologie an der Berliner Universität übernommen. Bei seinen Vorlesungen ist er stets sich bewußt gewesen, daß er in erster Linie für die zukünftigen Lehrer vorzutragen habe, zweifellos war der Vortrag selbst in mancher Hinsicht durch die lange Beschäftigung in der Schule beeinflußt. Unter seinen Vorlesungen erfreuten sich diejenigen über Homer, über griechische Dialekte und über griechische Staatsaltertümer einer besonders zahlreichen Zuhörerschaft. Als K. eintrat in die akademische Lehrtätigkeit, war die Berliner Universität wohl die am stärksten besuchte unter den deutschen Universitäten, aber die Verhältnisse waren doch noch übersichtliche, der Student vermochte auch ohne besondere Empfehlung zu seinen Lehrern noch in eine nähere, oft auch in persönliche Beziehung zu kommen, und in K.s Art lag es, sich seiner Schüler anzunehmen. Sein Privatissimum, in dem er bald epigraphische Übungen hielt, bald die Lektion eines Schriftstellers (Herodot u. a.) leitete, konnte er in seinem Studierzimmer abhalten, in den weiten Räumen des altmodischen Maison d'Orange an der Ecke der Dorotheen- und Neustädter Kirchstraße, in den achtziger

Jahren bezog er das Professorenviertel in der Matthäikirchstraße. Er war für die Wünsche seiner Schüler zugänglich, und hat gar vielen die Freundschaft über ihre Studienzeit hinaus bewahrt.

K.s Eintritt in die philosophische Fakultät fällt zusammen mit einer neuen Ära in der Berliner Philologie, die anhebt mit der Übersiedelung Mommsens nach Berlin. M. Haupt und A. Trendelenburg waren noch da als Vertreter der vorangegangenen Epoche, J. G. Droysen, E. Curtius, H. Bonitz, E. Zeller traten jetzt bald nacheinander in den Lehrkörper der Universität ein; mit ihnen hat K. die ersprießlichste Zeit seiner Wirksamkeit an der Universität verlebt. Zu Haupt war er, wie es scheint, zuerst durch Müllenhoff in Beziehung gekommen. K.s Eintritt in die Akademie (1860), dann in die philosophische Fakultät, wo er das philologische Seminar gemeinsam mit Haupt zu leiten hatte, hat allmählich zu einer vertrauten Freundschaft geführt; in der Leibniz-Sitzung 1875 hat er ihm die Gedächtnisrede gehalten, »so, wie er selbst sie billigen würde«. Einen geselligen Mittelpunkt fand der Freundeskreis, dem sich noch Gleichgesinnte angeschlossen hatten, in der von Ph. Buttmann 1823 ins Leben gerufenen *Graeca*. Wenn draußen im politischen Leben die Geister aufeinander platzen mochten, hier fanden sie bei der Lektion eines griechischen Klassikers und bei der am späten Abend sich anschließenden Unterhaltung in friedlichem Verkehr sich zusammen. Lange Jahre hindurch ist K. hier der Vorleser gewesen. In der Archäologischen Gesellschaft gehörte er, zumal seitdem Curtius den Vorsitz übernommen hatte, zu den regelmäßigsten Teilnehmern, meist sah man ihn dort mit Müllenhoff und Kießling zusammen, immer aber auch für Jüngere zugänglich.

Als auf griechischem Boden die Periode der großen Ausgrabungen begann, und als an dem neuen Archäologischen Institut in Athen U. Köhler, sein Mitarbeiter am Inschriftenwerk, als Sekretär eintrat, hielt es ihn, der schon seiner hochgradigen Kurzsichtigkeit wegen sonst nicht reiselustig war, länger nicht daheim. Begleitet von zwei seiner Schüler, Herm. Röhl und Hans Droysen, kam er im März 1876 nach Athen, und als der erste unter den deutschen Gelehrten in das Ausgrabungsfeld von Olympia. Aufgedeckt war in jenen Tagen nur die allernächste Umgebung des Zeustempels, noch nicht einmal dessen Area; was vorlag von Stücken der Giebelskulpturen, gab mehr Rätsel auf, als es gelöst hätte; aber an Inschriften war gleich in den ersten Monaten der Arbeit eine Anzahl zum Vorschein gekommen, die zu den wichtigsten Funden Olympias gehören, und an die sich später noch eine umfangreiche Literatur angeknüpft hat. An der Universität in Athen bekleidete damals die Professur für altgriechische Sprache St. Phintikles, der lange Jahre neben Phil. Joannu zweiter Vorsitzender der Griechischen Archäologischen Gesellschaft gewesen ist; ihm als seinem Studienfreunde in Berlin hat K. den Vorläufer der Plotin-Ausgabe gewidmet. Zwei Jahre darauf lockten ihn die Ausgrabungen Schliemanns von neuem nach Griechenland, diesmal kam er begleitet von dem jungen Dr. Cwiklinski. Ein Paar Scherben aus Mykene, wie sie damals schon zu vielen Tausenden vorlagen, wollte er sich als Andenken mitnehmen. Bei der ihm angeborenen peinlichen Gewissenhaftigkeit mochte er nicht gegen das griechische Gesetz verstoßen, das die Ausfuhr von Altertümern verbietet; so erbat er sich die Erlaubnis vom damaligen Generalephoros Evstratiades, die ihm denn auch bereitwillig gewährt wurde. Es muß ein erhebendes Schauspiel gewesen

sein, mit welchem Ernst dann an den verschiedenen bei der Heimreise zu passierenden Zollstätten über diese an sich wertlosen Scherben Protokoll geführt wurde. Die zweite Auflage der »Homerischen Odyssee« trägt die Widmung: »Meinen lieben Reisegesellen zur Erinnerung an die Stunde im Kanal von Ithaka zugeeignet«.

Der Tod Müllenhoffs, die Krankheit seiner Frau — *coniugi optimae redivivae* ist 1880 die Äschylos-Ausgabe gewidmet —, ein schweres Augenleiden der in seinem Hause lebenden Schwägerin, Vorgänge, die bald aufeinander eintraten, haben tief eingegriffen in das häusliche und persönliche Leben K.s. Als er 1883/84 das Rektorat bekleidete, hatte er noch unter den Folgen der letztvergangenen Jahre zu leiden.

Wenden wir uns nun zu einem Überblick über K.s literarische Tätigkeit. Wenn bei anderen Philologen textkritische Arbeiten das eigentliche Lebenswerk gebildet haben, so nehmen sie bei ihm einen ungleich geringeren Umfang ein. Was er zu leisten vermochte auf diesem Gebiet, hat er mit seiner Ausgabe des Plotin (1856) bewiesen, zu der er die Anregung von seinem Lehrer A. Trendelenburg und von dem Theologen Aug. Neander empfangen hatte. Meineke, der den Antrag stellte, Kirchhoff in die Akademie aufzunehmen, hat ihn mit der Plotin-Ausgabe begründet. Ein Jahr früher als der Plotin war der große dreibändige Euripides fertig geworden, für den er 1853 den Marcianus in Venedig kollationiert hatte. 1880 erschien seine Äschylos-Ausgabe, allerdings ohne neue Vergleichung der für ihn wichtigsten Handschrift, aber die Ausgabe »zwang die Philologen, den uninterpolierten Text ins Auge zu fassen, den sie ganz vergessen hatten« (Wilamowitz).

Als Schüler Lachmanns war er in das Studium der homerischen Frage gekommen. Mit ihr beschäftigt sich schon seine Dissertation: *Quaestionum Homericarum particula* (1846). Dreizehn Jahre später veröffentlicht er: »Die Homerische Odyssee und ihre Entstehung«. Im Vorwort hatte er auf einem Bogen im Lapidarstil festgelegt, wie er sich die Entstehung der Odyssee denkt, um dann den Text folgen zu lassen, gesondert in den alten Nostos und die späteren Ausdichtungen. In den »Homerischen Exkursen« wurde nur die Begründung dessen nachgeholt, was die Ausgabe geboten hatte; zwanzig Jahre später brachte er die »Homerische Odyssee« in 2. Auflage. Seine Vorlesung über die Odyssee hielt er in jedem vierten Semester, ein Beweis dafür, welchen Wert er darauf legte, daß sich seine Zuhörer gerade in diese Studien einleben sollten. Die Lachmannsche Liedertheorie der Ilias, wenigstens in der Schärfe, wie sie Haupt seinen Schülern vortrug, hat er sich nicht aneignen mögen, aber die Freundschaft zu Haupt war es, die ihn davon zurückhielt, seine eigene Ansicht über die Entstehung der Ilias zu veröffentlichen. In späteren Jahren hat er dann auf Hesiods »Werke und Tage« seinerseits wieder die Liedertheorie anwenden wollen. Neben dem Homer hat ihn wohl kein Schriftsteller so beschäftigt, wie Herodot. Seine Ansicht, daß das Geschichtswerk, in der Hauptsache wenigstens, entstanden sei in der Reihenfolge der Bücher, wie sie heute uns vorliegen, hat viele Gegner gefunden; eine ihrer sichersten Stützen findet sie in dem Umstand, »daß die stilistische Kunst Herodots vom Anfang bis zum Ende seines Werks in einer stetigen Entwicklung sich begriffen zeigt, und von der naiven Unbeholfenheit, welche den ersten Teil kennzeichnet, im Laufe des zweiten zu immer bewußterer Feinheit und Gewandtheit hindurcharbeitet«.

Die pseudoxenophontische Schrift vom Staat der Athener hat er zuerst als das älteste Stück attischer Prosaliteratur erkannt und ihren historischen Wert klargelegt; der Versuch freilich, die Schrift in ihrer ursprünglichen Form wieder herzustellen, wird wohl niemandem gelingen.

Zur Epigraphik ist K. durch Boeckh geführt worden, aber er hat seinen eigenen Weg eingeschlagen, der jenem recht fern lag. Um die gleiche Zeit, da Mommsen die »Unteritalischen Dialekte« erscheinen ließ, veröffentlicht der damalige Adjunkt am Joachimsthal gemeinsam mit seinem Freunde und Studiengenossen Th. Aufrecht »Die Umbrischen Sprachdenkmäler«. Auf Grund der Inschrifttexte, die ein¹ Jahrzehnt zuvor R. Lepsius gesammelt hatte, haben beide, angeregt durch ihren Lehrer F. Bopp, es unternommen, in dieses bis dahin völlig dunkle Sprachgebiet Licht zu bringen. Ein Menschenalter später haben F. Büchelers Forschungen hier eingesetzt. »Das Stadtrecht von Bantia. Ein Sendschreiben an Herrn Theodor Mommsen« (1853), ist die letzte Arbeit, die K. auf diesem Gebiet veröffentlicht hat. In welchem Umfang er um jene Zeit unter dem Einfluß der Sprachwissenschaft stand, beweisen seine germanistischen Studien, denen er sich erst nach Übernahme des Schulamtes zugewendet hatte. »Das gotische Runenalphabet« bildet den Inhalt des Schulprogramms, das er 1851 veröffentlichte, und in welchem Maße er hier sich eingearbeitet hatte, sollte bald sich ergeben. Im Herbst 1854 wurden der *Académie des Inscriptions* zu Paris und der Preußischen Akademie der Wissenschaften Kopien von Runeninschriften eingesandt, die der junge François Lenormant auf dem Landgut seiner Familie in der Normandie entdeckt hatte. K., der diese Runen einer genauen Prüfung unterzog, fand, daß hier fränkische Grabinschriften, die um das Jahr 510/11 abgefaßt waren, skandinavische Runen des 9./10. Jahrhunderts aufwiesen. Damit war der Nachweis der Fälschung erbracht, und der Entdecker hat auch nicht gewagt, seine Runenziegel, vorausgesetzt, daß sie je existiert haben, einem glaubhaften Sachkundigen vorzuführen. Es war die früheste, aber auch die kühnste der »Entdeckungen« aus den verschiedensten Gebieten der Altertumswissenschaft, mit denen Lenormant die gelehrte Welt überrascht hat. Was aber jener Abhandlung in Haupts Zeitschrift (X 197) ihren bleibenden Wert verleiht, ist, daß K. hier auf die germanischen Runenalphabete jene paläographische Methode anwendet, die er bald auch auf das Gebiet des griechischen Alphabets übertragen hat. In der scheinbar so bunten Mannigfaltigkeit, die das griechische Schriftwesen aufzuweisen hat, bevor das ionische Alphabet zu allgemeiner Annahme gelangt war, hat er drei Klassen von Alphabeten nachgewiesen; eines für den Westen, ein zweites für den Osten, ein drittes für **Kreta**. Was er hierüber 1863 der Akademie als seine Ansicht vorgetragen, hat bei der inzwischen eingetretenen Mehrung des epigraphischen Materials in vollem Maße seine Bestätigung gefunden; es ist darin ein bedeutendes Stück griechischer Kulturgeschichte festgelegt. »Studien zur Geschichte des griechischen Alphabets« hat K. seine Arbeit genannt und auch später nicht mehr geben wollen. »Es widerstrebt mir, die Lücken unseres Wissens durch hypothetische Kombinationen ausfüllen zu wollen, wo eine völlige oder teilweise Ergänzung durch Tatsachen der Erfahrung im Bereiche der Möglichkeit liegt und in nicht zu ferner Aussicht steht.« So schreibt er 1876 im Vorwort zur 3. Auflage, und er würde wohl auch heute so schreiben, nachdem Arthur J. Evans nachgewiesen hat, daß der phönikisch-hellenischen Buchstabenschrift ein älteres

Schriftsystem Platz gemacht hat, das im zweiten Jahrtausend an den Küsten des Archipelagus im Gebrauch war und selber wieder verschiedene Phasen durchgemacht hat.

Ein Mann, der in solchem Maße die griechische Epigraphik beherrschte, war in der Tat die geeignete Persönlichkeit, ihm die Sorge für das von der Akademie herausgegebene *Corpus Inscriptionum Graecarum* zu übertragen. Mit seiner Bearbeitung der *Inscriptiones christianaes* 1859 und der Herausgabe der von H. Röhl bearbeiteten Indices 1880 hat er das Boeckhsche Inschriftenwerk zum Abschluß gebracht. Schwieriger hat sich die Weiterführung erwiesen. Einer Neubearbeitung bedurften, als Boeckh 1864 starb, vor allem die attischen Inschriften. Dadurch, daß U. Köhler, der Dragoman bei der Preußischen Gesandtschaft in Athen geworden war, es übernahm, sich einer Neuaufnahme der attischen Inschriften zu unterziehen, ist es möglich geworden, ein neues grundlegendes Werk zu schaffen, das *Corpus Inscriptionum Atticarum*. K., der die Leitung übernommen hatte, bearbeitete die Urkunden der älteren Zeit bis zum Schlusse des Peloponnesischen Krieges, Köhler den umfänglich stärksten Teil, die Urkunden bis auf Augustus, W. Dittenberger die der Kaiserzeit. Für das Studium der griechischen Epigraphik beginnt mit der Veröffentlichung des *Corpus Inscriptionum Atticarum* eine neue Epoche. Eine stattliche Reihe größerer und kleinerer epigraphischer Abhandlungen, die in den Akademieschriften erschienen sind, war für K. die Frucht seiner Corpus-Arbeit. Als es dann freilich sich darum handelte, auch die nichtattischen Inschriften neu zu bearbeiten, ergaben sich Schwierigkeiten, zu deren Überwindung seine organisatorische Begabung nicht ausreichte; drängten doch die geradezu überreichen Inschriftfunde, die in den Ausgrabungen der französischen Regierung auf Delos und in Delphi zutage gekommen waren, dahin, auch Angehörige anderer Nationalitäten zur Mitarbeit an dem großen Sammelwerke heranzuziehen. Anläufe zur Fortsetzung des großen Werkes sind freilich gemacht worden, aber Planmäßigkeit lassen sie allerdings vermissen. Doch darf auch nicht vergessen werden, daß unter den Mitarbeitern, die heute für die *Inscriptiones Graecae* tätig sind, gerade der rührigste damals gewonnen worden ist.

Ein Gelehrtenleben, in dem die geistige Schaffenskraft unter den Gebrechen zunehmenden Alters aufhört, wird stets das Schicksal haben, das auch K. nicht erspart geblieben ist, daß sein Träger bei den Mitlebenden in den Hintergrund gerät, bei dem heranwachsenden Geschlecht vergessen ist. Was es Bleibendes geleistet hat, wird erst ganz allmählich wieder die ihm gebührende Würdigung erlangen.

Literatur (hier nur in Auswahl angeführt): *Quaestionum Homericarum particula*, Diss. inaug. Berl. 1846. *Plotini de virtutibus et adversus gnosticos libelli* Berl. 1847. Die Umbrischen Sprachdenkmäler. Ein Versuch zur Deutung derselben. Von Theod. Aufrecht und Ad. Kirchhoff. Berl. 1849—51, 2 Bde. Das gotische Runenalphabet. Prog. d. Joachimsthal'schen Gymn. ib. 1851. *Euripidis Medea* ib. 1852. *Euripidis Troades* ib. 1852. Das Stadtrecht von Bantia ib. 1853. *Euripidis tragoediae* II voll. ib. 1855. *Plotini opera* II voll. Leipz. 1856. Zur Würdigung der französischen Runen: Haupts Zeitschr. f. deutsches Altertum, X, 197 ff. *Corpus Inscriptionum Graecarum* IV, 2: *Inscriptiones christianaes*. Berl. 1859. Die Homerische Odyssee mit Erläuterungen. ib. 1859, 2. Aufl. 1879. Homerische Exkurse I. II: Philologus XV, 1 ff. III. IV: Rheinisches Museum XV, 62 ff. V: Philologus XIX, 75 ff. Antrittsrede in der Akademie der Wissenschaften: Monatsber. 1860, 391 ff. Über die Chronologie der attischen Volksbeschl. für Methone: Abh. d. Akad., phil.-hist. Kl. 1861, 555 ff. Aus dem

epigr. Nachlaß A. v. Velsens: Monatsber. d. Akad. 1861, 601 ff. Inschrift aus Samos: Monatsber. d. Akad. 1862, 71 ff. Studien z. Geschichte des griechischen Alphabets: Abh. d. Akad., phil.-hist. Kl. 1863, 117 ff. 2. 3. Aufl. Berl. 1861. 1877, 4. Aufl. Gütersloh 1887.} Bemerkungen zu den Urkunden der Schatzmeister der Andern Götter: Abh. d. Akad., phil.-hist. Kl. 1864, 1 ff. Über die Zeit der Pythischen Festfeier: Monatsber. d. Akad. 1864, 123 ff. *De fragmentis quibusdam tituli Attici ad opus aliquod aetatis Pericleae referendi: Nuove Memorie* (E. Gerhard gew.), Roma 1865, 129 ff. *Andokidea*: Hermes I, 1866, 1 ff. Über die Übergaburkunde des Schatzmeisters der Athene: Abh. d. Akad., phil.-hist. Kl. II, 1 ff. Über die Abfassungszeit des Herodotischen Geschichtswerks: Abh. d. Akad., phil.-hist. Kl. 1866, 1 ff., 1871, 47 ff. 2. Aufl. Berl. 1878. Rede z. Feier des Geburtstages S. M. des Königs am 22. März in der Aula der Friedrich Wilhelm-Universität. ib. 1868. Über die Tributliste. Ol. 85, 2—87, 1: Abh. d. Akad. 1870, 89 ff. Monatsber. 1871, 217 ff. Zur Geschichte des attischen Epigramms: Hermes V, 48 ff. *Corpus Inscriptionum Atticarum* voll. I, 1873. Suppl. 1877—91. Über die Tributpflichtigkeit der attischen Kleruchen. Abh. d. Akad. 1873, 1 ff. Über ein attisches Grabdenkmal: Abh. d. Akad. 1873. Über die Schrift vom Staat der Athener: Abh. d. Akad. 1874, 1 ff. *Xenophontis qui fertur, de republica Atheniensium*. Berl. 1874. Gedächtnisrede auf Mor. Haupt. Abh. d. Akad. 1875, 1 ff. Über die Redaktion der Demosthenischen Kranzrede: Abh. d. Akad. 1875, 59 ff. Zur Geschichte des athenischen Staatsschatzes im V. Jahrh.: Abh. d. Akad. 1875, 21 ff. Der delische Bund im 1. Dezennium seines Bestehens: Hermes XI, 1 ff. Zur Geschichte der Überlieferung des Thukydideischen Textes: Hermes XII, 368 ff. Über die Abfassungszeit der Schrift vom Staat der Athener: Abh. d. Akad. 1878, 1 ff. *Aeschyli traegodiae*. Berl. 1880. Rede beim Antritt des Rektorats, geh. in der Aula der Fr. W.-Univ. 15. Okt. 1883. Rede zur Feier des 3. August. ib. 1884. Inschriften von der Akropolis in Athen. Sitzungsber. d. Akad. 1887, II, 1059 ff. 1888, I, 239 ff. Getreidesperre bei Byzantion. ib. 1888, II, 1179 ff. Hesiods Mahnlieder an Perses. Berl. 1889. Über eine metrische Weihinschrift in äolischer Mundart: Sitzungsber. 1891, II, 961 ff. Thukydides und sein Urkundenmaterial. Berl. 1895.

Nekrologe: U. v. Wilamowitz-Möllendorff, Gedächtnisrede auf Ad. Kirchhoff (a. d. Abh. d. Preuß. Akad. d. W.). Berl. 1908. O. Schroeder, Biogr. Jahrb. f. Altertumswissenschaft. Jahrg. 31 (1908), 150 ff. (mit ausführlichem Schriftverzeichnis). R. Weil.

Nebe, Karl, Badischer Kammersänger, Kgl. Sänger an der Berliner Hofoper, * 3. Januar 1858 in Braunschweig, † 7. Februar 1908 in Berlin. — N., Sohn des Schauspielers und Regisseurs Eduard Nebe, der 1862 von Eduard Devrient als humoristischer Vater und Gesangskomiker an das Karlsruher Hoftheater berufen wurde, empfing seine Schulbildung in Karlsruhe und sollte sich hier nach dem Willen seiner Eltern dem Bankfach widmen. Doch das vom Vater ererbte Theaterblut und eine starke, von beiden Eltern stammende musikalische Begabung veranlaßten ihn sehr bald, mit allen Kräften der Theaterlaufbahn zuzustreben. Er genoß den Unterricht des vortrefflichen Baritonisten Josef Staudigl, der in den siebziger Jahren dem Karlsruher Hoftheater angehörte. In Wiesbaden, unter der musikalischen Leitung von Jahn, betrat er 1878 zum erstenmal die Bühne, wirkte dort drei Jahre und wurde 1881 als Vertreter des Baßbuffofaches für das Hoftheater in Dessau verpflichtet. Schon von hier wurde er sehr häufig zu erfolgreichen Gastspielen bei Kroll in Berlin eingeladen. 1890 wurde er von Bürklin an das Hoftheater in Karlsruhe berufen, das durch den Wohnsitz seiner Mutter und seines inzwischen hier verstorbenen Vaters seine zweite Heimat geworden war. Hier wirkte er als Baßbuffo bis zum Jahre 1900, wo er einem Rufe an die Königliche Hofoper in Berlin folgte. Der persönliche Wunsch des Deutschen Kaisers, dessen besonderes Wohlgefallen N. durch seine Mitwirkung bei den Wiesbadener Mai-

festspielen mehrfach erregt hatte, war bei dieser Berufung entscheidend gewesen. N.s Bürgermeister von Sardam, Doktor Bartolo, Bombardon, Kellermeister, Ritter Adelhof u. a. waren tüchtige, vollsaftige Leistungen, in denen sich eine vortreffliche Technik, gute stimmliche Mittel, erstaunliche musikalische Sicherheit und ein gewiegttes schauspielerisches Können zu einem harmonischen Ganzen verbanden. Auch in Rollen, die außerhalb seines eigentlichen Faches lagen, wie Alberich und manchen seriösen Baßpartien, bewährte er sich als sehr verwendbare Kraft. Ganz besondere Erfolge errang N. mit seiner Wiedergabe des Beckmesser, den er in Bayreuth, Berlin, München, Amsterdam, London und zahlreichen andern Städten unzähligemal mit außerordentlichem Erfolge gesungen hat. Durch seine eigentümliche künstlerische Individualität, seine scharfe Charakterisierungskraft, seine staunenswerte rhythmische Sicherheit schien er zur Verkörperung dieser Rolle ganz besonders berufen zu sein und schuf hier eine Gestalt, die äußerst lebendig wirkte und das Publikum in hohem Maße ergötzte, ohne die gefährliche Grenzlinie gegen die Karrikatur hin zu überschreiten. Der frische und köstliche Humor, der N. als Menschen auszeichnete, kam auch seinen künstlerischen Schöpfungen zustatten und hat seinen guten Teil zu der großen Beliebtheit beigetragen, deren er sich an den Stätten seines Wirkens überall erfreute. Er betrat die Berliner Bühne zum letztenmal am 31. Januar 1908 in »Johann von Paris« und wurde wenige Tage darauf durch eine akute Krankheit in der Vollkraft seines Wirkens dahingerafft.

Eugen Kilian (München).

Baentsch, Bruno, Theologe, Professor der alttestamentlichen Wissenschaft zu Jena, Geheimer Kirchenrat, *Dr. theol.* und *Dr. phil.*, * 25. März 1859 in Halle a. d. Saale, † 27. Oktober 1908 in Jena. — Nachdem er auf der *Latina* der Franckeschen Stiftungen die Reife für das Universitätsstudium sich erworben hatte, studierte er von 1879—1885 in seiner Vaterstadt Halle Theologie und orientalische Sprachen. 1883 erwarb er sich auf Grund einer Dissertation: »Die Namen der Wüste im Alten Testament« an der Universität Halle die Würde eines *Doctor phil.* Von 1886—1893 war er Pfarrer, erst in Rotenburg bei Halle, dann in Erfurt an der Andreaskirche. 1892 wurde er in Jena zum Lizentiaten der Theologie promoviert. Seine Inauguraldissertation trug den Titel: »Das Bundesbuch Ex. XX 22—XXIII 33«. Halle 1892. Er sucht darin das gegenwärtige Bundesbuch als Produkt eines literarischen Prozesses darzustellen; »nur rechtliche Satzungen« bildeten nach ihm den Inhalt der ältesten Fassung, erst später schlossen sich sittlich-religiöse und gottesdienstliche Bestimmungen an, zwanglos, in verschiedenen Schichten. — Dasselbe Jahr trägt ein auf der Erfurter Pastoralkonferenz gehaltener Vortrag: »Die moderne Bibelkritik und die Autorität des Gotteswortes«, in dem er besonnen die Forderungen der Wissenschaft und die Bedürfnisse der Kirche zu vereinigen sucht. Er zeichnet den neuesten Verlauf der alttestamentlichen Kritik und schildert die Wirkung dieser Entdeckungen und die dadurch veranlaßten Gegenäußerungen. »Kritik und Offenbarung sind überhaupt für mich nicht mehr Gegensätze, die einander ausschließen ..., sondern es sind zwei Größen, die sich recht gut miteinander vertragen, ja einander herausfordern und bedingen.« Die Anschauung, die er von der israelitischen Geschichte hat, kennzeichnet er durch den Satz: »Das Gesetz einer Entwicklung des Niederen zum Höheren,

des Einfachen zum Komplizierten, ist auch für die israelitische Geschichte maßgebend geworden.« Da die wissenschaftliche Kritik es nur mit der menschlichen Außenseite der heiligen Schrift zu tun hat, so bleibt das Gotteswort selbst unangetastet. Die kritische Wissenschaft fordert eine Offenbarung Gottes in der Geschichte seines Volkes, sie muß in den Schriften, die diese Geschichte nicht nur begleitet, sondern durch ihren Inhalt zum guten Teil erst in Fluß gebracht haben, eine Gotteskraft anerkennen, das Wort des lebendigen Gottes in ihnen sehen und seiner Autorität sich fügen.

Vom Standpunkt inneren Erlebens, des persönlichen Innewerdens der lebendig machenden Kraft des Evangeliums kann man allein die rechte Erfahrung von der Autorität des göttlichen Wortes machen. Die wissenschaftliche Kritik ist von der Vorsehung dazu bestimmt, eine Erneuerung unserer theologischen Anschauungen anzubahnen, die nicht nur der theologischen Wissenschaft, sondern auch am Ende der Kirche zugute kommen müssen. —

Wir sind deswegen auf diese Ausführungen näher eingegangen, weil dieser Pastorkonferenzvortrag nachmals zum Gegenstand einer Anklage gegen B. beim Evangelischen Oberkirchenrat gemacht wurde, die indessen, wie nicht anders zu erwarten war, abgewiesen wurde; denn sie enthielten nichts, was die Kirche gefährden konnte oder einen Widerspruch gegen die Heilswahrheit der christlichen Lehre enthielt.

B. dachte nicht daran, dauernd im praktischen Pfarramt zu verbleiben. Seine regen wissenschaftlichen Interessen, die ganze Veranlagung seines Wesens wiesen ihn auf das Gebiet des akademischen Lehrers hin. So habilitierte er sich denn 1893 an der theologischen Fakultät zu Jena, das ihm Raum bot, seinen eindringenden Forschungen sich hinzugeben in voller Freiheit, ohne daß er Verwicklungen mit dem falsch verstandenen Eifer von Amtsbrüdern zu befürchten hatte.

Seine Habilitationsschrift trug den Titel: »Das Heiligkeitsgesetz Lev. XVII—XXVI. Eine historisch-kritische Untersuchung.« Darin sucht er den Umfang des Gesetzes zu bestimmen, läßt eine genaue Prüfung der Stücke folgen, unterscheidet drei Schichten, deren Zeitalter er näher festzustellen sucht, und gibt schließlich eine Darstellung des kultischen und theologischen Gehalts. Es ist eine sorgfältige und scharfsinnige Untersuchung, der die Kritik des Heiligkeitgesetzes eine erhebliche Förderung verdankt.

1899 wurde er außerordentlicher Professor, vertrat als solcher längere Zeit den schwerkranken Ordinarius Siegfried und wurde dann nach dessen Tode ordentlicher Professor und mit der Vertretung des alttestamentlichen Faches betraut.

Auf dem Lehrstuhl der berühmten thüringischen Hochschule entfaltete nun B. eine unermüdliche Tätigkeit. Das akademische Amt war ihm Lebensberuf, ihm widmete er die ganze Kraft seiner tiefgrabenden Forschernatur. Genauigkeit in der Erörterung der schwierigsten Fragen, sichere Herrschaft über den von ihm behandelten Stoff verband sich bei ihm mit licht- und kraftvoller Darstellung. Mag man auch manchmal seine Art des Schreibens recht kurzweilig oder geradezu burschikos genannt haben oder auch wieder über den Depeschestil in seinem Kommentar geklagt haben, jedenfalls fehlte ihm, was doch auch ein Vorzug genannt zu werden verdient, die Langweiligkeit. Er war überhaupt kein trockener Kathedermensch, wie sein Nachfolger im Amte

Prof. D. Staerk treffend bemerkt, was Verfasser dieser Skizze auch aus persönlichem Eindruck bestätigen kann. Was seine Tätigkeit besonders wertvoll machte, war die persönliche Durchdrungenheit von dem, was er lehrte in Wort und Schrift. Hinter den Sachen stand er selbst, eine starke Persönlichkeit, die im christlichen Glauben wurzelte und niemals zwischen der Wissenschaft und dem Dienst der Geistlichen an der Gemeinde eine unübersteigliche Kluft befestigt und den bekannten »breiten Graben« aufgeworfen wissen wollte; vielmehr sollte die Wissenschaft dem praktischen Theologen wichtige Handreichung tun in der Fruchtbarmachung des Bibelwortes.

So hat sich mir tief eingeprägt, was er in einem geselligen Zusammensein mit den Mitgliedern seines alttestamentlichen Seminars, an dem auch ich teilnehmen durfte, den jungen Theologen sagte von den Predigten des Pfarrers, die auch er durchgemacht hatte. Da betonte er die Wichtigkeit der Exegese für die Predigt, durch die der praktische Geistliche vor Verflachung und vor der Gefahr des »Sich-auspredigens« bewahrt bliebe.

Diese seine Anschauung von der Bedeutung der wissenschaftlichen Arbeit für die Wortverkündigung hatte er auch 1896 in einem Vortrage: »Geschichtskonstruktion oder Wissenschaft?« dargelegt, den er in einem Kreise von Pastoren gehalten hat. Hier will er die von Wellhausen vertretene Geschichtsauffassung in ihrer Bedeutung darlegen und Männer dafür gewinnen, die es über sich brächten, die bei den herrschenden einflußreichen und maßgebenden Kreisen nach besten Kräften diskreditierte Sache aus erster Hand kennen zu lernen, um sie unparteiisch zu beurteilen. Er will die Wellhausensche Schule gegen den Vorwurf einer leichtfertigen, im Dienste eines antireligiösen Interesses stehenden Geschichtskonstruktion schützen. Er erhofft von der ernstlichen Beschäftigung mit Wellhausens Forschungen, die mit Hingabe, Selbstverleugnung, Stillesein und Geduld verbunden sein muß, als köstlichen Lohn eine neue Erschließung des Alten Testaments, ein unmittelbarer Fühlen des Pulsschlages in der heiligen Geschichte. Deutlicher würden die Wege Gottes, in hellerem Lichte erschienen seine Ziele; neue Kräfte und fruchtbare Anregungen würden die Pastoren für ihr Amt in Predigt und Seelsorge schöpfen, im Glauben und in der Zuversicht zu Gott frisch gestärkt, würden sie an die Erfüllung der schweren Pflichten und Aufgaben der Gegenwart auf dem Gebiete des religiös-sittlichen und sozialen Lebens herantreten.

Aus diesen seinen Äußerungen läßt sich nicht nur die Begeisterung des wissenschaftlichen Theologen für seine Forschung, sondern auch die warme Teilnahme für die Arbeit des praktischen Theologen ersehen. Ein Mann, der so redet, bot volle Gewähr für die Hoffnung, daß er die um seinen Lehrstuhl sich sammelnden Studenten wissenschaftlich schulen und für den Dienst der Kirche erziehen würde.

Als gediegener Ertrag seiner emsigen Arbeit sind die beiden *K o m m e n t a r e* zu bezeichnen, die er in dem großen Nowackschen »Handkommentar zum Alten Testament« zu den Büchern *Exodus-Leviticus-Numeri* lieferte. Der zu *Exodus* und *Leviticus* wurde im Herbst 1900, der zu *Numeri* Herbst 1903 veröffentlicht. Diese Kommentare werden ihren ehrenvollen Platz in der alttestamentlichen Wissenschaft auch für spätere Zeit behaupten. Namentlich die Gesamteinleitung zu den drei Büchern zeichnet sich durch die musterhafte Klarheit und übersichtliche Darstellung aus, in der die Ergebnisse der Einzel-

analyse zusammengefaßt sind. Die Quellenfragen finden in den ausführlichen Anmerkungen eingehende, sorgsam abwägende Behandlung, ebenso wird die Geschichtlichkeit der Berichte, Religionsgeschichtliches und Kulturgeschichtliches gründlich erörtert. Die Textkritik ist in vorsichtiger Besonnenheit gehandhabt, in der Quellenscheidung wird eine ruhige Zurückhaltung beobachtet.

Wahrhaft epochemachend aber darf genannt werden die Schrift, die seinen Namen gewissermaßen in den Mittelpunkt der wissenschaftlichen Erörterung auf alttestamentlichem Gebiete gestellt hat, die auf der einen Seite begeisterte Zustimmung, auf der anderen heftigen Widerspruch und scharfe Ablehnung erfahren hat. Sie trägt den Titel: »Altorientalischer und israelitischer Monotheismus. Ein Wort zur Revision der entwicklungsgeschichtlichen Auffassung der israelitischen Religionsgeschichte.« Diese Schrift, herausgewachsen aus Vorträgen, die er 1905 auf dem Jenaer Ferienkurs für Geistliche gehalten hatte, bezeichnet er selbst als einen Versuch, gegen den Strom zu schwimmen. Er ist auf Grund seiner eindringenden Beschäftigung mit der orientalischen Altertumswissenschaft zu der Überzeugung gekommen, daß sich die gegenwärtige Behandlung der israelitischen Religionsgeschichte nicht mehr halten läßt. Die vorurteilslose Berücksichtigung gewisser von ihm ins Licht gerückter Tatsachen bedeutet nach seiner Meinung eine grundsätzliche Änderung der bisherigen Anschauungen vom Gang der israelitischen Religionsgeschichte.

Seine Ausführungen gipfeln schließlich in der Überzeugung, daß die Tage der entwicklungstheoretischen Betrachtungsweise der Religion Israels gezählt sind. Die entwicklungstheoretische Richtung hat Erkenntnisse zutage gefördert, die bleibenden Wert haben, so ist namentlich die hohe Bedeutung der Propheten und die geschichtliche Stellung des Gesetzes in das helle Licht der Erkenntnis gerückt worden. Aber die Theorie ist haltlos in die Brüche gegangen. Man wird nach unseren obigen Darlegungen verstehen, wie B. mit dieser Schrift einen Sturm entfesselte hüben und drüben in den Lagern der Theologie. Aufsehen erregen mußte es, daß der entschiedene Vertreter der Wellhausenschen Geschichtsauffassung, als welcher sich B. bis dahin erwiesen hatte (vgl. seinen Vortrag: »Geschichtskonstruktion oder Wissenschaft?«), seiner Fahne gleichsam untreu ward und ins entgegengesetzte feindliche Lager abschwenkte. So nannte man denn auf konservativ-positiver Seite seine Schrift ein Ereignis des Jahres 1906 auf alttestamentlichem Gebiete. Mit Jubel wurde es als eine erfreuliche Tatsache begrüßt, daß er mit der Revision nicht mehr haltbarer Fundamentalsätze Ernst gemacht und trotz mancher noch unüberwundener Reste der Wellhausenschen Theorie in der Religionsstiftung des Moses etwas Grundsätzliches, etwas prinzipiell Neues zu sehen energisch betont hat.

Wir werden am besten den Kern der von B. dargebotenen Gedanken erfassen, wenn wir seine Auffassung von der Bedeutung des Moses kurz kennzeichnen. Er hält die historische Persönlichkeit des Moses fest. Auf seine mächtige Persönlichkeit ist die Jahvereligion immer zurückgeführt worden. Sie hat einen ganz anderen Gedankeninhalt gehabt als die übrigen Religionen des alten Orients. Die Stämme, unter denen Moses auftrat, standen religiös auf einem höheren Niveau, als die alttestamentliche Theologie heute annehmen zu müssen meint. In dem Aufblick zum Himmel mit seinem gesetzmäßigen Lauf der Gestirne, in der Astralreligion, die er für das Gebiet der alten Hebräer-

stämme als nachweisbar annimmt, müssen Anknüpfungspunkte für die bedeutsame religiöse Bewegung, die Moses verursachte, gelegen haben.

Bedeutsam bleibt auch das historische und geographische Milieu, in dem Moses wirkte. Er ist bei dem midianitischen Oberpriester Jethro in die Schule gegangen und kann, wenn er auch nie in Ägypten gewesen wäre, von den dort herrschenden geistigen Strömungen und theologischen Lehren gute Kunde gehabt haben. Das verbietet, ihm eine Gottesvorstellung zuzutrauen, die noch in den primitivsten Anschauungen von der Gottheit befangen gewesen wäre. Aber nun macht er noch einen Faktor geltend, der erst das Werk seiner Religionsstiftung ganz erklärt. Das ist das *i n n e r e E r l e b e n*, ein intensives Ergriffenwerden von der Gottheit, eine heilige Stunde innerster Berührung mit einer transzendenten Welt, in der das Göttliche einem Menschen persönlich nahetritt, und in der er sich der Berufung bewußt wird, den Gott zu verkünden, den er innerlich erlebt. Eine prinzipiell neue Erkenntnis bedeutete dies Erlebnis. Für Moses war Gott eine lebendige, mächtige, sittliche Persönlichkeit, kein Stern Gott mehr, sondern ein Gott über den Sternen, keine personifizierte Naturkraft mehr, sondern Herr und Meister der Natur und ihrer Elemente. Religiös-sittliche Beziehungen zwischen der Gottheit und ihren Verehrern und das Wirken dieser Gottheit treten ihm in den Vordergrund. Moses hatte einen praktischen Monotheismus, der bei allen Schranken allgemeiner Zeitanschauung doch etwas grundsätzlich Neues, die prinzipielle Überwindung des Polytheismus, war. Aber diesem Gott, der auf einen Universalgott angelegt war, fehlt noch das universalistische Gepräge, und das macht den monotheistischen Gedanken erst zum wirklichen Monotheismus. Jahve war durch den Bundeschluß nur in Beziehung zu Israel getreten, über sein Verhältnis zu anderen Völkern dachte Moses nicht nach. Der Mosaismus war eine Nationalreligion. Aber trotzdem war Jahve nicht ein simpler Volksgott ohne jede umfassende Bedeutung. Aus dieser in der alttestamentlichen Theologie von heute fast allgemein verbreiteten Anschauung seien eben, sagt B., die vergeblichen Konstruktionen erwachsen, durch die Jahve Stufe für Stufe zu einem Gott mit umfassenderer Bedeutung hinaufgeschraubt werden soll. Es ist ein verhängnisvoller Irrtum der alttestamentlichen Theologie gewesen, die überragenden Züge im Nationalgott Jahve erst der Zeit vom 8. Jahrhundert an zuzuweisen. Immer hat der Gottesgedanke in Israel neben niederen Zügen auch geistigere, sittliche, umfassendere, universale Züge gezeigt. Der höhere Gottesgedanke stand bereits dem Moses klar vor Augen, in der Geschichte Israels hat er sich nun auch wirklich durchgesetzt und voll entfaltet. Der Standpunkt des Moses darf nicht nach dem Durchschnittsstand der Jahvereligion in den auf Moses folgenden Jahrhunderten beurteilt werden. Vielmehr muß mit Reaktionen gerechnet werden, einer jeweiligen Rückkehr zu den Anfängen. So sind die Propheten des 8. Jahrhunderts nicht die Begründer des höheren Gottesgedankens, Entdecker einer neuen monotheistischen Gottesauffassung, sondern nur Erinnerer an die höhere Erkenntnis, die in Gemüt und Gewissen der Volksgenossen sich schon immer bezeugt hatte, getreue Ekkeharde. Animistischer Baum-, Stein- und Quellenkult, Ahnenverehrung, Fetischismus, Totemismus, Zauberei bedeuteten den Israelstämmen um 2000—1300 v. Chr. nicht das Wesen der Religion. Die Zeit Abrams konnte schon von den Früchten einer religionsgeschichtlichen Entwicklung zehren, die viele Jahrtausende umfaßte.

Die aus der Erschließung des alten Orients gewonnenen Erkenntnisse sind zu einem neuen Aufbau der israelitischen Religionsgeschichte zu verarbeiten.

Dies sind die wichtigsten Gedanken in seiner Anschauung vom israelitischen Monotheismus, die er in seiner geistvollen und gelehrten Untersuchung niederlegt. In der Vorstellung des altorientalischen Monotheismus, auf die wir hier nicht näher eingehen, stützt er sich im wesentlichen auf die Forschungen Hugo Wincklers, Fr. Hommels, Jensens, H. Zimmers, namentlich aber Alfred Jeremias'.

Der Widerspruch der alttestamentlichen Forscher, die ihre Anschauungen in der Grundlage erschüttert und zur Revision sich gezwungen sehen sollten, läßt sich als natürlich verstehen. Ein Forscher wie Baudissin erklärt für seine Person, nichts zu wissen von dem, was B. über den Gottesbegriff des Moses, über die Art der Geltendmachung dieses Gottesbegriffes, über die Erschaffung volkstümlicher Einrichtungen zum Schutze der neubegründeten Religion zu sagen weiß. Die Entstehung des alttestamentlichen Monotheismus wird für alle geschichtliche Erkenntnis immer ein Rätsel bleiben, weil sie, auch nach B., in das Innenleben einer religiösen Persönlichkeit zu verlegen ist; der Untertitel der Schrift sei unberechtigt, weil auch des Verfassers Ansicht eine entwicklungsgeschichtliche sei. Daß B. wichtige Erkenntnisse über das Werden der alttestamentlichen Religion in allgemein religionsgeschichtliche Zusammenhänge hineinstellte, wird als ein Mißgriff beklagt. Er sei dazu durch eine von anderen überkommene Konstruktion verleitet worden.

Besonders scharf hat Marti die Aufstellungen von B. abgelehnt. Wozu den ganzen Apparat des altorientalischen Monotheismus in Bewegung setzen, wenn schließlich Moses doch aus anderer Quelle schöpft und eine ganz andere Auffassung Gottes bringt? Höheres Altertum kann den israelitischen Monotheismus nicht besser erklären, längst sei das Ethische als das auszeichnende Merkmal der Religion des Moses dargetan worden. Die gewöhnliche Auffassung behält recht, unbegreiflich sei die Erwartung von B., eine Umwälzung der entwicklungsgeschichtlichen Auffassung angebahnt zu haben.

Demgegenüber hat Oettli, bei allen Bedenken gegen die stark kritische Behandlung des alttestamentlichen Quellenmaterials, die Schrift freudig begrüßt. Gegen die, die Geltung eines Monopols beanspruchende, Auffassung von der Religion Israels, als sei sie aus rohen Anfängen zur Höhe des ethischen Monotheismus aufgestiegen und dann wieder in Zersetzung oder Verknöcherung herabgesunken, seien stichhaltige Gründe ins Feld geführt. Der tapfere und wohlfundierte Protest gegen eine zum Dogma erstarrte Hypothese verdiene Dank und Anerkennung.

Jedenfalls wird der Vorstoß, den B. gemacht hat, immer als höchst beachtenswert und von prinzipieller Wichtigkeit in der Geschichte der alttestamentlichen Wissenschaft bezeichnet werden. Bedeutsam ist und bleibt doch, daß er das religiöse Erlebnis des Moses, die Offenbarung Gottes an ihn, stark betont, daß er Moses als den eigentlichen Stifter der israelitischen Religion, des monotheistischen, ethischen, geschichtlichen, universalen Jahveglaubens bezeichnet hat, daß er Abraham als Vorläufer des Moses geschichtlich zu werten gesucht hat, daß er schließlich auch eine höhere religiöse Erkenntnis der Antike uns erschlossen hat.

Staerk, auf dessen Ausführungen in der Christlichen Welt 1906 Nr. 28 besonders hingewiesen sei, hat dem Buch programmatische Bedeutung beige-

messen trotz des hypothetischen Charakters mancher Aufstellungen; eine neue Entwicklung auf dem Gebiete alttestamentlicher Forschung sei von ihm zu erwarten. —

1907 veröffentlichte B. eine kleine populär gehaltene Schrift »David und sein Zeitalter« (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig), die, auf sorgfältigen Einzelstudien beruhend, dem Gebildeten die Geschichte Davids darstellen will im großen Zusammenhange mit der allgemeinen Weltlage, wobei die Israel benachbarten Völkerschaften sowie auch die innerisraelitischen Verhältnisse geschildert werden. Mag auch des Verfassers Mißtrauen gegen die Quellen manchmal stärker als nötig, viel haltbar scheinender Stoff als ungeschichtlich bezeichnet und zuviel von mythologischen Motiven hineingeheimnist worden sein, ungemein anregend schreibt B., und er stellt in seinem Urteil David recht hoch. Er ist so groß wie Moses an schöpferischer Energie, der Schöpfer der israelitischen Nation, ja einer der Großen der Weltgeschichte.

Leider sollte es B. nicht mehr länger vergönnt sein, die Früchte seines rastlosen Forscherfleißes reifen, seine wissenschaftlichen Pläne verwirklicht zu sehen. Am 27. Oktober 1908 starb er, 50 Jahre alt geworden, nach eintägigem Kranklager. Über sein jähes Ende und die dunklen Schatten, die über die letzte Zeit seines Lebens sich gelagert hatten, schreibt sein Freund und Nachfolger auf dem Katheder, Prof. D. Dr. Staerk: »Nur wenige Außenstehende wissen etwas von der erschütternden Tragik dieses Todes. Prof. B. hatte im Mai d. J. seinen einzigen Sohn, einen körperlich schwächlichen, aber sehr begabten und frühreifen jungen Mann von 20 Jahren, der eben seine juristischen Studien begonnen hatte, verloren. Der entsetzlich qualvolle Tod des Sohnes traf die vereinsamten Eltern um so schwerer, als sie gehofft hatten, durch einen erfolgreichen Frühlingsaufenthalt an der Riviera für die körperliche Kräftigung des jungen Studenten gesorgt zu haben. Sie haben beide diesen Schlag nicht überwinden können. Zwar fand Prof. B. bald wieder in seiner akademischen Tätigkeit, in der er in gesunden Tagen ganz aufging, und in seinen mancherlei literarischen Arbeiten einige Ablenkung, aber es bedurfte doch der ganzen Kraft seines christlichen Glaubens — und er war eine starke christliche Persönlichkeit —, um sich nicht selbst zu verlieren, zumal auch die Sorge um die untröstliche Gattin am Marke seines Lebens zehrte. Gegen Ende des Sommers schien es fast, als wollte die alte Spannkraft und Arbeitsfreudigkeit wieder erwachen. Mit rastlosem Eifer machte sich Prof. B. an die Ausarbeitung der von ihm übernommenen Artikel für das von Schiele und Gunkel geplante Sammelwerk »Die Religion in Vergangenheit und Gegenwart«, um zu Beginn des Semesters damit fertig zu sein. Der Winter sollte neben der Kollegtätigkeit ganz der Vollendung der »Propheten« für das von dem Göttinger Verlage Vandenhoeck u. Ruprecht angeregte alttestamentliche Bibelwerk gewidmet werden — es ist anders gekommen. Schon längere Zeit litt Prof. B. an völliger Schlaflosigkeit; auch die von ihm so oft mit Erfolg angewandten Schlafmittel schienen nicht mehr zu helfen. Das hat ihn wohl verleitet, zwei Tage vor seinem Tode eine größere Dosis zu nehmen, als ihm vom Arzt gestattet war. Die Wirkung auf den durch Gram und Sorge und jahrelange geistige Überanstrengung geschwächten Körper konnte leider nicht ausbleiben. Das Herz versagte, und friedlich ist Prof. B. entschlummert. Wenige Stunden darauf hat seine Gattin in beginnender geistiger Umnachtung den Tod in der Saale gesucht und gefunden«.

Sein Tod bedeutet einen schweren Verlust für die thüringische Hochschule. Seinen Kollegen war er lieb und wert, seinen Schülern ein fördernder Lehrer. Die alttestamentliche Wissenschaft hätte ihm noch wertvolle Erträge seiner tiefgründigen Gelehrsamkeit zu danken gehabt. Er hatte vor, eine »alttestamentliche Theologie« und eine »Geschichte Israels« zu schreiben, beides unter Benutzung der neuen Kenntnisse, die die Erschließung des alten Orients vermittelt hat. Der Zusammenhang mit dem alten Orient und der weltgeschichtliche Hintergrund hätte da in bedeutsamer Weise Berücksichtigung gefunden. Er war vor allem aber auch »Theologe«. Der weite Blick, mit dem er die Aufgaben seiner alttestamentlichen Fächer umfaßte (1900—1902 hatte er auch im Theolog. Jahresbericht das Alte Testament behandelt), offenbart sich deutlich in jenen oben erwähnten Artikeln, die er für das neue Sammelwerk »Die Religion in Vergangenheit und Gegenwart« geschrieben hat, des Leidenden letzte Arbeit. In seinen zahlreichen Rezensionen, unter denen die Besprechung der Delitzschschen Vorträge über Babel und Bibel besonders hervorgehoben sei, verband er scharf eindringendes Urteil mit wohlwollender Anerkennung, auch wo er einen anderen Standpunkt einnehmen zu müssen meinte. —

Am kirchlichen Gemeindeleben nahm er regen Anteil, auch als Mitglied des Gemeindekirchenrates, dessen Sitzungen er regelmäßig, auch in den trübsten Tagen, beiwohnte. Das kirchliche Vereinsleben hat er eifrig gefördert. Auch der Jenaer Gustav Adolf-Verein hat in ihm viel verloren; denn in ihm versah er das Amt des Schriftführers mit großer Hingebung. In Weimar und Gotha war er ständiges Mitglied der theologischen Prüfungskommission. Einen Beweis seiner peinlichen Sorgfalt, die einen eigentümlichen Zug seines Wesens ausmachte, gab er hier dadurch, daß er die von ihm gestellten Themata stets schriftlich ausarbeitete und auch den Gang der mündlichen Prüfung vorher genau feststellte. Die Jenaische Fakultät ehrte ihn durch Verleihung des theologischen Doktorates; bei der Jubelfeier der Hochschule erhielt er den Titel »Geheimer Kirchenrat«. Sein Leben war das eines deutschen Gelehrten. Es ist Mühe und Arbeit gewesen. Und so ist's, trotz des jähen Abbruchs, doch köstlich gewesen.

Bukarest.

Pfarrer Lic. Fritz Bennewitz.

Ergänzungen und Nachträge.

Richter ¹⁾, **Eugen**, Politiker, * 30. Juli 1838 zu Düsseldorf, † 10. März 1906. — Hier stand sein Vater Adolf damals als Regimentsarzt; er war ein bekannter Autor auf medizinischem Gebiete, der Verfasser zahlreicher Artikel und Schriften, durch welche die Reform des preußischen Militär-Medizinalwesens gefördert worden ist. 1848 wurde er unter Ernennung zum General- und Korpsarzt nach Koblenz versetzt. Eugen, der älteste seiner beiden Söhne, trat hier in die Quinta des Gymnasiums ein, das er in regelmäßigem Aufsteigen durchlief. Schon in früher Jugend gewährte er den liberalen Ideen Aufnahme; ihr Geist herrschte im väterlichen Hause. Mit Eifer las der heranwachsende Jüngling die oppositionelle Kölnische Zeitung; er verschlang die Reden von Vincke, Wentzel und A. Reichensperger.

Da sein Interesse für das politische Leben schon so zeitig erwacht war, entschied er sich nach bestandenen Abiturienten-Examen für das Studium der Rechts- und Staatswissenschaften; allerdings schwebte ihm dabei bereits damals nicht sowohl eine eigentliche Bureau- und Beamtenlaufbahn, wie vielmehr eine freiere öffentliche Wirksamkeit als Ideal für die künftige Lebensgestaltung vor. Im Winter 1856 ließ sich der weit über sein Alter hinaus gereifte, kritisch verständig veranlagte Jüngling in Bonn immatrikulieren; darauf studierte er drei Semester in Heidelberg. Den rein juristischen Vorlesungen gewann er wenig Geschmack ab. In Bonn hörte er mit lebhaftestem Interesse Dahlmanns Politik, in Heidelberg bei Robert von Mohl Staatsrecht; am stärksten aber zog ihn die Nationalökonomie an. In Kolleg und Übungen wurde er Raus eifrigster Schüler: so gingen ihm die Lehren der klassischen Nationalökonomie in Fleisch und Blut über; er legte hier die Grundlagen für seine solide finanzwissenschaftliche Kenntnis, zugleich aber auch für seine unerschütterlichen freihändlerischen Überzeugungen. Auch zu journalistischer Tätigkeit wurde er damals angeregt; es glückte ihm, zwei Vorträge über aktuelle wirtschaftspolitische Fragen, die er bei Rau gehalten hatte, in der Presse unterzubringen. Im Winter 1858/59 wandte er sich nach Berlin, wo insbesondere Gneist und der Statistiker Dieterici auf ihn Eindruck machten. Aber mehr als alle Professoren interessierte ihn das Abgeordnetenhaus, in welchem sich gerade damals die Wirkungen der »Neuen Ära« bemerkbar machten. Nachdem er ein letztes Semester (Sommer 1859) wieder in Bonn verbracht hatte, bestand er im Herbst 1859 die erste juristische Staatsprüfung. Nicht nur äußerlich und förmlich hatten seine Lehrjahre damit ihr Ende erreicht; er war auch innerlich ein Mann

¹⁾ Totenliste 1906 Band XI 53*.

mit fertigen und abgeschlossenen Überzeugungen: sie waren ihm der unverrückbare Maßstab, den er fortan an alles legte, was an ihn herantrat, der sein Urteil über alles und jedes bestimmte.

Zwei Jahre arbeitete er jetzt, von 1859 bis 1861, als Auskultator beim Landgerichte in Düsseldorf; mehr und mehr fesselten ihn in dieser Zeit die aktuellen wirtschaftspolitischen Fragen. Er wurde Mitglied des vor kurzem (1858) entstandenen »Volkswirtschaftlichen Kongresses«, dessen Ziel eine einheitliche Regelung der wirtschaftlichen Verhältnisse für ganz Deutschland im Sinne des ökonomischen Liberalismus war. Er nahm teil an der Tagung des Vereins im September 1859 zu Frankfurt a. M.; auch in der Folgezeit stellte er sich regelmäßig zu den Konferenzen des Kongresses ein. Dabei lernte er die Häupter dieser wirtschaftspolitischen Richtung kennen, wie Karl Braun, Lette, Schulze-Delitzsch, Moritz Wiggers, Michaelis, Prince Smith, die Gebrüder Wirth, den Statistiker Engel, den »roten Becker«. Mit manchem von ihnen trat er in ein engeres Verhältnis, zumal mit Schulze-Delitzsch. Schon durch diesen Verkehr ward in R. die Ader zu praktisch-politischer Tätigkeit geweckt. Er schrieb polemische Artikel gegen die Schutzzöllner am Niederrhein; er trat in den Handels- und Gewerbeverein für Rheinland und Westfalen trotz dessen schutzzöllnerischer Haltung. Mehrfach ergriff er auf den Versammlungen dieses Vereins das Wort, nicht ohne Erfolg den eigenen freihändlerischen Standpunkt vertretend.

Bei seiner Neigung für eine mehr geschäftlich-verwaltende und politische Wirksamkeit entschloß sich R. zum Übertritte aus der juristischen Laufbahn in die Regierungskarriere. Am 9. Februar 1861 bestand er bei der Düsseldorfer Regierung die Prüfung als Regierungsreferendar mit dem Prädikate »ausgezeichnet«; schon zum Ende des Jahres wurde er auf einige Monate zum Vertreter des Landrats im Kreise Mettmann ernannt. Hier schrieb er eine Broschüre »Über die Freiheit des Schankgewerbes«, eine heftige Kritik der in Preußen bestehenden Verwaltungspraxis bei der Konzessionserteilung. Sie erschien 1862 und mißfiel der vorgesetzten Behörde so sehr, daß sie dem jugendlichen Autor einen scharfen Verweis einbrachte. Im August 1862 wurde er behufs Vollendung seiner Ausbildung der Domänenabteilung zu Magdeburg überwiesen, und hier gab sein literarisches Auftreten Anlaß zu einem neuen Konflikt, nämlich ein satirischer Artikel, den er über eine konservative Versammlung unter dem Titel »Eine Magdeburgische Spukgeschichte« in der Niederrheinischen Volkszeitung veröffentlichte. Nur persönliche Verwendung beim Minister v. Jagow, der ein Bekannter seines Vaters war, rettete den kecken Skribenten dieses Mal vor der Entlassung aus dem Dienste; er kam mit einer Strafversetzung nach Potsdam davon.

Ende 1862 nach Düsseldorf zurückgekehrt, bereitete sich R. zum Assessor vor. Trotzdem fand er noch Zeit, sich auf dem volkswirtschaftlichen Gebiete schriftstellerisch und praktisch-politisch zu beschäftigen. Vor allem lenkte das Auftreten Lassalles und die damals neu aufkommende sozialistische Arbeiterbewegung seine Aufmerksamkeit auf sich. In Wort und Schrift suchte er dem Absinken der Arbeitermassen aus dem liberalen in das sozialdemokratische Lager entgegenzuwirken. Er eröffnete damals jenen literarischen Kampf gegen die Sozialdemokratie, den er in der Folgezeit ununterbrochen und mit unverdrossenem Eifer weitergeführt hat. Im Düsseldorfer Handels- und Gewerbe-

Verein, sowie in Handwerkervereinen hielt er Vorträge gegen Lassalle; sie fanden solchen Anklang, daß er als Delegierter auf den ersten Verbandstag der Arbeiterbildungsvereine entsandt wurde, der unter der Ägide Sonnemanns und der Gebrüder Wirth den 7. und 8. Juni 1863 in Frankfurt a. M. stattfand; dabei machte er die Bekanntschaft von August Bebel, der damals »noch ein Paulus und nicht der spätere Saulus« war. Bekanntlich stellte sich dieser Kongreß noch auf den Standpunkt des Programms von Schulze-Delitzsch, und im selben Sinne wirkte R. jetzt auch in Düsseldorf praktisch, durch Gründung und Leitung eines Konsumvereins. Auch das wurde ihm von der Behörde verdacht. Zwar bestand er noch am 11. Mai 1864 das Assessorexamen; aber um ihn seinem bisherigen Wirkungskreise zu entziehen, versetzte man ihn nach Bromberg. Mangel an Mitteln verbot ihm, dahin zu gehen; er bewarb sich daher um den gerade vakanten Bürgermeisterposten von Neuwied, wurde jedoch wegen seiner politischen Gesinnung nicht bestätigt. Unter diesen Umständen reichte er sein Entlassungsgesuch ein; es wurde am 8. Dezember 1864 genehmigt.

Entschlossen, von der Feder zu leben und sich der Politik zu widmen, ging R. nach Berlin. Noch einmal verlegte er von dort seinen Wohnsitz vom Frühjahr 1865 bis Anfang 1866 nach Magdeburg; auf Wunsch der Eltern übernahm er nämlich eine Stellung als wissenschaftlicher Hilfsarbeiter bei der Magdeburger Feuerversicherungsgesellschaft. Aber bald zog es ihn nach Berlin zurück. Durch parlamentarische Korrespondenzen für die fortschrittlichen Provinzialzeitungen gewann er einen ausreichenden Lebensunterhalt; zugleich war er praktisch und literarisch als Gehilfe von Schulze-Delitzsch für das Genossenschaftswesen tätig. Er wurde Vorsitzender des Verbandes der Konsumvereine der Provinz Brandenburg und führte nach englischem Vorbilde die Abgabe von Quittungsmarken bei den Einkäufen an die Mitglieder als Grundlage für die Gewinnverteilung ein. Auf Anregung von Schulze-Delitzsch schrieb er das Buch »Die Konsumvereine, ein Not- und Hilfsbuch für deren Gründung und Errichtung« (1867), — eine Anleitung zur Gründung und Leitung von Konsumvereinen nach dem Muster, welches Schulze-Delitzsch für die Vorschußvereine verfaßt hatte.

Das Jahr 1866, ebendasjenige, in dem R. seinen festen Wohnsitz in Berlin zu dauernder Betätigung im politischen Leben im Sinne des Liberalismus nahm, bedeutete eine Epoche für die Geschichte des Liberalismus in Preußen; es trieb einen Keil in die Fortschrittspartei und bahnte eine neue Gruppierung der liberalen Parteien an, indem durch den nunmehr entstehenden National-liberalismus ein Teil des Fortschritts mit den bisher bestehenden gemäßigteren liberalen Fraktionen zu einer großen Einheit verschmolz. Für R. konnte es nicht zweifelhaft sein, welche Haltung er in diesem inneren Streite im fortschrittlichen Lager einnehmen mußte. Sachlich und persönlich stand er denjenigen Elementen der Fraktion nahe, die den Kampf gegen Bismarck fortsetzen und von der Bewilligung von Indemnität für die bisherige budgetlose Regierung nichts wissen wollten. Besonders eng waren ja seine Beziehungen zu Schulze-Delitzsch, der auch auf diesem Standpunkte der Unversöhnlichkeit verharrete. Auf die Empfehlung dieses seines Gönners hin wurde er in Nordhausen als Kandidat für die Wahlen zum Konstituierenden Norddeutschen Reichstage aufgestellt und zur allgemeinen Überraschung mit einigen hundert Stimmen Mehrheit gewählt. Das war um so bemerkenswerter, als es seine

Partei damals nur auf 19 Mandate brachte, während den Nationalliberalen 79 Sitze zufielen. Als zweitjüngster Abgeordneter mußte er als Jugendschriftführer fungieren. Das Wort ergriff er damals noch nicht; er scheute sich bei seiner Jugend, in die Debatten über die großen Verfassungsfragen einzugreifen, mit denen sich dieses Parlament zu befassen hatte. Mit seinen Parteifreunden war R. der Ansicht, daß das konstitutionelle System im Bismarckschen Verfassungsentwurfe nicht zur Genüge durchgeführt sei; daher stimmte er mit ihnen (ausgenommen nur Simon-Breslau) gegen die Norddeutsche Bundesverfassung.

Das Entgegenkommen, das die Nationalliberalen dem Bismarckschen Entwurf gezeigt hatten, wurde vom Fortschritt als eine Preisgabe der liberalen Grundsätze verurteilt; daher kam es beim nächsten Wahlkampfe zu einem heftigen Zusammenstoße zwischen den beiden liberalen Schwesterparteien. Mit besonderer Schärfe trat dabei gerade R. auf. Da der Nordhausener Kreis nur durch Übrumpelung gewonnen war, erschien eine abermalige Kandidatur R.s hierselbst aussichtslos; er bewarb sich daher um das Solinger Mandat. Zum Generalbevollmächtigten des fortschrittlichen Wahlvereins für Rheinland und Westfalen ernannt, errichtete er ein Wahlbureau in Düsseldorf und entfaltete daselbst eine höchst energische Agitation. Seinen Bemühungen im Westen hatte es die Fraktion vornehmlich zu danken, da die Wahlen im Osten für sie ganz unglücklich ausfielen, daß sie immerhin in einer Stärke von 31 Mitgliedern in den Norddeutschen Reichstag einziehen konnte. Er selbst unterlag freilich gegen den damals nationalliberalen Georg von Bunsen. Sein Auftreten zog ihm überdies mehrere Strafprozesse zu; wegen Majestätsbeleidigung wurde er zu zwei Monaten Gefängnis verurteilt, in der Berufungsinstanz jedoch freigesprochen.

Also »in den parlamentarischen Ruhestand versetzt«, benutzte R. die Muße, welche ihm die journalistische Berufsarbeit ließ, zu intensiven finanzwissenschaftlichen Studien. Der Mangel an einer übersichtlichen Darstellung des Finanzwesens in Preußen und Deutschland erweckte in ihm den Plan, ein Werk dieser Art in mehreren Bänden zu schreiben. Auf den Arbeiten, die er diesem Zwecke widmete, baute sich die meisterhafte Kenntnis des preußischen und des Reichs-Finanzwesens auf, die ihn später auszeichnete und an die erste Stelle als Etatsredner rückte. Es war ihm freilich nicht möglich, sein damaliges Vorhaben auszuführen; denn schon im Januar 1869 wurde er bei der Ersatzwahl für den Präsidenten Lette in Königsberg i. N. zum Mitgliede des Abgeordnetenhauses gewählt und dadurch der parlamentarischen Wirksamkeit wiedergegeben. So begnügte er sich denn mit der Darstellung des Staatsschuldenwesens als desjenigen Teiles der Finanzverwaltung, wofür ihm der Stoff in der Hauptsache am meisten abgeschlossen erschien. Die Frucht dieser Beschäftigung liegt vor in dem Buche »Das preußische Staatsschuldenwesen und die preußischen Staatspapiere« (1869). Für das Gebiet der Finanzen wissenschaftlich also am besten gerüstet, suchte sich R. hier zuerst ein Objekt der parlamentarischen Bewährung. Am 13. Februar 1869 trat er im Abgeordnetenhouse zum ersten Male als Redner auf; er sprach über die Annahme ausländischer Kassenscheine. Bei den Landtagswahlen von 1870 wurde R. für den Kreis Hagen-Schwelm gewählt; er hat seitdem diesen Wahlkreis mit Ausnahme von zwei Legislaturperioden (1879 bis 1882 für Berlin IV und 1893 bis 1898 für Berlin II) bis zu

seinem Ausscheiden im Jahre 1905 im Abgeordnetenhaus vertreten. Die Wahlen zum ersten Deutschen Reichstage im Frühjahr 1871 brachten ihn auch in diese Körperschaft, zuerst für Schwarzburg-Rudolstadt. Auch dem Reichstage gehörte er nunmehr ununterbrochen an, seit 1874 gleichfalls für den Kreis Hagen.

Eben seine Kenntnis des Finanzwesens war es, wodurch R. sehr bald zu Geltung in der Fraktion und im Parlamente gelangte. Auch seine erste Reichstagsrede war dieser Materie gewidmet, in der dritten Sitzung der ersten Session, am 24. März 1871. Sie war getragen von der Tendenz zur Festigung der parlamentarischen Befugnisse, die auch in der Zukunft der oberste Zielpunkt seiner politischen Bestrebungen blieb. Kaum hatte sich der Reichstag konstituiert, so plädierte R. nämlich für die unverzügliche Bildung einer Budgetkommission; bei einem zweiten Anlaufe, der fünf Tage später erfolgte, drang er damit durch. Sofort in die Kommission selbst hineingewählt, beteiligte er sich fortan sowohl in ihr wie auch im Plenum ständig an der Beratung über die Etats- und Rechnungsvorlagen; auch wurde er in ihr zum Referenten über den Nachtragsetat der Postverwaltung bestellt. Seine erste größere Rede hielt er am 2. Mai 1871 gegen den konservativen Antrag Wilmanns auf Einführung von Börsensteuern. Satirisch glossierte er den Versuch, »angesichts der französischen Milliarden neue Verkehrssteuern einzuführen«; er verlangte vielmehr Steuerentlastungen und zumal als »Dotations für das arme Volk« die Abschaffung der Salzsteuer. In der Tat ging denn auch der Reichstag über den Antrag zur einfachen Tagesordnung über.

In allen den Materien, die später R.s eigentliche Domäne in der parlamentarischen Verhandlung und Diskussion werden sollten, griff er schon im Laufe dieser ersten Legislaturperiode des Deutschen Reichstages ein. An den Beratungen über das Militärwesen beteiligte er sich zum ersten Male, als das neue Militärpensionsgesetz dem Parlamente vorlag, sodann bei der Erstreckung des (1867 bewilligten) Militär-Pauschquantums von 270 Mill. Mark auf weitere drei Jahre. Die Fortschrittspartei verlangte, daß mit dieser »formalen Beschränkung des Geldbewilligungsrechtes« ein Ende gemacht, daß das allgemeine Budgetrecht auch hinsichtlich des Militärwesens hergestellt, und daß daher auch dieses Gegenstand jährlich wiederkehrender Verhandlung würde. Diesen Standpunkt seiner Fraktion vertrat R. bei der ersten Beratung des Reichshaushaltes für 1872; er erklärte zugleich, daß sie noch immer an der Forderung der zweijährigen Dienstzeit festhalte. Die Vorberatung der Pauschalforderung wurde einer besonderen Kommission übertragen, in der seitens der Fortschrittspartei R. und Hoverbeck Delegierte wurden; sie unterwarfen hier zusammen mit Lasker die »der parlamentarischen Kritik vollständig entwöhnten« Vertreter der Militärverwaltung »einem ziemlich ausgedehnten Kreuzverhör, einem Examen rigorosum«, wie der Kriegsminister v. Roon sagte. Seither war R. stets Mitglied der Militärkommissionen, und die Verhandlungen über Militäretat und Militärorganisation erfreuten sich seitdem stets seines besonderen Interesses — nicht gerade zum Vergnügen der Regierungskommissare.

Was die Kirchenpolitik anbelangte, so gehörte R. zu der Minderheit unter seinen Fraktionsgenossen, die dem Kulturkampfe abgeneigt war. Bei der Diskussion über den »Kanzelparagraphen« sprach er im Rahmen dieser Minorität. Sein kirchenpolitisches Ideal war die Trennung von Staat und Kirche.

Daher empfahl er die Aufhebung des Polizeizwanges zum Taufen der Kinder, die Befreiung des Religionsunterrichtes vom Schulzwange, die Einführung von Zivilstandsregistern und der obligatorischen Zivilehe, voller Vereins- und Versammlungsfreiheit, Gewährung von Privatschulen, Aufhebung der geistlichen Schulaufsicht und Sistierung der Dotation der Kirche aus öffentlichen Mitteln. Auch das Jesuitengesetz fand späterhin nicht seine Billigung. Vom ersten Beginne seiner parlamentarischen Wirksamkeit treten jedenfalls deren vornehmste Richtungslinien klar und deutlich zutage: Streben nach Durchführung des liberalen Programms im ganzen Umfange seiner Forderungen auf geistigem, wirtschaftlichem und auf rein politischem Gebiete; daher vor allem Streben »nach einer wirklich parlamentarischen Regierung« im Gegensatze zum Bismarckschen »Scheinkonstitutionalismus«. Unverrückbar hatte er dieses Ideal vor Augen, und jede Abweichung vom geraden Wege, die zu diesem Ziele führte, jedes Kompromiß mit der Regierung oder mit andern Parteien, das davon abwich, deuchte ihm ein Abfall vom liberalen Prinzipie.

In den Bahnen, die sie nun einmal also eingeschlagen hatte, bewegte sich R.s Politik in der Folgezeit. Während der Session von 1872 kam es bei der Beratung über die von R. betriebene Aufhebung der Salzsteuer zum ersten rednerischen Zusammenstoße zwischen ihm und Bismarck; der Kanzler zog über die Abgeordneten her, welche die Wähler durch Schmeicheleien und Versprechen von Steuererleichterungen verlockten, erklärte jedoch auf Einspruch R.s, er habe diesen nicht persönlich dabei im Auge gehabt. Einen besonderen Eifer entfaltete R. im Sommer 1872 in der Kommission über die Verteilung und Verwendung der französischen Kriegsentschädigung; es war dabei sein Hauptziel, »möglichst viel von den Milliarden alsbald zu dezentralisieren und damit aus dem Gesichtskreise der Militärverwaltung zu bringen«. Über 3½ Milliarden wurde jetzt bereits verfügt, über den Rest im Betrage von 1½ Milliarden im folgenden Jahre (1873); es wurde damals der Invalidenfonds geschaffen, und R.s Werk war es, daß dieser nach dem Muster der Reichsschuldenverwaltung unter eine ganz selbständige Verwaltung gestellt wurde.

Im November 1873 fanden die Neuwahlen für Landtag und Reichstag statt; in beiden gewannen die Liberalen die Mehrheit, und die Zahl der Fortschrittler wuchs dort auf 72, hier auf 49. Im Kampfe gegen das von der Regierung gewünschte Äternat (1874) war R. einer der Haupttrüfer, ebenso gegen das von den Nationalliberalen schließlich konzedierte Septennat. Seine Rede gegen das letztere konnte freilich nur die Bedeutung eines demonstrativen Protestes haben. Er kennzeichnete es als »ein Mißtrauensvotum gegen das deutsche Volk«, als einen »Vorbehalt des Absolutismus gegen das parlamentarische Regierungssystem in militärischen Angelegenheiten«; die Annahme berührte ihn »persönlich« als die »erste parlamentarische Niederlage in einer großen Frage«. Immerhin hatte er im selben Jahre auch einige Erfolge zu verzeichnen, die schon 1871 von ihm beantragte Aufhebung der Mehl- und Schlachtsteuer, sowie des Zeitungs- und Kalenderstempels im Zusammenhange mit dem Reichspreßgesetze, für das er eben deshalb trotz gewisser ihm unangenehmen Bestimmungen, wie z. B. betreffend den Zeugniszwang, seine Partei zu votieren bewog.

Der Umschwung in der inneren Politik Bismarcks, die von ihm geplante Reichsfinanzreform und seine Wendung zum Schutzzollsystem, trieben den

Fortschritt seit 1875 in eine immer entschiedenere Opposition; an ihre Spitze trat R., seit dem zur selben Zeit erfolgten Tode Hoverbecks der einflußreichste Führer in seiner Fraktion. Er kreuzte Bismarcks Unternehmen einer Verstaatlichung der Eisenbahnen zugunsten des Reichs bereits in den ersten Anfängen. Die Landtagswahlen vom Herbst 1876 waren für die Pläne Bismarcks keineswegs günstig, da sie noch einmal die bisherige liberale Mehrheit erneuten; immerhin brachten die Reichstagswahlen vom Anfange des Jahres 1877 eine Verstärkung der Konservativen um etwa 20 Mandate auf Kosten der Nationalliberalen. Das war insofern wichtig, als sich jetzt für Bismarck die Aussicht bot, für seine neue Politik eine Regierungsmehrheit zu finden, bestehend aus den Konservativen und dem Gros der Nationalliberalen. Es kam nur darauf an, dieses von dem entschieden freihändlerischen linken Flügel der Partei unter Lasker abzutrennen oder wenigstens den Einfluß dieser Gruppe innerhalb der Gesamtfraktion zu brechen. Damit setzten die Versuche Bismarcks zur Zertrümmerung der nationalliberalen Partei an; sie entbehrten nicht des Erfolges, indem bekanntlich zuerst die ausgesprochen schutzzöllnerischen Elemente (1879) und später (1880) in der Sezession die ebenso energisch freihändlerisch gerichteten Mitglieder vom Gros abfielen. Damit hebt eine neue Epoche in der Geschichte des preußisch-deutschen Liberalismus an. Er verliert seine ausschlaggebende parlamentarische Machtstellung; die Nationalliberalen schwanken eine Zeitlang zwischen Opposition und gouvernementaler Gefolgschaft, bis sich schließlich bestimmte Gruppen nach beiden Richtungen hin voneinander absondern. Der Fortschritt unter R. tritt in eine grundsätzliche Opposition, vermag aber nur insoweit etwas auszurichten, als das Zentrum, sei es aus parteitaktischen Rücksichten, sei es aus Rücksichten auf seine Wählermassen, denselben Weg geht. Die Kombination Richter-Windthorst gewinnt ihre für Bismarck retardierende Wirkung.

Durch eine entsprechende Gestaltung des Ministeriums wollte Bismarck die Voraussetzung für die neue, konservativ-rechtsnationalliberale Mehrheitsbildung schaffen, die er zunächst nach den Wahlen von 1877 anstrebte. Es sollte von den ihm unangenehmen Elementen gereinigt werden, nämlich von Camphausen und Stosch; dagegen sollte Bennigsen hineingezogen werden. Die Etatsrede R.s vom 10. März 1877 mußte Bismarck als Vorwand zu einem parlamentarischen Vorstoße gegen Camphausen und Stosch dienen; beide sollten dadurch zur Demission gezwungen werden. Das Unternehmen mißglückte. Camphausen reagierte nicht auf den Angriff des Kanzlers, und Stosch reichte zwar sein Entlassungsgesuch ein, wurde jedoch vom Kaiser abschlägig beschieden, und als Bismarck nun seinerseits um den Abschied bat, widerfuhr ihm ein Gleiches. Er zog sich auf seine Güter zurück, und allem Anscheine nach bestand eine latente Kanzlerkrisis. Unter der Hand wurde an seiner Beseitigung gearbeitet; seine Unentbehrlichkeit lag freilich gerade damals mehr als je aus Gründen der äußeren Politik auf der Hand, da der russisch-türkische Krieg auszubrechen drohte. Bis in die Reihen des Fortschritts hinein reichte diese Überzeugung; Hänel gab ihr im Reichstage kräftigen Ausdruck, — nicht gerade zu R.s Wohlgefallen. Noch später war R. der Ansicht, daß Bismarck damals besser beseitigt worden wäre; er meinte, es wäre dann die ganze »reaktionäre Gesetzgebung« unterblieben, die sich zu jener Zeit vorbereitete.

Die Stellung Bismarcks blieb unerschüttert; aber die Verhandlungen mit Bennigsen scheiterten, — vermutlich daran, daß der Kanzler merkte, Bennigsen fasse seinen eventuellen Eintritt ins Ministerium im Sinne einer demnächstigen Überleitung der Verfassung in das parlamentarische System auf. Im Februar 1878 hielt er die berühmte Rede über das Tabaksmonopol, die in Wahrheit eine Absage an die Nationalliberalen war. Wenn in dieser Diskussion (am 23. Febr.) auch R. das Wort ergriff, um den Kanzler und das nunmehr offen durch diesen vertretene Tabaksmonopol zu bekämpfen, so war das ein Redescharmützel, das mit dem Gange der Hauptschlacht nichts zu tun hatte. Bennigsen trat in entschiedene Opposition. Bei der Beratung des ersten Sozialistengesetzes nach dem Hödelschen Attentate im Mai 1878 ging er mit R. zusammen, der die Gelegenheit nicht ungenützt vorbeigehen ließ, ohne dem Kanzler seine dereinstigen Beziehungen zur Sozialdemokratie und insbesondere zu Lassalle vorzuhalten.

Aus dieser Verlegenheit, den ihm die geschlossene Opposition des gesamten Liberalismus bereitete, wurde Bismarck durch das Nobilingsche Attentat befreit. Er löste den Reichstag in der Hoffnung auf, daß die Neuwahlen unter dem Eindrucke dieser Schandtats einen Ruck nach rechts bringen würden. Daß es ihm dabei zum mindesten auch darum zu tun war, auf diese Weise eine für seine Steuerpläne günstige Mehrheit zu bekommen, das wollte R. durch ein Flugblatt, das in mehr als einer Million Exemplaren unter dem Titel: »200 Millionen neuer Steuern« verbreitet wurde, den Wählern zum Bewußtsein führen; er wurde daher wegen öffentlicher Verbreitung erdichteter Tatsachen, um Staatseinrichtungen oder Anordnungen der Regierung verächtlich zu machen, in Anklagezustand versetzt. Ziemlich lange zog sich der Prozeß hin, schließlich mit einem Freispruche endigend, da inzwischen die tatsächliche Entwicklung die Richtigkeit von R.s Voraussage bestätigt hatte.

Der Wahlkampf war nicht so siegreich, wie Bismarck erwartet hatte. Zwar verloren die Liberalen die Mehrheit; aber sie behielten noch 160 Sitze, die Nationalliberalen davon 100. Es lag nun die Möglichkeit einer doppelten gouvernementalen Mehrheitsbildung vor, indem die Konservativen entweder mit dem Zentrum oder mit den Nationalliberalen zusammengehen konnten. Durch die zweite Kombination wurde jetzt das Sozialistengesetz unter Dach und Fach gebracht; durch ihre Verluste bei den Neuwahlen eingeschüchtert, wagten die Nationalliberalen dagegen keinen Widerstand mehr. R.s Widerspruch (in der Rede vom 12. Oktober) nützte in diesem Falle ebensowenig, wie im Folgejahre gegen den neuen Zolltarif, für den Bismarck die erste Kombination nutzbar zu machen mußte. R. erblickte in Bismarcks Zoll- und Wirtschaftspolitik nichts als eine Verteuerung der notwendigsten Lebensmittel, eine Ausbeutung des ganzen Volkes zugunsten bestimmter bevorzugter Schichten. In einer Rede, die er Ende Februar 1879 in der Debatte über die Verlängerung des Handelsvertrages mit Österreich-Ungarn hielt, gab er dieser Stimmung Ausdruck, indem er die Bismarcksche Wirtschaftspolitik als einen Appell an den Egoismus und das Masseninteresse kennzeichnete. Privatim bemerkte Bismarck darauf, daß ihn diese Angriffe nicht rührten, und daß er sich vorgenommen habe, R. nicht mehr zu antworten.

Auch durch die Herausgabe von Flugblättern und Broschüren stellte R. damals seine Tätigkeit in den Dienst der Freihandelsache: was aber konnte das

alles bei der parlamentarischen Konstellation nützen? Schon wetteiferten das Zentrum und die schutzzöllnerisch gesinnten Elemente unter den Nationalliberalen darin, sich bei Bismarck den Rang abzulaufen, und die Germania gab Eugen R. den Rat, sich nach einem andern Wahlkreise umzusehen, da sich das Zentrum hüten würde, in Hagen noch einmal für ihn den Ausschlag zu geben. Am 4. Mai kam R. gegen die Zolltarifvorlage zu Worte. Er führte aus, daß die Agitation für die Agrarzölle künstlich von oben in die Kreise der Landwirtschaft hineingetragen sei, und verteidigt die direkten Steuern als die normale Hauptart der Belastung des Landes. Er sprach seine Ansicht dahin aus, daß für den Kanzler die Finanzaizölle die Hauptsache seien, und daß die ganze Vorlage nur darauf hinauslaufe, die parlamentarischen Befugnisse im Reiche und in den Einzelstaaten zu mindern, daß sie liege »in der Richtung zum absolutistischen Einheitsstaate«; er schloß mit dem Bekenntnisse der Doktrin, daß wirtschaftliche und politische Freiheit nicht voneinander zu trennen seien: »Die wirtschaftliche Freiheit hat keine Sicherheit ohne politische Freiheit, und die politische Freiheit findet ihre Sicherheit nur in der wirtschaftlichen Freiheit.«

Schon schien sich damals eine Konjunktion zwischen Fortschritt und freihändlerischen Nationalliberalen anzubahnen. Auf dem Berliner »Städtetag« vom 17. Mai hielt Forckenbeck beim Festbankett im Zoologischen Garten den berühmten Toast: es sei an der Zeit zur Bildung einer umfassenden liberalen Partei, deren Kern das freisinnige Bürgertum bilden, und die auch wirtschaftlich freisinnig sein müsse. Das war eine unverkennbare Absage an den rechten Flügel seiner Partei und eine Annäherung an den Fortschritt. Aber der zeigte kein so großes Begehren, die dargebotene Bruderhand zu ergreifen. R. hielt eine Ansprache, die gleichsam die Antwort auf die Forckenbecksche Werbung gab. Er führte darin aus, daß man getrennt marschieren, aber vereint den Feind schlagen müsse. Das machte den Eindruck, als ob er von einer Fusion nichts wissen wollte, und es wurden ihm auch Vorwürfe in dieser Richtung gemacht. Er blieb jedoch dabei, daß sich »neue Parteibildungen niemals unter dem Eindrucke eines Trinkspruches vollziehen könnten«. In der Tat hatten Verhandlung und Annahme des Zolltarifes in ihrem ganzen Verlaufe nicht sowohl eine Abspaltung des freihändlerischen, wie vielmehr des schutzzöllnerischen Flügels vom Gros der Nationalliberalen schließlich zur Folge; zugleich aber ward das innere Band zwischen denen um Bennigsen und der Gruppe Forckenbeck-Lasker-Bamberger doch schon so sehr gelockert, daß auch ihr Zerfall nur noch eine Frage der Zeit war.

Den Kanzler allein und persönlich machte R. für die neue Phase in der inneren Reichspolitik verantwortlich: »Ehe nicht das ganze Regierungssystem des Kanzlers aufhört, ehe nicht der Kanzler selbst aufhört zu regieren, wird Deutschland nicht zur Ruhe kommen.« Auch in der Presse ließ er damals den Ruf erschallen: »Der Herr Reichskanzler — Fürst Bismarck muß fort von seinem Platze!« In der festen Hoffnung, daß das Volk ein fürchterliches Strafgericht über die verkehrte Wirtschaftspolitik Bismarcks vollziehen würde, gab er für die bevorstehenden Landtagswahlen Herbst 1879 eben diese Parole aus: »Fort mit Bismarck!« Eben damals erschien als der Vorläufer seines späteren ABC-Buches anonym eine lexikalisch geordnete Übersicht über die politischen Zeit- und Streitfragen unter dem Titel: »Der liberale Urwähler, oder was man vom Wählen wissen muß.« Aber seinen Bemühungen blieb der

Erfolg versagt; die Landtagswahlen vom 8. Oktober 1879 brachten den vollkommenen Bankerott des Liberalismus für Preußen. Sowohl Nationalliberale wie auch Fortschrittler verloren fast die Hälfte ihrer Sitze; jene sanken auf etwa 100, diese auf einige 30 hinab. Die liberale Mehrheit, die in Preußen seit dem Beginne der »Neuen Ära«, zwei Jahrzehnte hindurch, bestanden hatte, war vorbei, und zwar für immer. R. fiel in seinem Wahlkreise Hagen durch, wie ihm ja die Germania angedroht hatte, und mußte einen Unterschlupf in Berlin suchen, der durch das Dreiklassensystem garantierten Hochburg des Fortschritts. Hatte er die Parole »Fort mit Bismarck!« ausgegeben, so hatte ihm das beinahe die eigene parlamentarische Existenz gekostet. Er schrieb den Umschwung den Beeinflussungen durch den Regierungsapparat, der Zerrfahrenheit der Nationalliberalen und der Unterstützung der Konservativen durch das Zentrum, vor allem aber dem Umstande zu, daß die agrarischen Lockungen Bismarcks die früher liberalen Elemente in der Landbevölkerung zum großen Teile in das konservative Lager hinübergezogen hätten. Von diesen Faktoren änderte sich in der Folgezeit wenigstens der eine sehr schnell zugunsten des Fortschritts. Das Zentrum erkannte, wie wertvoll ihm selber der Fortbestand einer »unentwegten« liberalen Opposition war. Denn es gelangte dadurch in eine taktisch höchst günstige Position, da die drohende Aussicht auf eine Koalition zwischen ihr und dem Zentrum die leitenden Staatsmänner zu Nachgiebigkeit und Entgegenkommen den eigenen Wünschen gegenüber zwingen mußte. Daher lag dem Zentrum viel an der Erhaltung der Fortschrittspartei, und insoweit diese in der Folgezeit besondere Wahlerfolge errang, so war das häufig dem klerikalen Sukkurse zu verdanken: das kam später gerade in den Verhältnissen des Hagener Wahlkreises R.s zum Ausdrucke. Auf der andern Seite mußte diese Wahlhilfe, die gelegentlich auch erwidert wurde, sowie die Art und Weise, wie die Fortschrittspartei — zwar keineswegs der Intention zufolge, sondern auf Grund der für sie maßgebenden politischen Prinzipien und der allgemeinen parlamentarischen Konstellation — faktisch den Machtaspirationen des Zentrums Vorschub leistete, den entschiedenen Liberalismus im Lichte eines Vorspannes und Alliierten des Zentrums erscheinen lassen.

Im wesentlichen gestaltete sich die Entwicklung so, daß in der Folgezeit die Fortschrittspartei unter R.s Führung in gewissen Fragen von allgemeiner politischer Bedeutung zusammen mit dem Zentrum in der Opposition stand, während in Sachen der Wirtschafts- und Sozialpolitik das Zentrum dem Fortschritte das Vergnügen gestattete, seinen praktisch unwirksamen Freihändlerischen Standpunkt zu betonen. Gegen sie beide wurde 1880 das Sozialistengesetz auf vier Jahre verlängert; dieselbe Konstellation trat auf bei der Erneuerung des Septennates. Sie war das Werk Bennigsens, während der linke Flügel der Nationalliberalen nur für ein Triennat war. Mit Eifer schürte R. diesen Zwist unter den Nationalliberalen, indem er bei der zweiten Lesung heftige Angriffe gegen Bennigsen schleuderte, dessen Politik darauf hinauslaufe, den Unterschied zwischen konservativ und nationalliberal zu verwischen, das Volk zu Gouvernentalismus und politischer Indifferenz zu erziehen. Rickert antwortete darauf, indem er noch einmal »das positive Zusammengehen der Konservativen und Nationalliberalen als die natürliche Grundlage der inneren Entwicklung im Gegensatze zu der stets negativen und unfruchtbaren Haltung der Fortschrittspartei feierte«; das reizte R., bei Gelegenheit der

dritten Beratung »mit Herrn Rickert und dem von ihm vertretenen National-liberalismus gründlich abzurechnen«. Er tat Rickert Unrecht, wenn er ihn ohne weiteres mit dem rechten Flügel des Nationalliberalismus zusammenwarf; immerhin war Rickert derjenige vom linken Flügel, der sich am längsten gegen dessen »Sezession« im Spätsommer 1880 sträubte. Der Union zwischen Sezession und Fortschritt, die innerhalb des letzteren von Anfang an besonders durch Hänel und Virchow gewünscht wurde, stellte sich R. allerdings sehr kühl gegenüber; er traute der neuen Gruppe doch nicht recht, da er sie noch zu sehr als im Banne nationalliberaler Unbeständigkeit und Wankelmütigkeit befangen erachtete; er hielt sie vor allem für unsichere Kantonisten im Kampfe gegen Bismarck, den er mit unverminderter Schärfe betrieb und als sein höchstes Ziel unverrückt im Auge behielt.

Auf die Wahlen von 1881 setzte er in dieser Hinsicht alle seine Hoffnungen; er war fest davon überzeugt, daß das deutsche Volk des Bismarckschen Regimes müde sei. Am 10. Juli 1880 bereits erließ er eine Kundgebung, worin er für die nächsten Wahlen eine »entscheidende Wendung« prophezeite: »Die Anzeichen eines in weiten Kreisen des Volkes sich vollziehenden Umschwunges der Ansichten mehren sich. Die Regierung beschleunigt denselben, indem sie Fehler auf Fehler häuft, bald diese, bald jene Kreise des Volkes gegen sich aufregt. Die meisten Vorgänge lassen selbst manche der taktischen Eigenschaften vermissen, welche früher dem Kanzler zu seinen großen Erfolgen verhalfen. So zieht er sich denn eine Niederlage nach der andern in der öffentlichen Meinung zu.« Aufs schärfste kritisierte er die politische Tätigkeit der Söhne Bismarcks; die antisemitische Bewegung in Berlin steigerte die Spannung. Er warf dem leitenden Staatsmanne vor, daß sich dieser gegen sie allzu wohlwollend neutral verhalte, so daß sich die Antisemiten berechtigt halten könnten, ihn als Protektor anzusehen, und soviel ist gewiß, daß Bismarck es schwerlich ungern gesehen hätte, wenn durch sie der ihm verhaßte Berliner »Fortschritts-ring« gesprengt worden wäre. Die Debatten in der Wintersession 1880/81 im Landtage über den Nachlaß an direkten Steuern, wobei sich Bismarck und R. — freilich aus ganz verschiedenen Gründen — zu überbieten trachteten, sowie über das Verwendungsgesetz, oder wie R. es spöttisch nannte, das »Verschwendungsgesetz« betreffend die Überweisung von Überschüssen der indirekten Reichssteuern an die Kommunalverbände gaben reichlichen Anlaß zu rednerischen Zusammenstößen zwischen den beiden Gegnern, — nicht minder in der Frühjahrssession 1881 des Reichstages die Etatsberatung, die Lex Tiedemann und der Beginn der sozialen Gesetzgebung, die Bismarck damals durch den Entwurf über die Unfallversicherung zu inaugurieren unternahm. R. betrachtete sie lediglich unter dem Gesichtspunkte eines neuen Lockmittels, durch das Bismarck die Massen zu kaptivieren strebte; er leugnete die Notwendigkeit des Versicherungszwanges und erklärte ihn als den ersten Schritt zur Anbahnung der kommunistischen Gesellschaft, da mit demselben Rechte, wie das Versicherungswesen, auch der Grundbesitz verstaatlicht werden könnte. Am heftigsten war der Zusammenprall beim Bismarckschen Antrage auf Verlängerung der Legislaturperioden auf vier Jahre mit nur zweijähriger Berufungsperiode; dieser Versuch einer Verfassungsänderung im Sinne einer Reduktion des Parlamentarismus rief R.s erbittertsten Widerspruch hervor, vor allem des Kanzlers Angriffe auf diejenigen Abgeordneten, die Journalisten

und berufsmäßige Parlamentarier zugleich seien: »Sie stehen vermöge ihrer Mensurpraxis außerordentlich im Vordergrund. In den Volksversammlungen kennen wir ja die Typen; sie haben sich zu rhetorischen Klopffechtern ausgebildet, die es hier im Reichstage natürlich nicht gibt.« Die ironische Beziehung auf R. war unverkennbar; er erwiderte, indem er als des Kanzlers höchstes Ideal »eine große Partei Bismarcks *sans phrase*« hinstellte. Immer gereizter wurde die Tonart hüben und drüben. Als R. bei der Frage des Hamburger Zollanschlusses dem Bundesrate Nichtachtung des bundesstaatlichen Verhältnisses und des geltenden Verfassungsrechtes vorwarf, verließ dieser unter der Führung des Ministers v. Bötticher demonstrativ den Sitzungssaal. Und ebenso verfuhr Bismarck in der Folgezeit, wenn R. sprach.

Und in der Tat: obwohl der Wahlkampf im Herbst 1881 von seiten der Regierung in erster Linie gegen Fortschritt und Sezession geführt worden war, obwohl die offiziöse Presse keinen Zweifel darüber gelassen hatte, daß die Parole »Für oder gegen Bismarck« laute, fielen den Liberalen mehr als anderthalbhundert Sitze zu, und zwar mehr als $\frac{2}{3}$ davon den Linksliberalen, dem Fortschritt etwa 60, der Sezession an die 50. Das bedeutete eine persönliche Niederlage des Kanzlers, eine Absage an seine innere Politik. Mit den Nationalliberalen zusammen hatten die Konservativen keine Mehrheit mehr, und mit dem Zentrum nur dann, wenn alle dessen Annexe mitgingen und vollzählig auf dem Platze waren, was höchst unsicher war. Unbeschreiblich war der Jubel in R.s Lager über den 19. Oktober 1881, »unsern Siegestag«. Die Chancen der Opposition erschienen um so stärker, wenn es gelang, ihr die Nationalliberalen durch Herstellung eines gemeinsamen Bandes zwischen den drei liberalen Gruppen einzufügen. In der Tat wurde daran gearbeitet, und die Politik der Nationalliberalen war sogar nach dem Zusammentritte des neuen Reichstages zunächst nicht gerade regierungsfreundlich gerichtet, so die Rede Bennigsen vom 16. Dezember gegen den Minister von Puttkamer über die Wahlbeeinflussungen; versöhnlicher schon war seine Haltung bei der Debatte über den Kaiserlichen Erlaß vom 4. Januar 1882 betreffend die politische Betätigung der Beamten, in der sich vornehmlich wiederum Bismarck und R. entgegentraten. Die Bestrebungen des Gothaer Parteitages aller Liberalen am 1. Oktober 1882 behufs Zusammengehens aller liberalen Fraktionen bei den Wahlen scheiterten am Widerspruche R.s, der sich gegen jede Gemeinsamkeit mit den Nationalliberalen erklärte und in seiner Partei seinen Willen zur Geltung zu bringen wußte. Den Rückzug aus dem politischen Leben, den Bennigsen im folgenden Jahre antrat, legte R. dahin aus, daß auch Bennigsen nunmehr endlich erkannt habe, wie sehr das Zusammenwirken der Liberalen ein Unding sei.

Die gesamtliberale Utopie war verflogen; aber es kam jetzt zu einer Fusion zwischen Fortschritt und Sezession. Der Hauptvertreter des Fusionsgedankens innerhalb des Fortschrittes war bisher Hänel gewesen; R. hatte sich dagegen bisher ziemlich unlustig verhalten. Nun aber war er es, der die Idee aufnahm und Hänel (Anfang 1884) bestimmte, seine persönlichen Beziehungen zu den Sezessionisten dieser Richtung nutzbar zu machen und mit ihnen Verhandlungen anzuknüpfen. Das treibende Motiv dafür war die Rücksicht auf die für 1884 bevorstehenden Reichstagswahlen. Bei den Wahlvorbereitungen, die er eben damals einleitete, hatte er nämlich sehr trübe Erfahrungen gemacht: er stieß auf Ermattung und Einschüchterung; die Geldsammlungen gingen schlecht

vonstatten; er fühlte sich persönlich erschöpft und ohne genügende Mitarbeiter. Auch fand er die dem Fortschritte damals zur Verfügung stehenden parlamentarischen Kräfte nicht ausreichend; Kandidaten waren oft kaum aufzutreiben, und in vielen Kreisen herrschte Neigung zu sezeessionistischen Kandidaturen. Die Neigung auf der sezeessionistischen Seite zu Entgegenkommen war nicht gerade übermäßig groß; es war Hänel nicht leicht, zum Ziele zu kommen. Erst nach wochenlangen schwierigen Verhandlungen kam die Einigung zustande; am 5. März gaben die beiden Fraktionen, elf Tage später die beiderseitigen Parteitage ihre Zustimmung. Darauf, daß man zu diesem Ergebnisse schließlich gelangte, war von großem Einflusse die Erwägung, daß bei dem in Aussicht stehenden Thronwechsel, mit dem ja ein Umschwung der politischen Gesinnung und des Regierungssystems an Allerhöchster Stelle verbunden sein mußte, eine große und geschlossene entschieden liberale Partei vorhanden sein müsse, die sich dem neuen Herrscher zur Verfügung stellen, und an der er einen parlamentarischen Rückhalt haben könne.

Die auf die Fusion gesetzten Hoffnungen erfüllten sich nicht. Zwischen den alten Fortschrittlern und Sezeessionisten erhielt sich eine latente Spannung, die sogar beständig wuchs. Bei den Wählern im Lande war die Vereinigung schlecht vorbereitet worden. Die Wahlen, die im Herbst 1884 stattfanden, zerstörten den Traum einer großen liberalen Volksbewegung, der die Bildung der Freisinnigen Partei begleitet hatte. Allgemein fielen die Wähler ab, nach rechts und nach links; nur $\frac{3}{5}$ ihrer Mitglieder wurden wiedergewählt (67 gegen 105), und auch das nur infolge Unterstützung von klerikaler und sozialdemokratischer Seite. Das war für dieses Mal eine offenbare Absage an den Liberalismus, und zwar vor allem wegen seines negierenden Verhaltens gegen die soziale Gesetzgebung: in diesem Punkte freilich waltete kaum eine Verschiedenheit zwischen dem Fortschritt der R.schen Observanz und dem sezeessionistischen Manchestertum ob; den Anfängen der Kolonialpolitik aber stand R. nicht so ablehnend gegenüber wie Bamberger. Inwieweit die freisinnige Opposition im Reichstage von Geltung sein würde, das hing vom Zentrum ab. Wenn Freisinn und Zentrum zusammengingen, war die Regierung machtlos; das taten sie z. B. bei der Streichung der verlangten Stelle eines zweiten Direktors im Auswärtigen Amte. Anders freilich war das bei der von Bismarck damals neuerdings betriebenen Erhöhung der Agrarzölle: eben da, wo die eigentlichen Ziele der freisinnigen Politik lagen, im Kampfe für den Freihandel, versagte die oppositionelle Verbindung mit dem Zentrum.

Gerade von den Agrarzöllen hatte R. eine wirksame Parole für die Neuwahlen erwartet; abermals sah er sich allerdings getäuscht. Die Landtagswahl von 1885 besiegelte den Rückgang der Partei in Preußen. Sie kostete ihr wiederum ein Dutzend Mandate; daß die Verluste nicht noch ärger waren, dafür sorgte das Zentrum, das ihr Verschwinden zugunsten der Gouvernemen-talen befürchtete. Dafür ging R. mit Windthorst in der Beseitigung des Kulturkampfes, und es kam wohl vor, daß gerade hierbei sein Eingreifen in die Diskussion dem Kanzler sehr unangenehm wurde, da er ihm gelegentlich recht bittere Wahrheiten zu sagen wußte. Nicht nur gegen die Regierung und die Rechte mußte er damals freilich mit Wort und Feder fechten. Auch in der linksstehenden Presse wurden heftige Angriffe gegen ihn laut, so in der Frankfurter Zeitung, in den demokratischen Blättern Lenzmanns, in der Breslauer Zeitung,

im Berliner Tageblatt und in der Weserzeitung. Zur wirksameren und selbstständigeren journalistischen Vertretung seines Standpunktes begründete er 1885 die »Freisinnige Zeitung«; doch klagte er noch lange nachher über ihre ungenügende Abonnentenzahl.

Erst die Erneuerung des Septennates im Winter 1886/87 gab dem Kanzler die Möglichkeit, die Bildung einer gouvernementalen Mehrheit im Reichstage wieder anzustreben. Getreu ihren alten budgetrechtlichen Grundsätzen wollten sich R. und Windthorst auf eine so lange Bindung des parlamentarischen Bewilligungsrechtes nicht einlassen. Nun glaubte Bismarck den Augenblick gekommen, nicht nur den Freisinn, sondern auch mit Hilfe der päpstlichen Intervention das Zentrum zu vernichten; er löste den Reichstag auf und erzielte in der Tat eine konservativ-nationalliberale Mehrheit, das sog. »Kartell«. Aber dank der Geschicklichkeit Windthorsts und dessen geistreicher Rede im Kölner Gürzenich blieb der Zentrumsturm aufrecht. Die Zeche bezahlte der Freisinn; ohne die Hilfe von Zentrum und Sozialdemokratie wäre er ganz zertrümmert worden; er sank herab auf nur 32 Mandate, also auf kaum $\frac{1}{3}$ des parlamentarischen Besitzstandes, über den er bei seiner Begründung verfügt hatte. Und die Uneinigkeit war jetzt größer wie zuvor. Zu den nach wie vor bestehenden Differenzen zwischen R. und den früheren Sezessionisten kam ein ungeschickter und zweckloser Vorstoß Bambergers und seiner ehemaligen Genossen gegen Hänel, wobei sich R. energisch auf die Seite des letzteren stellte. Und in eben diesem Momente der äußersten parlamentarischen Bedeutungslosigkeit des Freisinns trat das Ereignis ein, auf das der Linksliberalismus seit Jahrzehnten seine Aussicht, jemals dereinst zur Macht zu gelangen, aufgebaut hatte, auf das hin die Fusion vornehmlich vollzogen worden war, — der Thronwechsel. Keineswegs verhehlte der todkranke Kaiser seine politischen Sympathien. Er billigte die Angriffe des Freisinns gegen das »System Puttkamer« und die scharfe Rede, die R. am 26. Mai 1888 über die Kartellparteien und ihre Loyalität gegenüber dem Herrscherhause hielt, und die in der Forderung der Ministerverantwortlichkeit gipfelte; es folgte darauf (am 8. Juni) der Sturz des dem Freisinn so verhaßten Ministers; aber schon eine Woche später schied Friedrich III. aus dem Leben.

Zum Range einer Regierungspartei oder einer im Sinne des parlamentarischen Systems herrschenden Partei aufzurücken, das war unter dem neuen Monarchen für R. und seine Fraktion von vornherein ausgeschlossen. Daß die alten fortschrittlichen Elemente mit unerschütterlicher Festigkeit an ihm hingen, das zeigte sein fünfzigster Geburtstag (30. Juli 1888); sie überreichten ihm dabei eine Ehrengabe von 100 000 Mark. Die Werbekraft des Freisinns bei der großen Masse der Bevölkerung war freilich erschöpft; bei den Landtagswahlen vom 6. November sank die Zahl seiner Mandate auf 29 herunter. Auf sozialpolitischem Gebiete verharrte R. bei seiner ablehnenden Haltung; unter seiner Führung stimmte die Partei fest geschlossen am 24. Mai 1889 gegen die Alters- und Invaliden-Versicherung. Bei den Wahlen zum Reichstage im Frühjahr 1890 wuchs zwar die Zahl der freisinnigen Sitze auf mehr als das Doppelte, nämlich auf 69; dieses günstige Resultat aber war nicht ein Ergebnis der eigenen Kraft, sondern einer glücklichen Parteikonstellation. Aus den Urwahlen waren nur 19 freisinnige Abgeordnete hervorgegangen; wo nun in den Stichwahlen Kartell und Freisinn gegenüberstanden, stimmten für diesen Sozial-

demokratie und Zentrum, während andererseits die Anhänger der alten Kartellparteien, zumal Nationalliberale und Reichspartei, dem freisinnigen Kandidaten zum Siege über die Sozialdemokratie verhalfen. Für R. war damals das einzige Ziel, das er blindlings verfolgte, die Zertrümmerung des Kartells; es war ihm gleichgültig, ob darüber Zentrum und Sozialdemokratie hochkamen. Da sich Hänel dieser Wahltaktik nicht anschließen konnte, erhoben sich Differenzen zwischen den beiden Führern.

Noch ehe der neue Reichstag zusammentrat, erfolgte das Ereignis, das schon so lange das Ziel der Bemühungen R.s gewesen war, — der Sturz Bismarcks. Wenn irgend etwas die Freude und den Jubel zu trüben vermocht hätte, die ihn darüber erfüllten, und denen er recht kräftigen Ausdruck gab, so konnte es höchstens das Bewußtsein sein, daß sein jahrelanger Kampf gegen den Kanzler darauf nicht den geringsten Einfluß gehabt hatte. Die Militärvorlage, mit der der neue Kanzler, v. Caprivi, debütierte, stieß bei ihm auf den schärfsten Widerspruch. Damit stimmten freilich die ehemaligen Sezessionisten nicht überein; sie waren zu Entgegenkommen geneigt, da sie von Caprivi eine Wendung in der Wirtschafts- und Kolonialpolitik erwarteten. Die alte Abneigung gegen R. brach bei ihnen aus: sein Auftreten war ihnen zu herrisch, überhebend und verletzend, nicht minder die Kampfweise seiner Freisinnigen Zeitung, die auch die Mitglieder der eigenen Fraktion keineswegs schonte. Eine förmliche Parteirevolte brach aus. Die Wahl zum Vorsitzenden in dem die Geschäfte leitenden Dreizehner-Ausschusse am 19. Mai fiel nicht wieder auf R., der bisher an der Spitze gestanden hatte, sondern auf Schrader. Von den elf Ausschußmitgliedern, die bei der Sitzung zugegen waren, hatten die früheren Fortschrittler, fünf an Zahl, für R., die früheren Sezessionisten, gleich stark, gegen ihn gestimmt; den Ausschlag hatte Hänel gegeben. Ein erbitterter Konflikt in der Parteipresse knüpfte sich an diese Begebenheit; das Wort führte vor allen in der »Nation« Barth, in der »Freisinnigen Zeitung« R. selber; dieser zeigte sich unzweifelhaft dem Gegner bei weitem überlegen. Es stellte sich heraus, daß in der Fraktion und bei den Parteigenossen im Lande R. den größeren Anhang besaß. Schließlich kam ein Kompromiß zustande, das in Wahrheit einen Sieg R.s bedeutete; R. erhielt wieder den ersten Vorsitz, Schrader die zweite Stelle, nur daß beide im Vorsitze abwechseln sollten. Und auch in der Militärfrage setzte R. noch einmal in der Fraktion seinen Willen durch; sie stimmte geschlossen dagegen, konnte aber dadurch die Annahme (28. Juni 1890) nicht verhindern, da sich die Mehrheit des Zentrums unter Windthorst dafür entschied.

Im wesentlichen blieb es somit bei der oppositionellen Haltung R.s auch in der Ära Caprivi. Die Aufnahme Miquels ins Kabinett konnte ihm nicht im Lichte einer Konzession an den Liberalismus erscheinen; er bekämpfte die Steuerreform des neuen Finanzministers, nicht minder den Zedlitzschen Volksschulgesetzentwurf. Wie heftig freilich auch der Widerstand war, den der Freisinn unter R. bei dieser und andern Gelegenheiten dem neuen Kanzler entgegenstellte, so bestand doch zwischen ihnen ein gewisses Verhältnis gegenseitigen Wohlwollens; wenigstens lag den Freisinnigen nicht das geringste am Sturze des leitenden Staatsmannes, mit dem sie ja — zumal in der Wirtschaftspolitik — mancherlei Berührungspunkte hatten. Bei den alten Sezessionisten steigerte sich eben deshalb sogar die Neigung zu Konnivenz gegen die Regierung, und

so wurde jetzt der Bruch zwischen den beiden Richtungen im Freisinn endlich perfekt. Ende 1892 brachte Caprivi eine neue Militärvorlage ein, die eine ganz beträchtliche Erhöhung der Friedenspräsenzstärke verlangte, daneben aber die alte fortschrittliche Forderung der zweijährigen Dienstzeit für die Infanterie gewährte und sich auch in budgetrechtlicher Hinsicht wenigstens dem alten sezessionistischen Standpunkt näherte, indem sie für die Mannschaften die Feststellung der Friedenspräsenzstärke innerhalb jeder Legislaturperiode zugestand. R. erklärte, die bisherigen Wehrverhältnisse seien ausreichend, die Finanzlage und die wirtschaftlichen Verhältnisse machten eine weitere Steigerung der Militärlasten unmöglich. Die Sezessionisten waren zu Entgegenkommen geneigt, das Zentrum anfänglich dagegen, schließlich unter Einwirkungen von Rom aus gespalten. Der Freiherr von Huene stellte als Führer der bewilligungsfreundlichen Minderheit im Zentrum einen Vermittlungsantrag; er wurde am 6. Juni 1893 abgelehnt, da auch die große Mehrheit seiner Fraktion verneinend votierte. Auch vom Freisinn stimmten schließlich nur 6 Abgeordnete dafür, — so wenige allerdings lediglich deshalb, weil sich die andern Freunde der Vorlage im Freisinn durch taktische Manöver der Konservativen verhindert fühlten. Aber der Riß in der Fraktion ließ sich doch nicht mehr verkleistern; eine allzu-große gegenseitige Erbitterung war unter dem Eindrucke dieser Vorgänge im freisinnigen Lager erwachsen. Der Reichstag wurde nach der Verwerfung des Hueneschen Kompromisses sofort aufgelöst; für die Neuwahlen, die schon auf den 15. Juni angesetzt wurden, mußte die Militärvorlage die Parole bilden, und so war denn die Auflösung der Fusion unvermeidlich. Noch am Abend des 6. Juni fand eine Fraktionssitzung statt; R. stellte den Antrag, daß die Abstimmung der sechs für den Antrag Huene mit der Gesamthaltung der Partei unvereinbar sei; er wurde mit 27 gegen 22 Stimmen angenommen, und nunmehr erklärte die Minderheit ihren Austritt, — im wesentlichen die alten Sezessionisten und die früheren Fortschrittler aus Schleswig-Holstein unter Hänel's Führung. Selbst die Vereinbarung gemeinsamen Vorgehens bei den Wahlen scheiterte an R.'s Widerspruche. Dieser inneren Zersetzung und Auflösung des Freisinns folgte die äußere Katastrophe. Im ersten Wahlgange am 15. Juni errang die »Freisinnige Volkspartei« R.'scher Observanz nicht ein einziges Mandat; erst in den Stichwahlen brachte sie es mit Hilfe von Sozialdemokratie und Zentrum auf 23 Sitze, und auch die »Freisinnige Vereinigung« vermochte nur 13 Vertreter durchzusetzen. Den Hauptvorteil hatten die Konservativen, Antisemiten und Nationalliberalen: durch sie mit Einschluß der Polen und durch die Freisinnige Vereinigung wurde die Militärvorlage eine Woche später perfekt. Besiegelt wurde der Rückgang des Linksliberalismus durch die Landtagswahlen vom 7. November 1893: von 30 sank die Zahl seiner Mandate herab auf 20, von denen 14 der Volkspartei und 6 der Vereinigung angehörten. —

In drei große Abschnitte zerfällt die politische Wirksamkeit Eugen R.'s. Der erste reicht vom Beginne seines Auftretens bis zur Wendung in der inneren Politik Bismarcks und der dadurch herbeigeführten Zerbröckelung des Nationalliberalismus, der zweite von da bis zur Auflösung der freisinnigen Partei. In der dritten Periode, die von 1893 bis zu seinem Tode lief, war R.'s Rolle gegen früher bedeutend beschränkt. Er war der Führer einer kleinen Gruppe ohne wesentlichen Einfluß auf den Gang der Dinge, — vor allem dadurch matt-gesetzt, daß das Zentrum, im Besitze der ausschlaggebenden parlamentarischen

Stellung, diese nicht mehr annähernd so wie früher im Sinne der Opposition ausnützte, sondern in ein mehr positives Verhältnis zur Regierung trat.

Stark zusammengeschmolzen war das Häuflein, das sich seit 1893 um R. scharte. Weder die Reichstagswahlen noch auch die Landtagswahlen von 1898 und 1903 änderten sehr viel an der Zahl der Mandate der Freisinnigen Volkspartei, auch nicht der Freisinnigen Vereinigung. Im Reichstage ging sie sogar zurück, während R. zumal 1903 noch das massenhafte Anschwellen der von ihm so heftig bekämpften Sozialdemokratie erleben mußte. Im Anfange machte sich wohl noch selbst innerhalb dieser so kleinen Gruppe einiger Widerstand gegen ihn geltend. Im August 1894 veröffentlichte die Freisinnige Volkspartei den Entwurf eines neuen Parteiprogramms; es forderte vornehmlich freiheitliche Grundsätze in Staats- und Kommunalverwaltung, Förderung der Volksbildung, Schonung der wirtschaftlichen Schwachen in der Besteuerung, Unterstützung der internationalen Friedensbestrebungen. Der Eindruck, den es machte, war nicht gerade sehr überwältigend; der sozialpolitische Teil wurde vielfach verspottet; mit Ausnahme der Blätter, die R. nahestanden, wurde es selbst in der freisinnigen Presse kühl aufgenommen, und in einer Berliner freisinnigen Wählerversammlung machte sich offener Widerspruch dagegen geltend. Der Parteitag vom 30. August lehnte die Ausdehnung des allgemeinen direkten Wahlrechts auf die Gemeinden, die Trennung von Staat und Kirche, die obligatorische Fortbildungsschule ab; in einem großen Teil der freisinnigen Presse wurden diese Beschlüsse, die auf R. selbst zurückgeführt wurden, lebhaft angegriffen. Noch ärger platzten die Geister auf dem Eisenacher Parteitage für Thüringen vom 21. bis 23. September 1893 aufeinander los. Die allgemeinen Punkte des Programms rein politischer Natur zeitigten keine Meinungsdivergenzen; eine erregte Diskussion jedoch entspann sich über die Volksschule, und nur mit Mühe vermochte R. die von ihm gewünschte Ablehnung der Volkseinheitsschule durchzusetzen. Zahlreiche Elemente in der Freisinnigen Partei waren mit dem Verlaufe unzufrieden. Die Volkszeitung veröffentlichte eine Zuschrift, in der u. a. ausgeführt wurde: »Es hat sich auf dem Parteitage eine Unsumme von Unzufriedenheit angehäuft, weil R. bei jedem kritischen Fall die Kabinettsfrage stellte. Sobald ein der Parteileitung nicht genehmer Antrag Aussicht auf Annahme zu haben schien, drohte R. mit seinem Rücktritt. Die treuesten alten Anhänger sind verstimmt und werden in ihrem Schaffen erlahmen. Der Parteitag in Eisenach ist der Todestag der Freisinnigen Volkspartei, das ist der Ausspruch vieler Delegierter zum Parteitage . . . Der Abgeordnete R. befolgt dieselbe Taktik, die er bereits auf dem Berliner Parteitage versucht hat. Denn schon auf diesem hat der Abgeordnete R. mit seinem Rücktritt gedroht, wenn die Forderung des allgemeinen gleichen Wahlrechts für die Kommunen in das Programm aufgenommen würde. Was diese Taktik bedeutet, wird erst dann verständlich, wenn man weiß, daß niemand mit größerer Spottlust sich darauf losstürzte, als der Abg. R., wenn der frühere Reichskanzler bei kritischen Gelegenheiten die Kabinettsfrage stellte.« Ganz so schlimm wurde es freilich nicht, wie dieses Prognostikon befürchtete: je länger, um so fester und unbestrittener wurde die Autorität R.s innerhalb der Freisinnigen Volkspartei, so daß man wohl sagen konnte, daß der Führer und die Partei eins wurden; nach dem Ausscheiden von Hänel und der Sezessionisten gab es niemanden mehr in der Fraktion, der R. die Stange zu halten fähig oder gewillt war.

Die Annahme des russischen Handelsvertrages im Frühjahr 1894 bezeichnete den Höhepunkt einer Handels- und Wirtschaftspolitik des Reiches, die den Intentionen der Liberalen entgegenkam, soweit es die Verhältnisse gestatteten; aber die Stellung ihres Trägers, des Reichskanzlers v. Caprivi, war bereits ernstlich erschüttert, wie schon daraus hervorging, daß sich ohne sein Vorwissen der Kaiser um jene Zeit mit Bismarck aussöhnte. Caprivis Fall im Zusammenhange mit der vom Herrscher gewünschten Umsturzvorlage (Oktober 1894) wurde von R. in der Tat als eine Äußerung des »persönlichen Regiments« des jugendlichen Herrschers empfunden; indem er im Reichstage Herrn v. Bötticher, der die Entlassungsordre gegengezeichnet hatte, nach den Gründen des Kanzlerwechsels fragte, machte er darauf aufmerksam, daß diese jedenfalls nicht auf dem Gebiete parlamentarischer Beschlüsse lägen: »Denn Graf Caprivi hat sich seit der Wahl dieses Reichstages stets in den wichtigsten Beschlüssen die Zustimmung der Mehrheit des Hauses erworben.« Mit Bismarck hatte er sich innerlich immer noch nicht ausgesöhnt. Im Reichstage sprach er am 23. März 1895 gegen den Antrag, den Altreichskanzler zu seinem achtzigsten Geburtstage zu beglückwünschen: er verkenne nicht die großen Verdienste Bismarcks um das deutsche Einigungswerk und die auswärtige Politik Deutschlands; aber es handle sich bei dem geplanten Huldigungsakte um eine Ausbeutung dieser Verdienste im parteipolitischen Interesse; auch müsse Bismarck als ein Ganzes und Ungeteiltes beurteilt werden, und da sei zu erwägen, daß er der Träger eines Systems der inneren Politik gewesen sei, das dem System des Liberalismus und des parlamentarischen Wesens, dem Interesse an Volk und Vaterland entgegengesetzt, und das zu bekämpfen daher patriotische Pflicht gewesen wäre, daß er Interessenkämpfe geschürt habe, welche die Volkseinheit zersetzten, auf weite Volkskreise demoralisierend einwirkten, und daß er noch jetzt nach seinem Rücktritte die öffentliche Meinung in einer Richtung beeinflusse, welche die Einlenkung der inneren Politik in gesündere Bahnen verhindere oder erschwere. Die Enthüllungen Bismarcks über den deutsch-russischen Neutralitätsvertrag von 1884 bis 1890 zum Ende des Jahres 1896 riefen auch R. auf die Tribüne; er beschuldigte Bismarck des Vertrauensbruches und des Verrates eines Staatsgeheimnisses; immerhin plädierte er »mit Rücksicht auf sein hohes Alter und sein Verdienst« dafür, daß in diesem Falle einmal »Gnade für Recht ergehe«.

Das Motiv, welches er durch seine Anfrage über die Gründe von Caprivis Sturz hatte durchklingen lassen, nämlich die Anklage gegen das jetzt waltende »persönliche Regiment«, variierte er noch häufig, so vor allem in der großen Rede, die er am 18. Mai 1896 bei der Beratung der reichsgesetzlichen Regelung des Vereinswesens hielt. Es hagelte darin von Angriffen auf die Regierung, die jeden Halt verloren habe und unter der Vormundschaft des Herrn v. Stumm stehe; sie schloß mit den Worten: »Wo ist heute ein einheitlicher zielbewußter Wille, der nicht von plötzlichen Launen getragen wird? Wo ist eine Garnitur von Ministern, die ihre Meinung vertreten? Man sieht nur geschmeidige Höflinge, avancierte Bureaukraten und schneidige Husarenpolitiker, Handlanger, aber im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Man soll nicht vergessen, daß Deutschland keine angestammte Dynastie hat. Es ist gesagt worden, daß das monarchische Bewußtsein geschwunden ist seit dem Tode Kaiser Friedrichs. Der monarchische Gedanke wird sich in Deutschland noch lange halten, weil das Entstehen

des Staates eng verwachsen ist mit der Monarchie, weil die Taten der Vorfahren noch wirken auf die Nachkommen. Aber es wird an dem monarchischen Kapital gezehrt in einer Weise, wie es noch vor zehn Jahren nicht möglich war, nicht durch die Agitatoren der Sozialdemokratie, sondern infolge von Vorgängen, die sich der parlamentarischen Erörterung entziehen, die aber weite Kreise des Volkes ergriffen haben bis weit in das Beamtentum, bis ins Offizierkorps hinein. Deutschland ist ein monarchisches, konstitutionelles Land, aber nach dem *sic volo sic jubeo* oder *regis voluntas suprema lex*, da mag man vielleicht in Rußland regieren; das deutsche Volk läßt sich auf die Dauer nicht danach regieren.« Der anwesende Minister v. Bötticher antwortete nicht darauf; man sagte, daß das nicht für ihn ohne Folgen geblieben sei. Anlaß zu ähnlichen Ausfällen boten ihm die Jerusalemreise des Kaisers, der Gesetzesentwurf über den Schutz Arbeitswilliger; ausdrücklich vertrat er auch (14. März 1899) den Anspruch des Reichstages, die Reden des Kaisers zu besprechen. Noch zum Anfange des Jahres 1903 glaubte er die Existenz einer Kabinettpolitik konstatieren zu dürfen, die die Minister zu willenlosen Handlangern herabdrücke; dazu gab ihm den Anstoß das bekannte Swinemünder Telegramm an den Prinzregenten von Bayern, das er als ein »Schweineglück« für das Zentrum erklärte.

Seinen alten liberal-parlamentarischen Grundsätzen blieb er in der inneren Politik jedenfalls treu bis an sein Ende. Wie den Antisemitismus, so bekämpfte er die Sozialdemokratie; von drastischer Wirkung sind die Reden, die er in den neunziger Jahren gegen Bebel und über den sozialdemokratischen Zukunftsstaat hielt. Wiederholt forderte er die Beseitigung der mecklenburgischen Verfassung und die Einführung der Diäten für die Mitglieder des Reichstages; ein auf dieses letztere Postulat bezüglicher Antrag R.s wurde am 26. März 1897 angenommen, blieb aber ohne Erfüllung. Die Polenvorlage bekämpfte er 1902 als ein verfassungswidriges Ausnahmegesetz, das nur die Ausdauer und die Solidarität des Polentums stärken werde, als Ausdruck von »Chauvinismus und Überdeutschtum«. Und was das Finanzwesen anbelangte, so blieb er erst recht bei seinen alten Maximen. Die Miquelsche Steuerreform, alle neuen finanziellen Belastungen fanden in ihm, nach wie vor, einen scharfen Kritiker und heftigen Gegner; er eiferte gegen die Steuerplackereien, gegen den Ausgleichsfonds, die Thesaurierungspolitik und die obligatorische Schuldentilgung. Auch in der Gewerbepolitik verharnte er unentwegt auf dem Standpunkte des ökonomischen Liberalismus. Er lehnte die Zwangsinnungen ab, nicht minder auch die Handwerkerkammern und alle staatliche Organisation des Handwerks, indem er dabei blieb, daß die freie und selbständige Genossenschaft die einzige für das Gewerbe zulässige und zuträgliche Form der korporativen Vereinigung sei. Die neue Militärvorlage von 1898, die eine abermalige Verstärkung gegen die Konzession jährlicher Festlegung der Friedenspräsenzstärke verlangte, hatte nicht seinen Beifall. Auswüchse und Mißstände im Militärwesen reizten ihn zu scharfem Angriffe, der oft weit über das Ziel hinausschoß; insonderheit forderte er eine weniger exklusive Zusammensetzung des Offizierkorps.

Seine größten Schmerzenskinder aber waren in dieser letzten Periode seines parlamentarischen Auftretens die Kolonien und die Marine. Immer wieder tadelte er, daß die Verwaltung der Kolonien allzu bürokratisch und militärisch betrieben würde. Er war gegen den Gesetzesentwurf betreffend die Post-Dampfschiffs-Verbindungen mit überseeischen Ländern und später gegen

die Bahnbauten in Afrika, da sie allzu unrentabel seien. Er sprach dem überseeischen Besitze des Reiches jegliche Zukunft ab und meinte, alles Geld, was man da hinein stecke, sei verloren. Wenn er auch zuerst mit der Haltung der Regierung in der Transvaalfrage nach dem Jamesonschen Friedensbruche einverstanden war, so besorgte er doch, daß sich daran weitere Verwicklungen und Aspirationen auf deutscher Seite knüpfen könnten, nämlich im Streben nach Weltmachtpolitik und Vergrößerung der Flotte. Später fand er dann auch (März 1897), daß die Einmischung in Transvaal den deutschen Handel in England schädige, ganz ebenso wie die Teilnahme an der Aktion wegen Kreta den Levantehandel; nicht minder betrachtete er in der Folgezeit mit Mißtrauen die ostasiatische Expedition und die Festsetzung in Kiautschou. Er widersetzte sich allen Marine-Verstärkungen; immer wieder wetterte er gegen die »uferlosen Flottenpläne«. Bei der zweiten Beratung des Flottengesetzes im Jahre 1898 war der Haupt Gesichtspunkt seiner Opposition parlamentarisch-konstitutioneller Natur, nämlich die Rücksicht auf die dauernde Bindung des Budgetrechtes, die dem Reichstage dadurch zugemutet wurde; unwillig polemisierte er gegen Rickert und das Zentrum, die ihn in dieser Frage allein ließen. Noch größer war sein Mißmut bei der Diskussion über die Flottenvorlage von 1900. Auch dieses Mal rügte er wieder die lange Bindung des Bewilligungsrechtes auf nicht weniger als zwanzig Jahre: Die Flottenbestrebungen stammten nicht, so führt er aus, wie dereinst die Einheitsbewegung von unten, sondern würden künstlich von oben geweckt und genährt; sie seien zum Teil ein Produkt der »Ordensstreberei«; die Vergrößerung der Seemacht würde keinen andern Erfolg haben, als die Eifersucht der übrigen Nationen entfachen und dadurch dem deutschen Seehandel mehr schaden als nützen. Das war überhaupt das Thema, das er unaufhörlich variierte: Der Handel ist ganz unabhängig von der Flotte. Wie das Militär, so waren ihm auch Kolonien und Marine lediglich unproduktive Zwecke, und zum Ende seiner parlamentarischen Laufbahn kam er schließlich noch einmal (15. März 1901) soweit, ein Loblied auf die Ära Bismarck anzustimmen: Dem ersten Kanzler hätten »glücklicherweise« die Phantasien einer Weltmachtpolitik noch fernelegen.

Als seinen Hauptfeind freilich sah er die seit der Epoche der Caprivischen Handelsverträge verstärkt einsetzende agrarische Bewegung an. Alle Steuervorlagen, die dem agrarischen Interesse zu dienen schienen, riefen ihn sofort auf den Plan. Er bekämpfte den Antrag Kanitz auf Schaffung des Getreideeinfuhrmonopols (Januar 1896), wobei er sich in Übereinstimmung mit der Regierung befand; nicht minder war das der Fall bei der Kanalvorlage, für die er in ihrem ganzen Umfange eintrat; doch tadelte er die Maßregelung der »Kanalrebellens«. Zumal mit Bülow's Haltung den Agrariern gegenüber war er unzufrieden; er warf ihm vor (5. März 1901), daß er Handel und Industrie zugunsten der Landwirtschaft vernachlässige. Demgemäß verwarf er den Bülow'schen Zolltarifentwurf als »eine einseitige Begünstigung der Landwirtschaft«; bei der ersten Beratung widersprach er (2. Dezember 1901) jeglicher Erhöhung der Lebensmittelzölle: mit solchen Tarifen, so setzte er auseinander, sei die von der Regierung proklamierte Weltpolitik unvereinbar, und die große Flotte werde demnach überflüssig. Trotz seiner prinzipiellen Gegnerschaft wider die Vorlage machte er jedoch die Obstruktion nicht mit, welche gegen sie zum Ende des folgenden Jahres seitens der Freisinnigen Vereinigung und der Sozialdemokratie

zur Anwendung gebracht wurde. Ihm schwebte das Ziel vor, »durch eingehende sachliche Beratungen die Differenz zwischen der Regierung und der Rechten über die Höhe der Zölle zu erweitern, so daß eine Verständigung bedeutend erschwert, wenn nicht überhaupt vereitelt worden wäre«. Ob er das erreicht hätte, ist ja mehr als fraglich; sicher ist es freilich, daß durch die Obstruktion die Verständigung zwischen der Regierung und den Konservativen erleichtert wurde. Aber nicht nur als taktisch verfehlt verurteilte R. die Obstruktion, sondern auch prinzipiell, nämlich als einen Verstoß »gegen den Grundgedanken des Parlamentarismus«. Er wollte die parlamentarische Würde, das Recht der Mehrheit auch da geschützt wissen, wo sein aktuelles Parteiinteresse darunter zu leiden hatte, und so konnte ihm selbst die offiziöse »Norddeutsche Allgemeine Zeitung« bei seinem Hinscheiden das ehrenvolle Zeugnis ausstellen: »Der Versuchung, der andere Politiker erlegen sind, die Ziele des Freihandels auf einem dem tiefsten Geiste des Parlamentarismus zuwiderlaufenden Wege zu verwirklichen, hat er widerstanden.« Bis zuletzt hielt er also fest an den politischen Idealen seiner Jugend. —

Schon bei diesen Kämpfen um den Zolltarif war R.s Befinden nicht mehr das beste. Schon 1903 trat er im Parlamente weniger aktiv hervor, als man es sonst von ihm gewöhnt war; noch mehr war das der Fall im Jahre 1904. Als Junggeselle hatte er sich ganz bis wenige Jahre vor seinem Ende dem politischen Berufe gewidmet. Erst 1901 heiratete er, und zwar die Witwe seines Freundes Parisius: so wurde ihm in den letzten Jahren seines Lebens ein behagliches Heim und in seinem bald eintretenden Leiden treue Pflege zuteil. Nach den Anstrengungen des Reichstagswahlkampfes von 1903 kränkelte er sichtbar. Zuerst waren es rheumatische Schmerzen, die ihn peinigten; im Herbst 1904 stellte sich dann ein Augenleiden ein, das die Folge von Arterienverkalkung mit Herzschwäche war. Schon im März 1904 legte er die Redaktion der Freisinnigen Zeitung nieder. Am 15. Juni desselben Jahres sprach er zum letzten Male im Reichstage »wegen der Zurücksetzung dringender Bedürfnisse der Heimatpolitik hinter den Forderungen für eine falsche Kolonialpolitik«, am 26. eben dieses Monats im Abgeordnetenhaus; er gab dabei seiner alten, fest eingewurzelten Abneigung gegen die indirekten Steuern Ausdruck durch die charakteristischen Worte: »Ich bin in erster Reihe hier Vertreter der Gesamtheit, Vertreter der Steuerzahler und habe dieselben zu schützen die Pflicht, wenn ich nicht drückende, den Verbrauch gerade der minder wohlhabenden Klassen belastende Steuern herbeiführen will.« Seit dem Sommer 1904 konnte er den parlamentarischen Sitzungen nicht mehr beiwohnen; zum Ende des folgenden Jahres mußte er sich davon überzeugen, daß eine Wiederaufnahme der parlamentarischen Tätigkeit vorderhand unmöglich sei; daher legte er am 1. Dezember 1905 sein Landtagsmandat nieder. Noch überwand er eine Lungenaffektion, die ihn befel; als er schließlich am 10. März 1906 verschied, war es für ihn eine Erlösung von schwerer Qual. — —

Umfassende Kenntnisse, ungewöhnliche Redegabe, rastlose Arbeitskraft, eiserne und furchtlose Energie und Selbstlosigkeit des Charakters, — das waren die Vorzüge, die Freund und Feind dem Heimgegangenen neidlos zugestanden. Er war der beste Kenner der Reichs- und Staatsfinanzen durch viele Jahrzehnte hindurch, nicht minder des Verfassungs- und Verwaltungsrechts im Kreise der praktischen Politiker, ein Kritiker ersten Ranges von scharfer und zersetzender

Verstandeskraft; Illusionen und Phantastereien konnten vor ihm nicht bestehen. Als ständiger Etatsredner verkörperte er gleichsam die finanzgeschichtliche Tradition in den Parlamenten. Niemand wußte in allen Winkeln und Ecken des komplizierten Etats so trefflich Bescheid wie er; immer wieder glückte es ihm, ein verstecktes Pöstchen hervorzuholen und in seiner wahren Bedeutung zu entschleiern, das Verhältnis von Einnahme und Ausgabe zu überschauen und zu bestimmen; die trockenen Zahlen gewannen unter seinen Händen, durch seine Gruppierung Leben und Sprache. Er war ein geborener Volksredner und Agitator, von imposanter Erscheinung und hinreißender Beredsamkeit, der die Massen zu packen wußte, ein schlagfertiger Debatter, der durch seinen drastischen Witz das Haus in schallende Heiterkeit zu versetzen verstand. Im persönlichen Verkehr jovial und liebenswürdig, wenn er wollte, hielt er schon durch die Wucht und die Überlegenheit seines persönlichen Wesens die Parteigenossen von sich in Abhängigkeit; dazu kam das konsequente Festhalten an der Doktrin, um sein Übergewicht zu befestigen. »Er hatte einen Nacken, der sich nie in ein Joch spannen ließ,« — so sagte Conrad Haußmann von ihm; vielmehr war es eher seine Art, andern sein Joch aufzulegen. An Ungebrochenheit und machtvoller Willensenergie war er in gewissem Sinne ein Gegenstück zu seinem großen Gegner Bismarck, »dem er auch an agitatorischer Verve gleichkam«. Mit allen Waffen des beißendsten Hohnes, verletzender Schärfe und äußerster Rücksichtslosigkeit bekämpfte er seine politischen Feinde; Verdienste und Größe galten ihm nichts im Kampfe; wohl wurde daher auch schwerlich jemand so von seinen politischen Widersachern gehaßt wie er.

Das Urteil über R.s politische Gesamtleistung wird natürlich ein verschiedenes sein, je nach dem politischen Standpunkte des Betrachters. Vischer hat einmal über R. gesagt: »Aus R.s Munde ist noch nie irgend ein hohes, schwungvolles, bedeutendes Wort über den Staat und die Staatsbürgerpflicht hervorgegangen.« Aber selbst ein langjähriger Gegner, wie Kardorff, hat ihm doch in einem Nachrufe das Zeugnis gegeben: »Eugen R. war eine knorrige Eiche; ich wünschte, wir hätten deren in allen Parteien mehr — oft unwirsch in seinem Gebahren, aber von einer Charakterfestigkeit, wie man sie allen Parteiführern wünschen möchte; und er liebte sein preußisches und deutsches Vaterland.« Wer das wahre Ziel der inneren Politik in einer möglichst konsequenten Ausgestaltung des parlamentarischen Systems, sowie in einer möglichst individualistischen Ausgestaltung der Gesellschafts- und Wirtschaftsverfassung erblickt, der wird in R. den unbeugsamen Vorkämpfer gegen die Staatsomnipotenz, für die Freiheit des Individuums zur ungehinderten Betätigung seiner Kräfte und Anlagen bewundern, und gewiß war der staatsflüchtige, den sozialen Problemen kühl gegenüberstehende Zug des älteren Liberalismus gerade bei R. in besonderer Schärfe ausgeprägt. Ein Zusammengehen mit Männern von der politischen Vergangenheit eines Naumann und Gerlach war für ihn unmöglich. Er selbst hat auch nie das Bewußtsein gehabt, daß er prinzipielle Opposition, eine strikt negative Politik treibe. Gewiß war es seine volle Überzeugung, wenn er auf dem Görlitzer Parteitage von 1900 erklärte: »Wenn man zu einer Frage parlamentarisch Stellung nimmt, so muß man sich immer sagen: Würdest du diese Stellung auch einnehmen, wenn du die Mehrheit hättest und dein Votum für den Beschluß des Reichstages ausschlaggebend wäre? Wer anders handelt, der handelt unehrlich,« — nicht minder, wenn er bei der Beratung der Zucker-

konvention im Reichstage bemerkte: »Ich scheue mich wahrhaftig nicht, der Regierung gegenüber in die schärfste Opposition zu treten; aber ich halte es für loyal, wenn die Regierung wirklich einmal einen so großen Erfolg erzielt, einen Fortschritt erreicht, ihr rückhaltslos zuzustimmen und keinen Knüppel zwischen die Beine zu werfen.« Die Doktrin, die ihm von Jugend auf eingepflanzt war, war freilich für ihn der einzige Prüfstein des »Fortschrittes«, und vor diesem Maßstabe bestanden eben nur sehr wenige »Erfolge«, welche die Staatsleitung erzielt zu haben vermeinte. Und gewiß stimmte er, auch wenn er sich in der Opposition befand, nie anders, wie wenn er die Mehrheit zu führen in der Lage gewesen wäre, und er würde ganz ebenso im wesentlichen sogar gehandelt haben, wenn sich das parlamentarische System in Preußen und Deutschland insoweit jemals eingebürgert hätte, daß er zur Regierung gelangt wäre, — man darf nur zweifeln, ob er Mehrheit und damit auch Regierung, wäre er je zu ihnen gelangt, lange behalten hätte.

Aber dem sei, wie dem wolle; die Aussicht, zur Macht zu gelangen, war für ihn, wenn jemals vorhanden, so doch nur eine schwache und schnell vorübergehende. Schon deshalb sah er sich zur Rolle der Opposition gezwungen, indem er alle Aktionen der Regierung an der Norm seiner Theorie zu messen unternahm, wobei ihm dann das wenigste akzeptabel erscheinen konnte. Aber wer wollte leugnen, daß er dabei häufig genug gute Dienste geleistet hat? Wie oft traf seine Kritik das Richtige; wie berechtigt war seine Abwehr so mancher Äußerlichkeiten und Auswüchse! Waren seine Ausführungen auch nicht immer geeignet, die Sache positiv zu fördern, so waren sie doch lehrreich, selbst für die Gegner; denn er erspähte in ihren Vorschlägen und Projekten mit scharf durchdringendem Blicke die Schwächen und bedenklichen Punkte, die der praktischen Durchführung im Wege stehen konnten, so daß noch zur rechten Zeit Ergänzungen und Verbesserungen möglich wurden. Wenn das Tempo der Entwicklung ein allzu rasches und stürmisches war, da griff er wohl dem rollenden Rade in die Speichen, so daß der Gang der Dinge mit Bedacht und Vorsicht verlangsamt wurde. Und wer eine der Hauptaufgaben parlamentarischer Institutionen in der Kontrolle der Verwaltung erblickt, der wird Eugen R.s Wert für die politische Entwicklung des neuen Deutschlands nicht unterschätzen. Die Handhabung der parlamentarischen Verwaltungskontrolle war das Hauptverdienst seiner politischen Tätigkeit; stets war er dabei sachlich vorzüglich unterrichtet, wobei ihm sein enormes Gedächtnis ausnehmend zustatten kam; kaum ist sie wohl in einem andern Parlamente der Welt so ausgiebig und wirksam ausgeübt worden wie in Preußen und Deutschland durch Eugen R. Bewunderungswürdig ist vor allem die stille Arbeit, die R. als Parlamentarier geleistet hat. Sie kommt in seinen Reden und den offiziellen Berichten nicht zur Geltung; sie ist nur auffindbar in den Kommissionsverhandlungen und in deren Protokollen. Sie aber hat einen ganz hervorragenden Einfluß auf die Gestaltung des jährlichen Budgets ausgeübt, der seinen Ausdruck durch Umgestaltung, insbesondere Spezialisierung der Titel und »maßgebende Bemerkungen« gefunden hat. Jedenfalls ist er eine der markantesten Gestalten in der inneren Geschichte des neu geeinten Deutschlands, und als der unermüdlichste und konsequenteste Vertreter und Vorkämpfer der liberalen Gedanken stellt er in sich dar eine Art von Gegenstück und Ergänzung zu dem, den er sein Leben lang so leidenschaftlich bekämpft hat, zu Bismarck, in dem der realpolitische

Genius, preußisch-deutscher Machttrieb und mächtigstes Staatsbewußtsein verkörpert waren: ihnen und nicht jenen gehörte die Zeit.

Im alten Reichstage. Erinnerungen von Eugen Richter. Berlin I 1894, II 1896. — Jugenderinnerungen. Berlin 1893. — Eugen Richter † 10. März 1906. Berlin 1906. — Eine erweiterte Bearbeitung dieses Artikels wird veröffentlicht werden.

Kiel.

Felix Rachfahl.

Hartel¹⁾, Wilhelm August Ritter von, Dr. phil., Ehrendoktor der Universitäten Krakau und Czernowitz und Doktor der technischen Wissenschaften *h. c.*, * 28. Mai 1839 in Hof in Mähren, † 14. Januar 1907 in Wien, hervorragender klassischer Philolog, österreichischer Minister für Kultus und Unterricht. — In Hof in Mähren, einem zwischen Olmütz und Troppau gelegenen deutschen Weberstädtchen, als einziges Kind des früheren Webermeisters und späteren städtischen Rechnungsführers Johann H. und seiner Frau Josepha, Tochter eines aus Rottweil am Neckar stammenden österreichischen Offiziers namens Effinger, der die Freiheitskriege mitgemacht und dann als Tabakverleger nach Hof gekommen und dort 1855 gestorben war, geboren, verbrachte H. seine Kinderjahre im Elternhause, wo ihm eine zärtliche Mutter alle Sorgfalt der Erziehung zuteil werden ließ. Er erhielt den ersten Unterricht in den Gegenständen der Volksschule daheim (die Prüfung als Privatist legte er mit »vorzüglich gutem« Erfolg an der Piaristen-Hauptschule zu Altwasser ab) und machte die erste Gymnasialklasse unter Leitung des Kooperators Josef Morawetz, der dem jungen H. jedes Talent absprach und dem Vater riet, ihn nicht studieren zu lassen. Der Vater scheint jedoch dem Pfarrer, dessen Urteil übrigens im Widerspruch stand mit den sehr guten Zeugnissen über die Privatisten-Prüfungen des Knaben, nicht besonders viel vertraut zu haben, denn er schickt seinen Sohn im Herbst 1852 an das Gymnasium in Troppau. Vom Herbst 1855 an besuchte H., hauptsächlich veranlaßt durch seinen trefflichen dahin versetzten Lehrer Carl Holzinger (später Direktor in Görz), das Kleinseitner Gymnasium in Prag, wo eine Zeitlang sein späterer Wiener Kollege Carl SchenkI sein Lehrer im Griechischen war. Als dieser Herbst 1857 an die Universität Innsbruck abging, widmete ihm H. — es war dies sein erster literarischer Versuch — einen begeisterten Abschiedsartikel in der »Bohemia«. Im September 1859 bestand H. mit Auszeichnung die Maturitätsprüfung und bezog bald darauf die Wiener Universität, um sich hier dem Studium der klassischen Philologie zu widmen. Der Umstand, daß H. schon in jungen Jahren seiner Ausbildung wegen in der Fremde weilte, bietet durch die noch erhaltenen Briefe an seine Eltern, später (nach dem Tode der Mutter, 1855) an den Vater, die Möglichkeit, einerseits die wenigen Angaben, die er selbst in einer kurzen 1882 geschriebenen autobiographischen Skizze über seine Eltern und seinen Bildungsgang macht, zu ergänzen, andererseits im werdenden Menschen den künftigen Mann zu erkennen; sie bieten aber auch manches interessante Detail für die Zeitgeschichte. Den Vater lernt man aus diesen Briefen als einen überaus bildungsbeffissenen Mann kennen, der, wie er selbst auf großen Reisen die Welt kennen gelernt und seinen Blick über die engen Verhältnisse seiner Heimat und seines bescheidenen Wirkungskreises geweitet hatte, diesen Wandertrieb

¹⁾ Totenliste 1907 Band XII 34*.

und dieses Streben nach Weiterbildung in die empfängliche Seele seines Kindes gesenkt hatte. Die peinliche Genauigkeit des Rechnungsbeamten übertrug sich auch auf den Sohn, der diesen Sinn in seinen Briefen stets verrät, sich allerdings — und das ist bezeichnend — gelegentlich dafür auf Goethe als bedeutendes Muster beruft.

Wenn auch nicht gerade in ärmlichen, so lebte die Familie doch in bescheidenen Verhältnissen. Johann H. besaß ein kleines Häuschen in Hof, was den Sohn einmal veranlaßt, seinen Brief an J. H., Hausbesitzer in Hof, zu adressieren. Schon als Knabe lernte H. seine Sachen sorgsam schonen, und die Briefe veranschaulichen alle die kleinen und großen Sorgen des Gymnasiasten und Studenten in der Fremde, der auch schon in jungen Jahren genötigt war, durch Erteilen von Privatunterricht — bis auf einen mäßigen Zuschuß vom Hause — sich selbst zu erhalten. Wie knapp es oft bei ihm bestellt war, zeigen die Briefe ebensosehr wie den schon früh entwickelten Hang zu witzigen Wendungen. So unterschrieb er einen der ersten Briefe als »Ihr sie liebender Sohn W. H., Baron von Schuldenheim, Ritter von Habenichts«, einem anderen (12. 12. 52) fügt er die Nachschrift bei: »die geschickte Wurst hat Sonntag früh samt letzten Kuchen vortreffliche Dienste geleistet. Möchten die Höfer manchmal dergleichen Würste entbehren, so wird es mir große Freude machen und ich werde ihnen eine Residenz im Inneren verschaffen«; der künftige Professor der klassischen Philologie bekennt am 13. 5. 54 »Graeca ist jetzt einer der schwersten Gegenstände, weil jeder Buchstabe eine neue Lautveränderung bewirkt, diese Lautveränderung eine Krasis, Krasis Methatesis (so!), Methatesis Synizesis usw. usw. a tak dale καὶ τὰ λοιπὰ et cetera«. Die Annehmlichkeiten des »Hauslehrers« lernt er früh kennen, zuerst als Lehrer des verzogenen Söhnchens der Familie, bei der ihn der Vater in Troppau untergebracht hatte, und köstlich ist die von scharfer Beobachtungsgabe zeugende Schilderung, die er von den Eltern und dem Zögling entwirft. Schon früh verrät er einen ausgesprochenen pädagogischen Takt und ein vorzügliches Lehrtalent, Gaben, die ihm später so erfolgreich zu Gebote standen. Dadurch, daß er so genötigt war, einen Teil seiner Zeit anderen zu widmen, mußte er um so peinlicher mit ihr haushalten, und schon früh gewöhnte er sich daran, die Nacht- und Morgenstunden für seine eigenen Arbeiten und seine Fortbildung zu verwenden.

Viel ist in diesen Briefen von Bücherkäufen für sich und den Vater die Rede. Wir sehen H. schon frühzeitig darauf bedacht, durch Selbststudium sein Wissen zu ergänzen und zu mehren. So nimmt er böhmischen und italienischen Sprachunterricht — Französisch lernt er selbst, nimmt jedoch später, um seine Aussprache zu verbessern, einige Stunden bei einem Franzosen — Turnunterricht, um seinen Körper zu stählen, wozu dann Schwimmen kommt, pflegt eifrig den Gesang — er singt in Schülerkonzerten auch gelegentlich Solo; als Student in Wien tritt er dem akademischen Gesangverein bei, dessen tätiges Mitglied er lange war und dessen Förderer und »alter Herr« er bis zuletzt geblieben ist, spielt auch in jüngeren Jahren ein Instrument, dasselbe, in dem sein Vater eine gewisse Vollendung besaß — die Flöte und freut sich, als Quartaner melden zu können, daß er darin es bereits zu großer Fertigkeit gebracht habe.

Neben unleugbarer Frühreife des Urteils tritt das Bestreben hervor, nicht nur an den kleinen Vorkommnissen, die den Knaben und den Jüngling inter-

essieren, sondern auch an den großen politischen Ereignissen des In- und Auslandes Kritik zu üben. Und noch etwas verraten diese Jugendbriefe: das Streben nach einem gewählten Stil, und sie zeigen im Keime den künftigen Meister der Rede und der Schrift.

Mit inniger Verehrung hing er an der Mutter, deren früher Tod ihn tief betrühte, und mit um so größerer Liebe schloß er sich dann an den Vater an, der erst im hohen Alter 1883 starb. Er war wirklich das, was er einmal scherzhaft unter seinen Namen setzt: ein Mustersohn. Schon früh beschäftigt ihn die Frage der Berufswahl und trotz des idealen Sinns, von dem er beseelt ist, läßt er sich doch dabei auch von praktischen Momenten leiten. Anfangs steht er der Philologie nicht gerade freundlich gegenüber, sein wahres Interesse gehört der Philosophie und der Geschichte an. Bald aber ändert er seine Ansicht über die Philologie gründlich; der Unterricht seines Lehrers im Griechischen Carl Schenkl, sein »besonderer Freund«, scheint diese Wandlung beeinflußt zu haben. Als erstes Ziel schwebt ihm wohl die Erlangung einer Lehrstelle an einem Gymnasium vor, aber als weiteres die akademische Laufbahn. Schon in diesen jungen Jahren hatte H. an einem Übel zu leiden, das im späteren Alter infolge einer hinzugetretenen Erkrankung noch stärker auftrat: einem Augenleiden (Astigmatismus), es war ein ererbtes, auch sein Vater litt daran. Durch dunkle Augengläser, die er auch dem Vater empfahl, suchte er es zu mildern; auf Rat des Augenarztes Dr. Hasner in Prag nimmt er deshalb auch Unterricht im Schwimmen. Ferner litt er an »periodischen« Kopfschmerzen. Um so bemerkenswerter ist der rastlose Eifer, den er auf seine Studien verwandte. Es war nicht Ehrgeiz im banalen Sinne des Wortes, der ihn trieb, sondern das bewußte Streben, vorwärts zu kommen und nach den höchsten Zielen zu ringen. Erst spät erreichte er dauernd die Stelle, die, wie er schreibt, ihm längst gebührte: die des Ersten in der Klasse. Sein Fleiß und sein ganzes Wesen erwarben ihm nicht nur Achtung und Geltung unter seinen Mitschülern, sondern verschafften ihm auch Einladungen in deren Familien, in denen er dann häufig verkehrte. So kam er früh auch in adelige Kreise — zu seinen Freunden zählte ein junger Graf Ferdinand Chotek — und gewann schon als Gymnasiast in Prag eine gewisse gesellschaftliche Gewandtheit. Auch von seinen Lehrern wurde H. geschätzt und vielfach gefördert. Ganz besonders war dies in Wien der Fall, wohin er im Herbst 1859 kam, um an der Universität klassische Philologie zu studieren. Durch seine hervorragende Begabung, seine umfassenden Kenntnisse und seinen großen Fleiß zog er bald die Aufmerksamkeit seiner Lehrer Bonitz, Emanuel Hoffmann und Vahlen auf sich, namentlich der erstere wandte ihm sein besonderes Interesse zu. H. nahm auch an dessen Abendseminar (so nannte man den B.schen Zirkel) teil und wußte sich nach kürzester Zeit eine geachtete Stellung bei Kollegen und Professoren zu sichern. B. gab ihm dafür einen sichtlichen Beweis, daß er ihn schon im ersten Semester zum einzigen Kustos der Seminarbibliothek ernannte — eine Stelle, die die meisten Hörer des letzten Jahres zuversichtlich erwarteten — H. erhielt sie mit der schmeichelhaften Begründung, »es herrsche ohnehin von ihm der Glaube, er sei bereits im letzten Jahr«, und schon im zweiten wurde er ordentliches Mitglied der philologischen Abteilung des philologisch-historischen Seminars. Wie geachtet er unter den Kollegen war, ergibt sich daraus, daß er — bereits im ersten Semester — mit an der Spitze eines studentischen Komitees stand,

das die Gründung eines Lesevereins bezweckte. H. gab hier die erste Probe seines Organisationstalents. Er wurde zum Sekretär des neuen Vereins gewählt, der seine Tätigkeit mit »genialen Vorträgen der Professoren (Franz) Unger und Bonitz« (»Über die homerische Frage«) begann. Bonitz war es auch, der ihn von Anfang auf die akademische Laufbahn verwies.

In seinen Studien war H. durchaus nicht einseitig. Außer klassischer Philologie weist sein mir vorliegender Index auch Vorlesungen über Sanskrit bei Boller, philosophische Studien bei Robert Zimmermann, Kunstgeschichte bei Rudolf Eitelberger, Germanistik bei Franz Pfeiffer, Geschichte bei Joseph Aschbach und ein Kolleg bei Reinisch über Herodot auf Grund der Resultate der Hieroglyphenforschung auf. Zu seinen engeren Kollegen gehörten die Germanisten Wilhelm Scherer und Richard Heinzel, der Romanist Wendelin Förster, der Slavist Vatroslav Jagić, der Historiker Heinrich Zeißberg u. a. Von besonderer Bedeutung war es für H., daß er von Bonitz 1863 dem meist in Wien wohnenden Grafen Kasimir Lanckoroński (einem Bruder des früheren Oberstkämmerers Grafen Karl L.) als Erzieher und Begleiter seines einzigen Sohnes Karl auf größeren Reisen in Deutschland, Belgien, Frankreich, der Schweiz und Italien empfohlen wurde. H. nahm, wie er in seiner Autobiographie sagt, die Stelle an, um dadurch die Mittel zu gewinnen, sich für eine akademische Karriere vorzubereiten. 1866 war die Erziehung zu Ende, aber H. verblieb noch weitere drei Jahre im gräflichen Hause. Er begleitete auch den Grafen Kasimir auf Reisen und gewann bald das volle Vertrauen des Grafen und der Gräfin; dem Sohn, dem er aufs innigste ergeben war — als dieser, 1869, an Scharlach erkrankt war, hat er in dessen Zimmer geschlafen und ihn aufs liebevollste betreut — wurde er ein Freund fürs Leben. Das selten innige, auf hohe gegenseitige Wertschätzung gegründete Freundschaftsverhältnis, das den kunstsinnigen und feinfühligsten Grafen Karl L. und Wilhelm H. bis zuletzt verband, ehrt beide Männer. Für H. bedeutete aber der Aufenthalt im gräflichen Hause mehr als die materielle Sicherung der momentanen Lage und die Möglichkeit, sich die Mittel zur Vorbereitung auf die künftige akademische Karriere zu beschaffen. Sein Blick weitete sich, seine gesellschaftlichen Formen wurden weltmännisch und er gewann Einblicke in Verhältnisse, die ihm bis dahin fremd waren. Durch den häufigen Aufenthalt in Galizien und den Verkehr mit Polen läuterten sich die politischen Ansichten des deutschen Couleurstudenten — H. gehörte mehr aus landsmannschaftlicher Anhänglichkeit als aus Lust an »feuchtfrohlichem Treiben« durch zwei Jahre als Gründungsbursch der »Silesia« an; wenn er auch gelegentlich eine Kneiperei mitmachte und an studentischer Fröhlichkeit Gefallen fand, besuchte er doch selten ein Gasthaus, »da ich«, wie er schreibt, »nicht jeden Tag sauren Wein trinken mag und hiesiges Bier wegen meines Kopfleidens nicht vertrage«. — andererseits knüpfte er Beziehungen, die ihm in seinen späteren Lebensstellungen zustatten kommen und ihm, namentlich als Minister, durch die große Sympathie und hohe Achtung, die er als Mensch und Gelehrter besaß, manche Schwierigkeit erleichtern sollten.

Trotz seiner Stellung im Hause L. brachte H. seine Studien durch Prüfungen zum Abschluß und setzte seine Arbeiten mit regem Eifer fort. Zunächst wurde er am 9. März 1863 nach vorzüglicher Prüfung, über die er ein geradezu glänzendes Zeugnis erhielt, für das Lehramt des Lateinischen und Griechischen für das

ganze Gymnasium approbiert und erwarb dann am 1. 3. 1864 nach ebenso glücklich abgelegter Prüfung den philosophischen Doktorgrad in Wien. Bald erschienen seine ersten wissenschaftlichen Abhandlungen in der »Zeitschrift f. d. öst. Gymnas.« (1864 u. 1865) — und schon diese ersten Arbeiten zeigten ihn als ebenso bedeutenden Graecisten wie Latinisten. Bezeichnenderweise hat seine erste (hierin zeigt er sich als Schüler von Bonitz) »Untersuchungen über die Entstehung der Odyssee« zum Gegenstande — wie auch seine erste in den Sitzungsberichten der Akademie der Wissenschaften veröffentlichte Abhandlung (1871) »Homerische Studien« sich betitelt — während die zweite, »Kritische Beiträge zu Livius«, ihre Anregung wohl Vahlen verdankte. Wenn nun auch die akademische Laufbahn ihm klar vor Augen stand, trat er doch fürs erste in den Dienst der Schule, und so finden wir ihn 1864 und 1865 durch drei Semester erst als Probekandidat, dann als Supplent am Wiener Akademischen Gymnasium. Durch seine Tätigkeit gab er dem hervorragenden Schulmann Direktor Dr. Franz Hohegger Veranlassung, ihn »als einen hoffnungsvollen Kandidaten von ausgezeichnete Begabung und vorzüglichem Charakter zu empfehlen«. Um seine Absicht, sich zu habilitieren, leichter ausführen zu können, bewarb er sich am 19. 9. 65 um eine erledigte Lehrerstelle an dieser Anstalt, erhielt jedoch bereits am 10. 10. den Bescheid, daß von der Besetzung Umgang genommen werde. Trotzdem bewarb er sich um die *venia legendi* für klassische Philologie an der Wiener Universität. Auf Grund des Votums der Kommission, des »nach allen Seiten hin zur völligen Zufriedenheit ausgefallenen« Kolloquiums in lateinischer Sprache und der ebenso gut ausgearbeiteten wie vorgetragenen Probevorlesung über »Römische Bearbeitungen des griechischen Dramas im 6. Jhd. der Stadt« stellte das Dekanat (Dekan: Robert Zimmermann), »erfreut über den hoffnungsvollen Zuwachs an einheimischen akademischen Lehrkräften das Ansuchen um schleunige Bestätigung, damit H. noch im ersten Semester seine Lehr-tätigkeit beginnen könne«. »Da H. den Forderungen der Habilitierungsvorschrift in ausgezeichnete Weise genügt hat«, empfahl der Unterrichtsrat dem Staatsministerium einstimmig die Bestätigung, die am 14. März 1866 erfolgte. (Das Unterrichtsministerium wurde mit dem Oktoberdiplom aufgehoben und erst 1867 wieder errichtet.) Mit der Habilitierung verband sich für H. auch noch eine besondere Aufgabe. Die Seminardirektoren beantragten beim Staatsministerium, zu gestatten, »daß jene mit Unterstützung beteiligten philologischen Kandidaten, bei denen es sich noch um Ersatz der fehlenden Schulkenntnisse handelt, dem Dr. H. zur Leitung und Beaufsichtigung« zugewiesen werden. Das Ministerium erteilte die Genehmigung und bewilligte ihm eine Remuneration von 500 fl. jährlich. Nach den Vorschlägen H.s erhielt dann das philologische Proseminar, das diese Aufgabe seither zu erfüllen hat, eine feste Organisation. Bald folgte eine philologische Leistung ersten Ranges: die Kais. Akademie der Wissenschaften hatte H. für das 1864 begonnene *Corpus* der lateinischen Kirchenväter die Herausgabe der Werke des Cyprianus übertragen, und schon 1868 ließ er den ersten der 3 Bände dieser kritischen Ausgabe (den 3. 1871) erscheinen. Die Anerkennung seines Wirkens sollte nicht ausbleiben. Am 5. Januar 1869 wurde H. — zugleich mit dem 1867 habilitierten Theodor G o m p e r z — zum a. o. Professor ernannt. In demselben Jahre gründete H. seinen eigenen Hausstand, indem er Flora S p a t z i e r, die Tochter einer alten, früher in Beraun in Böhmen, seit einem Jahrhundert in Jägerndorf in

Schlesien ansässigen Apothekerfamilie, heimführte. Die beiden Mütter waren Jugendfreundinnen, und schon in den ersten Troppauer Briefen berichtet er von Begegnungen mit Frä. Flora und deren Mutter. Besonders während der Ferien kam er oft nach Jägerndorf und machte auch mit seinem späteren etwas jüngeren Schwager Conwall (der Vater hatte aus großer Vorliebe für die *scientia amabilis* seinen Kindern botanische Namen gegeben), zahlreiche Ausflüge in die Sudeten. An Flora Spatzier fand H. eine Frau, die in ihrer edlen Einfachheit, dabei empfänglich für alles Schöne, namentlich für gute Musik, nur ungern aus der Stille des Hauses heraustrat und unvermerkt viel Gutes tat, ihrem Manne eine fürsorgliche Gattin, ihren Kindern eine liebevolle Mutter war. Verehrt von allen, die sie kannten, tiefbetrauert von den Ihrigen, starb sie ein Jahr vor H. Der Ehe entstammten drei Söhne: Karl, der erstgeborene, wirkt als Ministerialsekretär im Ministerium für Kultus und Unterricht, ein zweites Kind, namens Wilhelm, starb im Alter von 3 Jahren im Hause des Großvaters in Hof. Durch den sehr rasch eintretenden Tod, an dem wohl auch der Arzt nicht ohne Schuld war, wurden die Eltern hart betroffen, und als dann wieder ein Knabe geboren wurde, erhielt auch er den Namen Wilhelm; er wirkt als Bezirkskommissär der schles. Landesregierung in Troppau.

Als junger Doktor gehörte H. neben Heinzel, Scherer, Ottokar Lorenz, Moritz Thausing zu den tätigsten Mitgliedern des »historischen Kränzchens«, das in der »Goldenen Ente« in der Schulerstraße zu Vorträgen und Verhandlungen über politische und Literaturgeschichte, Religions- und Sprachwissenschaft, Nationalökonomie und Soziologie, ja auch aktuelle politische Fragen sich zusammenfand und nach Theodor Gomperz' (Essays und Erinnerungen) Urteil mehr geleistet hat, als sein Name verspricht.

Schon die ersten Arbeiten begründeten H.s Ruf als hervorragenden Philologen und fanden die ehrendste Anerkennung der Fachgenossen: sie zeigen die Vorzüge seiner Arbeitsweise. Aufgebaut auf umfassender und tiefdringender Gelehrsamkeit, sorgfältig und umsichtig, originell in der Methode und Behandlung sind sie reich an wertvollen Anregungen für die weitere Forschung gewesen. Zur Zeit, da er die »Homerischen Studien« trieb und schrieb, trat er in sehr freundschaftlichen Verkehr mit Hermann Usener. Ihr Briefwechsel trug die Aufschrift Οὐσῆνωρ Κρατύλω und umgekehrt (Mitteilung von Theodor Gomperz). Wie sehr sie Usener schätzte, bezeugt sein Urteil (Altgriechischer Versbau, Bonn 1887, S. 14): »W. v. Hartel hat in seinen meisterhaften Homerischen Untersuchungen wie andere Fragen der epischen Laut- und Verslehre, so auch die Natur und Geschichte des Digamma mit einer gewissenhaften und ruhig sicheren, beherrschenden Umsicht geprüft, wie sie bis dahin wohl kaum einer Spracherscheinung zuteil geworden ist.« Und ich erinnere mich, welch hohen Wert Adolf Kirchhoff in seinem Homer-Kolleg ihnen für die höhere Kritik der homerischen Dichtungen zuerkannte. Diese bedeutenden wissenschaftlichen Leistungen, zu denen noch eine Ausgabe des bis dahin vernachlässigten spät-römischen Epitomators Eutropius (1872), einige gehaltvolle Rezensionen und meisterhafte in der »Österr. Monatsschrift« veröffentlichte populäre Aufsätze kamen, der immer steigende Erfolg seiner Lehrtätigkeit veranlaßten die Fakultät schon 1872, die Ernennung H.s zum ordentlichen Professor nach einem glänzenden Votum Vahlens, dem sich die dem Fach am nächsten stehenden Conze und Hoffmann anschlossen, zu beantragen. Es geschah dies in der ehrendsten

Weise. Auf Antrag Miklosichs wurde der Antrag sofort verhandelt und auf den weiteren Antrag Stefans wurde von einer Zuweisung an eine Kommission abgesehen und einstimmig der Vorschlag am 15. Juli 1872 genehmigt. Über den von Minister Stremayr am 22. August unterbreiteten Vortrag wurde mit kaiserlicher EntschlieÙung vom 26. August 1872 H. zum ordentlichen Professor ernannt. Bereits 1870 war er Mitglied der Prüfungskommission für das Gymnasiallehramt geworden und 1874 wurde er nach dem Abgange Vahlens nach Berlin zugleich mit dem von Graz nach Wien berufenen Carl Schenkl, Direktor des philologischen Seminars und Redakteur der von Bonitz, Jos. Mozart und Joh. Gabriel Seidl begründeten »Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien«. Im Jahre 1871 erfolgte seine Wahl zum korrespondierenden, 1875 zum ordentlichen Mitglied der Wiener Akademie der Wissenschaften. Als akademischer Lehrer wirkte H. überaus anregend und erfolgreich; seine auf große Gebiete der lateinischen und griechischen Philologie sich erstreckenden Vorlesungen und Übungen erfreuten sich großen Zuspruchs. Neben Gomperz und Schenkl ist das Aufblühen der von Bonitz und Vahlen begründeten philologischen Schule H.s unmittelbarem persönlichem Wirken zu danken. Eine durchaus wohlwollende Natur, war er nicht nur jederzeit zur Förderung seiner Schüler bereit, seine immer weiter reichenden gesellschaftlichen Beziehungen, sein stets wachsender Einfluß innerhalb der Universität und bei den vorgesetzten Behörden kamen hinzu. Bald erlangte er alle akademischen Ehren: 1874/75 und 1875/76 war er Dekan der philosophischen Fakultät, 1882—1885 Senator, 1890/91 Rektor der Universität. Seine Inaugurationsrede »Über Aufgaben und Ziele der klassischen Philologie«, ein Meisterstück akademischer Beredsamkeit, verrät eine hohe Auffassung der Philologie und eine großzügige Würdigung ihrer Aufgaben sowie der Pflicht des Staates, für den modernen Großbetrieb der Wissenschaft Sorge zu tragen. Sein Wohlwollen für die studierende Jugend und sein kluger Sinn erleichterten ihm die schwierige Aufgabe, die das Rektorat gerade an der Wiener Universität bedeutet.

Den guten Namen, den er in Fachkreisen bereits durch seine ersten Arbeiten gewonnen, festigte er durch seine weiteren; zu ihren oben gekennzeichneten Vorzügen kommt noch eine in H.s Wesen begründete Eigenart: ein durchaus moderner Zug, der ihn alle neuen Erscheinungen und dadurch angebahnten neuen Richtungen mit großem Eifer erfassen ließ. Dadurch bedeuteten seine eigenen Arbeiten nicht nur Fortschritte in der Wissenschaft, sondern waren sie auch richtunggebend für andere. Wie er als einer der ersten Ernst B r ü c k e s bahnbrechende sprachphysiologische Studien und die Ergebnisse der allgemeinen Sprachwissenschaft in seinen eigenen homerischen Untersuchungen verwertete, so wußte er auch seine Vorlesungen über griechische Grammatik dadurch zu befruchten und anschaulich zu gestalten, daß er die Spracherscheinungen durch die Lautphysiologie erläuterte und ihre Behandlung durch allgemeine sprachwissenschaftliche Erörterungen vertiefte. Den großen Aufschwung, den die klassische Philologie durch das gewaltige, neu zuströmende Material an Inschriften und in neuester Zeit an Papyrusfunden erfahren, hat H. nicht nur erkannt, sondern er hat an seinem Teil daran mitgewirkt. Nicht nur, daß er Friedrich Ritschls Arbeiten, die von den altlateinischen Inschriften die wertvollsten Ergebnisse für die Kenntnis altlateinischer Dichtung gewannen, in seinen Arbeiten, Vorlesungen und Seminarübungen verwertete und weiterführte, hat er insbesondere die griechischen Inschriften, wohl als einer der ersten, dem

Studium Demosthenischer Reden und des attischen Staatsrechtes nutzbar gemacht. In seinen »Demosthenischen Studien« (1876 und 1877) und »Studien über attisches Staatsrecht und Urkundenwesen« (1879) hat er die Ergebnisse dieser eindringlichen Untersuchungen, in denen er philologische Akribie mit Weite des Blickes meisterhaft vereinigte, niedergelegt. Ein echt moderner Zug liegt darin, daß er in glücklichster Weise analoge Einrichtungen des neueren Parlamentarismus heranzog und dadurch das Verständnis und die richtige Beurteilung jener Fragen ermöglichte. Ein ehrendes Zeugnis für H.s Arbeiten war es, daß ein Gelehrter von der Bedeutung U. von Wilamowitz-Möllendorffs in seinem in Wien 1909 gehaltenen Vortrag »Das Griechentum als lebendige Kraft« bekannte, »daß mir Demosthenes lebendig wurde, das verdanke ich zuerst Hartel; bei ihm fand ich die Reden als Staatsschriften, als Dokumente aktueller Politik betrachtet. Er stellte sich die Frage: Welcher Antrag war denn eingebracht worden? ja, er stellte auch die Frage nach der Geschäftsordnung: seine Anregungen sind noch lange nicht so weit verfolgt, wie sie es verdienen.« Mit überraschender Schnelligkeit arbeitete er sich auch in die Papyrusstudien ein. Zeuge davon ist, abgesehen von einer eigenen Behandlung eines für die Bürgschaft bei öffentlichen Getreidelieferungen und für die fiskalische Verwaltung in Ägypten aufschlußreichen griechischen Papyrus (1883), sein Festvortrag »Über die griechischen Papyri Erzherzog Rainer« (1886), in welchem er den unschätzbaren Wert dieser Urkunden in literarischer, sprachlicher, geschichtlicher und rechtlicher Hinsicht meisterhaft darlegte. Schon diese Arbeiten, besonders aber seine Leistungen auf dem Gebiete der Patristik — außer den Werken Cyprians edierte er auch in gleich mustergültiger Weise die des Ennodius (1882), des Lucifer von Cagliari (1884) und des Paulinus von Nola (1894) für das von der Akademie herausgegebene *Corpus scriptorum ecclesiasticorum Latinorum*, in dessen Leitung er auch eingetreten war, begründete sein Verfahren in einer Anzahl von »Patristischen Studien« und gab nach Aufzeichnungen des auf tragische Weise vorzeitig verstorbenen Gustav Löwe die *Bibliotheca patrum Latinorum Hispaniensis* (1887, Beschreibung und Inhaltsangabe der für diese Literatur wichtigeren Handschriften des Escorial und der Madrider Sammlungen) heraus —, ferner die bereits erwähnte 1872 erschienene Ausgabe von Eutropius' *Breviarium*, eine auf das ganze Gebiet der Philologie, aber auch auf Werke, die seinem Fach fernlagen, sich erstreckende Rezensententätigkeit legen rühmliches Zeugnis ab für H.s Vielseitigkeit. In dem Bestreben, seine wissenschaftlichen Studien durch die Kenntnis der klassischen Stätten zu vertiefen, und um seinem Wandertrieb, der ihn jede Gelegenheit zu kleineren oder größeren Reisen benutzen ließ, zu genügen, bereiste er im Winter 1874 (mit Adolf Exner) Griechenland, Ägypten, Palästina, Syrien, Kleinasien und die Türkei, im Herbst 1884 Rhodus, Pamphylien, Cilicien, Pisidien und Karien, an den österreichischen Forschungen daselbst, namentlich an jenen des Grafen Lanckoroński, über die er auch einen Essai veröffentlichte, lebhaften Anteil nehmend.

Gar bald war H.s wachsende Bedeutung auch in Deutschland, mit dessen Gelehrten er früh Fühlung genommen hatte, anerkannt worden. Dreimal ergingen an ihn Berufungen an deutsche Universitäten: 1875 nach Halle, auf Grund eines einhelligen Antrags des dortigen Professorenkollegiums, 1883 nach Göttingen, 1886 nach Heidelberg. Als die glänzendste darf wohl die nach

Göttingen gelten; sie wurde durch das folgende, den Empfänger und den Schreiber gleich ehrende Schreiben Friedrich Althoffs eingeleitet:

„Berlin W. Friedr. Wilhelmstraße 17, den 5. Juni 1883. Hochgeehrter Herr Professor! Im Auftrage des Herrn Ministers von Goßler, meines verehrten Chefs, habe ich die Ehre, die Anfrage an Sie zu richten, ob und unter welchen Bedingungen Sie geneigt sein würden, einer Berufung als ordentl. Professor der klassischen Philologie nach Göttingen Folge zu leisten.... Es hat mir, offen gesagt, eine schwere Überwindung gekostet, Sie in die Versuchung zu bringen, Ihrer segensreichen Wirksamkeit in Österreich zu entsagen. Wir fassen unsere Aufgabe vor allem so auf, daß wir zunächst der Wissenschaft im allgemeinen, ohne alle Rücksicht auf staatliche Grenzen, zu dienen haben. Und von diesem Standpunkte aus betrachten wir Sie, den Führer der klassischen Philologie in Österreich, als einen unserer liebsten und besten Mitarbeiter, obwohl wir Sie nicht als den unserigen im engeren Sinne betrachten dürfen. Das war unsere *ratio dubitandi*. Auf der anderen Seite aber mußte für uns der Gesichtspunkt entscheidend sein, einmal, daß wir keine Gelegenheit unbenutzt lassen dürfen, einem so hervorragenden Vertreter und Förderer der Wissenschaft unsere aufrichtigste und herzlichste Huldigung zu bezeugen; und zum zweiten, daß wir unserer lieben Universität Göttingen das Beste wünschen müssen, was wir für sie erlangen können. Nun wissen Sie, hochgeehrter Herr Professor, wie wir zu der Sache stehen. Entscheiden Sie, wie ich hoffe, für uns, so werden wir die Entschließung als einen der hochehrlichsten Erfolge der preuß. Unterrichtsverwaltung begrüßen und, was ich nur im Vorbeigehen bemerke, den Rahmen, den die offizielle Anfrage noch offenläßt, tunlichst nach Ihren Wünschen ausfüllen. Entscheiden Sie für Ihren bisherigen Wirkungskreis, so sind wir weit entfernt, Ihnen das zu verdenken, und werden vielmehr auch dann fortfahren, mit größtem Stolz und mit den wärmsten Wünschen des Mannes zu gedenken, der, wie kein anderer, der Sache der Altertumswissenschaft in dem großen Nachbarstaate dient.

Zum Schluß erlaube ich mir noch, Ihnen die herzlichsten Grüße Ihres alten Freundes und, irre ich nicht, auch Lehrers Bonitz zu übermitteln.

Mit vorzüglicher Hochachtung Ihr ganz ergebenster Althoff.

Aus dem Schluß des Briefes darf man wohl vermuten, daß Bonitz es war, der auch diesmal sein Interesse für H. bekundet hatte.

Daß man in Österreich alles aufbot, eine nicht nur als akademischer Lehrer und Gelehrter, sondern auch für das Mittelschulwesen gleich wertvolle, ja unentbehrliche Kraft zu erhalten, wird man ebenso begreifen, wie daß H. trotz aller Lockungen es vorzog, in der Heimat zu wirken. Und es fehlte auch H. nicht an Ehrungen. Nachdem er schon 1882 den Orden der eisernen Krone III. Kl. erhalten hatte, wurde er bald darauf in den Ritterstand erhoben; 1886 erhielt er den Hofrattitel; in seinem Rektoratsjahr wurde er am 2. April 1891 in das Herrenhaus berufen; er schloß sich der Verfassungspartei an und »gewann, wie überall, wo er seine ungewöhnliche Verstandesschärfe, Energie und Promptheit betätigen konnte«, auch hier bald »Ansehen und Einfluß, so daß er auch Mitglied der Parteileitung geworden ist.

Die philologische Wissenschaft hat H. nicht nur als Lehrer, sondern auch dadurch sehr gefördert, daß er mit Schenkl die »Wiener Studien« als eigenes philologisches Fachorgan, und zur Aufnahme der besten philologischen Doktorarbeiten die »*Dissertationes philologiae Vindobonenses*«, ins Leben rief. Daß er in den ersteren selbst eine Reihe trefflicher Aufsätze veröffentlichte und an den von ihm publizierten Dissertationen seiner Schüler manchen wesentlichen Anteil hatte, braucht kaum erst gesagt zu werden.

Jederzeit bestrebt, den Zusammenhang zwischen Deutschland und Österreich auf dem Gebiet der Wissenschaft und der Schule zu erhalten und ihn wo-

möglich enger zu knüpfen, besuchte er selbst öfter die »Versammlungen deutscher Philologen und Schulmänner« und setzte sich auch dafür ein, daß die Zahl der Österreicher in diesen Versammlungen immer größer wurde. Dadurch wurde die Voraussetzung dafür geschaffen, die deutschen Philologen und Schulmänner wieder einmal nach Österreich einzuladen. So fand zum drittenmal in Österreich überhaupt, zum zweitenmal in Wien, in der Pfingstwoche 1893 die Versammlung, es war die 42., statt, und daß sie einen in der Geschichte dieser Wanderversammlungen so denkwürdigen glänzenden Verlauf nahm, dankte sie in erster Linie dem organisatorischen Geschick ihres ersten Präsidenten, Wilhelm von H.s. Mit großer Umsicht wurden die Vorbereitungen getroffen, und der ganze Verlauf brachte Österreich und den Veranstaltern, aber auch den Gästen aus nah und fern große Ehren. Daß es H. gelang, die Versammlung so ruhmreich zu gestalten, dankte er der Förderung und Einsicht des damaligen Unterrichtsministers Freiherrn von Gautsch, der die Philologen und Schulmänner nicht nur selbst im Palais des Unterrichtsministeriums empfing, sondern ihnen auch einen Empfang in der alten Kaiserburg durch den Kaiser erwirkte. Aber nicht nur durch die geselligen Veranstaltungen, sondern auch durch die Fülle und Gedicgenheit der wissenschaftlichen Widmungen und Vorträge, die Österreich auf der Höhe seiner Leistungsfähigkeit zeigten, ließen den Ausspruch Oskar J ä g e r s »es gibt nur eine Kaiserstadt und eine 42. Versammlung deutscher Schulmänner und Philologen« nicht unberechtigt erscheinen. H.s Verdienste und seine Stellung in der Wissenschaft (war er ja damals schon wirkliches Mitglied des deutschen Archäologischen Instituts, korrespondierendes Mitglied der preußischen und bayerischen Akademie — später wurde er noch Ehrenmitglied der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften —, der *Real accademia de la historia* in Madrid, Ehrenmitglied der ungarischen philologischen Gesellschaft) wurden durch die bald darauf (11. November 1893) erfolgende Verleihung des österreich-ungarischen Ehrenzeichens für Kunst und Wissenschaften — des wissenschaftlichen goldenen Vlieses, wie Billroth gelegentlich sagte — anerkannt.

Schon durch seine Wirksamkeit als Universitätsprofessor und als Mitglied der Prüfungskommission für das Lehramt an Gymnasien (seit 1870), hatte H. frühzeitig auf die Heranbildung eines tüchtigen Lehrernachwuchses einwirken können. Aber auch auf die Verwaltung und Organisation gewann er immer größeren Einfluß. 1883—91 gehörte er als Beisitzer dem niederösterreichischen Landesschulrate an, 1882 war er in besonders hervorragender Weise an einer vom Minister Baron C o n r a d veranstalteten Gymnasial-Konferenz im Unterrichtsministerium tätig, als deren wesentliches Ergebnis die von ihm beantragte und auf Grund eines von ihm erstatteten eingehenden Gutachtens durchgeführte Revision und Ergänzung der dem Exner-Bonitzschen Organisationsentwurfe von 1849 beigegebenen Instruktionen für den gymnasialen Unterricht bezeichnet werden darf. Er selbst legte am 9. April 1884 einen Entwurf der neuen Instruktionen für den Unterricht in den klassischen Sprachen am Gymnasium mit einer Einbegleitung vor und erläuterte die dabei befolgten Grundsätze. Seine innige Vertrautheit mit dem Gegenstande und seine als Redakteur der Gymnasialzeitschrift gewonnene Personenkenntnis ließ ihn die richtige Wahl seiner Mitarbeiter treffen. Auch seiner Anregung, die Neubearbeitung auf alle Gegenstände des Gymnasialunterrichts auszudehnen, wurde entsprochen

und so kam ein Werk — die neuen Instruktionen von 1884 — zustande, das im In- und Auslande große Anerkennung fand. Über seine Initiative erfolgte auch die Sammlung der bestehenden Normalien. Wie in diesem Falle wurde H. auch später — namentlich vom Unterrichtsminister Gautsch — vielfach zur Mitwirkung bei Maßnahmen der Unterrichtsverwaltung herangezogen und er erwarb sich durch seine in den wichtigsten Fragen abgegebenen, ebenso eingehenden wie sachlichen Gutachten wesentliche Verdienste. Er hat aber auch der Schule unmittelbar einen großen Dienst erwiesen, indem er die für ihre Zeit vortreffliche »Griechische Schulgrammatik« von Georg Curtius zeitgemäß umarbeitete. Diese Arbeit zwang ihn zu einer ihm sehr unliebsamen literarischen Fehde mit Kaegi, einem Schweizer Philologen und Verfasser einer Konkurrenz-Grammatik, die H. vornehm führte und die die Vorzüge seiner Bearbeitung in helleres Licht rückte.

Seine Tätigkeit als akademischer Lehrer erfuhr eine Einschränkung, als er am 19. Januar 1891 — auf Empfehlung des Unterrichtsministers Freiherrn von Gautsch — zum Direktor der Hofbibliothek ernannt wurde. Damit eröffnete sich H. ein neues Feld der Tätigkeit, auf dem er in Ehren bestand. War er auch Dilettant in den Fragen der eigentlichen Bibliothekstechnik und -Verwaltung, so hatte er doch den Fragen des Bibliothekswesens schon früher sein Augenmerk zugewendet und in seiner Wirksamkeit als Mitglied der Bibliotheks-Kommission der Universität Gelegenheit gehabt, manchen Einblick zu gewinnen und manch wertvolle Anregung zu geben. Daß ein Gelehrter von H.s Bedeutung an der Spitze eines Instituts wie die berühmte *Bibliotheca Palatina Caesarea* an sich einen Fortschritt darstellte, liegt auf der Hand, aber H. fand hier reichlich Gelegenheit, sein Organisationstalent und seinen über bureaukratische Engherzigkeit erhabenen Blick zu betätigen. Eine Reihe von Reformen, die die Benutzung erleichterten — eine symbolische Handlung leitete sie ein: er ließ die für den leichten Zugang zu hoch sitzenden Klinken niedriger setzen —, einige wesentliche bibliothekarische Maßnahmen der Katalogisierung legten Zeugnis ab von dem neuen Geist, der mit H. in das altehrwürdige Institut eingezogen war. Daß er sich in seiner Gewissenhaftigkeit auch bemühte, Einblicke in das bibliothekarische Handwerk zu gewinnen, weiß Schreiber dieser Zeilen, mit dem er manche Frage besprach, aus eigener Erfahrung. Auch den wissenschaftlichen Pflichten des Besitzes suchte er gerecht zu werden, indem er zwei der hervorragendsten Schätze der Sammlung weiteren Kreisen zugänglich machte: die berühmte *Tabula Peutingeriana* wurde in einer Anzahl von Exemplaren photographisch vervielfältigt, und die durch ihre bildlichen Beigaben ausgezeichnete *Wiener Genesis* gab er mit Franz Wickhoff, der hier seine grundlegenden Untersuchungen über die Geschichte der antiken Malerei niederlegte, während er selbst den Text erläuterte, heraus. Daß H.s Wirksamkeit für die Hofbibliothek nicht noch einen größeren Aufschwung herbeiführte, hatte darin seinen Grund, daß sie nur 5 Jahre währte. Am 20. Januar 1896 wurde er zum Sektionschef im Ministerium für Kultus und Unterricht ernannt und damit schied er auch nach 30jähriger Tätigkeit aus der Universität. In der Abschiedsaudienz überreichte ihm der Kaiserliche Besitzer unter schmeichelter Anerkennung seines Wirkens als Direktor der Hofbibliothek das Ritterkreuz des Leopold-Ordens. Der Abschluß seiner 30jährigen akademischen Lehrtätigkeit gab seinen Schülern, Freunden und Verehrern die willkommene Ge-

legenheit zu mannigfachen Ehrungen. Es wurde von der Künstlerhand Anton Scharffs eine Medaille geprägt und ihm mit einer lateinischen Adresse überreicht, seine vom Bildhauer Leisek geformte Büste im Direktionszimmer des philologischen Seminars aufgestellt, endlich, die höchste wissenschaftliche Ehrung, ihm ein Festband, *Serta Harteliana*, mit 52 Aufsätzen seiner Schüler gewidmet. Als ich ihm meine in der »Zeitschr. f. d. öst. Gymn.« erschienene Besprechung der *Serta* übersandte, dankte er (14. Dezember 96) in herzlichen und anerkennenden Worten und dem Bekenntnis, »nur fachten Sie dadurch die Sehnsucht an nach dem von mir Verlassenen, vielleicht für immer Verlorenen«. Und man darf es glauben, daß den ernsten Mann, der mit allen Fasern an seinem Beruf als Gelehrter und Lehrer hing, der jedoch ebenso sehr von dem Drang beseelt war, an größere Aufgaben seine Kraft zu wenden, in jenen Stunden des Rückblicks auf das bisher Erreichte die bange Sorge beschlich, ob er den neuen Aufgaben, die er übernommen, gewachsen sei und ob er recht daran getan habe, die Stille der Gelehrtenstube, den schönen Beruf des Lehrers, der unmittelbar auf seine Schüler wirken und die Wissenschaft fördern könne, und die freie Stellung des Direktors der Hofbibliothek mit einem Wirkungskreis zu vertauschen, der, mit dem Getriebe der Tagespolitik zu sehr verquickt, trotz großen äußeren Glanzes auch viele Hemmungen in sich birgt. Diese Erwägungen hatten ihn ja auch veranlaßt, sich den Rücktritt ins Lehramt, für den Fall, daß er sich genötigt sehen sollte, aus dem Ministerium wieder zu scheiden, bei Übernahme der Sektionschefstelle auszubedingen, und es zeugt von dem hohen Werte, den Baron Gautsch, der im Herbst 1895 ins Kabinett Badeni als Unterrichtsminister, nach seinem im Herbst 1893 mit Taaffe erfolgten Rücktritt, wieder eingetreten war, darauf legte, einen Mann wie H. für sein Ressort zu gewinnen, daß er dies Zugeständnis für H. erwirkte.

Aber die von H. ins Auge gefaßte Eventualität trat nicht ein: sein Eintritt in die Beamtenlaufbahn war der Beginn einer an Ehren und Erfolgen reichen neuen Periode seines Lebens. Nachdem er vier Jahre als Sektionschef des Hoch- und Mittelschulwesens geleitet hatte — 6. 7. 1897 wurde er durch den Orden der Eis. Krone II. Klasse, 30. 11. 1897 durch die Würde des Geheimen Rates ausgezeichnet — wurde er am 2. Oktober 1899 Leiter dieses Ministeriums im Kabinett des Grafen C l a r y. Als dieser am 21. 12. 1899 zurücktrat, übernahm er wieder die Stelle des Sektionschefs, um am 20. 1. 1900 im Ministerium Körber als Minister an die Spitze des Ministeriums für Kultus und Unterricht zu treten, und er blieb in dieser Stelle, auch als am 31. 12. 1904 nach dem Rücktritt Körbers Freiherr von Gautsch zum zweitenmal Ministerpräsident wurde, auf dessen Wunsch bis zum 11. 9. 1905, an welchem Tage er, um dem Premier in seinen auf die durch die politische Lage sich als notwendig erweisende Parlamentarisierung des Kabinetts abzielenden Absichten keine Schwierigkeiten zu machen, aus dem Amte schied.

Die Ernennung eines Nichtjuristen, zumal eines Philologen, zum Sektionschef und nun gar zum Minister darf als besonders bemerkenswert, bezeichnet werden. Es wurde damit das Dogma erschüttert, daß nur Juristen für diese hohen und höchsten Verwaltungsposten die Eignung haben, und der Wahrheit die Ehre gegeben, daß in einem Amt, das vorwiegend geistige Güter zu verwalten hat, auch Fachmänner und insbesondere geistig bedeutende Vertreter der Wissenschaften zu diesen Stellungen berufen sind. Freilich muß auch hier der Satz

gelten: *men, not measures*. Und daß H. der Berufensten einer war, hatte er durch seine Mitwirkung an Aktionen der Unterrichtsverwaltung gezeigt und insbesondere dadurch bewiesen, daß er sich in überraschend kurzer Zeit in die Geschäfte eingearbeitet hatte und den verschiedensten Belangen des weitverzweigten Ressorts gewachsen war. Ja, man darf sogar feststellen, trotz seiner Herkunft vom Lehrfach und seiner Stellung in der Wissenschaft ließ er die Geschäftsgewandtheit und die bürokratische Tradition des Hauses am Minoritenplatz nicht vermissen. Daraus erklärt sich auch die immerhin auffallende Tatsache, daß die von ihm zu erwarten gewesene Reorganisation dieser Zentralstelle nicht eintrat und nach wie vor die Juristen nicht nur vorwiegen, sondern, mit einer Ausnahme, den eigentlichen Beamtenkörper bilden. Aber er ließ doch nie die geistig bedeutende Persönlichkeit von großem, über die Grenzen des Vaterlandes hinausreichendem wissenschaftlichen Ruf vermissen, die es gelegentlich auch verstand, die bürokratischen Fesseln zu sprengen. Sein vornehmer weltmännischer Sinn, sein scharfer, praktischer Verstand, sein ausgeglichenes ruhiges Wesen, nicht zuletzt seine eingehende Kenntnis aller Fragen des Bildungswesens, sein tiefgründiges vielseitiges Wissen und seine große Belesenheit kamen ihm in seiner neuen Stellung ebenso zustatten wie sein unverdrossener rastloser Arbeitseifer und die Fähigkeit, rasch und unermüdlich zu arbeiten und dabei auch den gesellschaftlichen und Repräsentationspflichten vollauf zu genügen. Wenn es ihm nicht gelang, allen Erwartungen zu entsprechen, und seine Amtsführung manche zeitgenössische Anfechtung erfuhr, so muß man erstens bedenken, daß an einen Mann wie H. eben ganz andere Anforderungen gestellt wurden, und zweitens die besonderen Schwierigkeiten berücksichtigen, mit denen ein Minister für Kultus und Unterricht in Österreich zu kämpfen hat. Das schöne Wort der großen Kaiserin Maria Theresia, mit dem sie Übergriffe der Kirche auf die Schule abwehrte: »Die Schule ist und bleibt ein Politikum« hat längst im Österreich des Nationalitätenkampfes seine ganz andere Bedeutung gewonnen. Die Schule ist bis hinauf in ihre obersten Zweige zum Kampfobjekt der Parteipolitik geworden, und nicht nur die politischen, sondern auch die nationalen Parteien machen ihren Einfluß geltend. Dazu kommen die finanziellen Schwierigkeiten. Und vor allem muß man die Zeitverhältnisse beachten, in denen H. das so wichtige und so schwierige Amt zu verwalten hatte. Bei aller Verschiedenheit zwischen den beiden Personen gilt auch von H., was Franz Grillparzer von Ernst von Feuchtersleben sagte: »Er wäre für ruhige Zeiten der bestgedenkbarste Unterrichtsminister gewesen«; aber die objektive, alle Momente erwägende Würdigung darf feststellen, daß H. nach dem Urteil der Besten seiner Zeit ein Minister war, der dem österreichischen Unterrichtsministerium zur Ehre gereichte und viel Ersprößliches geschaffen hat. Wie einer seiner Mitarbeiter, der sein Wesen wohl am tiefsten erfaßt hat, mir schreibt, »war einer der größten Vorzüge H.s seine jugendlich frische, fast begeisterungsfähige Schaffenslust. Es gibt kein Gebiet der Unterrichtsverwaltung, das ihm nicht wertvolle Errungenschaften seiner produktiven Kraft zu danken hätte. Jeder vernünftigen Anregung zugänglich, stets bereit zur Initiative und erfüllt von großzügigen Plänen ging er keiner Schwierigkeit aus dem Wege und scheute keine persönliche Mühe, um seine Ziele durch zahllose, oft resultatlose, doch stets erneute Besprechungen und Verhandlungen, ja selbst durch die Hilfsquellen seiner ausgebreiteten gesellschaftlichen Be-

ziehungen der Verwirklichung zuzuführen. Wie in so mancher Richtung unterschied sich H. auch in dieser vorteilhaft von anderen Staatsmännern, deren leitender Grundsatz in dem *'nil movere'* besteht... H. war wohl keine Kampfesnatur — Rücksichtslosigkeit, Hinterhältigkeit und Gewalttätigkeit waren ihm fremd, er war eine vornehm milde, abgeklärte, vom humanistischen Geiste erfüllte wohlwollende Persönlichkeit, die aber den Kampf nicht scheute, wenn es in so manchen Hochschulangelegenheiten und Fragen der modernen Kunst galt, seine Überzeugung mannhaft und wirksam zu vertreten. H. war mit glänzenden reichen geistigen Gaben ausgestattet — eine aber ihm versagt: *Menschenkenntnis*. Er selbst erkannte diesen Mangel an und beklagte es tief, wenn sein Vertrauen einem Unwürdigen zuteil wurde und bittere Enttäuschungen folgten. Der pflichtgemäße Drang nach strenger Objektivität und erschöpfender Durchleuchtung eines Gegenstandes verleitete ihn nicht selten zur gleichwertigen Entgegennahme divergierender Meinungen, weil ihm die großen Differenzen der Personenwerte fremd blieben. Aber gerade an diesem selbstgefühlten Mangel erwuchs ihm die Aufgabe erhöhter sachlicher Information, und so gab es wohl kein Gebiet der seiner Verwaltung anvertrauten Ressorts, das H. nicht in seinen wesentlichsten Teilen vollständig beherrschte.

Aus der großen Summe dessen, was H. als Minister geleistet und geschaffen, kann in diesem Rahmen nur einiges hervorgehoben werden. Daß H. das *Gymnasium* nicht nur zu erhalten, sondern durch Verbesserungen zu fördern bestrebt war, braucht kaum gesagt zu werden, aber er bewies seine Unbefangenheit auch anderen Bildungswegen gegenüber durch Förderung der *Realschule*, durch Verbesserungen des Lehrplans und Erweiterung ihrer Berechtigung, wie er denn auch bei feierlichem Anlaß ihre Gleichwertigkeit mit dem Gymnasium verkündete, und es verdient besonders bemerkt zu werden, daß gerade der Altphilologe H. es war, der den Technischen Hochschulen seine besondere Fürsorge angedeihen ließ, indem er nicht nur für ihre Ausgestaltung in jeder Hinsicht sorgte (es sei hier besonders das Musterinstitut für Elektrotechnik erwähnt), sondern ihnen das so lange angestrebte Doktorat und eine Rangerhöhung für die Hochschule für Bodenkultur erwirkte. Durch Reformen im höheren Mädchenbildungswesen und Erweiterung der Frauenberufe durch Zulassung zum Universitätsstudium suchte er den Forderungen der Gegenwart gerecht zu werden. Das gewerbliche und kommerzielle Fachschulwesen hatte seine besondere Fürsorge. Auch dem Volksschulunterricht wandte er sein Interesse zu, indem der Lehrplan der Bürgerschule revidiert und ihre Erweiterung auf vier Klassen — freilich nur, soweit die Erhalter sie errichten wollten — vorgesehen wurde. Hingegen verursachten das neue niederösterreichische Schulgesetz und die neue Schul- und Unterrichtsordnung dem Minister manche Angriffe. Durch die Schaffung des Kunstrates und die Gründung der modernen Galerie, die Errichtung der Graveur- und Medailleurschule hat er sich um die Kunst bleibende Verdienste erworben, nicht unerwähnt dürfen freilich auch die Kämpfe bleiben, die er wegen Bevorzugung der modernen Richtungen zu führen hatte.

Am schwersten hatte H. unter den Anklagen zu leiden, die von seinen früheren Kollegen wegen der geringen Fürsorge der Regierung für die Bedürfnisse der ersten Universität des Reiches, der Wiener, erhoben wurden. In

zwei Denkschriften, des Senats und der philosophischen Fakultät, wurde den Anklagen und Wünschen wirksam Ausdruck gegeben. Konnte auch H. nicht in der kurzen Zeit das gut machen, was so lange vernachlässigt worden war, so war er doch redlich bemüht, nach Kräften das Versäumte nachzuholen. Abgesehen von einzelnen Instituten, die geschaffen wurden, wie das muster-gültige physiologische, muß hier insbesondere der *L ö s u n g d e r K r a n k e n - h a u s f r a g e*, d. h. des Neubaus des Allgem. Krankenhauses, gedacht werden, durch die H. sich dauernden Ruhm erworben hat. »Es war eine Tat«, wie mir Sigmund Exner schreibt, »denn es handelte sich, den Gordischen Knoten zu zerhauen, der durch die seit Jahrzehnten sich hinziehenden Verhandlungen zwischen Landesausschuß, Gemeinde, Ministerium des Innern, Unterrichtsministerium und Statthalterei bezw. Krankenhausfonds geschürzt worden war. Nach bürokratischer — im allgemeinen gewiß gerechtfertigter — Auffassung durfte kein Schritt gemacht werden, ehe die finanzielle Durchführbarkeit und Tragweite desselben in allen Details durchgearbeitet war. Wir haben es seitdem erfahren, daß es überhaupt nicht möglich ist, diese Tragweite in jeder Beziehung vorauszubestimmen, und daß, wenn man es unternehmen wollte, Verhandlungen durch ein Jahrhundert geführt werden müßten, wenn alle Beteiligten ihre Zustimmung hätten geben sollen. Es gehörte *p e r s ö n l i c h e r M u t* dazu, das zu erkennen und den Kaiser zur Grundsteinlegung einzuladen, ehe die Schwierigkeiten beseitigt, ja ehe sie allseitig durchschaut waren. Von bürokratischer Seite wurde ihm dieses Durchhauen des Gordischen Knotens auch nie verziehen, und seine Generale in diesem Feldzug mußten ihre Vorschubleistung in diesem Verrat an dem Amtsschimmel später schwer büßen. Trotzdem kann ich ruhig behaupten, wir hätten heute noch keine einzige neue Klinik, wenn H. damals nicht unbürokratisch gehandelt hätte. Er verdiente einen Maria-Theresien-Orden, wenn es einen solchen für Zivilisten gäbe«. Übrigens sei bemerkt, daß H. für die Medizin immer besonderes Interesse bekundet hat. Er war mit Dumreicher (Vater und Sohn), Drasche, Fleischl, Dr. Peters (einem in Wien in Pension lebenden ehem. russischen Leibarzt), Schrötter, seinen Landsleuten Chrobak und Ludwig innigst befreundet und erörterte mit ihnen gern und oft medizinische Fragen.

Daß H. nach Tunlichkeit bemüht war, wissenschaftliche Bestrebungen zu fördern, darf als selbstverständlich gelten; um auch hier einiges anzuführen, seien die Förderung des Archäologischen Instituts und seiner Unternehmungen, des Vereins »Carnuntum«, dessen Kuratorium er seit der Gründung angehörte, des *Corpus scriptorum de musica* und der Denkmäler der Tonkunst in Österreich und seine Initiative zur Begründung des Literarischen Vereins hervorgehoben.

Als Minister erhielt er 1901 nach der Kaiserreise nach Böhmen, auf der er mit dem Kabinettschef den Kaiser begleitet hatte, den Orden der Eis. Krone I. Klasse. Es fehlte ihm aber auch bei seinem Scheiden aus dem Amt nicht an großen Ehrungen. Mit einem überaus warm gehaltenen kaiserlichen Handschreiben wurde ihm das Großkreuz des Leopold-Ordens verliehen, und in der Abschiedsaudienz sagte ihm der Kaiser — wohl die größte Anerkennung seiner Wirksamkeit —: »Ich weiß es, mit welchem Wohlwollen und immer im Sinne der Ausgleichung Sie Ihr Amt führten. Es ist ein schweres Amt; es verträgt keine Schroffheit, und Sie waren immer auf Ihrem Platze. Sie haben

immer den größten Takt und die größte Gerechtigkeit entwickelt. Ich habe mit Ihnen wirklich ausgezeichnet gearbeitet«.

Auch als Sektionschef und als Minister hatte H. an den Arbeiten der Akademie der Wissenschaften regen Anteil genommen. Nach dem Tode Alfred von Arnehs (1899) neben Eduard Sueß, der zum Präsidenten gewählt worden war, zum provisorischen Vizepräsidenten gewählt, wurde er zwar 1900 nur mit schwacher Majorität (mit Rücksicht auf die damals unter den Universitätsprofessoren herrschende Stimmung), weiterhin jedoch, da sich die Verhältnisse wieder gebessert hatten, stets wieder einstimmig in dieser Stellung bestätigt. Sowohl als Obmann der Kirchenväterkommission, als auch als Mitglied in den Kommissionen zur archäologischen Erforschung Kleinasiens, zur Durchforschung der Balkanhalbinsel und zur Herausgabe der Bibliothekskataloge des Mittelalters entfaltete er eine rege Tätigkeit. Insbesondere ist aber sein Anteil an dem Zustandekommen des von den fünf deutschen Akademien von Berlin, Göttingen, Leipzig, München und Wien begonnenen und seither eifrig fortgesetzten *Thesaurus linguae latinae*, wie Hermann Diels in seinen »Worten der Erinnerung an Wilhelm von Hartel« darlegte, von entscheidender Bedeutung für dieses von der Forschung so lang ersehnte großangelegte Werk der deutschen Wissenschaft gewesen. H.s Denkschrift, betreffend die Bildung eines Verbandes wissenschaftlicher Körperschaften vom 11. Juni 1892, durch die er Theodor Mommsens Aktion, der 1892 im Auftrage des preußischen Ministers nach Wien gekommen war, um die Verhandlungen mit der Wiener Akademie zu beginnen, neben Sueß am meisten gefördert hat, seine tatkräftige Begeisterung für die Sache und seine unermüdliche Arbeit brachten beides trotz mancher Schwierigkeit zustande: das Kartell der deutschen Akademien im Sommer 1893 und die im Hause Diels' vollzogene Begründung des *Thesaurus* am 22. 10. desselben Jahres. Mit Diels und Bücheler trat er in die *Thesaurus*-Direktion ein und versäumte auch als Minister nicht, an den jährlichen Konferenzen in München teilzunehmen. Auch der weitere Gedanke einer internationalen Assoziation der Akademien wurde von H. gefördert und wurde 1899 in Wiesbaden zur Tat. »Die großen Tagungen dieses gelehrten Universalkongresses«, der H.s Auffassung vom Großbetrieb der Wissenschaften verwirklichen half, »in Paris und London hat sein Mitbegründer noch mit Genugtuung erlebt und seiner Freude darüber in einem Aufsatz in der »Deutschen Revue« im Jahre 1905 öffentlich Ausdruck verliehen, die Freude, die Mitglieder der Assoziation in Wien im Mai 1907 empfangen zu können, erlebte er nicht mehr«. (Diels). Ihre Entstehung hat er jedoch in seinem meisterhaften Vortrag »Über die Organisation der wissenschaftlichen Arbeit«, gehalten am 30. November 1906, bei der Mommsenfeier des »*Eranos Vindobonensis*«, den er mit begründet hat, erörtert. So reihte sich H. würdig dem Großmeister der Organisation wissenschaftlicher Arbeit Theodor Mommsen, zu dessen Ruhm er die Rede hielt, selbst als großer und erfolgreicher Organisator an.

Es war das letztemal, daß H. vor die große Öffentlichkeit trat; eine zweite Gelegenheit, die sich ihm dazu bieten sollte, konnte er nicht mehr erleben. Für den 18. Januar 1907 hatte er einen Vortrag in der Grillparzer-Gesellschaft über das ihm besonders am Herzen liegende Thema: »Grillparzer und die Antike« zugesagt und den Vortrag im Manuskript schon Wochen vorher fertiggestellt. Den Vortrag jedoch hielt er nicht, er erschien am 15. Januar als posthume

Arbeit im Feuilleton des »Neuen Wiener Tagblattes«; am Abend des 18. aber fand in der Grillparzer-Gesellschaft die erste Gedächtnisfeier für den am 14. Verstorbenen statt, bei der Ernest von K ö r b e r die gedankentiefe und von warmer Empfindung getragene Gedenkrede hielt. (Veröffentlicht in der N. Fr. Presse, Morgenblatt v. 19. Januar 1907.)

Daß H., der in seiner Jugend von zarter Gesundheit war, später eine so widerstandsfähige Natur hatte, dankte er den früh geübten und bis zuletzt fortgesetzten körperlichen Betätigungen mannigfacher Art. Er war ein Freund des Sports und furchtlos. Trotz seiner Beileibtheit — auf einem gedrungenen kurzen Körper saß ein großer ausdrucksvoller Kopf — war er sehr gelenkig und von elastischer Bewegung. Zu dem schon in der Schulzeit gepflegten Turnen und Schwimmen (bis in sein letztes Jahr gewährte es ihm Vergnügen, weit in die Alpenseen hinauszuschwimmen) trat später das Reiten (als Professor konnte man ihn oft mit Adolf Exner und Richard Heinzel ausreiten sehen) und Fechten; Schlittschuhläufer war er bis in die 90er Jahre, in den letzten Jahren auch Jäger; seine Jagdgenossen waren der ihm besonders befreundete Fabrikbesitzer Ernst Mauthner, mit dem er auch oft kleine und größere Reisen und Ausflüge unternahm, und der Maler Pochwalski. Bis zuletzt blieb ihm aber die Freude an der Touristik; nicht nur während des Sommerurlaubs von Altaussee aus, wo er durch viele Jahre weilte, sondern auch sonst, so oft es irgend anging, machte er größere oder kleinere Partien in die Bergwelt der A l p e n, später in den Wiener Wald oder in die Voralpen. Er hatte eine große Orientierungsgabe und liebte es, ohne Führer zu gehen. Obwohl er als Diabetiker sich eine strenge Diät auferlegen und alljährlich in Karlsbad und Gastein Erholung suchen mußte, machte er den Eindruck eines besonders kräftigen und gesunden Menschen, der Jüngeren und Schlankeren in allen körperlichen Übungen überlegen war. Durch das Zuckerleiden steigerte sich allerdings sein Augenübel, das ihm das Arbeiten erschwerte; um so bemerkenswerter ist es, daß er auch als Sektionschef und Minister sich keiner Hilfe bediente und unermüdlich, gewöhnlich, wenn nicht andere Pflichten ihn abriefen, von 9 Uhr morgens bis 7 Uhr abends, sich nur eine kurze Mittagspause gönnend, im Ministerium tätig war. Im November 1903 trat jedoch sein Leiden infolge einer hinzugetretenen Entzündung plötzlich so heftig auf, daß an seinem Aufkommen gezweifelt und der Eintritt der Katastrophe befürchtet werden mußte. Damals und während seiner Rekonvaleszenz auf dem Semmering zeigte sich besonders lebhaft die Beliebtheit, deren sich H. in allen Kreisen erfreute. Genesen, konnte H. bald seine volle Tätigkeit wieder aufnehmen. (Auch als er unerwartet aus dem Amte schied, weilte er einige Tage auf dem Semmering; er war auf dem Sonnwendstein, als das Telegramm des Ministerpräsidenten kam, das ihn nach Wien berief; es wurde ihm telephonierte, es wäre eine Staatsdepesche gekommen, worauf er sofort auf den Semmering und von da nach Wien eilte und nach der ihm gewordenen Mitteilung sein Demissionsgesuch überreichte.) Er erfreute sich dann, insbesondere in der letzten Zeit, ganz besonders guter Gesundheit. Am 6. Januar 1907 hatte er der Leichenfeier für Otto Bendorf angewohnt, am 9. eine Sitzung der philosophisch-historischen Klassen mit voller Frische geleitet, am Samstag, dem 12., nahm er an einem Diner beim Grafen Kuefstein teil, wo er sich jedoch bereits unwohl fühlte; am 13.

sollte er bei Josef Unger speisen, statt seiner kam die Nachricht, daß er am Abend vorher erkrankt sei. Ein heftiges Herzleiden hatte ihn befallen; am Sonntag verschlimmerte sich sein Zustand, Atemnot trat ein, und am folgenden Tag, Montag, dem 14., abends nach 6 Uhr entschlief er. Herzschwäche infolge von Arteriosklerose war die Todesursache. Am 17. Januar fand unter ungemein starker Teilnahme das Leichenbegängnis statt; an der Seite der ihm ein Jahr vorher im Tode vorangegangenen Frau wurde er auf dem Hitzinger Friedhof bestattet.

Wie im Leben, wurden H. auch nach dem Tode reiche Ehren zuteil. Von den Nachrufen in der in- und ausländischen Fach- und Tagespresse abgesehen, sei nur an die warme und tiefempfundene Würdigung seines Wesens und Wirkens durch den damaligen Unterrichtsminister Dr. Marchet und durch Graf Lankoroński (erschieden in der »Neuen Freien Presse« am 15. Januar 1907) erinnert und aus der großen Fülle nur die ungemein ehrende Trauerkundgebung des Kaisers angeführt, der »bewegten Herzens des aufopferungsvollen und zielbewußten Eifers des der Wissenschaft geweihten Lebenslaufes, seiner hervorragenden Erfolge als Gelehrter und seiner verdienstreichen Tätigkeit auf vielseitigen Gebieten, der im In- und Auslande Bewunderung und Anerkennung gezollt wurde, gedenkt, so daß des Dahingeshiedenen Name von unvergänglicher Bedeutung bleibt und dem Vaterlande stets zur Ehre gereichen wird«. Am 23. Februar fand im großen Festsaal der Universität eine von der Akademie der Wissenschaften und der Universität gemeinsam veranstaltete Gedenkfeier statt, bei der der Präsident der Akademie Eduard Sueß, der Rektor der Universität Wilhelm Meyer-Lübke eindrucksvolle Worte sprachen und der Schüler und Nachfolger H.s auf der Lehrkanzel Edmund Hauler die gehaltvolle Gedenkrede hielt. Daß der Mann, der nicht nur Lehrer und Rektor sondern auch Wohltäter der Universität war — in seinem letzten Willen bestimmte er »den ihm aus Kollegiangeldern und anderen Sporteln zugekommenen Betrag von 40 000 Kronen« für eine seinen Namen tragende Stipendienstiftung an der Wiener Universität, deren Erträgnis solchen Studierenden auf die Dauer von zwei Jahren verliehen werden solle, die sich dem akademischen Lehramt widmen wollen; die philologischen Werke seiner reichen Bibliothek vermachte er dem philologischen Seminar dieser Universität, dem er schon früher eine große Anzahl von Schriften zugewandt hatte — im Arkadengange der Wiener Universität, ihrer Ruhmeshalle, seinen Platz finden werde, konnte nicht zweifelhaft sein. Behufs Beschaffung eines würdigen Denkmals trat bereits im Mai 1909 unter dem Präsidium des Vizepräsidenten der Akademie der Wissenschaften Eugen v. Böhm-Bawerk ein Hartel-Denkmal-Komitee, bestehend aus Freunden, Schülern und Verehrern H.s, zusammen. So wird denn gegenüber dem Denkmal für Unterrichtsminister Leopold von Hasner jenes für H. — beabsichtigt ist ein sitzendes Reliefbildnis — angebracht werden zur bleibenden Erinnerung an seine 30jährige Wirksamkeit an dieser *Alma mater*. Aber eine würdige Denkmalfeier hat bereits gewissermaßen stattgefunden: mit der am 2. Oktober 1909 im großen Festsaal der Universität im Anschluß und gleichsam zum Abschluß der Grazer (50.) Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner abgehaltenen gemeinsamen Festversammlung des Wiener »Vereins der Freunde des humanistischen Gymnasiums«, des »Deutschen Gymnasialvereins« und der Berliner »Verbindung der Freunde des humanistischen Gymnasiums«, wurde

eine Gedenkfeier für Wilhelm von H. verbunden, die einen erhebenden Verlauf nahm. In einer zündenden Ansprache würdigte der gegenwärtige Minister für Kultus und Unterricht Graf Stürgkh das verdienstvolle Wirken seines Amtsvorgängers, und Hermann Diels entwarf in seinen »Worten der Erinnerung an Wilhelm von Hartel« auf Grund persönlichen Verkehrs und reicher Sachkenntnis ein meisterhaftes Bild des geistigen Schaffens des Gelehrten und Akademikers. Ein von dem mit der Ausführung betrauten Bildhauer Heinrich Scholz herrührender Denkmal-Entwurf war neben der Rednerkanzel aufgestellt und hob sich wirksam von dem ihn umgebenden Pflanzenschmuck ab; zur Huldigung für den Verstorbenen wurde eine Reihe schöner Kranzspenden niedergelegt. — —

H. war auch in dem Sinne ein moderner Mensch, daß er volles Verständnis für die Stellung der Tagespresse im Verkehrs- und Geistesleben der Gegenwart hatte. Wie er selbst sein »journalistisches Intermezzo« hatte, wie er in seinem schönen Glückwunschschreiben an Ludwig Speidel (zum 70. Geburtstag) sich ausdrückte — er hatte 1872 die Redaktion der »Schulzeitung«, der damals gegründeten »Deutschen Zeitung« übernommen und eine Zeitlang geführt — so hat er oft für das »Neue Wiener Tagblatt« Artikel geschrieben, auch als Minister dieses Organ als Sprachrohr seiner Ansichten benutzt und einige feinsinnige Aufsätze in der »Österr. Wochenschrift für Wissenschaft und Kunst«, in der »Wiener Abendpost« und in der »Deutschen Revue« veröffentlicht. Wie er für den offiziellen Ausstellungsbericht 1873 die Darstellung der Universitäten übernahm, schrieb er für das von Friedrich Uhl 1898 redigierte Kaiserblatt der »Concordia« ein schwungvolles Kapitel über die Universitäten.

Aus derselben Wurzel stammte sein Verhältnis zur deutschen Literatur. Trotz, ja vielmehr wegen seiner hohen und tiefen Verehrung für die altklassische Literatur, die sich auf eingehende Beschäftigung und eindringliche Kenntnis ihres Werdegangs stützte, hatte er nachhaltiges Interesse für die neuere Literatur und zwar nicht nur die deutsche sondern auch die fremdländische. Seine Lieblingsdichter waren Goethe und Heine, aber bei verschiedenen Gelegenheiten zeigte er seine innige Vertrautheit sowohl mit der klassischen als späteren deutschen Literatur. Zum 70. Geburtstag richtete er als Minister (1902) einen Glückwunsch an Ferdinand von S a a r, der die Muse dieses österreichischen Dichters treffend und feinsinnig kennzeichnete. Bei der Zentennarfeier für Johann Gabriel Seidl, den Schöpfer der österreichischen Volkshymne, dem er bereits 1874 einen von feinem Verständnis für die Art dieses liebenswürdigen Dichters und Schulmanns zeugenden ausführlichen Nekrolog in der »Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien« gewidmet hatte, hielt er die Festrede (11. Mai 1904), desgleichen bei der Festakademie für die Schuljugend aus Anlaß von Schillers 100. Todestag am 8. Mai 1905. Als Preisrichter in den Kuratorien der Grillparzer- und der Bauernfeld-Stiftung hatte er Gelegenheit, sich mit den modernsten Richtungen zu beschäftigen, und zeigte auch da seine volle Unbefangenheit und sein reges Interesse. Er verehrte Gerhart Hauptmann, und unter seinem Vorsitz erhielt Arthur Schnitzler den Bauernfeldpreis. (Eine deshalb im Abgeordnetenhaus von den Christlich-Sozialen eingebrachte Interpellation — im heutigen Österreich ist eben alles, auch das Verteilen von Literaturpreisen, Gegenstand parteipolitischer Kritik — beantwortete er kurz und bündig, aber korrekt und rückhaltlos mit den Worten: »unter meiner

Teilnahme erhielten Gerechte und Sünder, Christen und Juden, Ausländer und Inländer die Auszeichnung, da nach dem Stiftbrief nicht der Taufschein, sondern die literarischen Leistungen maßgebend sind«.) Als Vorstandsmitglied, später Obmann und Ehrenmitglied des Wiener Goethe-Vereins, als Vorstandsmitglied der Grillparzer-Gesellschaft, endlich als Begründer und Ehrenpräsident des Literarischen Vereins in Wien, dessen Aufgabe *a)* die Herausgabe von Handschriften und allen vorkommenden Druckwerken deutscher, insbesondere deutsch-österreichischer Dichter und Schriftsteller (Der erste Band (1904) der »Schriften des literarischen Vereines« ist dem Ehrenpräsidenten gewidmet: er enthält die von Anton Sauer herausgegebenen »Gespräche Grillparzers«), *b)* die Errichtung eines Literaturarchivs zur Aufnahme und Benutzung von Handschriften, Briefen und Dokumenten deutscher, insbesondere deutsch-österreichischer Schriftsteller ist — in der unter seinem Vorsitz im Empfangssaal des Unterrichtsministeriums am Palmsonntag (5. April) 1903 abgehaltenen konstituierenden Versammlung erörterte er das Programm in einer gehaltvollen Rede, in der er auf das Goethe-Schiller-Archiv in Weimar als Muster hinwies —, wirkte er verdienstvoll im Interesse der deutschen, insbesondere der vaterländischen Literatur.

Seine Stellung zur Kunst zeigt dieselbe Unbefangenheit wie jene zur Literatur. Ein großer Schätzer der Alten war er auch voll Empfänglichkeit für die modernen Richtungen im Kunstleben und hielt es als Minister für seine Pflicht, die Freiheit des künstlerischen Schaffens zu wahren und dem Neuen Raum zur Betätigung zu geben, wie er dies in einer programmatischen Rede »Über Wesen und Aufgabe der Akademie« bei der Preisverteilung in der Akademie der bildenden Künste 1899 und in einer Interpellationsbeantwortung im Abgeordnetenhaus (aus Anlaß der vielumstrittenen Ernennung des Kammermedailleurs Rudolf Marschall zum Akademieprofessor) am 9. Dezember 1904 darlegte. Gern förderte er deshalb junge aufstrebende Talente. Diesem Zweck dienten kleine Ausstellungen, die er zeitweilig in den ihm zur Verfügung stehenden, von ihm nicht benutzten Prachträumen des Ministeriums veranstaltete, und es gewährte ihm große Freude, wenn Bilder oder Plastiken von Anfängern, zu ihrer Unterstützung und Ermunterung, im Kreise seiner Freunde und Verehrer gekauft wurden. In den Fachschulen wurde unter ihm das Zeichnen nach der Natur eingeführt. Besonders erfolgreich war die von ihm veranlaßte erste Ausstellung sämtlicher Fachschulen im Museum für Kunst und Industrie und durch ihre Anregung hat er das Kunstgewerbe und die mit ihm zusammenhängenden Industrien bedeutend gefördert. Die Ausstellung der von Gustav Klimt für die Universität gemalten Deckenbilder weckten starken Widerspruch, die öffentliche Meinung lehnte sie ab und die Universität protestierte gegen die Annahme; die Vorwürfe, die deshalb gegen H. erhoben wurden, waren jedoch insofern unberechtigt, als er sie nicht bestellt hatte, sondern sein Vorgänger im Amt. Auch für die Ausschreitungen der Sezession konnte er nicht verantwortlich gemacht werden. Er sagte oft, wenn er ein privater Mäzen wäre, würde er nicht eines dieser Bilder in seine Sammlung geben, als Minister habe er aber die Pflicht, auftretende neue Richtungen nicht im Keime gewaltsam zu ersticken. Sonst käme man in der Kunst niemals aus der Nachahmung der Alten heraus. Persönlich nahe standen ihm die Maler Eisenmenger und Ludwig Hans Fischer, Malczewski, mit dem er in Kleinasien —

gemeinsam mit dem Grafen Lanckoroński — gereist war und besonders Pochwalski, der sein treffliches Bild für die Porträtgalerie des Unterrichtsministeriums gemalt hat, Max Klinger und die russische Bildhauerin Feodorowna Ries, die eine Marmorbüste H.s schuf. Dem tüchtigen David Kohn, der auch den Erzherzog Rainer gemalt hatte, saß er zu einem Bilde in Rötelmanier.

Als R e d n e r hatte H. seine eigene Note. Obwohl ihm die äußeren Mittel zu einem z ü n d e n d e n Redner fehlten — er hatte weder eine weittragende Stimme noch eine besonders lebhafte Sprechweise, als Professor wirkte er auch mehr in den kleineren Kollegien und im Seminar, während er in den großen Vorlesungen durch seine leise und monotone Redeweise (wenigstens war es so zu meiner Studienzeit in der alten Universität) nur die näher Sitzenden fesselte —, so war er doch auch als Redner von großer Wirkung, die er allerdings der feinen Form und dem inneren Gehalt der Rede dankte. Durch die Gewohnheit langsam zu sprechen und Pausen zu machen — seine charakteristische Gewohnheit war, die Unterlippe einzuziehen und mit den gekrümmten Fingern der Rechten durch den langen Bart zu streichen — war es ihm möglich, auch in einer freien Rede die Schönheit der Sprache und die Eleganz der Form zu wahren. Die ihm eigenen Vorzüge, Schlagfertigkeit, Ruhe, Witz und leise Ironie, große Sachkenntnis und Belesenheit, Verstandesschärfe, weltmännische Klugheit und weise Mäßigung kamen ihm, insbesondere als Parlamentsredner, zustatten. Er verleugnete freilich auch in seinen Reden nicht den Professor und Akademiker, das beeinträchtigte aber, zumal mit Rücksicht auf die große Achtung, deren er sich gerade deshalb erfreute, nicht ihre Wirkung.

H. war ein Freund vornehmer, edler Geselligkeit und feinen Lebensgenusses, und es war ihm Bedürfnis, im »bequem-geselligen« Verkehr Anregung und Ausspannung zugleich zu finden. Auch heiteren Vergnügungen und echt wienerisch-volkstümlicher Lust war er nicht abhold. In den Häusern, in denen er verkehrte, bei Theodor Gomperz, Josef Unger, Frau v. Dutschka, Bankier Pflaum, Rosa v. Gerold, Baron Sochor, Ludwig Lobmeyr, Ernst Mauthner u. a. war er als guter und geistreicher Gesellschafter, insbesondere aber wegen seines einfachen, ungezwungenen und herzlich teilnehmenden Wesens verehrt und hochgeschätzt. Wie er unverdrossen bei der Arbeit war, so waren Körper und Geist so gestählt, daß er einerseits die schwersten Strapazen, ja auch Entbehrungen auf Reisen und Wanderungen leicht ertragen und sich mit dem Einfachsten begnügen, andererseits nach einem bis in die späten Nachtstunden währenden gesellschaftlichen Vergnügen oder nach einem ermüdenden 4—6stündigen Marsch ohne auszuruhen sich an den Schreibtisch setzen und bis in den Morgen arbeiten oder, lag keine dienstliche Verpflichtung vor, ernste Lektüre (etwa das neueste Heft der »Revue des deux mondes«) pflegen konnte. Auch seine reiche Korrespondenz erledigte er selbst und er war in der Erfüllung dieser Pflichten von seltener Gewissenhaftigkeit. Leider haben sich die Briefe an ihn nur zum geringen Teil erhalten (die meisten gingen bei der Übersiedlung aus der früheren Wohnung in der Marxergasse in die spätere, in der Heßgasse, verloren, aber auch aus späteren Jahren sind verhältnismäßig nicht zu viele, meist solche an den Sektionschef und Minister, vorhanden; sie gewähren reiche Einblicke in die mannigfache Tätigkeit H.s; aber mehr Ausbeute für die Wissenschaft und die Zeitgeschichte würde eine Sammlung der Briefe H.s bieten).

Der hervorstechendste Zug in H.s Wesen war Wohlwollen und gewinnende Liebenswürdigkeit; am wohlsten fühlte er sich, wo er ganz selbst er sein konnte, im Kreise näherer Freunde, denen er, der Vielbeschäftigte, oft Proben wahrer Herzensfreundschaft bot. Als Minister war er sonst, vielleicht weil oft Zumutungen an ihn herantraten, die er nicht erfüllen konnte, von einer gewissen Zurückhaltung, die jedoch schwand, als er von den Fesseln des Amtes befreit wieder der einfache, ungezwungene, jederzeit hilfsbereite und lebenswürdige Mann sein konnte.

Aber man darf sagen, daß H. in allen Lagen seines Lebens im wesentlichen der Gleiche blieb. Er scheute keinen Weg, wenn er helfen konnte, und stellte seine gewandte Feder gern in den Dienst einer ihm gut scheinenden Sache. Ich kann dafür einige persönliche Erfahrungen mitteilen. Als ich im Jahre 1895 mit einem jüngeren Kollegen ihn, als Direktor der Hofbibliothek, für die von uns angeregte Gründung eines Vereins für Bibliothekswesen zu gewinnen suchte, erklärte er sich sofort, den Wert der Institution anerkennend, dazu bereit, beriet mich fortwährend bei den vorbereitenden Schritten und stellte sich, dadurch die Sache sichernd, an die Spitze des vorbereitenden Komitees. An die Spitze des Vereins zu treten, hinderte ihn die Ernennung zum Sektionschef, aber der Verein erfreute sich auch in Hinkunft seiner Förderung. Als im Sommer 1905 von mir angeregt der Verein der Freunde des humanistischen Gymnasiums von einem Komitee, bestehend aus Universitätsprofessoren und Schulmännern, vorbereitet wurde und ihm — es war nach seinem Rücktritt vom Amte, im Oktober — der Entwurf eines Aufrufs mit der Bitte, ihm als erster beizutreten, vorgelegt wurde, erfüllte er nicht nur diesen Wunsch, den Text vollinhaltlich billigend, sondern er veröffentlichte auch unter dem Titel »Ein neuer Verein« einen Artikel, der in meisterhafter Weise die Schwierigkeiten, mit denen das Gymnasium in neuerer Zeit überhaupt und in Österreich im besonderen zu kämpfen hat, und die Ziele und Aufgaben des neuen Vereins, an der Hand des Aufrufs, darlegte und dauernd förderte. Sein Interesse bekundete er durch rege Teilnahme an den Veranstaltungen des Vereins, an dessen Spitze Graf Stürgkh trat. Als ich endlich in einem zuerst am 18. Januar 1905 in der damals von mir redigierten »Pädagogischen Zeit« einen Aufsatz »Bibliotheksschenkungen« veröffentlichte, in welchem ich den Gedanken vertrat, daß auch bei uns wie anderwärts, namentlich in England und Amerika, auch die großen wissenschaftlichen staatlichen Bibliotheken, vor allem die bedeutendste, die Wiener Universitäts-Bibliothek, Private durch Stiftungen und Schenkungen fördern sollten und zur besseren Propagierung den Aufsatz als Werbeblatt hatte drucken lassen, gab mir H., da ich für die Sache, die ihn interessierte, seine Unterstützung mir erbat, den Rat, mir Zustimmungsbriefe bedeutender Persönlichkeiten, deren Stimmen von besonderem Gewicht sein mußten, zu erbitten. Auf meinen Wunsch eröffnete er die Reihe. Das Schreiben ist datiert vom 31. Dezember 1906 — 14 Tage darauf starb er. Der Schluß: »Ermatten Sie nicht für die gute Sache Gönner und Förderer zu gewinnen« war mir ein Vermächtnis. So kam eine ganze Sammlung von wertvollen und gewichtigen Schriftstücken zusammen, und im weiteren Verfolg der Angelegenheit war es mir möglich, eine den Namen des Kaisers tragende Jubiläums-Stiftung für die Wiener Universitäts-Bibliothek in Wien anzuregen und zu verwirklichen. Nicht unerwähnt darf aber seine

rührige und verdienstliche Tätigkeit als Präsident des so segensreich wirkenden »Ferienhorts für bedürftige Gymnasial- und Realschüler« bleiben, in dem er so recht sein warmes Herz für die Jugend und seinen menschenfreundlichen Sinn betätigen konnte.

Überblickt man den an sich unvergleichlichen Lebenslauf, der H. vom Gymnasialsupplenten zu den höchsten wissenschaftlichen und staatlichen Stellungen und Ehren führte und ihm nicht nur die bis über das Grab hinaus reichende Anhänglichkeit seiner zahlreichen Schüler, die tiefe Verehrung von Freunden, die allgemeine Wertschätzung, den Dank und die Anerkennung der höchsten staatlichen Faktoren, aber auch als Forscher und Organisator wissenschaftlicher Arbeit ein bleibendes Andenken gesichert hat, so darf man Wilhelm v. H. wohl glücklich nennen, aber es darf dabei die Summe rastloser Arbeit, die sein kaum 68jähriges Leben umschließt, ebenso wenig übersehen werden wie das zielbewußte Streben, die großen Geistesgaben und die edlen Charaktereigenschaften, denen er seine Erfolge verdankte.

Quellen: Dem Verfasser standen außer eigenen persönlichen Erinnerungen Mitteilungen des Sohnes W. v. H.s, Min.-Sekt. Dr. Karl R. v. Hartel, der ihm auch freundlichst die Jugendbriefe H.s, die erhaltenen Briefe an ihn, die Dokumente, eine fast vollständige Sammlung von Zeitungsausschnitten u. a. m. zur Verfügung stellte, ferner der Herren: Graf Lanckoroński, Sekt.-Chef a. D. Dr. Stadler v. Wolfersgrün, Josef Unger, Theodor Gomperz, Sigmund Exner, vormal. Kustos der Hofbibliothek Rud. Geyer, Fabrikbesitzer Ernst Mauthner, endlich die Akten des k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht zu Gebote. Es ist ihm Bedürfnis, dafür auch an dieser Stelle herzlichen Dank zu sagen. Wo seine Darstellung von früheren abweicht, stützt sie sich auf eigene Kenntnis, auf Akten oder authentische Mitteilungen.

Von gedruckten Materialien seien erwähnt: die autobiographische Skizze H.s im »Notizenblatt der histor.-statist. Sektion der k. k. mährisch-schles. Gesellschaft z. Beförd. des Ackerbaus, der Natur- u. Landeskunde« (Beil. d. Mitteilungen) 1884 Nr. 3 u. mit Benützung dieser autobiographischen Skizze von Dr. Franz Illek im Jg. 1889 desselben Notizenblattes Nr. 4, der ausführliche Nekrolog in der Zeitschr. f. d. öst. Gymn. 1907 S. 193 ff. (bestehend aus der Gedenkrede Edm. Haulers u. Würdigung der Tätigkeit Hartels f. die Entwicklung des österr. Mittelschulwesens durch die Redaktion), die Gedenkrede des Gymnasialdirektors Anton Stitz im Vereine Mittelschule (= Österr. Mittelschule 21 (1907) S. 145 ff.), der eingehende Nekrolog August Engelbrechts im »Biogr. Jahrbuch f. Altertumskunde« 31. Jg. mit einem vollständigen chronologisch geordneten Schriftenverzeichnis (auch selbständig, Leipzig-Reisland 1908), der Aufsatz Seyss-Inquarts im Programm des deutschen Gymnasiums in Olmütz 1907, endlich die Reden des Unterrichtsministers Grafen Stürgkh u. Diels' in den »Mitteilungen des Ver. d. Freunde d. human. Gymn.« 10. Heft.

Wien.

S. Frankfurter.

Aufrecht ¹⁾, **Theodor**, * 7. Januar 1821 zu Leschnitz in Oberschlesien, † 3. April 1907 in Bonn als ord. Professor der vergleichenden Sprachwissenschaft und indischen Philologie. — Er stammte aus einer kinderreichen, israelitischen Familie, in der mehrere Mitglieder wie er ein hohes Alter erreichten, aber keins außer ihm, soviel mir bekannt, eine gelehrte Laufbahn eingeschlagen hatte. Als daher der hochbegabte Knabe schon frühe einen ausgesprochenen Hang zum Studium verriet, fand er dafür bei den Eltern kein Verständnis

¹⁾ Totenliste 1907 Band XII 7*.

und konnte ihm erst nach hartem Kampfe und mit Unterstützung eines Verwandten nachgehen. Durch Privatunterricht vorgebildet, besuchte er von Quarta an das Gymnasium in Oppeln (1836—1842) und nach dessen Absolvierung die Universität in Berlin, um klassische Philologie zu studieren. Aber sein Fachstudium nahm ihn nicht so vollständig in Anspruch, daß er sich daneben nicht auch mit einer Reihe anderer, besonders orientalischer Sprachen gründlich hätte bekannt machen können. Früh fand er hier das Gebiet, dem er bald seine ganze Kraft widmen sollte: denn ihn zogen vornehmlich das Sanskrit und die vergleichende Sprachwissenschaft an. In diesen Fächern verdankte er seinem Lehrer Bopp weniger gründliche Schulung als vielseitige Anregung; im Sanskrit hat er im wesentlichen, und zwar sehr zu seinem Nutzen, seinen Weg selbst gesucht und gefunden. Er promovierte in Halle 1847 mit einer Dissertation: *De accentu compositorum Sanscriticorum* (Bonn 1847), der ersten Spezialdarstellung dieses Gegenstandes. Nach einem vorübergehenden Aufenthalt in Leipzig finden wir ihn wieder in Berlin, wo er mit dem damaligen Privatdozenten Kirchhoff zusammen das grundlegende zweibändige Werk »Über die umbrischen Sprachdenkmäler« Berlin 1849, 1851 ausarbeitete. Durch dieses Werk, das Entzifferung und Deutung jener altitalischen Inschriften im großen und ganzen zum Abschluß brachte, haben sich die beiden Verfasser, wie Benfey mit Recht sagte, ein unvergängliches Denkmal im Gebiete der vergleichenden Sprachwissenschaft gesetzt. Bald nach dem Erscheinen des ersten Bandes desselben habilitierte sich A. als Privatdozent in Berlin. Er las hauptsächlich über Altenglisch, Altsächsisch und Altnordisch. Zunächst stand für A. die vergleichende Sprachwissenschaft noch im Mittelpunkte seiner Interessen. So gründete er mit seinem Freunde Adalbert Kuhn die »Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung« 1851; er trat aber schon im folgenden Jahre auf Grund seiner Übersiedelung nach England aus der Redaktion aus. Die ersten Bände dieser Zeitschrift enthalten viele Beiträge aus seiner Feder; von 1856 an schrieb er mehrere sprachvergleichende Aufsätze für die *Transactions of the Philological Society* (London). Doch darüber wurden die Sanskritstudien nicht vernachlässigt und sie traten wieder in den Vordergrund, als A. 1852 nach Oxford ging, um Max Müller bei der Vorbereitung seiner großen Ausgabe des Rigveda mit Sāyaṇas Kommentar behilflich zu sein. Diese Beschäftigung währte nicht lange. Denn in weniger als Jahresfrist fand er eine Anstellung an der Oxforder Bibliothek, der berühmten *Bodleyana*, zur Ausarbeitung des Katalogs der Sanskrit-Handschriften, der unter dem Titel *Catalogus codicum Sanscriticorum Bibliothecae Bodleyanae*, Oxford 1864, 4°, erschienen ist. Eine ähnliche Arbeit, aber von bescheidenerem Umfange, lieferte er auch für Cambridge: *a Catalogue of Sanscrit Manuscripts in the Library of the Trinity College*, Cambridge 1869, 8°. Diese Katalogisierungsarbeiten waren bestimmend für die Lebensaufgabe, die A. sich setzte und an der er bis zum letzten Atemzuge gearbeitet hat. Denn es handelte sich für ihn bei diesen Katalogen nicht etwa bloß um die Identifizierung der Werke und Beschreibung der Handschriften, sondern um nichts weniger als die systematische Durchmusterung der ganzen, in den Handschriften niedergelegten und zum größten Teile noch unbekannten Sanskritliteratur. Zwar waren einige Vorarbeiten vorhanden, namentlich Webers vorzügliches »Verzeichnis der Sanskrithandschriften der Kgl. Bibliothek in Berlin«, 1853, aber trotzdem hat A. von Grund auf neu gebaut und ein festes

Fundament für die ganze indische Literaturgeschichte gelegt. Wie er dabei vorging, können wir jetzt im einzelnen verfolgen. Denn der ganze wissenschaftliche Apparat, den A. in einem ungewöhnlich langen und arbeitsvollen Leben zusammengebracht hat, ist von der Bibliothek des *India Office* erworben worden, und einen Katalog desselben (denn er ist schon in sich eine ansehnliche handschriftliche Bibliothek) hat Herr F. W. Thomas in seinem Artikel »*The Aufrecht collection*« im *Journal of the Royal Asiatic Society* 1908 S. 1029 ff. gegeben. Es ist von allgemeinem Interesse, an dem vorliegenden Falle kennen zu lernen, nach welcher Methode die systematische Erforschung eines großen Literaturganzen vorgenommen werden muß, um so eine neue Philologie auf feste Grundlagen zu stellen; und zugleich gibt uns die Einsicht in A.s Arbeitsweise einen Maßstab für die Tiefe seiner Forschernatur, die Größe seines Fleißes und die Stärke seines Geistes, der von der Masse des Stoffes nicht niedergedrückt wurde, sondern die Herrschaft über ihn behauptete. A. hat alle Texte, die er in seinen Katalogen beschreibt, durchgegangen, die wichtigeren genau durchgelesen, stets mit der Feder in der Hand. Von vielen Manuskripten machte er Abschriften und kollationierte sie mit andern; er verzeichnet alle Erwähnungen von Autoren und Werken, überhaupt alles, was für die Literaturgeschichte von Bedeutung sein könnte, er notierte lexikalische Eigentümlichkeiten, legte Spezialwörterbücher, ja *indices verborum* von vielen Schriften an; er machte alphabetische Listen der Versanfänge von den meisten klassischen Gedichten, ja selbst von den Epen und mehreren Purāṇas, um mit ihrer Hilfe anonyme Zitate verifizieren zu können. Daß solche Vorbereitungen getroffen werden müssen, wenn es gilt, eine Literatur zu erschließen, die zum größten Teil aus undatierten Werken besteht, ist hinterdrein leicht einzusehen; aber das Bewunderungswürdige bei A. ist nicht, daß er diese Vorarbeiten als notwendig erkannte, sondern daß er sie ausführte, ein zweiter χαλκέντερος, unverdrossen mit Daransetzung ungezählter Stunden. Aber nicht seiner ganzen Zeit. Denn nebenher schloß er teils ältere, teils gleichzeitig unternommene Arbeiten ab. Es erschienen bald nacheinander zwei Textausgaben einer grammatischen Schrift: *Ujvaladatta's commentary on the Uṇādi Sūtras*, Bonn 1859, und einer lexikalischen: *Halāyudha's Abhidhānatnamālā*, London 1861. Wichtiger aber war seine Ausgabe des Rigveda, in lateinischer Umschrift, im 6. und 7. Bande der Indischen Studien, Berlin 1861, 1863. Diese erste vollständige Ausgabe des ältesten und ehrwürdigsten Sprachdenkmals Indiens war vom größten Einfluß auf unsere damaligen Sanskritstudien, die sich seit mehr als einem Jahrzehnt der Erforschung des Veda zugewandt hatten und nun erst den ganzen Text in handlichster Form erhielten. Gleichzeitig hatte A. ein Glossar zum Rigveda ausgearbeitet; aber er hat sich nie entschließen können, es zu veröffentlichen, auch nachdem er Glossare zu den übrigen Veden und den wichtigsten vedischen Schriften angelegt hatte, von denen er Licht für dunkle Wörter und Stellen erhoffte. Es blieb nach seiner Meinung noch zu viel Unklares und Unsicheres. Mitbestimmend mag aber auch gewesen sein, daß die interpretatorische Tätigkeit nicht sein volles Interesse dauernd in Anspruch nahm, wie er denn zwar manche treffliche Einzelbemerkungen, nie aber einen zusammenhängenden Erklärungsversuch von sich gegeben hat. Jetzt befinden sich auch diese Vorarbeiten in der Bibliothek des *India Office* und harren der Verwertung für die Wissenschaft.

Das Ansehen, das sich A. durch diese Arbeiten in seiner neuen Heimat erwarb, trug ihm 1862 die Berufung auf den neu gegründeten Lehrstuhl für Sanskrit und vergleichende Sprachwissenschaft an der Universität in Edinburgh ein. Dort vermählte er sich mit Helen Mary, geb. Harington, die ihm eine verständnisvolle und aufopfernde Lebensgefährtin war und ihm in Jahresfrist in den Tod folgte. Kinder entsproßen dieser Ehe nicht. — Als im Jahre 1875 die Sanskritprofessur an der Bonner Universität durch den Rücktritt Chr. Lassens vakant wurde, wurde A. an dessen Stelle berufen, die er bis zum Jahre 1889 bekleidete. Er las auch hier über Sanskrit und vergleichende Sprachwissenschaft.

Über A.s wissenschaftliche Tätigkeit in England ist schon oben zusammenhängend berichtet worden. In Bonn veröffentlichte er zunächst eine neue Ausgabe des Rigveda, da die in den Indischen Studien erschienene bereits vergriffen war: »Die Hymnen des Rigveda«, Bonn 1877 2 Bd., ebenfalls in lateinischer Umschrift. Diese zweite Ausgabe bietet außer dem sorgfältig revidierten Text und Angaben, die schon in der ersten Ausgabe in anderer Form enthalten waren, manches neue: eine Einleitung mit wichtigen Bemerkungen über den sekundären Charakter vieler Hymnen der vorliegenden Sammlung und über die Wertlosigkeit der Varianten im Sāmaeveda; ferner ein Verzeichnis der Versanfänge und Vergleichstellen, ein Hilfsmittel der Forschung, das jetzt erst durch Bloomfields monumentale »*Vedic Concordance*« 1906 überholt worden ist; endlich eine kurze Inhaltsangabe. Zwei Jahre später veröffentlichte er eine transkribierte Ausgabe des »*Aitareya Brāhmaṇa* mit Auszügen aus dem Kommentar von Sāyaṇa und anderen Beilagen«, Bonn 1879, die diesen zuerst von M. Haug herausgegebenen und übersetzten wichtigen Text frei von Fehlern mit den nötigen Hilfsmitteln zum genaueren Verständnis leicht zugänglich machte. Neben diesen vedischen Arbeiten wandte A. sich wieder der Beschäftigung mit der klassischen Sanskritpoesie zu. Schon 1862 und 1871 hatte er eine »Auswahl von unedierten Strophen verschiedener Dichter« mit metrischer Übersetzung in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft Bd. 16 S. 749 ff., Bd. 25 S. 238 ff., 455 ff. herausgegeben. Überwog bei diesen früheren Arbeiten das ästhetische Interesse, so stellt sich ihm das literarhistorische in den späteren zur Seite; es sind die umfangreichen Arbeiten in derselben Zeitschrift »Über die *Paddhati* von *Çārṅgadhara*« Bd. 27 S. 1 ff. und »Beiträge zur Kenntnis indischer Dichter« Bd. 36, S. 361 ff., 509 ff. nebst einigen kleineren Artikeln. In diesen Veröffentlichungen ging A.s Streben dahin, alle Strophen namhaft gemachter Dichter, deren vollständige Werke nicht erhalten sind, zusammenzutragen und die wertvollsten in Text und Übersetzung mitzuteilen. Diese Arbeit ist später von seinem Schüler Professor Peterson in Bombay durch die Herausgabe zweier einheimischen Anthologien, *Subhāṣitāvali* und »*Sārṅgadharapaddhati*«, in größerem Maßstabe fortgesetzt worden, ohne daß A.s Vorarbeiten im einzelnen veraltet seien, namentlich behalten seine Übersetzungen ihren Wert. Eine Auswahl aus seinen deutschen Nachdichtungen vermehrt durch neu entstandene hat A., der eine gefällige dichterische Fähigkeit besaß, in einem Büchlein »Blüten aus Hindostan«, Bonn 1873, herausgegeben, der einzigen populären Schrift, die von ihm bekannt geworden ist.

Wenn man die Arbeitslast bedenkt, die A. fortgesetzt trug und von der die publizierten Arbeiten nur wenige reife Früchte darstellen, muß man über

die Leistungsfähigkeit des unermüdlichen Gelehrten staunen. Aber die ununterbrochene geistige Tätigkeit, bei der er sich mit wenigen Stunden Schlags auszukommen gewöhnt hatte, wirkte doch zuletzt nachteilig auf seine psychische Konstitution. Erregungszustände stellten sich während seiner Bonner Zeit in beunruhigender Weise ein und veranlaßten ihn 1889, sich von seiner Lehrtätigkeit entbinden zu lassen. Er siedelte nach Heidelberg über in Erfüllung eines langgehegten Wunsches, ohne aber die erhoffte Befriedigung zu finden; denn nach 3 Jahren kehrte er nach Bonn in den kleinen Kreis seiner dortigen Freunde zurück. Sein Gesundheitszustand blieb aber schwankend und zeitweilig verstärkten sich die Symptome zu bedenklicher Höhe. Zwar gingen sie bald bei gründlicher Behandlung zurück, kehrten aber später in geringerem Grade öfters wieder und verdüsterten den späten Lebensabend des immer mehr vereinsamenden Mannes. Aber seine Schaffenslust litt darunter nicht dauernd, noch auch der Wert seiner Arbeit, der er ein großes, aber erreichbares Ziel gesetzt hatte, das man als eine Inventarisierung der Sanskritliteratur, soweit sie uns handschriftlich erhalten ist, bezeichnen kann. Die von der indischen Regierung betriebene Nachforschung nach Sanskrithandschriften, die namentlich von G. Bühler in erfolgreichster Weise in die Wege geleitet und später von P. Peterson und anderen weitergeführt worden war, hatte eine ungeahnte Fülle von Manuskripten zutage gefördert, über die in zahlreichen Katalogen und Abhandlungen Bericht erstattet war. Dieses weit zerstreute und zum Teil schwer zugängliche Material zugleich mit allem, was sonst in Europa über Sanskrithandschriftensammlungen bekannt war, zusammenfassend zu verarbeiten, war die Aufgabe, die A. in seinem *Catalogus Catalogorum* sich setzte und löste. In den drei Bänden dieses monumentalen Werkes (Leipzig 1891—1903) sind alle Sanskritautoren und -werke (mit Ausschluß der buddhistischen und jainistischen) mit Angabe biographischer Daten, soweit solche festzustellen sind, alphabetisch aufgeführt und unter jedem einzelnen Werke die davon vorhandenen Handschriften übersichtlich verzeichnet. So entstand ein Hilfsmittel von unschätzbarem Werte für jeden Forscher auf dem Gebiete der indischen Literatur. Im Zusammenhang mit dieser Arbeit steht A.s Katalogisierung der Sanskrithandschriften in Florenz (*Florentine Sanskrit Manuscript*, Leipzig 1892), in Leipzig (Katalog der Sanskrithandschriften der Universitätsbibliothek zu Leipzig, 1901) und München (die Sanskrithandschriften der Kgl. Hof- und Staatsbibliothek in München, 1909). Bei der Drucklegung des Münchener Katalogs schwanden dem Sechsendachtzigjährigen die Kräfte. Der Schwächezustand nahm in den letzten zwei Monaten schnell zu; nach zehntägigem Bettlager entschlief er sanft und ohne Schmerzen.

A.s Name wird stets mit hohen Ehren in der Geschichte der von ihm vertretenen Wissenschaften genannt werden, nicht nur weil er bei deren erstem Ausbau in hervorragendem Maße mitgearbeitet hat, sondern namentlich weil die von ihm geschaffenen Werke eine sichere und dauerhafte Grundlage bilden, auf der die Folgezeit weiter bauen mußte. Ja sie scheinen geradezu daraufhin angelegt zu sein. Denn A. stellte sich mit Vorliebe umfassende Aufgaben, deren Lösung er für die wissenschaftliche Fundierung der jungen Sanskritphilologie als notwendig erkannt hatte. Einmal entschlossen, achtete er Zeit und Mühe gering, welche die Bewältigung des Stoffes und die Ausführung nötiger Vorarbeiten erforderte, und er ruhte nicht eher als bis er glaubte, das Tatsächliche

gesichert und vollständig geben zu können. Alle seine größeren Arbeiten zeichnen sich durch strenge Sachlichkeit und nüchterne Klarheit aus. Er schrieb für die Zukunft und war nie um augenblicklichen Erfolg bemüht. Daher stammen von ihm keine aufsehenmachende Theorien, wie er sich denn auch nur sehr selten zur Äußerung einer Ansicht hat hinreißen lassen, die nicht so gut wie erwiesen gewesen wäre. Wert hatte für ihn nur das bleibende Resultat; wenn selbst jahrelange Arbeit nicht zu einem solchen geführt hatte, hatte er die Selbstentsagung, diese vergeblichen Vorarbeiten *ad acta* zu legen. So hatte sich A. im Zusammenhang mit seinen altitalischen Forschungen anhaltend und eingehend mit der Entzifferung der etruskischen Inschriften beschäftigt; zu dem Zwecke hatte er sich mit dem Baskischen und den kaukasischen Sprachen bekannt gemacht und sie auf ihren Wortschatz hin durchmustert; er hatte auch ein vollständiges Wörterverzeichnis der etruskischen Inschriften angelegt, das er aber aus der Sammlung ausschied, welche die Bibliothek des *India Office* erworben hat. Bei diesen Studien wird er manche geistvolle Vermutung gefaßt, manch' Fündlein gemacht haben; aber davon drang nichts in die Öffentlichkeit, selbst nicht die vielleicht nicht überflüssige Warnung, daß mit den seinerzeit gegebenen Mitteln das etruskische Rätsel nicht zu lösen sei.

Die wissenschaftliche Persönlichkeit A.s tritt uns aus seinen Arbeiten in markierten Zügen entgegen; doch darf man sich durch sie nicht zu dem naheliegenden Irrtum verleiten lassen, daß ihn seine Fachwissenschaften vollständig in Anspruch genommen hätten. Er war ein Gelehrter alten Schlages, wie sie jetzt immer seltener werden, ein Philologe nicht nur vollständig vertraut mit der indischen Literatur, sondern auch sehr belesen in den Literaturen der klassischen Sprachen, des Englischen, mehrerer romanischen und namentlich der germanischen Sprachen, ein gründlicher Kenner unserer Klassiker, besonders Goethes. Die Naturwissenschaften standen ihm ferner, doch bekannte er, daß ihn in jüngeren Jahren die Medizin lebhaft angezogen und er dieser Neigung nur schweren Herzens entsagt habe.

A. war von kleiner Statur, dunklen Augen und schwarzem Haar, das auch im höchsten Alter seine Farbe nicht gänzlich verlor. Er war eine grundehrliche Natur, von schlichter heiterer Gemütsart, ein zuverlässiger opferfähiger Freund, ein besonnener sparsamer Haushalter, der aber stets eine offene Hand hatte, wo er unverdientes Unglück fand und es mildern konnte. In vertrautem Kreise war er ein munterer Gesellschafter; lieber aber noch suchte er Erholung in langen Wanderungen, namentlich an der ihm besonders lieben Mosel. In späteren Jahren mied er immer mehr die Gesellschaft und lebte in den beiden letzten Dezennien seines Lebens ganz zurückgezogen, einfach und regelmäßig, von frühestem Morgen bis in die späte Nacht seinen Studien obliegend. Ehe ihn der Tod von seiner Lebensarbeit, dem selbstgeschaffenen handschriftlichen Apparat abrief, sorgte er, wie schon erwähnt, durch dessen Veräußerung an die Bibliothek des *India Office* dafür, daß er als Ganzes erhalten bliebe zum Nutzen der Wissenschaft. Als er diesen Schritt tat, schrieb er einem jüngeren Freunde, er habe das Gefühl, als wenn er Frau und Kinder verloren hätte.

Anerkennung und Ehren sind ihm in reichem Maße zuteil geworden. Er war Ehrenmitglied der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft und der *Royal Asiatic Society*, Mitglied der *Royal Institution in Edinburgh*, korrespondierendes Mitglied der Berliner und Münchener Akademien der Wissen-

schaften, der Gelehrten Gesellschaft in Göttingen und der Gesellschaft für Wissenschaft in Kopenhagen. Die Universität in Oxford ernannte ihn zum *Magister artium*, die von Cambridge zum *Doctor of Letters*, die von Edinburgh zum *Doctor of Law*. Die preußische Regierung verlieh ihm den Kronenorden 2. Klasse.

Nachrufe erschienen in der Bonner Zeitung 1907, April 7; Journal of the Royal Asiatic Society, 1907 S. 1121 ff. (von Thomas); Chronik der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität 1907 (von Jacobi).

H. J a c o b i.

Schrader¹⁾, Wilhelm, * am 5. August 1817 in Harbke, einem Dorfe in der Nähe von Helmstedt in der Provinz Sachsen, als Sohn des dortigen Kantors, † in Halle 2. November 1907. — Er besuchte das Helmstedter Gymnasium, machte aber als geborner Preuße das Abiturienten-Examen in Halberstadt. Ostern 1836 bezog er die Universität Berlin und studierte die klassische Philologie. Er wurde hier Schüler A. Böckhs. Das philosophische Interesse befriedigten die Vorlesungen der Hegelianer Gabler, Werder, Hotho, Erdmann. Im Herbst 1839 folgte er einer Aufforderung, den Unterricht der Kinder des Rittergutspächters Michaelis in Suderode bei Ilseburg zu übernehmen, und blieb in dieser Stellung drittehalb Jahre. In der edlen, fein gebildeten Familie fühlte sich Sch. wohl. Die Muße, die ihm übrig blieb, verwandte er zum Studium von Hegel, Aristoteles, Sophokles. Nach Berlin zurückgekehrt, bereitete er sich zur Promotion vor. Seine schriftliche Arbeit war Aristoteles gewidmet, für dessen Verständnis ihm die Teilnahme an einem von Trendelenburg geleiteten Seminar förderlich war. 1843 erfolgte die Promotion und die Staatsprüfung. In dieselbe Zeit fällt seine Verlobung mit der zweiten Tochter des Professors Pfund am Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin, Bertha. 1844 legte er an der genannten Anstalt, die damals August Meineke leitete, sein Probejahr ab; zugleich wurde er Mitglied des Böckhschen pädagogischen Seminars. Sowohl seine Lehrtätigkeit als auch seine Beziehung zu Meineke, der ihn zur Beaufsichtigung seiner Söhne in sein Haus aufgenommen hatte, gab ihm Gelegenheit, literarische Größen jener Zeit, Lachmann, J. Becker, Trendelenburg, die Brüder Grimm, Steffens kennen zu lernen. In L. Wiese gewann er sich einen wohlwollenden Gönner. 1846 wurde Sch. als Konrektor an das städtische Gymnasium in Brandenburg berufen und gründete nun den eignen Hausstand.

Bedeutungsvoll wurde für Sch. das Jahr 1848, indem es ihn in die politische Arena führte. Er wurde zum Mitglied des Frankfurter Parlaments gewählt, dem er bis Ostern 1849 angehörte. Er hatte sich an das rechte Zentrum angeschlossen. Als einen Ertrag für das unmittelbar persönliche Leben durfte er die Freundschaft mit Max Duncker und Rudolf Haym mitbringen, eine Freundschaft, die nie erkaltete. In seiner Autobiographie hat er die politische Gärung jener Zeit und die Arbeiten des Parlaments, die er bis in das hohe Alter hinein hochgeschätzt hat, anziehend geschildert²⁾.

Inzwischen hatte die hervorragende wissenschaftliche und pädagogische Tüchtigkeit Sch.s die Aufmerksamkeit der vorgesetzten Behörden auf ihn

¹⁾ Totenliste 1907 Band XII 79*.

²⁾ Erfahrungen und Bekenntnisse. Berlin 1900.

gelenkt. Infolgedessen erhielt er einen Ruf als Lehrer für die oberen Klassen des Gymnasiums in Elbŕing, den er jedoch ablehnte, da er nicht eine wesentliche Änderung gegenüber seiner Stellung in Brandenburg bedeutete. Dagegen war er bereit, die ihm angebotene Stellung als Direktor des Gymnasiums in Luckau zu übernehmen. Aber der neueingetretene Kultusminister v. Raumer, der Minister der Reaktion, versagte die Bestätigung, da ihm die deutsch-nationale Gesinnung Sch.s mißfiel. Doch scheint das Mißtrauen des Ministers nachgelassen zu haben, denn er bestätigte die Wahl Sch.s zum Direktor des städtischen Gymnasiums in Sorau. Ostern 1853 trat er das neue Amt an. Kaum drei Jahre verwaltete er dasselbe, als er zum Provinzialschulrat nach Königsberg berufen wurde. Es bestand ursprünglich die Absicht, ihm diese Stellung in Magdeburg zu übertragen, aber der Minister änderte sie, er wird Sch.s politische Richtung für das entlegene Ostpreußen als weniger gefährlich eingeschätzt haben.

Die Tätigkeit, die Sch. von Königsberg aus auf dem Gebiete des höheren Schulwesens lange Zeit hindurch für die vereinigten Provinzen Ost- und Westpreußen ausgeübt hat, nach der Trennung der Provinzen für Ostpreußen, bildet den Höhepunkt seines amtlichen Wirkens. In allen Beziehungen war sie anregend und fördernd. Seine ausgeglichene, abgeklärte, milde und doch energische, Freiheit in den notwendigen Grenzen gewährende Persönlichkeit gewann ihm Liebe und Verehrung. Die Leitung der wissenschaftlichen Prüfungskommission und des pädagogischen Seminars, die ihm als Nebenämter übertragen wurden, gaben seinem wissenschaftlichen Interesse Anlaß, es auch literarisch zu betätigen. So entstand 1868 (5. Aufl. 1893) seine Unterrichtslehre, in der er, soweit die philosophischen Fundamente in Betracht kommen, sich nahe mit Lotze berührte. Zehn Jahre später erschien die ergänzende Schrift über die Verfassung der höheren Schulen (3. Aufl. 1889). Sch. steht der neueren Bewegung auf pädagogischem Gebiete mehr ablehnend als zustimmend gegenüber. Er vertritt den Standpunkt des humanistischen Gymnasiums. Paritätische Gymnasien und Volksschulen betrachtet er als Ergebnisse von Notständen, die in einzelnen Fällen sie fordern, prinzipiell aber verwirft er sie im Interesse einheitlicher Erziehung und zusammenstimmenden Unterrichts. Kleinere wertvolle Aufsätze Sch.s, die in seine Königsberger Zeit fallen, übergehe ich.

In den drei letzten Jahrzehnten des abgelaufenen Jahrhunderts trat Sch. wieder tätig in das öffentliche Leben ein, er nahm an der Gründung eines konservativen Provinzialvereins teil und wirkte in der ostpreußischen Provinzialsynode, die ihn dreimal zu ihrem Vorsitzenden wählte, sowie als Mitglied der Generalsynode an der Neugestaltung der preußischen Landeskirche mit. Die evangelische Vereinigung, eine Gruppe, die, wesentlich konservativ, doch die Fühlung mit dem kirchlichen und theologischen Liberalismus nicht fallen ließ, fand in ihm ein führendes Mitglied.

Den vielen Aufgaben, die an Sch. herantraten, ist er mit gewissenhafter Hingebung gerecht geworden. Eine seltene körperliche Kraft und Gesundheit befähigte ihn dazu. Und innere Quellen der Kraft erschlossen sich ihm in der beglückenden Harmonie des Familienlebens und den Anregungen eines großen Freundeskreises, der ihn aufnahm. Pädagogen, höhere Verwaltungsbeamte und Offiziere, Universitätslehrer und Geistliche bildeten ihn.

Doch sollten die Königsberger Tage zu Ende gehen. Am 29. August 1881 durfte Sch. den Verlauf eines Vierteljahrhunderts örtlichen Wirkens festlich begehen, und in der Verleihung der theologischen Doktorwürde seitens der Halleschen theologischen Fakultät erkennen, daß in weiten Kreisen seine Verdienste auf kirchlichem und pädagogischem Gebiet gewürdigt wurden. Bald darauf erging an ihn die Aufforderung, das Amt eines Kurators der Universität Halle zu übernehmen. Er folgte dem Rufe gern, seine Gesundheit, so kräftig sie war, forderte jetzt eine leichtere Tätigkeit, und die neuen Unterrichtsordnungen von 1882, denen er seine Zustimmung nicht geben konnte, erschwerten es ihm, in ihrem Sinne zu wirken. Dazu kam, daß sein wissenschaftliches Interesse vom neuen Amt Förderungen erwarten konnte, endlich daß er in Halle den Jugendfreund Rudolf Haym wiederfand und in der theologischen Fakultät eine verwandte Geistesrichtung vertreten wußte. So siedelte er im April 1883 nach Halle über. Sein Scheiden wurde in Königsberg schmerzlich empfunden; es hinterließ eine Lücke, die nicht wieder geschlossen wurde.

In Halle fühlte sich Sch. sehr wohl, so daß er die 1884 an ihn gerichtete Anfrage, ob er in gleicher Stellung nach Bonn gehen wolle, ablehnte. Die amtlichen Verpflichtungen, die er zu erfüllen hatte, waren nicht sehr umfangreich, so daß ihm Muße zu literarischen Arbeiten blieb. Der Aufforderung des Verlegers folgend, vollendete er die Herausgabe der 2. Auflage der Enzyklopädie des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens, 1886 veröffentlichte er die Biographie des Kanzlers von Goßler, dem er nahegestanden hatte. Die größte Arbeit, die aus seiner Feder hervorging, war die Geschichte der Universität Halle, die zur Feier ihres 200jährigen Bestehens auf die Bitte des akademischen Lehrkörpers von ihm verfaßt wurde, das Ergebnis siebenjähriger Arbeit (1894). 1900 erschien seine Selbstbiographie, »Erfahrungen und Bekenntnisse«, aus der diese Skizze geschöpft hat.

Viele Ehrungen wurden ihm zuteil. Die medizinische Fakultät der Halleschen Universität promovierte ihn zu ihrem Ehrendoktor 1894, der König zeichnete ihn durch Ernennung zum Wirklichen Geheimen Ober-Regierungsrat aus. Aber auch dunkle Schatten fielen auf seinen Lebensabend. 1893 verlor er seine Frau nach 46 jähriger beglückter Ehe, 1897 seine jüngere Tochter, die mit einem Oberförster verheiratet gewesen war. Ihm blieb ein Sohn, Professor am Kaiser Wilhelms-Gymnasium in Hannover, und die ältere Tochter, die sein Hauswesen leitete, die treue liebevolle Pflegerin seines Alters.

1902 legte Sch. sein Amt nieder, am 2. November 1907, bald nach Vollendung seines 90. Lebensjahres wurde er abgerufen. Ein langes, an Erfahrungen reiches Leben hatte seinen Abschluß gefunden. Auf den Gebieten des Unterrichts und der Verwaltung, der Staats- und der Kirchenpolitik hatte er tätig sein dürfen, als pädagogischer Schriftsteller hatte er zu den die Zeit bewegenden Fragen Stellung genommen, gelehrte und populäre Schriften hat er veröffentlicht ¹⁾. Eine seltene Vielseitigkeit der Beziehungen und Interessen war ihm eigen, aber sie störte nicht die innere Sammlung seines Wesens; sie zerstreute ihn nicht, sie bereicherte ihn. Denn alles wurde zusammengefaßt zur Einheit durch den Ernst, mit dem er es sich innerlich aneignete und zu

¹⁾ Unser Jahrbuch hatte Schrader vortreffliche Beiträge (Rudolf Haym, Goßler) zu danken. A. d. H.

einer harmonischen Lebensanschauung verschmolz, die in einem tiefgegründeten und weitblickenden christlichen Idealismus wurzelte.

Königsberg i. P.

D. Hermann Jacoby.

Broich¹⁾, **Eduard Christian Arnold Maria, Frhr. v.**, Kgl. preuß. Geheimer Oberregierungsrat, *9. Februar 1834 auf Schloß Schönau bei Aachen, †11. Dezember 1907 zu Honnef am Rhein. — Studierte nach Absolvierung des Kaiser Karls-Gymnasiums zu Aachen auf den Universitäten Bonn und Berlin Rechts- und Staatswissenschaften und wurde, nachdem er das Referendar- und Assessor-Examen bestanden und in verschiedenen Stellungen kommissarisch tätig gewesen, 1865 Landrat in Malmedy. Schon in diesem Amte entfaltete er eine ungewöhnlich rege und vielseitige Tätigkeit. So bemühte er sich als erster um die Herstellung der Bahnverbindung mit Aachen, interessierte sich lebhaft und erfolgreich für Wege- und Straßenarbeiten, richtete Lehrkurse für Drainage und Bienenzucht ein, gab die erste Anregung zu volkswirtschaftlicher Belehrung in der Volksschule und nahm sich insbesondere der Organisation des landwirtschaftlichen Kreditwesens durch die Raiffeisenkassen an. In dem Kreise Hersfeld, an dessen Spitze er 1876—1884 stand, setzte er diese Tätigkeit fort, so daß in den 86 Gemeinden des Kreises 86 Raiffeisenkassen entstanden, ein Beispiel, das im ganzen Regierungsbezirk Kassel vielfach Nachahmung fand; außerdem organisierte er das Feuerlöschwesen, wurde Mitgründer des »Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke« und widmete sich gemeinsam mit Pastor v. Bodelschwingh und Oberbürgermeister Miquel der Bekämpfung des Vagabundentums durch die Gründung von »Arbeiterkolonien«; auch durch Errichtung von Lehrkursen für Gendarmen suchte er in dieser Beziehung fördernd zu wirken. In seinem dritten Landratsamte (Hanau, 1884) faßte er namentlich die Förderung des Obstbaues ins Auge. Schon im Jahre 1885 wurde v. B. indes auf Veranlassung des Fürsten Bismarck nach Berlin berufen und zwar als Geheimer Regierungsrat und vortragender Rat im Staatsministerium; 1892 wurde er zum Geheimen Ober-Regierungsrat befördert; im Jahre 1899 schied er aus dem Staatsdienst aus, nachdem er schwere finanzielle Verluste erlitten hatte. Von der hervorragenden sozialpolitischen Tätigkeit, die er außeramtlich während dieser Berliner Zeit entfaltete, ist vor allem zu erwähnen: die Anregung zur Schaffung von Unfallstationen und Rettungswachen sowie von Lungenheilstätten, und die Gründung des »Deutschen Kreditvereins«, der »Deutschen Zentralgenossenschaft« und 42 anderer Genossenschaften als erster »Genossenschaften m. b. H.« auf Grund des Genossenschaftsgesetzes vom 1. Mai 1889. Aus diesen bahnbrechenden Vorarbeiten, speziell der »Deutschen Zentralgenossenschaft« hat sich im Laufe der Jahre die »Preußische Zentral-Genossenschaftskasse« entwickelt. Ein literarischer Niederschlag dieser Bestrebungen ist seine Schrift »Sozialreform und Genossenschaftswesen«. Auch der »Nationalverein zur Hebung der Volksgesundheit«, aus dem später der »Deutsche Verein für Volkshygiene« entstand, ist wesentlich sein Werk. Von anderweitiger Tätigkeit war insbesondere die Anregung und Leitung der Berliner Zentenarfeier von 1897 ein glänzender Beweis für die ungeheure Leistungsfähigkeit des unermüdlichen Mannes.

Dr. Hermann Diez.

¹⁾ Totenliste 1907 Band XII 16*.

Grisebach ¹⁾, **E d u a r d R u d o l f A u t o r**, * 9. Oktober 1845 in Göttingen, † 22. März 1906 in Charlottenburg-Berlin. — August Grisebach, der Vater Eduards, war Professor der allgemeinen Naturgeschichte an der Göttinger Universität und ein hochangesehener Botaniker. Obwohl der Sohn einige botanische Neigungen erbte und so auch als Dreiundzwanzigjähriger einen Pflanzenkatalog, das »Exkursionsbuch der Flora von Göttingen, Münden, Heiligenstadt, Allendorf, Gieboldeshausen, Northausen, Northeim, Einbeck und Uslar« herausgab, ist es für seinen Lebenslauf doch wohl ungleich wichtiger, daß August Grisebach als Student der Medizin von 1832 bis 1833 der Korpsbruder des *Studiosus juris* Otto von Bismarck im Korps Hannoverana gewesen war. Der künftige Dichter zeigte frühzeitig Neigung für Literatur und Poesie; schon als Sekundaner übertrug er eine Elegie des Properz, die er später in seinen »Neuen Tanhäuser« aufnahm. Sein wohl unterrichteter Biograph Hans v. Müller, dessen eindringendem Buch das Tatsachenmaterial dieser Skizze entlehnt ist, sieht in dem Jüngling G. einen naiv lebensfreudigen ganz unpessimistischen Menschen. Erst das Zusammentreffen mit dem um 10 Jahre älteren Albert Möser (vermittelt durch beider gemeinsamen Freund Max Schneidewin) und später mit dem gleichaltrigen Hans Herrig habe den Lebenslustigen zum Pessimisten gemacht. Jedenfalls ist G. durch die neuen Freunde auf Hamerling und Schopenhauer hingewiesen und rasch ein großer Verehrer des Dichters, ein leidenschaftlichster Anhänger des Philosophen geworden. Trotz so vielfältig anderer Interessen, und trotzdem ihm Lebensgenuß und sehr konkretes Lieben wohl immer ziemlich identische Dinge waren, studierte G. mit Eifer Jurisprudenz, die ersten fünf Semester in Leipzig. Im Herbst 1866 kam er nach Berlin und sein Weg führte ihn durch die Linden, wo die bei Königgrätz erbeuteten Geschütze standen. Der Eindruck auf »den neu-annektierten Preußen« war ein mächtiger, er verfaßte sein Bismarckgedicht:

Ja, ich preise Dich, gewaltiger
Kritiker mit Blut und Eisen,
Doctor der Philosophie,
Philosoph von Königgrätz . . .

Ein Semester danach bestand er in Göttingen sein juristisches Doktor-examen mit Auszeichnung, worauf er am Berliner Stadtgericht als Auskultator Anstellung fand. Er hatte bisher außer jenem botanischen Buch in Zeitungen und Zeitschriften etliche Gedichte und einige ungedruckte Briefe Lichtenbergs veröffentlicht. Es gingen also bei ihm von Anfang an literarhistorisches und dichterisches Tun Hand in Hand. Müller wendet sich mit Eifer und unter Beibringung genauer Daten gegen die übliche verkehrte Meinung, als habe der Jüngling G. nur gedichtet, der Mann nach dem Verstummen des Dichters sich literarhistorisch beschäftigt. Mir selber will es scheinen, als müßte ein aufmerksamer Leser des »Neuen Tanhäuser«, ohne alles Wissen um das Leben des Dichters aus dem Inhalt des Buches allein, zum mindesten auf ungemein starke literarhistorische Neigungen G.s schließen und dadurch allein schon vor dem Irrtum bewahrt werden, die literarhistorische und poetische Entwicklung des Dichters allzu getrennt zu denken. Als Auskultator im anregenden Verkehr mit den Kollegen Herrig und Siegfried Samosch stellte G. nun eine erste kleine Gedichtsammlung zusammen, die 1869 unter dem Titel »Der neue

¹⁾ Totenliste 1906 Band XI 26*.

„Tanhäuser“ erschien. Der Grundton des Buches, das seinen späteren Namensbrüdern an Umfang noch erheblich nachstand, war doch schon genau der gleiche, den alle weiteren Produktionen G.s aufweisen: der disharmonische Zusammenstoß zwischen Lebenslust und Pessimismus. 1870 wurde G. als Referendar zur Staatsanwaltschaft in Hirschberg geschickt, während des Krieges war er wieder in Berlin (am Kammergericht), und erst nach dem Waffenstillstand, zur Zeit der Friedensverhandlungen, kam er nach Frankreich: er arbeitete als Feldgerichtsaktuar beim Etappenkommando in Epinal. Was er von kriegerischer Betätigung in seinem »Tanhäuser« erzählt, ist also Phantasieschöpfung. Um so realere Hintergründe besitzen die Liebeserzählungen; auch Schlesien und Frankreich trugen hier neuen Stoff ein. Eine dritte Anregung neben der kriegerischen und erotischen fand G. in Epinal dadurch, daß er »in einem Schaufenster Bände von Janets *Bibliothèque Elzévirienne*« zu Gesicht bekam. Das wurde für ihn der Anlaß, bei der Veröffentlichung seiner eigenen Arbeiten auf Einband, Schrift und Schmuck den höchsten Wert zu legen, und sein Vorgehen wiederum hat auf den ganzen deutschen Betrieb der Buchausstattung befruchtend gewirkt. Dieses Verdienst des Dichters ist häufig anerkannt worden, häufiger vielleicht und jedenfalls unbestrittener als sein eigentlich literarisches — dadurch ein, wir mir scheint, etwas peinliches Lob; diese Peinlichkeit mag G. aber nicht bewußt geworden sein, da er ja selber den Buchschmuck als etwas übermäßig Wichtiges, fast dem Buchinhalt Gleichwertiges ansah. Nach seiner Rückkehr veranstaltete er eine Neuausgabe seines »Tanhäuser«, die sich durch eine Reihe neuer Gedichte und ferner eben durch ihre Ausstattung von der ersten unterschied. Die mannigfachen Zusätze, Streichungen und Änderungen der vielen folgenden »Tanhäuser«-Ausgaben — die 20. Auflage erschien 1901 bei Cotta, dessen Jubiläumskatalog 1909 nun die 24. verzeichnet — können in diesem Überblick naturgemäß nicht weiter behandelt werden. »Tanhäuser« ist im Grunde nichts als der den Gedichtveröffentlichungen G.s gemeinsame Titel. Ein anderer Dichter gibt wohl neue Gedichte gesondert heraus; G. liebte es, sein Neuestes und Ältestes zur Einheit zu verschmelzen. Er konnte das tun, weil er am Anfang seiner Dichterlaufbahn kein anderer war als am Schlusse. Daß er den »Tanhäuser in Rom« von der übrigen Dichtung gesondert gehalten hat, scheint mir ganz räumlich aus dem Umfang dieses Liebesabenteuers zu erklären... Zu Dichtung, Jurisprudenz und Liebe gesellte sich auch im Jahre 1871 die literarhistorische Tätigkeit. G. arbeitete über Lichtenberg, über Blumauers Virgil-Travestie und die parodistische Literatur überhaupt, sodann und vor allem über Bürger, dessen Werke er mit biographischer Einleitung herausgab. Seine Gesundheit war damals schon geschwächt, und bald wurde sein Zustand ein so bedenklicher, daß er zur Heilung nach Italien mußte. Das Meister Eckehart-Motto seines »Tanhäusers«: »Diu wollust der kréatûren ist gemenget mit Bitterkeit« erfuhr er sehr buchstäblich am eigenen Leibe. In Italien hatte er mit einer russischen Baronin das Erlebnis, aus dem heraus er später den »Tanhäuser in Rom« dichtete. Nach seiner Heimkehr erhielt er — was ihm ohne seine Beziehungen zu Bismarck nicht geglückt wäre — ein Amt als Hilfsarbeiter bei der Gesandtschaft in Rom. Er stand nun jahrelang in ziemlich »subalternen (diplomatischen) Dienstverhältnissen«, wobei er von Rom nach Konstantinopel, von dort nach Smyrna kam. 1878 in Rumänien fand er den ersten selbständigen Posten: er war Vizekonsul in

Jassy, danach Konsul in Bukarest. 1881 wurde er in gleicher Eigenschaft nach Petersburg gesandt; Mailand und das weit entlegene Port au Prince auf Haiti bedeuteten den Abstieg und das Ende seiner Laufbahn. Er nahm 1889 seinen Abschied und lebte seitdem in Charlottenburg. Die 1897 geschlossene Ehe mit einer frischen Wirtschafterin, die ihm einen Sohn geboren hatte, ist das einzige aus seinem äußeren Leben noch zu berichtende Faktum. Seine literarhistorische und freilich sehr viel spärlichere poetische Tätigkeit hatte er während der ganzen Amtszeit fortgesetzt, als Literarhistoriker, Bibliophile und — hauptsächlich — als Schopenhauer-Herausgeber und -Biograph ist er in der letzten Zeit seines Lebens tätig gewesen. Zu ungleichwertigen Einzelstudien und -ausgaben (außer den erwähnten Themen sind Brentano, Waiblinger, Kleist, Hoffmann und Grabbe zu nennen) traten als größere Arbeiten auf dem Gebiete der deutschen Literatur: »Die deutsche Literatur, Beiträge zu ihrer Geschichte«, Wien 1876 und »Das Goethesche Zeitalter der deutschen Dichtung«, Leipzig 1891. Anregendes wie Anfechtbares steht in diesen vollkommen subjektiven Schriften hart beieinander; der leidenschaftliche Anhänger naiv sinnlicher Dichtung ist ein schroffer Gegner Lessings und Schillers. Weit über die Grenzen der heimatlichen Produktion reicht sein Blick in der Studie: »Die Wanderung der Novelle von der treulosen Witwe durch die Weltliteratur« und in den einfachen und schönen Verdeutschungen chinesischer Novellen. Auch seine Literaturkataloge mit ihren mancherlei wertvollen Anmerkungen zeugen für den gewaltigen Umkreis seines Interesses. Das immer Gleiche aber in dieser vielseitigen und so, wenn man Beruf und Lebensweg des Mannes hinzunimmt, notwendig etwas sprunghaften Tätigkeit, ist G.s Liebe zu Schopenhauer, die sich wissenschaftlich in der Herausgabe seiner Werke und Briefe, seiner »Gespräche und Selbstgespräche«, der Herrigschen Schopenhauer-Aufsätze und vor allem in der schönen Biographie des Philosophen, poetisch in zahlreichsten Stellen des »Tanhäusers« kundgetan hat.

So wie nun heute schon Eduard G. trotz all der erwähnten anderen Hervorbringungen den meisten schlechthin der »Tanhäuser«-Dichter ist, so wird wohl in Zukunft sein Name allein dieser Dichtung verkettet sein. Will man dem Werke gerecht werden — ich sagte schon, daß ich die Sonderstellung des »Tanhäuser in Rom« (1875) für eine äußerliche halte —, so darf man vielleicht nicht den rein ästhetischen Maßstab anlegen. G.s Vorliebe für das bloß Körperliche stützt sich nicht immer auf eine ausreichende Kraft der malerischen Darstellung. Seine Deutlichkeiten sind keineswegs immer künstlerische Realismen zu nennen; gegenüber der Erotik Heines, Leutholds und Schoenaich-Carolaths hat G.s Sexualdichtung gelegentlich etwas Jungenhaftes. Ich glaube, man wird dem »Tanhäuser« nur dann gerecht, wenn man ihn kulturhistorisch auffaßt, wenn man ihn als dichterischen Ausdruck der deutschen Zeitströmung in den sechziger und siebziger Jahren hinnimmt. Dann sieht man über manches Peinliche der mehr heißen als künstlerischen Erotik hinweg, nimmt manches bloß Gereimte der philosophischen und politischen Bestandteile in Kauf und bewundert die Gesamtenergie des Akkordes von persönlichem Lustbegehren, politischem Machtverlangen und abgründigem philosophischen Pessimismus.

H. v. Müller, Eduard Grisebach, Berlin 1910. Das Buch übertrifft an Genauigkeit bei weitem Hans Hennings Festschrift: »E. G. in seinem Leben und Schaffen« Berlin 1905.

Victor Klemperer.

Mamroth¹⁾, Fedor, * 21. Februar 1851 in Breslau, † 25. Juni 1907 in Frankfurt a. M. — Einer wenig bemittelten Familie entstammend und schon als Dreijähriger des Vaters beraubt, lernte Fedor M. früh Geldsorgen und bald genug lastende Verpflichtungen kennen, die seine Jugend und wohl auch einen Teil seiner Mannesjahre beschwerten. Es gelang ihm trotzdem, sich zeitig dem Studium der Literatur zuzuwenden; er erwarb den Dokortitel durch eine tüchtige Arbeit über Chaucers Beziehungen zu Boccaccio. Zwei weitere, einige Jahre später verfaßte Schriften, die Broschüre »Betrachtungen über Österreichs wirtschaftliche Wiedergeburt« (1875) und die breit ausgeführte Monographie »Ignaz Ginzkey« (1877) zeigen ihn auch auf wirtschaftspolitischem Boden heimisch. Das Ginzkey-Buch ist nicht ohne erzieherischen Wert. Es schildert in lebendigster Weise die Entwicklung eines großartigen industriellen Unternehmens aus geringsten Handwerksanfängen und ist dabei reich an weiten und faßlichen Ausblicken ins Gebiet der Wirtschaftsgeschichte. Doch lernt man aus dieser Schrift den eigentlichen Charakter des Verfassers keineswegs kennen; der innerlich Zerrissene trägt hier die Maske des selber kindlichen Kinderlehrers. — Als M. die nationalökonomischen Studien ausarbeitete, stand er bereits im journalistischen Beruf, den er ohne Unterbrechung bis zu seinem Tode ausgeübt hat, und der ihn wohl am Hervorbringen zahlreicherer ausgedehnter Schöpfungen gehindert haben mag. Er wurde 1873 Nachtredakteur der Wiener »Neuen Freien Presse« und war anfangs gleichzeitig als Sekretär der Kohlenverkehrsbank tätig. Im allmählichen Aufstieg als Journalist gewann er als Redakteur der »Presse«, später als Begründer der Halbmonatsschrift »An der schönen blauen Donau« einen guten Namen. 1889 wurde er in die Redaktion der »Frankfurter Zeitung« berufen. Als Feuilletonleiter dieses Weltblattes hat er bis zuletzt gewirkt, und die Ersprießlichkeit dieses Wirkens ist oft anerkannt worden. Aber eben nur dem glänzenden Journalisten, dem umsichtigen und unermüdlichen Zeitungsleiter, allenfalls dem geistreichen Kritiker gelten die Lobsprüche. Das Dichterische in M. kam, solange er lebte, wenigen zum Bewußtsein. Man lernte ihn ja auch meist nur aus den knappen Feuilletons kennen, denen man kaum größere Sammlung entgegenbrachte als sonstiger Zeitungslektüre. In Buchform hat der rastlose Journalist nach jenen Jugendarbeiten (außer einigen ganz belanglosen mit O. Weiß zusammen verfaßten Schwänken, deren Namen verschwiegen werden dürfen) nur noch drei Schriften veröffentlicht: die Reisebriefe »Meilensteine« (1885), die Novellensammlung »Unter der Schellenkappe« (1890) und das Drama »Sehnsucht«, das er 1902 unter dem Decknamen F. Albert am Stuttgarter Wilhelma-Theater aufführen ließ. Nach seinem Tode gab die Witwe Johanna Mamroth 1907 eine Reihe seiner Feuilletons unter dem Titel »Aus dem Leben eines fahrenden Journalisten« (mit einer biographischen Einleitung) heraus, ein Jahr später den Doppelband seiner Kritiken »Aus der Frankfurter Theaterchronik«. Damit ist noch nicht alles Wertvolle, was M. hervorgebracht hat, in Büchern vereinigt, manches schöne Gedicht vor allem wäre wohl noch der Veröffentlichung wert; aber es liegt doch nun genug Material vor zu einem völligen Bilde vom Wesen dieses Mannes.

Der Grundton der M.schen Schriften ist der des Glücklosen, des Unbefriedigten. Man trifft neben ernsten Worten auch komische, und sie sind sogar

¹⁾ Totenliste 1907 Band XII 55*.

in der Mehrzahl; aber es sind immer spöttische, nie humorvolle. Fast ließe sich M.s Unglück ein religiöses nennen. Er trägt eine große Sehnsucht im Herzen und hat kein Ziel dafür, tastet ins Leere oder doch nur ins Widerspruchsvolle. Er vermag nicht an den biblischen Gott zu glauben, sieht diesseits des Todes Zufall und Ungerechtigkeit, jenseits das blanke Nichts. Er möchte leidenschaftlich gern an die Menschheit und ihren Fortschritt glauben — denn dafür kämpfte er ja nach besten Kräften! — und sieht doch alle Tage und allerorten die Dummheit triumphieren und vermag nicht eigentlich auf den Sieg des Schönen und Großen zu hoffen. Auch eine Beruhigung im Anblick der Natur, die er liebt und trefflich zu schildern weiß, kennt er nicht. So schreibt er aus der Schweiz: »Auch mit meiner Naturschwärmerei hat es gute Wege. Wer die Natur preist, macht seinem Henker Komplimente, weil dieser sich eines prächtigen Richtschwerts bedient. Sie bleibt, und wir gehen; sie schmückt sich, und wir leiden; ihre Größe ist unsere Demütigung. Herren der Welt von der Natur Gnaden!«... Wie es aber keinen noch so allgemeinen Pessimismus gibt, der nicht zum mindesten eine seiner Wurzeln in das persönliche Leiden seines Anhängers gesenkt hätte, so findet sich auch neben oder vor M.s allgemeiner Glücklosigkeit eine tiefe Unzufriedenheit mit dem eigenen Ich. Ihm fehlt deutlich erkennbar die notwendige hohe Achtung vor seinem Beruf, seinem Können. Er muß zeitlebens als Journalist wirken und sehnt sich vergeblich, als Dichter eine größere, bleibendere Wirkung zu tun. Und er weiß sehr genau, daß nicht nur das Übermaß journalistischer Arbeit ihn vom häufigeren rein poetischen Schaffen abhält, daß vielmehr eine innerliche Hemmung vorhanden ist. Er leistet auf dem Gebiete der reinen Dichtkunst im üblichen Wortsinn herzlich wenig. Sein Drama »Sehnsucht« ist zwar voller Schönheiten, die den echten Dichter erkennen lassen. Die leidenschaftliche, ziellos tastende Sehnsucht des Mannes, sein heißer Wunsch nach Freiheit und Stärke der eigenen Persönlichkeit, die Qual der eigenen innerlichen Gebundenheit, der Zorn gegen alle Kleinlichkeit und Unfreiheit der Welt finden wieder und wieder Ausdruck. Und dennoch ist das Stück weder originell, noch auch bloß bühnentüchtig. Die alte Geschichte von dem Künstler, der außerhalb der Ehe sein wahres Glück finden will, aber die Fessel der Pflicht nicht dauernd abstreifen kann, schleppt sich ermüdend hin, und allerhand undramatisches Episodenwerk hilft den Abend füllen. Einen viel geschlosseneren Eindruck hinterlassen M.s Novellen. Aber eben: »Novellen« ist ein Verlegenheitsausdruck für diese unrubrizierbaren Schöpfungen. Allzu oft fehlt ihnen die stetige Entwicklungslinie der äußeren wie der seelischen Handlung. Es sind graziöse Plaudereien, die dem Feuilleton ebenso nahe stehen wie der Novelle, in deren lose Reihen aber scheinbar unvermittelt allerhand lyrische Edelsteine gefügt sind, wehmütig still glänzende, boshaft glitzernde, leidenschaftlich flammende; es sind sozusagen Gedichte in Feuilleton-Form, die die Sehnsucht eines Bedrückten nach Freiheit, eines Zwiespältigen nach Einheitlichkeit, eines Schwachen nach Stärke ausdrücken. Und damit ist Fedor Mamroths ganzes Schaffen gezeichnet. Er ist Journalist und Dichter in einem. Das bloße dichterische Schaffen ist ihm versagt, aber sein Sehnen nach poetischem Gestalten erhebt seine journalistischen Arbeiten, gleichgültig welchen Stoff sie behandeln, ins wahrhaft Dichterische. Seine beiden Feuilleton-Bücher sind um nichts undichterischer als die Novellensammlung. Er mag von Garibaldis

Begräbnis oder einem österreichischen Seemanöver berichten, eine Reise nach Schweden oder Italien schildern, mag sachlichste Berichterstattung, trockenste Statistik geben: so wird man doch in all diesen Dingen immer wieder die eigenartige sehnstichtige Künstlerseele F. M.s entdecken, wird ins härteste Gestein lyrische Adern eingesprengt finden. Diese persönliche Eigenart ist es denn auch, die seinem stofflich bedeutendsten Buch, der »Theaterchronik«, den künstlerischen Wert gibt. Das Werk enthält einen ziemlich vollständigen Überblick der gesamten Dramen, die in Deutschland zwischen 1889 und 1907 mit einigem Erfolg aufgeführt wurden. Klassikeraufführungen und literarisch interessante Ausgrabungen des Frankfurter Theaters, Meinungen der Wiener und Berliner Kritik geben zu allerhand ästhetischen und theatergeschichtlichen Exkursen Anlaß. Klares Analysieren, scharfes Abwägen fesselt auf jeder Seite. Aber immer steht hinter dem objektiven Kritiker der subjektive Dichter, der Lyriker M. Das führt bisweilen zu Ungerechtigkeiten, aber es sind doch edle und Achtung gebietende Ungerechtigkeiten. Am deutlichsten vielleicht geht der Standpunkt dieses Kritikers und damit auch des Dichters und ganzen Menschen M. aus seinem Verhalten Gerhart Hauptmann gegenüber hervor. Er wendet sich nach der »Versunkenen Glocke« gänzlich von ihm ab, weil »ein wirklicher Dichter« den Mitmenschen zu zeigen habe, »nicht daß sie schwach sein sollen, sondern wie sie stark sein können«. Und dann heißt es im lyrischen Aufschwung: »Rebellen, Freiheitskämpfer sollen unsere Poeten sein, Berater, Ermutiger, Helfer, Mitschuldige, wenn es sein muß, — feig genug sind wir auch ohne sie, dafür sorgt schon die Welt, in der wir leben, und die Zucht, in der wir aufwachsen. Ein Dichter, der uns nichts gibt als seinen Mut, ist uns tausendmal lieber als ein Dichter, der uns alles gäbe und auch seine Schwäche.« Das ist genau die Melodie, die in M.s Drama »Sehnsucht«, die in all seinen Novellen klingt, aber hier, ins Journalistische, ins Kritische, ins Unpoetische gezwungen, hat sie seltsamerweise volleren Ton als in den eigentlichen Dichtungen dieses Dichters.

V i k t o r K l e m p e r e r.

Braunmühl, Anton Edler von, Dr., Professor an der Technischen Hochschule München, * am 10. Dezember 1853 in Tiflis in Transkaukasien, † am 7. März 1907. B. kam in Tiflis zur Welt, wohin sein Vater als Architekt berufen war. Nach dessen frühem Tode kehrte die Mutter mit dem Sohne nach München zurück, aber auch sie starb bald, so daß Verwandte den Knaben erzogen. Er absolvierte das Gymnasium und betrieb dann an der Universität und an der Technischen Hochschule in München das Studium der Mathematik. An der Universität hörte er namentlich bei Bauer und Seidel, an der Technischen Hochschule waren es vor allem Klein, Brill und Lüroth, deren Vorträge ihn anzogen. Brill hat auch in seinem Seminar ihn zuerst zu eigenen Arbeiten angeregt, und unter seiner Leitung führte er schon im Jahre 1877 im Mathematischen Institute der Kgl. Technischen Hochschule ein Modell aus, welches die geodätischen Linien auf Rotationsflächen konstanter mittlerer Krümmung zur Anschauung bringt. Nach ausgezeichnet bestandener Lehramtsprüfung promovierte er 1878 an der Münchener Universität mit einer Arbeit: Über geodätische Linien auf Rotationsflächen und ihre Einhüllenden. Seine erste Anstellung fand er als Assistent an der Luitpold-Kreis-Realschule in München;

ward dann Kgl. Reallehrer und später Studienlehrer am Kgl. Maxgymnasium in München. Es ist bezeichnend für die Arbeitskraft v. B.s, daß er es zuwege brachte, neben seiner Tätigkeit als Mittelschullehrer wissenschaftlich weiter zu arbeiten und sich 1884 als Privatdozent an der Technischen Hochschule zu habilitieren mit der Arbeit: »Über die reduzierte Länge eines geodätischen Bogens und die Bildung jener Flächen, deren Normalen eine gegebene Fläche berühren«, Abhandlungen der bayr. Akad. d. W. 14. Bd. 1883. Im Jahre 1888 wurde er dann Extraordinarius an der gleichen Hochschule mit einem Lehrauftrage für synthetische Geometrie, Trigonometrie und algebraische Analysis, 1892 Ordinarius für die gleichen Fächer. Später trat eine Änderung insofern ein, als er abwechselnd mit den beiden anderen Ordinarien das Kolleg über »Höhere Mathematik« las. Mit hingebendem Eifer widmete er sich dem Lehrberufe; seine Vorlesungen zeichneten sich durch Klarheit und sorgfältigen Vortrag aus, wobei sein pädagogisches Talent auch aus seiner Erfahrung als Gymnasiallehrer Nutzen zog. Im Jahre 1906 begann der anscheinend kräftige Mann zu kränkeln. Mit Aufbietung aller Kräfte las er noch bis zum Februar 1907, am 7. März erlag er einem schweren Nierenleiden. In seiner wissenschaftlichen Tätigkeit hat v. B. zuerst die Differentialgeometrie bevorzugt und sich namentlich mit der Theorie der geodätischen Linien beschäftigt. Außer der schon erwähnten Dissertation und der Habilitationsschrift sind noch folgende Arbeiten von ihm zu erwähnen: »Über die Enveloppen geodätischer Linien«, Math. Annalen Bd. 14, 1879, sowie aus dem Jahre 1882 im 20. Bd. der gleichen Zeitschrift: »Geodätische Linien und ihre Enveloppen auf dreiachsigen Flächen 2. Grades«. Die Betrachtung dieser Kurven führte ihn weiter zur Untersuchung der elliptischen Funktionen, sowie höherer Transzendenten. Es war namentlich die Theorie der Θ -Funktionen, die er in einer Reihe von Arbeiten förderte, wir nennen folgende: »Untersuchungen über p-reihige Charakteristiken, die aus Dritteln ganzer Zahlen gebildet sind, und die Additionstheoreme der zugehörigen Thetafunktionen.« Abh. der bayr. Akad. d. W. 16. Bd. 1887, »Über die Göpelsche Gruppe p-reihiger Thetacharakteristiken, die aus Dritteln ganzer Zahlen gebildet sind, und die Fundamentalrelationen der zugehörigen Thetafunktionen.« Math. Ann. Bd. 32, 1888, »Über Gruppen von p-reihigen Charakteristiken, die aus n-teln ganzer Zahlen gebildet sind, und die Relationen zugehöriger Thetafunktionen n-ter Ordnung.« Math. Ann. Bd. 37, 1890. Dies ist nun die Zeit, in der sich B. einem ganz neuen Arbeitsgebiet zuwendet, dem er mit unendlicher Liebe und großem Erfolge alle seine verfügbaren Kräfte widmete, die historische Forschung. Eine Reihe kleinerer Arbeiten über Christoph Scheiner (Bayr. Bibliothek Bd. 24, 1891), »Über Galileo Galilei« (Himmel und Erde, V, 1893), »Über Sonnenflecken« (Beil. zur Allg. Ztg. Nr. 66 u. 67, 1893) leiten diese Periode ein. Die weiteren Untersuchungen beziehen sich meistens auf die Entwicklung der Trigonometrie: eine im II. Jahrhundert benutzte Methode wird erörtert in folgenden Arbeiten: »Beitrag zur Geschichte der prosthaphäretischen Methode in der Trigonometrie.« Bibliotheca math. neue Folge X und »Beiträge zur Geschichte der prosthaphäretischen Methode in der Trigonometrie.« Festschrift zu M. Cantors Jubiläum, herausgegeben von M. Curtze und S. Günther. Leipzig, Teubner, 1899. Auch in Vorlesungen wurde nun dieses Gebiet erörtert. Im Wintersemester 1893/94 hielt v. B. seine erste historische Vorlesung: »Über Geschichte der Mathematik

von den ältesten Zeiten bis zur Mitte des Zeitalters der Renaissance.« Später trat neben die Vorlesungen auch noch ein »Mathematisch-historisches Seminar«, wohl eines der ersten in Deutschland. Aus allen diesen Studien und Vorarbeiten wuchs B.s wichtigstes Werk heraus: »Vorlesungen über Geschichte der Trigonometrie«. Leipzig. 1. Teil 1900. 2. Teil 1903. Das gleiche Gebiet hat er auch im 4. Bande von M. Cantors »Vorlesungen über Geschichte der Mathematik« bearbeitet. Gemeinsam mit S. Günther plante er die Herausgabe einer »Geschichte der Mathematik« in der Sammlung Schubert bei Goeschel, aber er erlebte bereits nicht mehr das Erscheinen des ersten Bandes, der bis zum Jahre 1637 reicht und von Günther bearbeitet wurde. Doch sind soviel Vorarbeiten vorhanden, daß die Herausgabe dieses 2. Bandes (durch Dr. Wieleitner, Speyer) möglich sein wird. Ein wesentlicher Zug aber würde in dem Bilde dieses arbeitsfrohen Mannes fehlen, würde man nicht seine Zurückhaltung und Bescheidenheit erwähnen; alle Reklame war ihm verhaßt und er fand sein Glück in seiner Häuslichkeit, in der wissenschaftlichen Arbeit und im Verkehr mit wenigen Gleichgesinnten.

München.

Karl Doehle mann.

Eyth ¹⁾, **Max**, Ingenieur, Schriftsteller, * 6. Mai in Kirchheim u. T., † 25. August 1906 in Ulm. — 1840 übersiedelte der Vater als Ephorus des theologischen Seminars nach Schöntal und später nach Blaubeuren. Der Sohn Max erhielt unter der Leitung des Vaters zunächst eine Erziehung, wie sie für zukünftige evangelische Pfarrer und Philologen in Württemberg seit Jahrhunderten üblich ist. Der Vater sowohl als die treffliche Mutter (eine geborene Capoll) waren schriftstellerisch tätig, eine Begabung, die sich auch bei Max in frühester Jugend regte; die philosophischen Studien im Seminar sagten ihm aber gar nicht zu, es erwachte in ihm der Sinn für Mathematik und Zeichnen, und die Eltern erkannten alsbald, daß der Sohn nicht dem Berufe des Vaters und Großvaters folgen würde und sandten ihn zur Ausbildung in die polytechnische Schule nach Stuttgart. Hier machte er sich durch Temperament, Begabung, Fleiß, ohne auf die Freuden des akademischen Lebens zu verzichten, bald bemerklich; er errang in vier Studienjahren drei Preise. Daß er schon damals musizierte und humorvolle Gedichte machte, wurde von seinen Studienfreunden mit Bewunderung vermerkt. Erfahrene Praktiker empfahlen schon in jenen Jahren auch dem begabtesten Theoretiker vor oder nach abgeschlossenen Studien eine mehrjährige praktische Tätigkeit in der Werkstätte. Bei der damals in süddeutschen Fabriken üblichen Arbeitszeit von morgens 5 bis abends 7 Uhr erforderte es eine starke Willenskraft des zum jungen Manne herangewachsenen Akademikers, sich hierfür zu binden. E. fand zunächst Arbeit in einer Werkstätte in Heilbronn, wo er nach einigen Monaten entlassen wurde, dann in der Maschinenfabrik von G. Kuhn in Berg bei Stuttgart. Es gab da Ende 1852 nach mehrjähriger Arbeit am Schraubstock für ihn Gelegenheit zu auswärtigen Aufträgen, zur Leitung und Überwachung von Maschinenmontagen, deren Erledigung ihm das Vertrauen seines Arbeitgebers sicherte und sich als eine angenehme, anregende Unterbrechung der monotonen Werkstattarbeit erwies. Die 1860 in Paris aufgetauchte vielversprechende Lenoirsche Gasmaschine

¹⁾ Totenliste 1906 Band XI, 19 *.

gab E. Veranlassung zu einer ersten Reise ins Ausland, und zwar nach Paris. Das Ergebnis dieser Spionenfahrt, wie er sie selbst nannte, ermöglichte es zwar, nach seinen Angaben in der Kuhnschen Fabrik eine Maschine nach dem Lenoir'schen Prinzip herzustellen, ein weiterer geschäftlicher Erfolg blieb aber aus, in unserem Spion war aber der Drang nach Erweiterung seines Gesichtskreises erwacht. Mit sehr bescheidenen Mitteln, manchen Empfehlungsbriefen, mit besten Zeugnissen ausgestattet, begab er sich anfangs 1861 auf die Wanderschaft zunächst nach den Rheinlanden und Westfalen, dann nach Belgien. Wohl gelang es ihm, mannigfaltigere und großartigere Maschinenanlagen zu sehen, die dem unermüdlichen Wanderer reichen Stoff für seine Skizzenbücher lieferten, Brot und Arbeit war aber nirgends zu finden. Im Mai in Antwerpen angekommen, faßte E. den Entschluß, sein Glück über dem Kanal zu versuchen, und so landete er glücklich am 18. Mai 1861 im Hafen von London. Hier sowie in Manchester, dem Hauptsitze der damaligen Maschinenbauerei, waren alle Bemühungen, Arbeit zu finden, durch Monate vergeblich, der Besuch der Wanderausstellung der englischen Landwirtschaftsgesellschaft (*Royal Agricultural Society*) in Leeds bot reiche Gelegenheit, sich über den damaligen Stand des Agrikulturmaschinenbaues in England zu informieren und das Gesehene durch Berichte an das damals führende Dinglersche Polytechnische Journal auch zu verwerten. Daß es dem persönlich so einnehmenden, hochbegabten, wissenschaftlich geschulten deutschen Ingenieur — was so viele andere auch schon früher erfahren hatten — so schwer gelang, in jener Zeit in England Arbeit zu finden, obgleich es solche in Fülle gab, hatte seinen Grund in den von deutschen Fabriken wesentlich verschiedenen Betriebsweisen englischer Unternehmungen. England hatte um jene Zeit kaum öffentliche Bildungsanstalten, an denen man technisches Zeichnen lernen konnte. Der englische *Draughtsman*, falls sich ein solcher überhaupt in einer Fabrik vorfand, war in der Fabrik aufgewachsen und spielte da eine höchst untergeordnete Rolle. Pläne zu neuen Maschinen entwarfen der Manager mit dem Modellschreinermeister meist mit Kreide auf dem Boden der Modelltischlerei. Das erste Exemplar einer neu projektierten Maschine entstand unter mannigfaltigen Änderungen während der Ausführung in der Werkstätte; man war zufrieden, wenn das zweite Exemplar dem Zwecke entsprach, wußte man doch, daß am ersten Exemplar jedenfalls nichts verdient wird und erst die zahlreiche Wiederholung einen Gewinn versprach. Mitgebrachte Schulzeugnisse wollte niemand sehen, dem Fremden begegnete man mit Mißtrauen, man vermutete in ihm einen Spion, und dazu kam noch die Schwierigkeit sprachlicher Verständigung selbst für den, der zu Hause etwas Englisch gelernt hatte. Man mußte endlich froh sein, wenn man als gewöhnlicher Arbeiter Aufnahme fand. Dabei sollte man mit den recht gewandten, wenn auch einseitigen englischen Nebearbeitern, die eine 7 jährige Lehrzeit durchgemacht, konkurrieren. Der erste Schritt war die Erwerbung eines Arbeiteranzuges aus englischem Baumwollstoff, hier zu Lande englisches Leder genannt, den jeder englische *Mechanic* die Woche durch trägt, um ihn nach 8 Tagen mit einem frischgewaschenen Exemplare zu vertauschen und der ihn von dem gewöhnlichen »*Laborer*« unterscheidet. — So ging es auch E., dem es endlich geglückt war, durch eine Empfehlung eines Herrn Alfred Tylor in London an dessen Glaubensgenossen — sie waren Quäker — John Fowler in Leeds um bescheidensten Lohn Arbeit zu finden.

John Fowler, ein noch junger Herr, hatte sich seit ein paar Jahren eine Werkstätte für den Bau von Dampfpflügen eingerichtet, auch schon eine mäßige Anzahl solcher in England eingeführt und nach den Kolonien versandt; dem lebenswürdigen Manne standen unbegrenzte Geldmittel zur Verfügung; Fleiß und zähe Beharrlichkeit hatten schon viele Schwierigkeiten überwunden, doch war man auf einem neben der Fabrik gelegenen Ackerfeld noch viel mit Experimentieren beschäftigt.

Der Dampfpflug hatte um jene Zeit bei den verschiedenen konkurrierenden Erbauern desselben einen gemeinsamen Typ angenommen, dessen Wesentliches darin bestand und das sich auch bis heute erhalten hat, daß an den beiden gegenüberliegenden Rändern des zu pflügenden Feldes je eine Dampflokomobile mit horizontal gelagerten Seiltrommeln durch Dampf in Betrieb gesetzt wird und den an einem endlosen Drahtseil angehängten Pflug über das Feld herzieht. Der Pflug selbst hat im Gegensatz zu dem uralten Pflug eine Mehrzahl nebeneinanderliegender Scharen, so daß bei einem Marsch über das Feld eine Anzahl — 4—6 und zwar wesentlich tiefere — Furchen auf einmal ausgehoben werden. Von den beiden sich im Betriebe abwechselnden Lokomobilen zieht die eine hin, die andere her; ist eine Reihe von Furchen aufgebrochen, so rücken die beiden Lokomobilen um einen entsprechenden Weg längs der Ackergrenze hin und das Spiel wiederholt sich. »Zuerst pflügen lernen«, riet der wohlwollende Prinzipal seinem neuen Schüler und späteren Mitarbeiter. E. wurde zunächst für einige Zeit einem Monteur beigegeben und erwies sich dabei so anständig, daß Herr Fowler ihn alsbald für Höheres ins Auge faßte, ihn veranlaßte, die Handhabung des Dampfpfluges auf dem Felde unter den verschiedensten Boden- und Witterungsverhältnissen kennen zu lernen. Das war harte Arbeit, aber auch eine dankbare Aufgabe, handelte es sich doch darum, an der Konstruktion des noch neuen Apparates Verbesserungen anzubringen, die nicht am Reißbrett, wohl aber bei der Arbeit im Felde durch genaue Beobachtungen der Vorgänge erdacht und schließlich in der Werkstätte durchgeführt werden mußten. All dem anderen Fabrikpersonal gegenüber war E. bald nach den verschiedensten Richtungen ernstlich überlegen. Seine in den heimatlichen Lehranstalten erworbenen Sprachkenntnisse erwiesen sich bei dem in Aussicht genommenen Verkehr mit der weiten Welt als wertvoll, ja für das Geschäft unentbehrlich. Man versprach sich um jene Zeit von der Einführung eines erprobten Dampfpfluges goldene Berge, nachdem das Mutterland England Indien und Australien mit Eisenbahnen ausstattete, und große Gebiete sollten dem Ackerbau und der Landwirtschaft erschlossen werden; da ferner infolge des Krieges in den Vereinigten Staaten von Nordamerika (1859—1863) die rohe Baumwolle auszubleiben drohte, mußte an neue Bezugsquellen derselben gedacht werden. Auch in Ägypten, das um jene Zeit einen großen wirtschaftlichen Aufschwung genommen hatte, hoffte man auf ein gutes Absatzgebiet für den Dampfpflug. Mit Abschaffung der Sklaverei in den amerikanischen Südstaaten war auf den Bezug der Baumwolle von daher nicht mehr mit Sicherheit zu rechnen, und konkurrierende Länder — Ostindien und Ägypten — wollten sich die ins Unglaubliche gestiegenen Baumwollpreise zunutze machen und ihre Produktion an roher Baumwolle erhöhen, wozu die Anwendung des Dampfpfluges vielversprechend erschien. E. hatte nun zunächst die Vertretung der Fowlerschen Dampfpflugwerke auf der denkwürdigen internationalen

Londoner Weltausstellung 1862 zu übernehmen; sie bot ihm Gelegenheit, zahlreiche Geschäftsverbindungen anzuknüpfen. Nach Schluß der Ausstellung sollte er nach Assam in Ostindien reisen, um nach dort gesandte Pflüge in Betrieb zu setzen. Auf dem Wege dahin war auch eine Inspektion in Ägypten vorgesehen, wohin Dampfplüge abgegangen und bei deren Inbetriebsetzung Schwierigkeiten aufgetreten waren. Der persönliche Verkehr mit dem Prinzen Halim Pascha in Kairo, einem Onkel des Khedive, einem in Paris erzogenen Kavalier, führte dazu, daß E. von diesem ebenso reichen als unternehmenden Großgrundbesitzer als Oberingenieur für seine verschiedenen technischen Betriebe — Wasserwerke, Dampfplügerei usw. — engagiert wurde und mit Einverständnis seines Herrn Fowler die Reise nach Indien aufgab und zunächst in Ägypten verblieb.

Auf dem klassischen Boden Ägyptens, am Nil, in der Nähe tausendjähriger Pyramiden und Tempel fühlte sich E. bald zu Hause; ein ungemein dankbares Feld der Tätigkeit war ihm da nebst reichen Mitteln zur Durchführung seiner und Halim Paschas Pläne zur Verfügung gestellt, doch dauerte diese Herrlichkeit nur 3 Jahre. Nach Beendigung des amerikanischen Krieges waren die Preise der Baumwolle ebenso schnell gesunken, als sie vorher gestiegen waren; der Prinz geriet in finanzielle Schwierigkeiten, seine Besitzungen wurden vom Khedive eingezogen, E. kehrte wieder in das Fowlersche Geschäft nach Leeds zurück, in dessen Diensten er nun als hochgeschätzter Mitarbeiter noch 20 Jahre verblieb. Der Absatz der Dampfplüge nach Ägypten war ins Stocken geraten; man war darauf bedacht, neue Absatzgebiete aufzufinden, wie auch der Lösung verwandter Aufgaben — so der Drahtseilschiffahrt auf Kanälen — näherzutreten. E. begab sich deshalb im November 1866 zunächst mit dem Auftrage nach Nordamerika, auf dem die großen Seen der Vereinigten Staaten mit New York verbindenden Erie-Kanal die Drahtseilschiffahrt einzuführen. Im weiteren schien nach Beendigung des amerikanischen Krieges der richtige Zeitpunkt gekommen, die Einführung des Dampfpluges in den von der Sklaverei befreiten Südstaaten zu versuchen und Erfolg versprechend. E. hatte so im Jahre 1867 den ersten Dampfflug in Luisiana eingeführt; dessen Vorführung auf einer Ausstellung in New Orleans sollte demselben bahnbrechen; da stellten sich aber wieder unerwartete Schwierigkeiten ein. Die Folgen des Krieges hatten viele große Plantagenbesitzer verarmt, es fand sich nur eine Persönlichkeit, die für die geleistete Pflugarbeit zwar zu bezahlen bereit war, sich aber zum Ankauf eines Apparates nicht verstehen wollte. Das Haupthindernis weiterer Geschäftsverbindungen mit Amerika bildete der in den Vereinigten Staaten bestehende exorbitante Eingangszoll von 50% des Wertes für aus dem Auslande eingeführte Maschinen. Alle Bemühungen, diesen zu beseitigen oder Zollermäßigungen zu erlangen, die E. persönlich in Washington betrieb, erwiesen sich als erfolglos, und so kehrte er nach zweijährigem Aufenthalt in den Vereinigten Staaten sehr unbefriedigt über die dort beobachteten Zustände wieder nach England zurück, wo er eine zweite Heimat gefunden und dessen Volk er hochzuachten gelernt hatte.

Die folgenden Jahre brachten große Arbeiten mannigfacher Art in den verschiedensten Ländern: Tauerei auf belgischen Kanälen; Einführung des Pfluges in den Zuckerrohrkulturen in Westindien, die Ausbildung eines Systems von Straßenlokomotiven für schweren Transport; die Einführung des Pfluges

in England, Österreich-Ungarn, Rußland und Rumänien, je unter Beachtung der lokalen Bedürfnisse.

Um jene Zeit war der Schifffahrt mit gewöhnlichen Dampfern auf Flüssen in der Einführung der Kettenschifffahrt eine Konkurrenz erwachsen; solche war in Deutschland schon auf der Elbe mit Erfolg eingeführt. Der Gedanke, die in einem Flusse versenkte Kette, an der sich ein Motorschiff hinaufhaspelte, durch ein weit billigeres Drahtseil zu ersetzen, lag nahe, und die in Belgien gemachten Versuche, die auf Kanälen eingeführte Drahtseilschifffahrt auf Ströme zu übertragen, waren die Veranlassung zur Gründung einer deutschen Zentralaktiengesellschaft für Einführung der Tauerei; sie hatte die holländischen Kanäle und den Rhein besonders ins Auge gefaßt; E. war hierbei unter Beziehung seines Studienfreundes Theodor Schwarz aus Stuttgart, der später die Drahtseilschifffahrt auf dem Rhein bis Bingen mit Erfolg durchführte, hervorragend beteiligt.

Die Vertretung der Fowlerschen Werke auf der Weltausstellung in Wien im Jahre 1873 brachte E. wieder in nahen Verkehr mit seinen Landsleuten und veranlaßte einen fast einjährigen Aufenthalt in der Kaiserstadt. Die Vertretung bei der Weltausstellung in Paris im Jahre 1878 brachte E. in nähere Beziehung zu Frankreich und seinen Kolonien und zu Italien. Der Fowlersche Dampfpflug hatte überall die höchsten Auszeichnungen erlangt, weit über alle anderen Pflugsysteme gesiegt, einer intensiveren, allgemeineren Verbreitung auf dem Kontinente und in Deutschland stand aber immer noch dessen hoher Anschaffungspreis — 1000—1500 englische £, je nach Wahl des Systems und Größe — entgegen.

E. hatte in der Mitte der siebziger Jahre seinen jüngeren Bruder Eduard, der glücklich aus dem deutsch-französischen Kriege zurückgekehrt war, an seine Seite ins Fowlersche Geschäft nach Leeds gezogen und es war den beiden Brüdern vergönnt, ein paar Jahre zusammen zu arbeiten; auch Bruder Eduard hatte sich eine Vertrauensstelle im Geschäft errungen und wurde zur Aufstellung einer Zuckerraffinerieeinrichtung nach Kuba gesandt, wo sein junges hoffnungsvolles Leben dem gelben Fieber erlag. Nach mehr als 20 jähriger aufreibender Tätigkeit im Fowlerschen Geschäft, die unter den verschiedensten klimatischen Verhältnissen in vier Erdteilen an die Widerstandsfähigkeit unseres unermüdlichen E. die höchsten Anforderungen gestellt hatte, nachdem nach dem Tode des Gründers John Fowler auch im Geschäft in Leeds selbst unter den Erben zahlreiche Personalveränderungen vor sich gegangen waren, war E. zu dem Entschluß gekommen, sich einige Jahre Ruhe zu gönnen und zu diesem Zwecke in die Nähe der betagten Eltern nach dem Vaterlande zurückzukehren.

Alle seine Erlebnisse in den zurückgelegten 20 Jahren hat der dankbare Sohn in Briefen an die Eltern niedergelegt; sie sind in den Jahren 1871—1884 unter dem Titel »Wanderbuch eines Ingenieurs« in 6 Bänden im Verlag der Winterschen Universitätsbuchhandlung in Heidelberg erschienen. E. pflegte nicht nur seine Eltern über seine Erlebnisse und Beobachtungen in all dieser Zeit auf dem Laufenden zu erhalten, der Uermüdliche fand auch noch Zeit unter den oft schwierigsten Verhältnissen die empfangenen Eindrücke in trefflichen Handskizzen — Kodaks gab es damals noch nicht — zu fixieren, deren Zahl auf mehrere Tausende angewachsen ist; dieselben sind nach seinem Hin-

gang der Stadtbibliothek in Ulm a. D. einverleibt worden. Unter all den Schilderungen seiner Erlebnisse in den verschiedenen Erdteilen sind jene über den Aufenthalt in Ägypten, der ein so jähes Ende genommen, die allerinteressantesten. Es bestand da schon während seines ersten Aufenthaltes Mitte der 60er Jahre ein scharfer Wettstreit zwischen Engländern und Franzosen, das aufstrebende Ägypten und seine Großen mit neuen Unternehmungen zu beglücken und ihre eigenen Taschen zu füllen. Auch nach der ägyptischen Krise des Jahres 1868 hatte E. wiederholt die Aufgabe, dieses Land zu besuchen; er fand die zahlreichen kleineren Bewässerungsanlagen wegen hoher Kohlen- und niederer Baumwollpreise kaltgestellt, an Stelle des undankbaren Baumwollbaues war der Bau des Zuckerrohres eingeführt und eine Überzahl von Riesenzuckerfabriken errichtet, die größtenteils wieder zugrunde gingen.

Mehr und mehr hatten in der Regierung des Landes die Engländer die Oberhand gewonnen; sie beschafften die Kapitalien für die Riesenstauanlagen am oberen Nil, von denen wir in den letzten Jahren so viel gelesen, erschlossen durch Bewässerung ausgedehnte Länderstriche hauptsächlich für den weniger Konjunkturen unterworfenen Getreidebau. Hatte auch E. mit diesen späteren Unternehmungen persönlich nichts zu tun, so verfolgte er sie doch mit dem lebhaftesten Interesse, wie aus seinen mehrfachen Schilderungen derselben hervorgeht.

Das im Jahre 1884 ebenfalls im Winterschen Verlag in Heidelberg erschienene dreibändige Werk »Im Strom unserer Zeit; aus Briefen eines Ingenieurs« ist im wesentlichen eine neue Auflage des »Wanderbuches eines Ingenieurs« mit mancherlei Erweiterungen und ergänzt durch eine bescheidene Auswahl der schon erwähnten Skizzen von E.s eigener Hand.

In der Absicht nach 20jähriger harter Arbeit seine Heimat und Freiheit wieder zu gewinnen, schlug E. im Juli 1882 seinen Wohnsitz in Bonn auf. Sein nächster Wunsch war, in die Nähe der gealterten Eltern, welche ihren Wohnsitz nach Ulm a. D. verlegt hatten, zu kommen. Das Verlangen, seine ganze gestählte Kraft dem Wohle des geeinigten Vaterlandes zu widmen, das einen seiner Jugendträume gebildet hatte, ließ den anfänglichen Wunsch nach Ruhe nicht verwirklichen. Bei der Wahl seiner neuen Niederlassung war die Nähe der landwirtschaftlichen Akademie Poppelsdorf bei Bonn und deren Direktor Dinckelberg bestimmend, mit dem E. seit Jahren in Freundschaft verbunden war und in dessen Familie er frohe Stunden der Erholung verbrachte. Durch den vielfachen Verkehr mit englischen Gutsbesitzern und als öfterer Vertreter der Fowlerschen Fabrik auf den Wanderausstellungen der *Royal Agricultural Society* hatte E. Gelegenheit, sich von dem hohen Stand der Landwirtschaft, der Pferde- und Rindviehzucht in England zu unterrichten und die außerordentlich segensreiche Tätigkeit dieser seit dem Jahre 1838 in England bestehenden Gesellschaft kennen zu lernen; so trug er sich, ins Vaterland zurückgekehrt, mit dem Plane, ein ähnliches Unternehmen in Deutschland ins Leben zu rufen, wo durch die Gründung des Reiches die Durchführung eines solchen Planes erleichtert und Erfolg versprechend erschien. Auf einer in Hamburg von dortigen Kaufleuten im Jahre 1883 abgehaltenen internationalen landwirtschaftlichen Ausstellung war sein Plan in kleinem Kreise von deutschen Freunden zur Reife gelangt und von ihm der Entschluß gefaßt, für die Durchführung dieses Unternehmens seine ganze Kraft einzusetzen. Er begann da-

mit, an der Hand der umfassenden Jahrbücher der englischen Gesellschaft deren Entstehung und Entwicklung eingehend zu studieren; von deren Erfolgen hatte er schon durch seine Bekanntschaft mit den englischen landwirtschaftlichen Verhältnissen bereits ein richtiges Bild gewonnen. Die programmmäßige Tätigkeit der englischen Gesellschaft bestand: 1. in der Schaffung einer Organisation zur Durchführung praktischer Versuche in allen Zweigen der Industrie in bezug zur Landwirtschaft, in wöchentlichen Mitteilungen an seine Mitglieder und in der alljährlichen Herausgabe eines Bandes mit den Ergebnissen vieler Versuche; 2. in der Veranstaltung zweier jährlicher Versammlungen der Mitglieder, der einen im Dezember in London, und einer Wanderausstellung in der Zeit zwischen Heu- und Getreideernte in einer bedeutenden Provinzialstadt des Landes je in Verbindung mit Mitteilungen und Erörterungen der Fachgenossen. — Die Ausstellungen sollten keine Volksfeste sein mit all der Zutat von Wirtschaften usw. usw., wie wir sie in den verschiedenen deutschen Staaten durch Regierungen oder Vereine seit einigen Menschenaltern eingeführt sehen, sondern sie sollten in erster Linie den Charakter eines geschäftsmäßigen mehrtägigen Marktes für Tiere, landwirtschaftliche Produkte und landwirtschaftliche Maschinen werden, mit einer Versammlung der Berufsgenossen zu persönlichem Austausch ihrer Erfahrungen; durch das Wandern der Ausstellung über alle Gaue des Reiches sollte das Interesse an den Bestrebungen der Gesellschaft in die weitesten Kreise getragen und die Fortschritte und Erfahrungen der einzelnen Bezirke allgemeine Anregung und Befruchtung bringen. E. verwandte nun beinahe drei Jahre dazu, für das Zustandekommen einer deutschen Landwirtschaftsgesellschaft im wesentlichen nach englischem Muster durch die Presse und Fühlungnahme mit den maßgebenden Persönlichkeiten der bestehenden landwirtschaftlichen Vereine in den verschiedenen deutschen Bundesstaaten zu wirken. Aufrichtige, für seinen Plan eingenommene Freunde hielten die zu erwartenden Schwierigkeiten für unüberwindlich, der schon bestehende Kongreß der deutschen Landwirte verhielt sich ablehnend und hielt E.s erstes Programm: innerhalb zweier Jahre für seine Gesellschaft 2500 Mitglieder mit einem Jahresbeitrag von je 20 Mk. zu finden, für unausführbar; doch war es einem im Mai 1884 zusammengetretenen Provisorium gelungen, 500 Mitglieder zu zählen, auch ein mäßiges Restvermögen einer eingeschlafenen deutschen Ackerbaugesellschaft für die Dienste der neuen deutschen Landwirtschaftsgesellschaft zu erlangen. Am 30. September 1885 endlich konnte E. bekannt geben, daß die Mitgliederzahl von 2500 erreicht sei; am 11. November desselben Jahres konnte sich die deutsche Landwirtschaftsgesellschaft konstituieren und E. als geschäftsführendes Mitglied an deren Spitze gestellt werden, wodurch dann seine Übersiedelung nach Berlin veranlaßt wurde. Es folgten nun umfassende Organisationsarbeiten auf wohlerrungenen Grundlagen, die Gründung der Bureaux mit den erforderlichen Hilfskräften, die Wahl des zweiten trefflichen Geschäftsführers Wölbing, wobei sich E. das so wichtige Ausstellungswesen der Gesellschaft vorbehalten hatte.

Die Ausschließung aller politischen Fragen wurde als erster Grundsatz aufgestellt; die Vereinigung der Landwirte ganz Deutschlands zur technischen Förderung ihres Berufes, die Ergebnisse der Wissenschaft und des neuzeitigen Verkehrs sollten der praktischen Landwirtschaft dienstbar gemacht werden

und zwar durch die eigene Kraft der Vereinsmitglieder ohne (unselbständiges) Anlehnen an Staatshilfe; das war sein dem englischen Muster nachgebildetes, an deutsche Verhältnisse angepaßtes Arbeitsprogramm, das alsbald unveränderte Annahme fand.

Im ersten Vereinsjahr (1886) beschränkte man sich auf eine in Dresden abgehaltene Mitgliederversammlung; die erste Wanderausstellung wurde im Jahr 1887 in Frankfurt a. M. veranstaltet und seither folgten sich solche alle Jahre je an einem anderen Orte, Süd und Nord, Ost und West, im Reiche abwechselnd. Diese Wanderausstellungen erwiesen sich alsbald als ernste Fachausstellungen zu gegenseitiger Anregung und Förderung. Die Gesellschaft hat darauf verzichtet, daraus eine Einnahmequelle für sich zu machen, haben doch die ersten 20 Ausstellungen durchschnittlich jede einen Zuschuß von 50 000 Mk. aus Vereinsmitteln erfordert. Als der wichtigste Teil dieser Ausstellungen erwiesen sich die Tiere; die landwirtschaftlichen Produkte stellten sich je nach dem Orte mehr oder weniger zahlreich ein, die Zahl der vorgeführten Maschinen und Geräte hat alljährlich ganz erheblich zugenommen, obgleich nur neue Geräte geprüft wurden und um Preise konkurrieren konnten. E. war nicht der Mann, der dieses große Unternehmen gründete und dessen Durchführung anderen überließ, im Gegenteil, er war von Anfang an und blieb für 10 Jahre die Seele desselben, der erste und letzte am Platze, wo es zu arbeiten gab. Er hatte wohl erkannt, daß — auf deutschem Boden besonders — auch das beste Programm nach kurzer Zeit scheitert, wenn die Leitung nicht mit voller Hingabe und auf Grund von reichen Erfahrungen in die Hand genommen wird. Die Wahl und Mitarbeit seines Kollegen Wölbing erwies sich als eine überaus glückliche. Die ersten schwierigen Aufgaben bildete die Veranstaltung der j ä h r l i c h e n W a n d e r a u s s t e l l u n g: Die Wahl der Stadt, das Ansinnen an deren Verwaltung zur Verwilligung eines angemessenen Beitrages zum Risiko des Unternehmens — angesichts des der Stadt zukommenden direkten Nutzens —, die Wahl eines der Lage nach geeigneten hinlänglich großen Ausstellungsplatzes, die pachtweise Sicherung desselben, wenn er in Privatbesitz sich befand, durch Verträge; die unerläßliche Beschaffung eines Eisenbahnanschlusses; die Herrichtung des Platzes; Anlage von Wegen, Wasserleitungen und Umzäunung, Vorarbeiten, die erforderlich waren, ehe man an den eigentlichen Ausstellungsplan gehen konnte, der sich nach der viel später zu erwartenden Zahl und Größe der Anmeldungen zur Beteiligung richten mußte. All dies erforderte schon zahlreiche persönliche Verhandlungen und monatelange Vorbereitungen eines erfahrenen gewiegten Mannes, die stets von E. persönlich durchgeführt wurden. Der Termin zur Abhaltung der Ausstellung war je ein Jahr zuvor zu bestimmen, je in der zweiten Hälfte des Monats Juni. Es mußte für alle Zufälle der Witterung Vorkehr getroffen werden. Da die Dauer der Ausstellung sich auf eine Woche beschränkte, mußte sie am Tage der Eröffnung fix und fertig sein; was das heißt, weiß derjenige, der schon Ausstellungen mitgemacht und die Saumseligkeit mancher kennen gelernt hat, handelt es sich doch hier um die Unterbringung von annähernd 2000 wertvollen Tieren, aus den selbst entferntesten Teilen des Reiches zugeführt, die alle in ein bis zwei Tagen auf dem Ausstellungsfelde untergebracht, ihren Stall, ihr Futter haben müssen und getränkt sein wollen; hier mußte ein wohl überlegter, bis ins Kleinste ausgearbeiteter Aufstellungs- und Aufmarschplan

vorliegen, sollte nicht die größte Konfusion und noch größerer Schaden entstehen. War die Ausstellung endlich am Platze, so begannen die Sitzungen der vielen Sektionen und die schwierigen Arbeiten des Preisgerichts. Alle diese Arbeiten hat E. mit einem außerordentlich kleinen Stabe bezahlter Leute und mit einer Anzahl hingebender Vorstandsmitglieder unter Einsetzung seiner vielseitigen Leistungsfähigkeit und ohne Entschädigung durchgeführt; an jedem neuen Ausstellungsorte mußten dieselben Vorverhandlungen unter oft wesentlich verschiedenen Unterlagen stattfinden. Während voller 10 Jahre hat sich E. dieser Riesenarbeit lediglich aus Liebe und Begeisterung für die Sache persönlich unterzogen. Mit der ersten Wanderausstellung in Frankfurt hatte E. im Jahre 1887 begonnen und mit jener von Stuttgart-Cannstatt im Jahre 1896, die leider vom Himmel wenig begünstigt war, als Leiter abgeschlossen. Wer vermöchte ein ähnliches Beispiel uneigennützigster persönlicher Opferwilligkeit zu nennen? Die Erfolge sind aber auch nicht ausgeblieben. Es erwiesen sich die umfassenden und planvoll angeordneten Wanderausstellungen der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft als ein großer Segen. Sie fördern die Zusammengehörigkeit der verschiedenen Wirtschaftsgebiete des ganzen Deutschen Reiches, sie fördern das Bewußtsein des Zusammenhangs beruflich getrennter Volksteile, sie zeigen, daß es verderblich ist, wenn die Landwirtschaft auf der einen, und Industrie und Handel auf der anderen Seite sich als Gegner ansehen. Die Zahl der Vereinsmitglieder war beim Ausscheiden auf mehr als 12 000 angewachsen, zurzeit sind es deren 18 000; dank der vorsichtigen Finanzwirtschaft ist es gelungen, eine Rücklage von 2 500 000 Mk. für die Gesellschaft anzusammeln, um deren Fortbestand zu sichern. Trotz aufreibendster Arbeit und vielseitigster persönlicher Inanspruchnahme war E. ein stets heiterer lebenswürdiger Gesellschafter geblieben. Er war der treueste Freund, unverheiratet geblieben, kein Freund von langen Reden und ganz verhaßt waren ihm Versammlungen, auf denen von Volksrednern oratorische Leistungen verzapft wurden, an die sich dann Resolutionen anschlossen, um deren Durchführung sich später niemand bekümmerte. Mit gelehrtem Wissen und Ideen allein war ihm nicht zu imponieren, er wollte Taten sehen und setzte bei allem, was er anfaßte, seine ganze vielseitige zähe Kraft ein; er war ein feiner Beobachter von Menschen und Dingen und wußte seine Eindrücke in anziehender Form wiederzugeben. Zwischen dem Erscheinen des 1. Bandes des Wanderbuches eines Deutschen Ingenieurs und der zweiten Auflage desselben liegt ein Zeitraum von ca. 20 Jahren mit vielen neuen Lebenserfahrungen, die ihn veranlaßten, in manchem sein Urteil über frühere Beobachtungen zu ändern, so namentlich die in den Vereinigten Staaten von Amerika bei seinem ersten Besuche empfangenen.

Nach dem im Jahre 1896 erfolgten Rücktritt von der Leitung der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft verblieb E. in deren Vorstand, verließ aber Berlin nach 11 jährigem Aufenthalt und übersiedelte nach Ulm a. D., um in der Nähe der betagten Mutter, die im Jahre 1900 den Gatten verloren hatte, zu weilen. Hier hatte er sich in einer kleinen Villa auf der Höhe mit dem Blick auf das Ulmer Münster, die Bayerischen und Schweizer Alpen in der Ferne, wohnlich eingerichtet. Gerne stellte er sein Wissen und seine Erfahrungen in den Dienst von Vereinen, besonders in den des Vereins zur Förderung der Flußschifffahrt.

Ohne tägliche Arbeit sollte auch nach der Übersiedelung nach Ulm und dem Rücktritt von der Leitung der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft kein Tag vergehen, seine Feder konnte nicht ruhen: es entstanden 1899: »Hinter Pflug und Schraubstock; Skizzen aus dem Taschenbuch eines Ingenieurs«; — »Der Kampf um die Cheops-Pyramide, eine Geschichte und Geschichten eines Ingenieurs« 1902; — »Im Strome unserer Zeit«, aus Briefen eines Ingenieurs, drei Bände: Lehrjahre, Wanderjahre und Meisterjahre, mit vielen Illustrationen nach Handzeichnungen des Verfassers«. — »Lebende Kräfte«. 7 Vorträge auf dem Gebiete der Technik, welche von E. während der Zeit von 1893—1904 in verschiedenen Städten gehalten worden sind, geben Zeugnis von dem rastlosen Schaffen dieses Mannes in dem letzten Lebensabschnitte.

Neben »Landwirtschaft und Binnenschifffahrt« stellt sich »Poesie und Technik«, die »Mathematik der Cheopspyramide« neben den »Pharao im Zeitalter des Dampfes«, die »Philosophie des Erfindens« neben die »Entwicklung des landwirtschaftlichen Maschinenwesens in Deutschland, England und Amerika«; so strömt »Das Wasser des alten Ägyptens« neben dem neuen. — »Der Schneider von Ulm; 2 Bände Geschichte eines 200 Jahre zu früh Geborenen« (des Verfassers) war die letzte Arbeit, deren Erscheinen er nicht mehr erleben sollte. Mit Vorarbeiten für eine Erholungsreise nach Riva am Gardasee beschäftigt, befahl ihn eine heftige Störung der Verdauungsorgane, der er nach kaum vier-tägiger Krankheit erlag.

Wer dem zu früh Dahingegangenen nähergestanden und mit ihm gearbeitet hat, der mußte neben seinem scharfen Verstande, seiner reichen Lebenserfahrung seine Herzensgüte, Treue, Liebenswürdigkeit und Bescheidenheit bewundern; er hat durch seine ganze Persönlichkeit auf seine Umgebung veredelnd eingewirkt und mit ihm ist einer der besten Männer Schwabens und des Deutschen Volkes dahingegangen.

Als E. im Jahre 1896 sein Amt als Geschäftsführer der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft niederlegte, da kündete der Ehrenbrief derselben und die goldene Medaille den Dank dem Manne, »dessen nie versagender Arbeitskraft und klarer Erkenntnis der Lebensbedingungen der Gesellschaft die weit schwierigere Aufgabe gelang, sie mit sicherer Hand in ihrer ersten Entwicklung zu leiten«.

In sinniger Weise übergab der Vorstand der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft E., der auch ein trefflicher Klavierspieler war, bei seinem Rücktritt von der Vorstandschaft einen prachtvollen Bechsteinflügel, dessen Gehäuse mit Intarsien, Abbildungen von seinen verschiedenen Wohnorten, geschmückt war.

1905 ehrten Rektor und Senat der Technischen Hochschule in Stuttgart E. durch Verleihung der Würde eines Doktor-Ingenieurs *h. c.* Im gleichen Jahre zeichnete ihn der Verein Deutscher Ingenieure durch Verleihung der Grashoff-Denkmünze aus mit der Begründung: »Dem Manne, der zu einer Zeit, da man die deutsche Technik im Auslande noch nicht kannte, als ihr Jünger in die weite Welt hinauszog und rühmliche Leistungen als ihr Ingenieur vollbrachte; der in die Heimat zurückgekehrt durch die Begründung der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft der Industrie neue und segensreiche Bahnen eröffnete; der seine Mußstunden schriftstellerischen Arbeiten gewidmet hat, die das Ansehen des Ingenieurstandes in weiten Kreisen zu heben und unseren Fachgenossen hohen Genuß zu bereiten geeignet sind«.

Am 6. Mai 1908, seinem Geburtstage, wurde in Berlin auf dem Hofe des Gebäudes der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft das von den Mitgliedern derselben gestiftete Denkmal Max v. Eyths unter der Teilnahme des Kgl. Preussischen Landwirtschaftsministers v. Arnim und zahlreicher Vertreter weiterer Ministerien, Hochschulen, Vereine und den Vertretern der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft enthüllt. Das von Professor Herter hergestellte Monument besteht aus einem schlanken Postamente, das durch eine wohlgetroffene Porträtbüste des Gefeierten bekrönt ist; an den Seiten desselben befinden sich zwei allegorische Gestalten: eine lebensgroße weibliche Figur, die Landwirtschaft darstellend, legt, den Pflug zu ihren Füßen, ihre rechte Hand auf die Büste, blickt dankbar zu dem Gefeierten auf, für den sie in der linken Hand einen Lorbeerkranz bereit hält. Auf der anderen Seite des Postaments ist ein kleiner Putto damit beschäftigt, ein Zahnrad am Schraubstock zu feilen. Vorn liest man unter dem Namen Eyth seine von einem Lorbeergehänge umrankten Lebensjahre 1836—1906; unten speit ein Delphinkopf Wasserstrahlen in das halbkreisförmige Becken.

Der Vorsitzende des Vorstandes, Ritterschaftsrat v. Freier-Hoppenrade, hielt die Weiherede.

Literarische Arbeiten von Max Eyth: Aufsätze technischen Inhalts in Dinglers polytechnischem Journal und anderen Zeitschriften. 1862. — Volkmar; historisch-romantisches Gedicht von Max Eyth. Verlag von W. Grunow in Leipzig 1863. — Das Agrikulturmaschinenwesen in Ägypten; in drei Abteilungen; Stuttgart, Metzlersche Buchhandlung: Landwirtschaftliche Bewässerung, der Dampfpflug und die Baumwollkultur in Ägypten. 1867. — Wanderbuch eines Ingenieurs in Briefen von Max Eyth. 6 Bände, 1871—1884. Carl Winters Universitätsbuchhandlung in Heidelberg. 1. Band Europa, Afrika und Asien 1871. 2. Band Amerika 1871. 3. Novellen, nebst einem Anhang von Gedichten 1871. 4. Aus 3 Weltteilen mit Beiträgen des in Cuba verstorbenen Bruders Eduard, 1876. 5. Aus Nah und Fern 1879. 6. Fremde und Heimat 1884. — Die Königl. Landwirtschaftsgesellschaft in England (*Royal Agricultural Society of England*) und ihr Werk. Verlag von C. Winter in Heidelberg. 1883. — Der Waldteufel. Schauspiel von Max Eyth. Verlag von Gebr. Henninger in Heilbronn 1883. — Hinter Pflug und Schraubstock; Skizzen aus dem Taschenbuch eines Ingenieurs von Max Eyth. 1899. 2 Bände. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart und Leipzig. — Der Kampf um die Cheopspyramide. 2 Bände. Winters Universitäts-Buchhandlung in Heidelberg 1902. — Im Strom unserer Zeit; aus Briefen eines Ingenieurs von Max Eyth. 3 Bände, mit vielen Illustrationen nach Skizzen von Max Eyth. Verlag von Winter in Heidelberg 1905. — Feierstunden, von Max Eyth. Verlag von Winter in Heidelberg 1904. — Lebende Kräfte, von Max Eyth. 7 Vorträge aus dem Gebiete der Technik 1905 und 1906. Verlag von Springer in Berlin. — Der Schneider von Ulm, von Max Eyth 1906. 2 Bände. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart und Leipzig. — Werden und Wirken der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft, von Max Eyth. Berlin. — Die Sprengung des Eisernen Tores und die freie Donauschiffahrt. Vortrag von Max Eyth im Handelsverein in Ulm. — Hindernisse der Deutschen Binnenschiffahrt, von Max Eyth, Vortrag in der Sektion München des Vereins für Hebung der Fluß- und Kanalschiffahrt in Bayern. — Landwirtschaftlich-technische Abenteuer in 3 Weltteilen, Vortrag, gehalten im Klub der Landwirte zu Berlin am 5. Februar 1895 von Max Eyth: Ägypten, Rußland, Peru. — Max Eyths gesammelte Schriften in 6 Bänden. Gemeinsamer Verlag der Deutschen Verlagsanstalt Stuttgart und Berlin und von Carl Winters Universitätsbuchhandlung in Heidelberg. Inhalt: 1. Band: Hinter Pflug und Schraubstock. 2. Band: Der Schneider von Ulm. 3. Band: Der Kampf um die Cheopspyramide. 4. Band: Feierstunden. 5. Band: Im Strom unserer Zeit. 6. Band: Im Strom unserer Zeit mit einem Geleitwort von Ritterschaftsrat v. Freier-Hoppenrade und aus Max Eyths Freundesbriefen; von Lili Dubois-Reymond, geb. Hensel.

Stuttgart, Dezember 1909.

J. v. D i e f e n b a c h.

Ratzel ¹⁾, **Friedrich**, Architekt, * am 17. Juli 1869 in Durlach, der einstigen Residenz der Markgrafen von Baden, als Sohn eines Lithographen, † 5. Juli 1907. Nach dem Tod der Eltern, die er nicht kannte, hat der früh Verwaiste seine Jugendjahre bei Verwandten in dem von Natur und Kunst wenig bevorzugten badischen Amtsstädtchen Sinsheim an der Elsenz verbracht. Der mächtige Berchfrit der benachbarten Burg Steinsberg mag in dem Sinsheimer Real-schüler die ersten Eindrücke hervorgerufen haben. Zum Besuch der Oberklassen des Realgymnasiums wurde R. nach Karlsruhe geschickt, wo er auch das Studium des Hochbaufaches an der technischen Hochschule mit Erfolg absolvierte, ohne zu den damaligen Lehrern dieser Hochschule in ein geistiges Verhältnis zu treten. Die dann folgenden Wanderjahre führten ihn in die Reichshauptstadt, wo er u. a. bei Heinrich Seeling, dem Theaterbauer, arbeitete und nach erfolgtem badischen Staatsexamen nach München, wo er auf dem Stadterweiterungsbureau Gelegenheit fand, sich an Theodor Fischer anzuschließen. Von der durch Examen verbrieften Anwartschaft auf den badischen Staatsdienst hatte der Freiheitsdurstige zum Leidwesen seiner fürsorgenden Tante verzichtet. Ein Zufall hat dann rascher als die kühnsten Erwartungen es ihn selbst vermuten lassen konnten, einen Weg vorgezeichnet, der mit zwingender Notwendigkeit das von seltener Energie getragene Talent zum Ziele führen mußte.

Carl Schäfer war im Jahre 1894 nach Karlsruhe berufen worden, nachdem die Umschau im Lande selbst ergebnislos verlaufen war. Mit der eigenartigen Bedingung, daß nun wenigstens der Assistent Schäfers ein Badener sein müsse, sollte die partikularistische Empfindlichkeit ins Gleichgewicht gebracht werden. Man muß das Phlegma Schäfers kennen und dessen erbarmungslose Geringschätzung gegen diejenigen, denen seine Erleuchtung Geheimnis war, um ahnen zu können, wie gleichgültig und wie hoffnungslos der Meister den aufgezwungenen fremden Gehilfen aufgenommen haben mag. R. übersah mit der ganzen Schärfe eines ausgesprochen praktischen Geistes die schauerliche Tiefe des zu überbrückenden Abgrundes und die leuchtende Weite des sich eröffnenden Ausblickes. Mit zähem Fleiß und mit aufreibender Willenskraft gelang es ihm, in erstaunlich kurzer Zeit das Mysterium der Schäferschen Architekturauffassung zu durchdringen und den skeptischen Lehrer in den beratenden Freund zu verwandeln, der ihm nun auch auf dem heißumstrittenen Kampffeld der öffentlichen Konkurrenz der gnädige Richter wurde. Bei der Preisbewerbung für eine evangelische Kirche in Cannstatt im Jahre 1895 wird R.s damals noch unbekannter Name zum erstenmal unter den Preisträgern genannt, um dann in rascher Folge bei allen denjenigen Konkurrenzen wiederzukehren, bei denen Schäfers Preisrichteramt für den nun einmal eingeschlagenen Weg Erfolg verhiess. Schon im folgenden Jahr ist ihm als Lohn angestrengtester Tätigkeit ein dritter Preis des Wettbewerbes für ein Diakonissen- und Krankenhaus in Freiburg i. Br. und der erste Preis des Wettbewerbes für das Rathaus in Duisburg in den Schoß gefallen. Mit der Übertragung des letzteren Baues an den erst 27jährigen war dessen Ruf und Laufbahn begründet. An der Tätigkeit der auch das kleinste Detail von Außen- und Innenbau umfassenden Durcharbeitung dieses Monumentalwerkes, dessen reiner Bauaufwand 1 500 000 M.

¹⁾ Totenliste 1907 Band XII 68*.

betrug, hat sich der noch tastende Zeichner des Konkurrenzentwurfes zum reifen Künstler entwickelt. »Die von Ratzel zur Ausführung des Baues gelieferten Zeichnungen erreichten die stattliche Zahl von mehr als tausend«, wie die schön ausgestattete amtliche Festschrift zu berichten weiß. (Festschrift zur Einweihung des Rathaus-Neubaues der Stadt Duisburg am Rhein am 3. Mai 1902, verfaßt von der Bauverwaltung mit einer geschichtlichen Einleitung von Professor Averdunk. Duisburg am Rhein. J. A. Steinkamp, Lith. Kunstanstalt u. Buchdruckerei 1902.)

Von weiteren Konkurrenzserfolgen des Unermüdlichen sind aufzuzählen: 1897 Landeshaus Münster 3. Preis, 1899 Hansa-Haus Mannheim 1. Preis (ausgeführt), 1901 Volksbank Mainz 3. Preis (ausgeführt), Rathaus Dresden (lobende Erwähnung), 1902 Stadttheater Freiburg i. Br. (angekauft), evangelische Kirche in Duisburg-Neudorf (eng. Wettbewerb Auftrag zur Ausführung), 1903 Justizgebäude Mainz 3. Preis, Handelshochschule Köln 2. Preis und Kollegienhaus Freiburg i. Br. 2. und 4. Preis (Auftrag zur Ausführung), 1904 Rathaus Recklinghausen (eng. Wettbewerb) 2. Preis. Von den erfolglos verlaufenden Konkurrenzen sei hier nur das Projekt für den neuen Bahnhof in Karlsruhe erwähnt.

Seine Assistentenstelle hatte R. im Jahre 1897 mit derjenigen eines Privatdozenten vertauscht. Im Jahre 1900 erhielt er den Titel eines a. o. Professors, im Jahre 1903 einen Lehrauftrag für Übungen im Barockstil und im Jahre 1905 die ordentliche Professur.

R. war nicht zum Lehrer geboren. Die Professur war ihm nur Mittel zum Zweck. Die Tatsache, daß mit der Übertragung der ordentlichen Professur dem Künstler Pflichten aufgebürdet werden mußten, denen er seiner ganzen Natur nach nicht gewachsen sein konnte, war die im Interesse der Kunst zu bedauernde Folge eines nicht schwer genug zu verurteilenden Fehlers in der dem Universitätsleben entlehnten und dem wissenschaftlichen Lehrbetrieb angepaßten, einer gesunden Entwicklung der Kunst aber zuwiderlaufenden Organisation des Hochschulwesens. Die praktischen Übungen, die Ratzel im Entwerfen abhielt, waren für Lehrer und Schüler Stunden der Freude und des Erfolges, die Vorbereitung zum Kolleg und dieses selbst ein tief zu beklagender Verlust kostbarster Zeit. Für die in der Luft liegende und nicht zu unterbindende Umwälzung im Kunst-Lehrbetrieb stellt Ratzels Lehrtätigkeit ein wenig erfreuliches Lehrbeispiel dar. In weiser Selbsterkenntnis hat denn auch R., als der frühe Verfall seiner Kräfte die Einschränkung der Tätigkeit erheischte, mit der Aufgabe der Lehrtätigkeit (Sommer 1907) die Abrüstung begonnen, während andere in ähnlichen Fällen gerade umgekehrt die an sich aufreibendere praktische Tätigkeit aufzugeben pflegen, um Lehrer zu bleiben bis zum letzten Atemzug.

R. wollte bauen, nur bauen, viel bauen, er war eben Baumeister aus innerem Drang! Und so ist denn auch die im Jahre 1899 für R. geschaffene weder vor noch nach ihm bekannte Stelle eines »Mitgliedes« des Großh. Hofbauamtes von ihm nur als Mittel zur Gewinnung dankbarer Bauaufgaben gewertet worden, und als diese aufzuhören drohten, war ihm auch die Preisgabe dieses Amtes (1905) eine logische Notwendigkeit. In die kurze Periode des Hofdienstes fallen folgende Werke: Keramische Werkstätte der Großh. Majolika-Manufaktur, Wohnhaus für einen Hofjäger (von ihm selbst als archi-

tektonisches Glaubensbekenntnis bezeichnet), Schwestern-Altenheim (Luisenheim), Gebäude des badischen Kunstvereins, Jubiläums-Kunstaustellungs-Gebäude 1902, innere Einrichtung des von Durm erbauten erbgroßh. Palais in Karlsruhe, ferner Waisenhaus in Lichtenthal bei Baden-Baden, Landsitz für die Kronprinzessin von Schweden, Wiederherstellung der Schloßkapelle in Baden-Baden und des Grabdenkmales des Markgrafen Bernhard I. von Baden in der Klosterkirche in Herrenalb. Als äußere Anerkennung dieser Tätigkeit ist die Verleihung des Ritterkreuzes I. Kl. des Zähringer Löwenordens zu betrachten.

R. war auch von Anbeginn Mitglied der im Jahre 1903 eingesetzten Ministerialkommission für das Hochbauwesen. Wenn ihm schon in dieser Eigenschaft ein gewisser Einfluß auf das Bauwesen des Staates zufiel, so wußte er durch einen engen Anschluß an das Finanzministerium, dem in Baden das Hochbauwesen unterstellt ist, die bedeutungsvollen Aufgaben der kurz zuvor aufgelösten Baudirektion auf seine Person überzuleiten. Aber auch hier wußte er es mit Klugheit zu vermeiden, ein die Freiheit und den Verdienst beengendes geregeltes Beamtenverhältnis einzugehen. Eine kurze Aktennotiz des damaligen Finanzministers Buchenberger regelte die beratende Tätigkeit, die ihm die größte damalige Bauaufgabe des Ressorts, die Ausführung der großen Baugruppe für das General-Landes-Archiv, den Verwaltungsgerichtshof und die Oberrechnungskammer gegen Gewährung eines hohen Honorars einbrachte. Die Pläne für diese Gebäudegruppe waren von dem über dieser Arbeit verstorbenen Oberbaurat Hanser gefertigt. R. sollte, so lautete der Auftrag, das Hansersche Projekt zur Ausführung bringen. Das Pietätsgefühl wurde natürlich durch das stärkere Gefühl des künstlerischen Dranges besiegt. Außer den Grundrissen ist von dem Hanserschen Projekt nichts übrig geblieben, und vielleicht wäre es besser gewesen, wenn auch diese über Bord geworfen worden wären, denn wenn man bei aller Schönheit im einzelnen gerade bei dieser Gebäudegruppe den Geist abgeklärter Harmonie zu missen glaubt, möchte man den organischen Fehler eben darauf zurückführen, daß R.s Muse sich hier nicht in voller Freiheit ergehen konnte. Die Ironie des Schicksals hat es dann gewollt, daß auch R. beim Beginn seines größten Werkes, der Universität Freiburg, dem Dasein entrissen wurde und in Billing einen Nachfolger fand, der wiederum trotz des ausdrücklichen Auftrages, die R.schen Pläne mit Pietät in die Wirklichkeit umzusetzen eigene neue Wege ging. Unmöglich wäre in beiden Fällen die menschlich lobenswerte Absicht der Auftraggeber nicht gewesen, kurzfristig aber war es in beiden Fällen, von ausgesprochenen starken Künstlerindividualitäten eine so weit gehende Selbstverleugnung des eigenen Idioms vorauszusetzen.

Den bereits genannten Werken R.s sind noch anzufügen: Wasserturm Rastatt, Bismarcksäule Ettlingen, Wohnhausbauten in Heidelberg und Karlsruhe, Geschäftshäuser in Mannheim und endlich ein posthumes Werk, der Brunnen auf dem Gutenbergplatz in Karlsruhe.

R.s Entwicklung fällt in die Zeit des sog. Jugendstiles, des krampfhaften Suchens nach einem neuen Stil, nach Originalität bei systematischer Preisgabe einer gesunden Fortentwicklung der historischen Bauformen. R. ist durch seinen Anschluß an Schäfer vor den Gefahren dieser Bewegung verschont geblieben. Er hat mit der Spätgotik begonnen, um an der Entwicklung der

alten Kunst fortschreitend, in der deutschen Spätrenaissance seine Haupttriumphe zu feiern. In ernstem Studium in das Wesen des alten Stiles und in die werkgerechte Ausführung eindringend, hat R. den folgerichtigen Werdegang von der sklavischen Nachahmung zur selbständigen Schöpferfähigkeit durchlaufen. Er wollte »in der Väter Art«, aber »in seiner Sprache reden«, wie er sich selbst in dem einzigen Versuch literarischer Tätigkeit (Wiederherstellung des Friedrichsbaues auf dem Schloß zu Heidelberg. Deutsche Bauztg. XXXIX. Jhrg. Nr. 97, 1905.) ausdrückte. Eine sich immer mehr steigende Maßhaltung im Aufwand der architektonischen Ausdrucksmittel hat seinen späteren Werken die seltene Kraft wahrer Monumentalität verliehen.

Daß das Talent auch ohne Schäfer groß geworden wäre, steht außer Frage, aber der Weg wäre ein anderer gewesen, vielleicht weniger steil und steinig, gemächlicher, weniger aussichtsreich und nicht so rasch zum Ziele, zum Ende führend.

Am 5. Juli 1907 hat Friedrich Ratzel in geistiger Umnachtung oder in einem lichten Moment, in welchem er das traurige Schicksal des ihm bevorstehenden Siechtums erkannte, seinem tatenreichen Leben in grauenvoller Weise ein Ende bereitet. An seiner Bahre stand, den Sensenmann im Rücken, Carl Schäfer. Was beide der deutschen Baukunst waren, wird erst von späteren Generationen erfaßt werden.

F r i t z H i r s c h.

Schade ¹⁾, **Oskar**, Universitätsprofessor der deutschen Sprache und Literatur, Geheimer Regierungsrat, * 25. März 1826 zu Erfurt, † 30. Dezember 1906 zu Königsberg i. Pr. — Oskar Sch. entstammt einer alten Thüringer Familie, deren Geschichte bis in den Anfang des 17. Jahrhunderts zurückreicht. Der namhafteste seiner Vorfahren ist der evangelische Kirchenliederdichter Johann Kaspar Schade, ein Freund August Hermann Frankes. Sein Vater Friedrich war Rektor in Erfurt, ein frommer, kraftvoller Mann, der den Sohn das Gymnasium seiner Heimatstadt besuchen ließ. Die beiden letzten Schuljahre verbrachte dieser aber auf dem Gymnasium zu Schleusingen, das er 1845 mit dem Zeugnis der Reife verließ, um sich auf der Universität Halle dem Studium der Theologie und Philologie zu widmen. Während sich hier seine Studien noch in ziemlich allgemeinen Bahnen bewegten, entschied er sich in Berlin, wohin er 1847 übersiedelte, endgültig für die deutsche Sprachwissenschaft. Karl Lachmann, Jakob und Wilhelm Grimm werden hier alsbald seine Lehrer, seine einflußreichen und maßgebenden Führer für sein ganzes wissenschaftliches Leben. Frisch, empfänglich und arbeitsfreudig genoß er das neue Leben in Berlin und nahm im bewaffneten Studentenkorps auch Anteil an den Ereignissen der Revolution. Trotzdem aber arbeitete er auch fleißig an seiner Dissertation »*Daz buochlin von der tochter Syon, Carmen theotiscum mysticum emendavit et explicavit O. S.*«, mit der er sich am 12. Juni 1849 in Halle den philosophischen Doktorgrad erwarb. Gleich nach der Promotion kehrte er aber wieder nach Berlin zurück, um sich auf unmittelbare Anregung Lachmanns und der Brüder Grimm an die Herstellung einer kritischen Ausgabe Heinrichs von Veldeke zu machen. Indessen bereits im nächsten Jahre begann er mit einer Reihe ziemlich weit und lange ausgedehnter Reisen, zunächst nach Belgien, wo er noch

¹⁾ Totenliste 1906 Band XI 56*.

am Veldeke weiterarbeitet, dann nach Süddeutschland, Österreich, Ungarn und wieder zurück nach dem Rheinlande, wo er etwas dauernderen Aufenthalt, zumeist in Bonn, nimmt. Hier trat er in nahe Beziehungen zu Hoffmann von Fallersleben und veröffentlichte auch als Früchte seiner Studien eine Anzahl von Schriften, die »Crescentia, ein niederrheinisches Gedicht aus dem 12. Jahrhundert« (1853), »Geistliche Gedichte des 14. und 15. Jahrhunderts vom Niederrhein« (1854), »Die Sage von der heiligen Ursula und den 11 000 Jungfrauen, ein Beitrag zur Sagengeschichte« (1854) und drei Neudrucke »Ecken Außfart«, »Sigenot« und »Laurin« (1854) nach alten Drucken.

1854 siedelte Sch. nach Weimar über, wo er ein halbes Jahrzehnt als freier Schriftsteller verweilt, zu einer Zeit, da die Stadt noch einmal eine glänzende Nachblüte erlebte. Bereits in demselben Jahre erscheint hier der erste Band der auf Anregung des Großherzogs Karl Alexander von ihm und Hoffmann von Fallersleben herausgegebenen »Weimarischen Jahrbücher für deutsche Sprache, Literatur und Kunst«. Bis 1857 wurden sechs Bände davon veröffentlicht, dann gingen sie ein, vermutlich wegen Mangels an Abnehmern. Von dem wertvollen und reichen Inhalt dieser Bände entfällt ein erheblicher Teil auf Sch. selbst. Zu den wichtigsten seiner Arbeiten gehören hier die »Grundzüge altdeutscher Metrik«, die sich vollkommen auf Lachmann stützen, und ein trefflicher Aufsatz »Klopfan«, in dem er volkswissenschaftliches Gebiet betritt und Neujahrsbräuche erörtert; ebenso beschäftigen sich mit der Volkskunde die Abhandlungen »Vom deutschen Handwerksleben in Brauch, Spruch und Lied« und »Über Jünglingsweihen« sowie die Sammlung der »Volkslieder aus Thüringen«. In die klassische Zeit führen zwei Aufsätze »Zu Goethes Götz« und die Untersuchung über »Das Puppenspiel Doktor Faust«. Außerdem erschienen in dieser Zeit noch drei selbständige Bücher: »Bergreien. Eine Liedersammlung des 16. Jahrhunderts« (1854), »Briefe des Großherzogs Karl August und Goethes an Döbereiner« (1856) und »Satiren und Pasquille aus der Reformationszeit« (3 Bände, 1856—58). Nebenher war er noch eifriger Theaterkritiker im »Weimarischen Sonntagsblatt« und hatte auch noch Zeit, in vollen Zügen an dem anregenden und reizvollen geselligen Verkehr in der kunstliebenden Stadt Anteil zu nehmen.

Im Frühjahr 1860 verließ er den Schauplatz dieser reichen Tätigkeit und ging nach Halle, wo er sich am 23. April als Privatdozent für deutsche Sprache und Literatur mit einer Schrift »*Veterum monumentorum theotiscorum decas*« habilitierte. Seine Vorlesungen betrafen im wesentlichen deutsche Grammatik, altdeutsche Metrik und Geschichte und Kritik des Nibelungenliedes. Als literarische Hilfsmittel, zunächst für seine eigenen Hörer, dann überhaupt für den akademischen Gebrauch, ließ er seine »Paradigmen zur deutschen Grammatik. Gotisch, althochdeutsch, mittelhochdeutsch, neuhochdeutsch« (1860, 4. Auflage 1884) und das »Altdeutsche Lesebuch« (1862) erscheinen. Im Herbst 1863 folgte Sch. einem Rufe als ordentlicher Professor an die Albertusuniversität zu Königsberg i. Pr., wo er bis zu seinem Tode blieb und 85 Semester gelehrt hat. In seinen Vorlesungen erweiterte er den Kreis der in Halle schon behandelten Gebiete durch Kollegien und Übungen über Otfried, den Heliand und verschiedene Abschnitte der deutschen Literaturgeschichte, auch der neueren. Von wissenschaftlichen Leistungen schuf er hier seine größte und wichtigste, das große »Altdeutsche Wörterbuch« (1866). Ursprünglich als

Glossar zum Lesebuch gedacht, wurde es bereits im ersten Entwurf so erweitert, »daß es die hauptsächlichsten althochdeutschen Schriftwerke und die gelesesten mittelhochdeutschen Dichter in seinen Bereich zöge.« Eine gründliche Umgestaltung und sehr erhebliche Erweiterung, namentlich nach der etymologischen, vergleichenden und kulturgeschichtlichen Seite hin, erfuhr es bei der Bearbeitung der zweiten Auflage, erschienen 1872—1882, die es zu einem Monumentalwerke der germanischen Philologie ausgestaltete. Dennoch fand Sch. neben dieser gewaltigen Arbeit, der er sich mit Leib und Seele hingab, auch noch Zeit zu einigen kleineren Aufsätzen, so zu vier Universitätsschriften während seines Dekanatsjahres 1869/70 und zur Begründung und Herausgabe einer Zeitschrift, der »Wissenschaftlichen Monatsblätter« (1873—1879), durch die er die wissenschaftlichen Arbeitskräfte des deutschen Ostens zu sammeln hoffte. Mit der Beendigung der zweiten Ausgabe seines großen Hauptwerkes, des Wörterbuches, war seine literarische Tätigkeit beendet, und er widmete sich fortan nur noch seiner akademischen Lehrtätigkeit. 1886 wurde auf seine Bemühungen hin das deutsche Seminar an der Albertina begründet, das er bis 1904 allein, von da an zusammen mit Professor Dr. Hermann Baumgart leitete, der die neuhochdeutsche Abteilung übernahm. Zu seinem 70. Geburtstage wurde ihm von seinen Schülern und Freunden eine umfängliche und gehaltvolle Festschrift gewidmet (Königsberg 1896), zum 80. Geburtstage wurde ihm ebenfalls vom Freundeskreise eine kostbare Adresse überreicht und sein in Öl gemaltes Bild gestiftet, das im deutschen Seminar der Albertina angebracht, dauernd an den Begründer desselben erinnern soll. Am 30. Dezember 1906 starb er im 81. Lebensjahre an den Folgen eines Influenzaanfalles. — Er war verheiratet mit Marie von Beyer, der Tochter eines ungarischen Emigranten (1865—1904). Von seinen Kindern leben noch zwei, ein Sohn, Dr. Rudolf Sch., und eine Tochter Maria, die sich bereits als Schriftstellerin einen Namen gemacht hat.

Oskar Sch. war der letzte der Germanisten, die noch persönliche Schüler der Grimm und Lachmanns gewesen sind. Auf ihren Wegen ist er dann auch zeitlebens gewandelt, ihre Anschauungen hat er mit aller Treue und unerschütterlicher Überzeugung — bis zur Einseitigkeit vertreten. Uns Jüngeren mußte er wie ein ehrwürdiges Denkmal aus ferner Vergangenheit erscheinen, die außer ihm nur noch in literarischer Überlieferung auf die Gegenwart einwirkte. Wie seltsam war es, wenn er von seinen geliebten Meistern der deutschen Wissenschaft, von Hebbel und Liszt, von Hoffmann und vielen andern, längst Dahingegangenen als von persönlichen Freunden und Bekannten erzählte, staunenswert frisch und rege bis ins höchste Alter! Ehrwürdig war auch seine äußere Erscheinung, die uns um Jahrzehnte zurückzusetzen schien, und insbesondere der eigenartige Charakterkopf. Die neueren Errungenschaften seiner Wissenschaft hat Sch. rege und eifrig verfolgt, mied es aber, sich öffentlich darüber zu äußern und den modernen Richtungen nachzugeben; dennoch wirkte auch hier seine Überzeugungstreue, mit der er am Alten hing und es verteidigte, achtungsgebietend. Überhaupt war sein Charakter durch und durch kernhaft, sein Wesen trotz mancher äußeren Härten liebenswürdig. Auch politisch hat er sich — in streng konservativer Gesinnung — kraftvoll betätigt, einen Sieg allerdings in dem völlig liberalen Königsberg nicht erringen können. Draußen im Reiche ist Sch. nach dem Abschluß des Wörterbuches

nicht mehr viel beachtet worden, aber in unserm ganzen Osten, in Ost- und Westpreußen, hat er als akademischer Lehrer eine starke Wirkung ausgeübt. War er doch länger als vier Jahrzehnte fast immer der einzige Germanist an der Albertina. So verdankt nahezu die ganze Oberlehrerschaft hier, soweit sie die Lehrbefähigung im Deutschen besitzt, ihm ihre wissenschaftliche Ausbildung. Mit seinen Studenten verband ihn ein enges, persönliches Vertrauensverhältnis, aber trotzdem hat er nicht eigentlich Schule gemacht, und die Zahl derer, die bei ihm den Doktorgrad erwarben, ist nicht groß. Der literarisch bedeutendste seiner Schüler war der auch schon dahingegangene Gymnasialprofessor Karl Marold.

Trotz des langen und beharrlichen Schweigens während der letzten fünf- und zwanzig Jahre seines Lebens, das in seltsamem Gegensatz zu der großen literarischen Fruchtbarkeit der früheren Zeit steht, ist Sch.s Name mit der Geschichte und Entwicklung der germanistischen Wissenschaft dauernd und ehrenvoll verbunden durch das große Hauptwerk seines Lebens, sein »Altdeutsches Wörterbuch«, das bei seinem Erscheinen als eine Glanzleistung erster Ordnung dastand, noch heute nicht ersetzt oder als Ganzes überholt ist und noch immer als ein Meisterwerk deutschen Gelehrtenfleißes und germanistischer Forschungsarbeit gerühmt zu werden verdient.

Hauptquelle: Karl Marold, Oskar Schade, Nachruf in der Zeitschrift für deutsche Philologie, Bd. 39 (1907). — Geistiges Deutschland (Berlin, o. J. [1903]), Schade. — Schade, Altdeutsches Wörterbuch, Vorrede zur 2. Auflage. — Hoffmann von Fallersleben, Mein Leben, Bd. 5 u. 6. — Königsberger Universitätskalender, Sommersemester 1907, Thurnau, Der alte Schade.

Königsberg i. Pr.

H e r m a n n J a n t z e n.

Rosenow ¹⁾, **Emil**, * 9. März 1871 in Köln a. Rh., † 7. Februar 1904. — Er wurde evangelisch getauft als Sohn des Schuhmachermeisters Friedrich R. aus Neustettin und seiner Ehefrau Charlotte, geb. Röhr, aus Soneborn bei Detmold, die bis zu ihrer Verheiratung Diakonissin war. Schon frühzeitig starben seine Eltern; als er 11 Jahre alt war, der Vater; als er 14 Jahre alt war, die Mutter, so daß er als Kind schon der Obhut seines Vormundes übergeben wurde. Er besuchte die Volksschule zu Köln a. Rh. Im jugendlichsten Alter fing er an, selbständig zu schreiben. Als 14 jähriger Knabe verfaßte er eine Erzählung: »Ehre Vater und Mutter«. Bis zum 15. Jahre hatte er zwei weitere Erzählungen fertig: »Der Waidhofbauer« und »Jude und Christ«. Als 15 jähriger junger Mensch war er Mitarbeiter, ja fast alleiniger Verfasser des »Kölner Humorist«. In seiner Jugendzeit entstanden weiter verschiedene Gedichte, Erzählungen, Novellen, auch ein größerer Roman. Mit 18 Jahren war er Mitarbeiter des »Kölner Anzeigers« und der Elberfelder »Freien Presse«, für beide Blätter verfaßte er Leitartikel und Novellen. Mit 14 Jahren war er in den Schaaffhausenschen Bankverein eingetreten, in dem er bis zum Herbst 1891 beschäftigt war. In dieser Zeit fing er an, sozialdemokratische Versammlungen abzuhalten; von seiten der Direktion wurde ihm Anerbieten auf bessere Stellung gemacht, wenn er die Vorträge sein lasse. Die sozialdemokratischen Ideen steckten ihm aber zu sehr im Kopf, und so mußte er deswegen seine gute Stellung aufgeben.

¹⁾ Totenliste 1904 Band X 94*.

Jetzt kam eine trübe Zeit für ihn, bis er dann am 1. Mai 1892 die Stellung eines Redakteurs am Chemnitzer »Beobachter« annahm. Dort lernte er auch seine spätere Frau als die Tochter des Buchdruckereibesitzers kennen. Seine Brautzeit währte vom 2. September 1894 bis zum Tage der Hochzeit am 8. März 1897. Seine Kinder waren eine vor der Geburt verstorbene Tochter im Jahre 1898 und eine lebende Tochter im Jahre 1900. In seinem Hochzeitsjahr war es auch, wo er das erstmalig im 20. sächs. Reichstagswahlkreis als sozialdemokratischer Kandidat aufgestellt wurde. Im Juni 1898 siegte er in der Stichwahl mit geringer Mehrheit nach einem harten Wahlkampf und wurde somit der jüngste Reichstagsabgeordnete. Bei der Neuwahl im Jahre 1903 wurde er in der Hauptwahl wiedergewählt in demselben Kreis, für den er lebte und den er liebte. Seine schönste Zeit im Jahre war, wenn er zu seinen lieben Erzgebirglern fahren konnte, und im Sommer vor Tausenden von Menschen unter Gottes freiem Himmel reden und agitieren konnte; früh, mittags und nachmittags Versammlungen abhalten konnte, von einem Ort zum andern unter brausendem Jubel seiner Getreuen. Als sozialdemokratischem Redakteur blieben ihm auch die Mauern des Gefängnisses nicht fremd. Dreimal mußte er die Menschen verlassen, um insgesamt ein halbes Jahr seines kurzen Lebens hinter Kerkermauern bei Selbstbeschäftigung und Selbstbeköstigung zu sitzen. Die Reden R.s, die er durch seine schöne rheinländische Aussprache und wegen seinem imposanten Aussehen (sehr groß, schön, blond, lebenswürdig) mit Riesenerfolgen in Chemnitz und Umgebung abhielt, veranlaßte die Chemnitzer Amtshauptmannschaft, ihm das Betreten von 9 Orten Chemnitz Land zu verbieten auf die Dauer von zwei Jahren. Diese Sache ging damals bis vor den Reichskanzler. Auch wurde dieselbe humoristisch im Süddeutschen Postillon, München 1896 Nr. 339/16 festgehalten. Er verfaßte in seinen Mußestunden von 1892 bis 1898 zwei Broschüren »100 000 Soldaten mehr« und »Kapital und Judenfrage« und zwei Romane »Frühlingsstürme« und »Die Lüge«, die beide erstmalig im Beobachter abgedruckt wurden. Auch gab er eine Romanbibliothek heraus, an der verschiedene bekannte Schriftsteller mitarbeiteten. Im Herbst 1898 legte er die Redaktion des Beobachter nieder, um als freier Schriftsteller sein Glück zu versuchen. Er schrieb einen unaufgeführten E i n a k t e r: »Daheim« und ein D r a m a: »Der balzende Auerhahn«, das ebenfalls noch der Aufführung wartet. Inzwischen mußte er auf Verlangen des Parteivorstandes auf $\frac{3}{4}$ Jahr nach Dortmund als leitender Chefredakteur. Nach dieser Zeit begann er im Reichstage sitzend von früh morgens bis spät abends seine Komödie: »Kater Lampe«, die Herr Direktor Alfred Halm im August 1902 in Breslau und im Herbst 1903 im Berliner Theater erstmalig herausbrachte und 27 mal aufführte. Die ersten Tantiemen erfreuten ihn Januar 1904 auf seinem Krankenbett. Im Frühjahr 1906 kam die Komödie am Berliner Lessing-Theater heraus und wurde 25 mal gespielt. Im Laufe der Jahre machte die Komödie ihren Weg über fast alle deutschen Bühnen des In- und Auslandes. Vom Jahre 1900 ab mußte er furchtbar viel arbeiten, von früh bis in die Nacht hinein, um sein Leben fristen zu können. Sehr viele Novellen, Erzählungen, Humoresken sind in dieser Zeit entstanden. Jede Woche mußte er mindestens fünf Versammlungen abhalten. Wie oft passierte es, daß er noch nachts nach der Versammlung einen Leitartikel schreiben mußte und ihn noch mit seinem Fahrrad nachts 2—3 Uhr an den Anhalter Bahnhof brachte. Als

Vehse redivivus setzte er die Geschichte des Preußischen Hofes fort, die in zwei Bänden in der Franckhschen Verlagsbuchhandlung Stuttgart erschien. Weiter wurde von ihm ein im Vorwärtsverlag Berlin erschienenenes Buch »Die Pfaffenherrschaft« geschrieben. Weiter verfaßte er ein Drama: »Kinder der Tiefe«, auch dieses ist noch nicht aufgeführt, und sein letztes Werk wurde seine Komödie »Die Hoffnung des Vaganten«, die er halbfertig liegen ließ. Ein Gelenkrheumatismus hatte ihn Mitte Januar 1904 aufs Krankenlager geworfen, das am 7. Februar 1904 in Schöneberg-Berlin auch sein Sterbelager wurde. Jetzt hätte die Zeit fruchtbarsten Schaffens eingesetzt, da für die pekuniäre Seite gesorgt war. Mitten aus der Arbeit riß ihn der unerbittliche Tod fort. Nicht ganz 33 Jahre wurde er alt, Frau und Kind zurücklassend, in tiefster Not, mutterseelenallein.

A. R.-E.

Busse¹⁾, Ludwig, Professor der Philosophie, * 27. Sept. 1862, † 12. Sept. 1907. — B. wurde in Braunschweig als Sohn eines Kaufmannes geboren. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, das er im Herbst 1881 mit dem Zeugnis der Reife verließ. Darauf bezog er zunächst die Universität Leipzig, um Geschichte und Philosophie zu studieren. Das Sommersemester 1882 verbrachte er in Innsbruck und ging im folgenden Herbst nach Berlin, wo er die Vorlesungen von Dilthey, Paulsen, Ebbinghaus und Lasson hörte. Durch diese Vorlesungen, vor allen Dingen aber durch das Studium der Schriften Lotzes, die seinem philosophischen Denken die erste Anregung boten, wurde der Grund zu seinem eigenen philosophischen Standpunkt, einem strengen Dogmatismus und Spiritualismus, gelegt. In Berlin promovierte er im August 1885 mit »Beiträgen zur Entwicklungsgeschichte Spinozas«, die einen Teil einer größeren Abhandlung bildeten, die unter dem gleichen Titel in den Jahren 1887, 88 und 89 in der Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik erschien. In engem Zusammenhange mit dieser Untersuchung steht der Aufsatz »Über die Bedeutung der Begriffe »*essentia*« und »*existentia*« bei Spinoza«, den B. 1886 in der Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie veröffentlichte. Im November 1886 erhielt B. einen Ruf als Professor der Philosophie an die kaiserliche Universität zu Tokio, dem er alsbald Folge leistete. In Tokio hielt er den japanischen Studenten in englischer Sprache wöchentlich zwanzig Stunden Vorlesungen über fast alle Teile der Philosophie mit Einschluß der Geschichte der Philosophie, eine für einen Gelehrten von so jugendlichem Alter gewiß höchst anerkennenswerte Leistung. Als B. in Japan eintraf, herrschte dort durchaus die Spencersche Philosophie vor, deren Einfluß er jedoch durch seine Vorlesungen zurückzudrängen und zu vermindern wußte. In der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens zu Tokio hielt B. im Sommer 1892 einen lehrreichen und höchst dankenswerten Vortrag »Streifzüge durch die japanische ethische Literatur der Gegenwart«, wozu er sich das Material hauptsächlich mit Hilfe einiger Schüler verschafft hatte, die ihm Berichte, Auszüge und Übersetzungen lieferten. Der Vortrag wurde in den Mitteilungen der genannten Gesellschaft (Tokio 1892) und außerdem in der »Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft« (1893) abgedruckt. Noch in Japan entstand auch zum größeren Teil die umfangreiche Abhandlung »Zu Kants

¹⁾ Totenliste 1907 Band XII 17*.

Lehre vom Ding an sich«, in der B. zugleich über das englische Werk eines jungen japanischen Gelehrten über denselben Gegenstand Bericht erstattete (Ztschr. f. Phil. usw. Bd. 102 S. 74—113 und S. 171—232).

Nach sechs Jahren anstrengender Arbeit kehrte B. wieder nach Deutschland zurück, wo er sich im Mai 1894 in Marburg habilitierte. In seiner Antrittsvorlesung behandelte er die Ethik des Utilitarismus (Zur Beurteilung des Utilitarismus, Ztschr. f. Phil. Bd. 105), dessen Moralprinzip »Das größte Glück der größten Anzahl« er als unzutreffend darzutun sucht, ohne doch deshalb im Sinne des Kantischen Rigorismus die beiden Begriffe des sittlich Guten und der Lust ganz voneinander trennen zu wollen. Vielmehr stellt er zwischen beiden einen nahen Zusammenhang her, der so zu denken sein soll, daß das Sittlich-Gute seiner Natur nach uns Lust gewährt, und zwar die höchste Lust, die es für den Menschen überhaupt gibt. Der Wertschätzung des Sittlich-Guten als des höchsten Gutes muß jedes moralisch empfindende Wesen ebenso unbedingt zustimmen, wie jedes intelligente Wesen den dennotwendigen Wahrheiten zustimmen muß. Doch ist deshalb nicht etwa das Gute als das Mittel anzusehen, um sich diese höchste Lust zu verschaffen, denn gerade umgekehrt tritt diese Lust nur dann ein, wenn das Gute ohne egoistische Absichten um seiner selbst willen getan wird. Im Jahre 1894 erschien auch B.s erstes größeres Werk »Philosophie und Erkenntnistheorie«. Der erste Teil dieses Buches ist der Aufgabe gewidmet, gegen Skeptizismus, sowie Kritizismus und Transzendentalphilosophie die Möglichkeit einer dogmatischen Metaphysik nachzuweisen. Sie ergibt sich für B. aus dem Begriffe des Dennotwendigen. Was sich uns nämlich subjektiv als dennotwendig darstellt, so argumentiert er, muß auch objektiv und an sich so sein, wie wir es denken; denn es wäre ein Widerspruch, die Dennotwendigkeit eines Satzes zu behaupten und doch zugleich die unbedingte Gültigkeit seines Inhalts zu bezweifeln. Da es nun die Metaphysik wesentlich mit dennotwendigen Wahrheiten zu tun hat, wie B. meint, so folgt aus dem angeführten Argument ihre wissenschaftliche Möglichkeit, die um so weniger zu bestreiten ist, als auch die genannten antimetaphysischen Richtungen metaphysische Voraussetzungen gar nicht entbehren können. Im zweiten Teil seines Werkes entwirft B. die Grundzüge eines philosophischen Systems. Mit Lotze, dessen Weltanschauung trotz der Selbstständigkeit seines Denkens für ihn von maßgebender Bedeutung ist, unterscheidet er drei Grundbestandteile aller Wirklichkeit, die sich aufeinander nicht zurückführen, wenn auch aus einem gemeinsamen Grunde, nämlich dem Absoluten, ableiten lassen: dennotwendige Prinzipien, Tatsachen und Werte. Mit den dennotwendigen Prinzipien, die für alle Wirklichkeit gelten, hat es die *t h e o r e t i s c h e* Philosophie zu tun, die im wesentlichen Metaphysik ist. Letztere untersucht als reine Metaphysik oder Ontologie die Natur des Seienden im allgemeinen, während sie als angewandte Metaphysik sich mit kosmologischen und psychologischen Problemen zu beschäftigen hat. Der Kosmologie oder Naturphilosophie schreibt B. dabei aber nur eine recht untergeordnete Bedeutung im System der Philosophie zu. Die Untersuchung der Werte bildet die Aufgabe der *p r a k t i s c h e n* Philosophie, deren wichtigste Disziplinen Ethik und Ästhetik sind. Die Ergebnisse der theoretischen und der praktischen Philosophie hat sodann der dritte Hauptteil der Philosophie, die *R e l i g i o n s p h i l o s o p h i e*, zu einer einheitlichen Weltanschauung

zusammenzufassen, die im Begriff des Absoluten ihren Abschluß findet. Das Absolute ist als die eine Weltsubstanz zu denken, der alle Dinge als bloße Modi inhärieren, ohne doch deshalb ihre individuelle Selbständigkeit einzubüßen. Genauer ist der Begriff des Absoluten als der eines allumfassenden Geistes zu bestimmen, der zugleich aus praktischen Gründen im Sinne der theistischen Anschauung als bewußte sittliche Persönlichkeit gedacht werden muß. Alles Seiende ist seiner Natur nach bewußtes Sein; ein unbewußtes Sein erklärt B. geradezu für eine *contradictio in adiecto*. Daher liegt auch der materiellen Welt an sich ein Reich bewußt-geistiger Wesen zugrunde, deren Beziehungen unter einander auch nicht mehr als räumlich angesehen werden können, da dem Raume die Realität außer unserer Vorstellung abgesprochen werden muß. — Zur Verteidigung der Metaphysik ist auch die Abhandlung »Die Bedeutung der Metaphysik für die Philosophie und die Theologie« geschrieben (Zeitschr. f. Phil. 1898), in deren zweitem Teil B. den zutreffenden Nachweis führt, daß die Metaphysik auch für die Theologie ganz unentbehrlich ist, wenn nicht die Anerkennung bestimmter religiöser Sätze zuletzt ganz und gar dem subjektiven Belieben überlassen werden soll.

Im Herbst 1896 folgte B. einem Rufe als ordentlicher Professor an die Universität Rostock, die er jedoch bereits nach zwei Jahren wieder verließ, da er einen Ruf nach Königsberg erhalten hatte. Hier war es ihm vergönnt, sechs Jahre lang eine erfolgreiche und auch über die studentischen Kreise hinausreichende Lehrtätigkeit zu entwickeln. Dann siedelte er nach Münster über, um schließlich im Frühjahr 1907 nach Halle zu gehen, wo er aber nur noch ein Semester wirken sollte. Denn bereits in den Sommerferien erlag er in Halberstadt den Folgen einer Gallensteinoperation. — Während seiner Königsberger Zeit veröffentlichte B. unter dem Titel »Geist und Körper, Seele und Leib« sein umfangreichstes und bedeutendstes Werk, das 1903 erschien. Es beginnt mit einer eindringenden und treffenden Kritik des Materialismus, dem gegenüber er die eigentümliche Natur und die Selbständigkeit des seelischen Lebens verteidigt. Den Hauptteil des Werkes aber bildet eine sehr eingehende, die umfangreiche neuere Literatur über den Gegenstand in großer Vollständigkeit berücksichtigende Untersuchung über die Wechselwirkung zwischen Leib und Seele, deren Realität B. im Gegensatz zu der in den letzten Jahrzehnten so vielfach vertretenen Theorie des psychophysischen Parallelismus auf das ausführlichste zu beweisen sucht. Keiner der allgemeinen Gründe, die man gegen eine Wechselwirkung zwischen Leib und Seele geltend gemacht hat, kann als richtig anerkannt werden. Auch das Gesetz von der Erhaltung der Energie beweist nichts, da es nach B.s Auffassung, die er genauer begründet, nur für den Zusammenhang der materiellen Erscheinungen untereinander, jedoch nicht mehr für die Beziehungen von materieller und geistiger Welt gilt. Die Annahme einer geschlossenen Naturkausalität aber, aus der die Unmöglichkeit einer Wechselwirkung folgen würde, ist eine ganz unbegründete Hypothese, die sich angesichts der Tatsachen der Erfahrung nicht aufrecht erhalten läßt. Vorangegangen waren diesen Untersuchungen einige kleinere Abhandlungen über das Verhältnis von Leib und Seele, deren besondere Anführung aber unnötig sein dürfte, da ihr wesentlicher Inhalt in das größere Werk übergegangen ist. — Im Winter 1902/03 hielt B. in Königsberg volkstümliche Hochschulkurse über »Die Weltanschauungen der großen Philosophen der Neuzeit«, die in

die Teubnersche Sammlung »Aus Natur und Geisteswelt« aufgenommen wurden (56. Bändchen, 1. Aufl. 1904, 4. Aufl., besorgt von R. Falckenberg, 1909). In diesen Vorlesungen schildert B. vom Standpunkte seiner selbständigen Auffassung aus in lehrreicher und anregender Weise die Entwicklung der neueren Philosophie in ihren Grundzügen von Descartes und Baco an bis zur Gegenwart. Für die von der Königsberger Universität 1904 zur Erinnerung an den vor 100 Jahren erfolgten Tod Kants herausgegebene Sammlung von Abhandlungen lieferte er mit einer Untersuchung über Kants »*Nova Dilucidatio*« einen wertvollen Beitrag. Zu den wissenschaftlichen Leistungen B.s gehören auch eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Rezensionen, unter denen seine Berichte über die neuere philosophische Literatur Amerikas in der Zeitschr. f. Phil. besondere Erwähnung verdienen. Im Jahre 1902 übernahm B. zu seinen sonstigen Arbeiten noch die Redaktion der ebengenannten Zeitschrift, die er bis zu seinem Tode fortgeführt hat. Als er starb, hatte er als weitere wissenschaftliche Arbeiten eine Einleitung in die Philosophie und ein größeres Werk über Lotze ins Auge gefaßt. Diese und andere Pläne sind nun nicht mehr zur Ausführung gelangt. Vor der Zeit ist B. auf der Höhe des Lebens und Wirkens dahingerafft worden, ohne das System der Philosophie zur Ausführung bringen zu können, das er sich ursprünglich als Lebensaufgabe gesetzt hatte. Sein früher Tod bedeutet nicht nur für seine Familie, sondern auch für die Wissenschaft einen schmerzlichen Verlust. Einer der scharfsinnigsten und begabtesten Vertreter der systematischen Philosophie in unserer Zeit ist mit ihm dahingegangen. Möge sein Andenken in der wissenschaftlichen Welt sich noch lange lebendig erhalten.

Nachruf auf L. Busse, von Falckenberg, Ztschr. f. Phil. 1907, Bd. 131; Nachtrag dazu von Falckenberg und Julius Walter, ebenda; Mitteilungen von Frau Professor Busse.

F r a n z E r h a r d t.

Bauer¹⁾, Gustav, Dr. Univ.-Professor, * 18. November 1820 in Augsburg, † 3. April 1906 in München. — Der Vater, ein angesehener Kaufmann, starb früh, aber eine ausgezeichnete Mutter sorgte für die Erziehung des Knaben, der ihr sein ganzes Leben lang eine tiefe Liebe bewahrte. Die Gymnasialstudien erledigte er in dem Kollegium St. Anna in Augsburg bereits im August 1837 und besuchte dann noch die dortige polytechnische Schule ein Jahr lang, wo er mathematische Fächer mit ausgezeichnetem Erfolge hörte. Dann wandte er sich dem Universitätsstudium zu. Zunächst wurde Erlangen besucht, wo der später so berühmt gewordene Geometer von Staudt allerdings nicht las, sodann Wien, Berlin und Paris. Besonders zogen ihn in Berlin die Vorlesungen von Dirichlet an über partielle Differentialgleichungen, angewandt auf die Theorie der Wärme, über bestimmte Integrale und Zahlentheorie,²⁾ sowie in Paris Liouvilles Vorträge, der über die Theorie der Attraktion nach dem Newtonschen Gesetze las. Noch bevor er nach Paris ging, erwarb er im August 1842 in Erlangen die philosophische Doktorwürde auf Grund einer Arbeit: »Von der Theorie der Wärme«. Die Lehramtsprüfung für Mathematik und Physik hatte er bereits im Jahre vorher bestanden. Da sich aber keine Aussicht bot, im Staatsdienst dauernd beschäftigt zu werden, so nahm B. eine Erzieherstelle beim Fürsten Ghika in Rumänien an (1845) und widmete sich 8 Jahre lang

¹⁾ Totenliste 1906 Band XI 7*.

mit hingebendem Eifer der Erziehung der ihm anvertrauten Söhne. Nach einem 3 monatlichen Aufenthalte in England habilitierte er sich im Oktober 1857 in München als Privatdozent für Mathematik mit einer Arbeit: »Über die Integrale gewisser Differentialgleichungen, die in der Theorie der Anziehung vorkommen«. Wie die Dissertation, so bezieht sich auch diese Arbeit auf das Gebiet der Kugelfunktionen, deren Theorie er in dieser letzteren Untersuchung wesentlich fördert. Im Jahre 1865 wurde B. sodann Extraordinarius, 1869 Ordinarius für das Lehramt der Mathematik an der Universität München, 1871 Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Er behandelte in seinen Vorlesungen analytische und synthetische Geometrie, Theorie der Kurven und Flächen, Algebra und Theorie der Invarianten und Kovarianten, außerdem wurden im mathematischen Seminar, das er unter den schwierigsten Verhältnissen wenigstens einigermaßen ausstattete, die verschiedensten Gebiete, namentlich auch Mechanik, durch Übungen und Vorträge erörtert.

Das wissenschaftliche Arbeitsgebiet B.s war die Geometrie, wenn er auch der Analysis, speziell der Theorie der Kugelfunktionen, immer wieder einzelne Untersuchungen widmete. In der Arbeit »Über das Pascalsche Theorem« Abhandl. d. bayr. Akad. Bd. 3, 1874 bewies er gewisse Reziprozitätsverhältnisse der komplizierten Figur des *Hexagramma mysticum*, 1880 gelang es ihm, einen schönen Satz über das Hyperboloid aufzufinden (Über eine Eigenschaft des geradlinigen Hyperboloids, Sitz.-Ber. d. bayr. Akad. d. Wiss. Bd. 10, 1880). Diese Arbeiten, sowie andere, auf die hier nicht eingegangen werden kann, wie die »Von den gestaltlichen Verhältnissen der parabolischen Kurve auf einer Fläche dritter Ordnung« Sitz.-Ber. d. k. bayr. Akad. Bd. 13 1883 oder »Von der Hesseschen Determinante der Hesseschen Fläche einer Fläche dritter Ordnung« Abhandl. d. k. bayr. Akad. d. Wiss. Bd. 3, 1883 sicherten B. einen ehrenvollen Platz in der Wissenschaft. Dem berühmten Geometer Hesse widmete er 1882 eine tiefeindringende und von großen Gesichtspunkten beherrschte Gedächtnisrede. Überhaupt verfügte B. über ein vielseitiges Wissen und eine allgemeine Bildung, wie sie in unserer nur das Fachwissen begünstigenden Zeit immer seltener wird. Das erkennt man auch aus einem Vortrag, den er am 7. Juli 1893 im Mathematischen Verein München hielt: »Erinnerungen aus meinen Studienjahren, insbesondere mit Rücksicht auf die Entwicklung der Mathematik in jener Zeit« (München, Wolf und Sohn, 1893). Die akademische Jugend verehrte in ihm nicht nur einen ihren beliebtesten Lehrer, sondern auch einen wohlwollenden Ratgeber und Freund. Lange Jahre hindurch führte er den Vorsitz in der Lehramtsprüfung für Mathematik und Physik. Als er im Jahre 1900 seinen 80. Geburtstag beging, noch rastlos tätig im akademischen Lehramte und in unverminderter, geistiger und körperlicher Frische, ehrte ihn der akademische »Mathematische Verein München« durch Herausgabe seiner »Vorlesungen über Algebra«, Teubner 1903. Die Drucklegung besorgte sein Schüler und jüngerer Kollege Doehle mann. Schon im Jahre 1910 war eine 2. Auflage dieses Buches notwendig. Im November 1900 ließ B. sich von der Verpflichtung, Vorlesungen zu halten, entbinden, las aber noch im Wintersemester 1904/05. Im Anfange des Jahres 1906 zeigten sich die Symptome einer schweren Lungenentzündung und dieser erlag der merkwürdig frische 85jährige Mann am 3. April 1906. In seinem edlen und freien Charakter, seiner hingebenden Liebe für seine Familie, seinem strengen Pflichtbewußtsein und

seinem warmherzigen Wohlwollen für die Jugend stellt G. Bauer den Typus des deutschen Gelehrten dar.

München.

Karl Doehle mann.

Rosenbach, Ottomar¹⁾, a. o. Prof. der inneren Medizin an der Universität Breslau, * als Sohn eines angesehenen Arztes am 4. Januar 1851 zu Krappitz in Schlesien, † zu Berlin am 20. März 1907. — Er besuchte das Gymnasium zu Ratibor und studierte in Breslau und Berlin — hier besonders intensiv beeinflusst von seinem Onkel, dem großen Kliniker Ludwig Traube. 1870/71 zieht er als Freiwilliger in den Krieg und nimmt teil an der Belagerung von Paris. 1874—1877 ist er Assistent an der medizinischen Poliklinik — bzw. Klinik in Jena unter Leube und Nothnagel. 1877 wird er Assistent am Allerheiligen-Hospital zu Breslau, wo er sich nun, zunächst von Cohnheim beeinflusst — bald aber methodisch und sachlich auch unabhängig von dessen Schule — dem Studium pathologischer Probleme widmet. 1878 habilitierte er sich an der Universität Breslau, mit der besonders für die Entwicklung seiner Lehre von der Rolle des Tierexperiments in der medizinischen Forschung bedeutsamen, aber auch für seine späteren großen Arbeiten über die Pathologie des Herzens bestimmend gewordenen Untersuchung: »Über artefizielle Herzklappenfehler«. 1887 ward er dirigierender Arzt der medizinischen Abteilung des Allerheiligen-Hospitals zu Breslau, 1888 außerordentlicher Professor an der Universität. 1893 legte er seine Stellung im Krankenhause nieder, 1896 entsagte er seinem Lehramt, um fortan in Berlin ausschließlich seinen wissenschaftlichen Arbeiten zu leben. Was ihm jetzt als Ziel vorschwebte, war ein systematischer Ausbau seiner medizinischen Gedanken zu einer umfassenden Naturphilosophie. Immer intensiver wurde daher in dieser Zeit seine Beschäftigung auch mit erkenntnistheoretischen Problemen, immer geschärfter zugleich sein Sinn für eine Kritik seiner eigenen Forschungsergebnisse und Methoden. In unausgesetzter harter wissenschaftlicher Arbeit entsteht jetzt eine große Reihe bedeutsamer Werke. Manches kleinere und weniger wichtige schiebt sich freilich dazwischen. Ohne Schwierigkeit aber erkennt der Kundige an ihrer Gesamtheit die grundlegenden und einheitlichen Motive, die ihre Entstehung beherrschen. Körperlich schwer leidend schafft der rastlose Mann mit fieberhafter Energie. Ein Meister der ärztlichen Diagnostik bewährt sich sein klares Urteil auch an seinen eigenen Zuständen. In klassischer Ruhe und mit der weisen Überlegenheit des Denkers sieht er seit Jahren sein Ende herannahen, aber nur um so energischer widmet er sich seinen Arbeiten: die kurze Lebensfrist, die ihm, wie er wohl wußte, noch vergönnt war, sollte ihm einen, wenigstens relativen Abschluß seiner Gedanken ermöglichen. Aus einer, im höchsten Sinne religiösen Überzeugung, in der zugleich seine teleologische Naturphilosophie gipfelt, leitet er für sich selbst die Pflicht her, auch die letzten Reste seiner physischen und psychischen Kräfte in den Dienst der ihm heiligen Sache zu stellen. Auf äußere Erfolge lernt er in harten Kämpfen allmählich verzichten und immer mehr befestigt sich in ihm das Bewußtsein, daß sein Streben, die spezifische Struktur der Urphänomene des Lebens in selbständiger methodischer Kritik der gesamten medizinisch-wissenschaftlichen Tradition

¹⁾ Totenliste 1907 Band XII 71*.

zu erhellen, erst von einer späteren Zeit in seiner ganzen Bedeutung wird verstanden und gewürdigt werden. Je mehr ihm so seine eigene wissenschaftliche Isolierung verständlich ward, um so mehr wurden ihm »Schule«, und »Überlieferung« in ihren methodischen Grundlagen zum Problem.

Aus solchen Quellen fließt sein tiefes Interesse und Verständnis für die Geschichte der Medizin: die historische Bedingtheit der eigenen wie der traditionellen Lehrmeinung zu fixieren, gilt ihm in einer großen Zahl von Fällen als Vehikel seiner sachlichen Argumentation. Seine Untersuchungen über die methodische Bedeutung des Tierexperiments, des Analogieschlusses und der Statistik, seine Erörterung über das Verhältnis der Bakteriologie zur medizinischen Diagnostik, Prognostik und Therapie, seine Erwägungen über das Ausmaß der Spezialisierbarkeit medizinischer Forschung und Betätigung, ja selbst die, sein gesamtes medizinisch-naturphilosophisches Denken beherrschende Alternative: pathologisch - anatomische oder funktionelle Diagnostik stehen unter dem Doppelgesichtspunkt einer historischen und sachlichen Kritik. Die objektiven wie die psychologischen Motive herauszufinden, die den Entwicklungsgang seiner Wissenschaft beherrschen und die Punkte zu fixieren, an welchen sie mit seinen eigenen Gedanken interferieren, ist eine seiner wesentlichsten methodischen Aufgaben.

Man hat R. oft eine gewisse Neigung zu grundsätzlichem Verneinen nachgesagt. Man hat aber in den meisten Fällen begründete oder doch stets aus Gründen schöpfende Kritik mit grundloser Negation verwechselt. Denn niemals war ihm das negative, in Angriff und Abwehr naturgemäß freilich stärker hervortretende Element Selbstzweck, und auch inmitten der schärfsten Polemik erfüllt ihn kritische Besonnenheit. Er ist viel zu objektiv, um nicht zu sehen, daß seine Kritik an diesem oder jenem Punkte Verschiebungen der Perspektive und der theoretischen Wertbetonung bedingt, die weniger in der Sache, als in den polemischen Gesichtspunkten ihrer Betrachtung wurzeln. Aber er selbst motiviert jene Verschiebungen mit dem berechtigten Hinweis auf den Gedanken, »daß jemand, der offenbare Schäden klarlegen will, gerade im Jahrhundert des Strebens nach hellster Beleuchtung, das Licht der Kritik besonders scharf konzentrieren muß, und daß nach dem alten Spruch jemand, der ein krummes Stäbchen gerade biegen will, genötigt sein kann, es etwas über die gerade Linie hinauszubiegen«.

R.s Gegensatz zu der herrschenden pathologisch-anatomischen Richtung in der Medizin, welche Krankheit schlechthin mit der anatomischen Veränderung eines Organs, Organteils oder Organkomplexes bzw. -systems identifiziert, hat sich langsam entwickelt. Schon in seiner Habilitationsschrift vom Jahre 1878 kommt die Tendenz zu einem, wenn auch noch wenig differenzierten Ausdruck, die prinzipielle methodische Selbständigkeit der klinischen einer pathologisch-anatomischen Betrachtungsweise gegenüber zu betonen. In ungestörter Kontinuität entfaltet sich diese Tendenz zu immer größerer Klarheit, bis sie erst in seinen späteren Schriften das für die Eingliederung in einen allgemeinen naturphilosophischen Zusammenhang, um den es R. besonders zu tun gewesen war, erforderliche Maß der systematischen Vervollständigung erreicht. Natürlich ist jenes Maß zugleich die Voraussetzung für eine einheitliche methodische Analyse und logische Wertung der R.schen Gedanken.

Die sachliche Bedeutung mancher kleineren von den — mit den unvollendet hinterlassenen Manuskripten — mehr als 300 Arbeiten R.s mag mit größerer oder geringerer Berechtigung bezweifelt werden, kaum eine einzige aber wird genannt werden können, die nicht mittelbar oder unmittelbar, und zwar ganz und gar unabhängig von ihrer inhaltlichen Besonderheit, jene allgemeinen, naturphilosophischen Tendenzen ihres Autors zum Ausdruck brächte, Tendenzen, welche sich in umfassender Weise zu einer Lehre verdichten, die R. in einem spezifischen Sinne dieses Wortes als *Energetik* bezeichnet.

Energetik bedeutet für R. mehr als »Die Lehre von der Energie und ihren Umwandlungen«, denn sie ist für ihn mehr als Kinetik oder Kinematik. Energetik als Prinzip der Erklärung zum mindesten des biologischen Geschehens kann niemals eine Theorie »des zwecklosen Geschehens« sein. »Die Bewegung an sich ist in der Organisation nichts, die Bewegung zur bzw. in der Erfüllung des Zweckes alles«. So beherrscht der Gedanke der Teleologie den R.schen Begriff der Energetik. »Die Energetik darf nicht bloß die Lehre von der Bildung oder Wirkung bestimmter energetischer Leistungen sein, sondern sie muß vor allem die Bedeutung dieser Leistungen für die Erhaltung und Fortbildung eines Systems (Betriebs), die Veränderung der Leistungen bei Aufnahme des Systems in größere Systeme und die speziellen Beziehungen zu reziproken Systemen und zur gesamten Außenwelt umfassen. Die wissenschaftliche Begründung der Energetik des Betriebs der Organisation stellt deshalb die höchsten Anforderungen.«

Durch diesen spezifischen Begriff der Energetik ist R.s gesamtes wissenschaftliches Denken bis ins feinste Detail hinein teleologisch, freilich in jenem kritisch abgetönten Sinn des Wortes, der schon mit dem Begriff einer Wissenschaft vom Leben gegeben ist. Der Begriff der Teleologie ist vor allen Dingen für den *Betrieb* einer solchen Wissenschaft konstitutiv. Aus diesem Betriebe hatte ihn denn auch R. geschöpft. Aber er hat ihn über seine Sphäre hinaus zu einem Prinzip des natürlichen Geschehens überhaupt und zu einem methodischen Grundsatz aller Naturforschung gestalten wollen.

Alle historischen und sachlichen Beziehungen, die teleologisches Denken überhaupt involviert, gelten somit auch für die Naturphilosophie R.s und alle philosophischen Tendenzen, die sich im Begriff der Teleologie realisieren, müssen denn auch im Denken R.s wirksam und auffindbar sein. Es hieße die Grundprobleme der Erkenntniswissenschaft aufrollen, wollten wir hier den Begriff des Zwecks und die Frage des Rechtes einer Verallgemeinerung des Teleologieprinzips diskutieren. Sicher ist, daß Teleologie für R. letzten Endes vielfach nicht ein Prinzip der Erklärung natürlicher Vorgänge, sondern nur einen heuristischen Grundsatz ihrer *Erforschung* bedeutet. Für R. ist Zweckmäßigkeit nicht ein Faktor, der auftritt, wo Einsicht endet, sondern Einsicht in natürlichen Dingen ist für ihn vielmehr Verständnis der Bedingungen, unter welchen die Einheit des Geschehens in einem *System*, sei es welches immer, stehen muß. Wo immer es sich um »konstruktive Gebilde«, nicht um zufällige, »der Valenz regellos gegeneinander wirkender Massen oder Kraftsubstrate (Naturgewalten)« entsprechende Gleichgewichtszustände handelt, da ist das Mannigfaltige nach *Zwecken* gestaltet und kombiniert. Und nachzuweisen, daß die »Welt« ein solches »konstruktives Gebilde« sei, ist mit einer der Grundgedanken der Naturphilosophie R.s. So ist denn R.s Blick im

großen wie im kleinen auf die Einheit der systematischen Gestaltung, auf das Ganze und nicht auf die Teile gerichtet oder auf die letzteren doch nur insofern, als sie Glieder und damit Bedingungen einer »Synergie« zum Ganzen darstellen.

Darum aber ist ihm Naturforschung auch niemals schlechthin gleichbedeutend mit Mechanik. Vielmehr sind mechanische Vorgänge seiner Auffassung nach erst dann Gegenstand einer wissenschaftlichen Betrachtungsweise, wenn sie in ihrer Relation zum Begriff und zu der Einheit des Systems, dessen Erhaltung sie dienen, erfaßt und dargestellt werden. Ein konstruktives Gebilde ist eben ein »für bestimmte Zwecke gestaltetes System«; ein konstruktives Gebilde ist »Funktionsträger«, es ist ein »rationell, d. h. der Idee der Konstruktion gemäß betriebenes« Ganze. In ihm werden »die vorhandenen Kraftsubstrate nicht ziellos durch die Wucht der Massen in das indifferente Gleichgewicht übergeführt, indem alle Spannungen sich allmählich oder plötzlich lösen, sondern die verschiedenartigsten Formen der Kraftspannung werden mit Rücksicht auf die Zeit ihrer Entwicklung und den Angriffspunkt so miteinander kombiniert, daß die erste Verschiebung, die Auslösung einer inneren oder äußeren Bewegung an einer Stelle, eine Kette von Bewegungs- und Spannungsvorgängen an anderen bewirkt, die, bei Aufnahme genügender Energiesubstrate aus der Außenwelt nicht nur die beabsichtigte Bewegung (den Zweck der Konstruktion), sondern zugleich auch die zur Wiederherstellung des primären Gleichgewichts nötigen Verschiebungen und Spannungen (also die Erhaltung der Existenz) erzielt«. Organisation heißt für R. unter solchen Gesichtspunkten Betrieb, sie ist die zweckgemäße, planvolle und nicht eine zufällige Kombination von Faktoren. Sie steht in solchem Sinne unter der Voraussetzung eines »transzendenten, nicht aus dem Betriebe stammenden« Elements, das, wenn es bewußt ist, den Betrieb zu einem »psycho-somatischen« gestaltet.

Der Begriff des Plans, der zweckgemäßen Kombination also ist der gemeinsame Oberbegriff für Betrieb und Organisation. Um so entschiedener aber müssen die beiden Begriffe voneinander unterschieden werden. Organisation ist eine besondere Art des Betriebs. »Im künstlichen Betriebe mit Maschinen irgendwelcher Art wird für die Erhaltung der Existenz der Maschine nicht durch die Maschine selbst (direkt) gesorgt; jedenfalls ist die Tätigkeit nicht Mittel der Erhaltung, wie ja auch die Amortisationsquote nur zur Anschaffung neuer Maschinen — an Stelle der defekten — und nicht zur Bildung neuer Maschinen durch die Maschine selbst dient.« Organisation ist dem maschinellen Betrieb gegenüber, der eine kunstvolle Kombination von Mechanismen ist, ein Betrieb mit einer eigentümlichen Form der »Elementarstruktur«, genauer ein Betrieb, in welchem die Elementarstruktur der Glieder und deren Kombination zum Ganzen des Systems gegenseitig Bedingung und Voraussetzung sind. »Zur Bildung einer physiologischen Organisation genügt also nicht die kunstvolle (zweckgemäße, zielstrebige) Zusammenreihung von beliebigen Massenbestandteilen in der durch die konstruktive Idee bestimmten Verbindung; diese liefert nur einen künstlichen Mechanismus (Maschine).« Die Organisation bedarf einer spezifischen Konstitution, die der Gegensatz der mechanischen ist, weil nicht bloß äußerliche Beziehungen, sondern die — auf natürlichem Wege gewordene — Verbindung dieser äußeren

Gleichgewichtsfaktoren mit inneren konstitutionellen für die Erhaltung des Systems bzw. für den Ablauf aller Vorgänge maßgebend sind. Der Automat wird erhalten, der Organismus erhält sich. Im Organismus ist jeder Massenteil »eine konstruktive Einheit, die dasselbe dynamische Prinzip repräsentiert wie der aus der Kombination bzw. Synergie dynamischer Elemente sich ergebende einheitliche Repräsentant, der Organismus. Der kleinste Bestandteil der Organisation, das lebende Molekül bzw. der Energet, ist eine analoge Bildung wie der ganze Organismus«. Die Organisation arbeitet gleichsam immer nach zwei Fronten hin. Sie erhält in ihrer äußeren, dem maschinellen Betrieb analogen Funktion ihre Beziehungen zur Außenwelt und erhält zum Teil m i t t e l s t dieser Funktionen sich selbst in ihrer spezifischen Beschaffenheit und Betriebsmöglichkeit. Ein Effekt zugleich und eine Voraussetzung dieser Verhältnisse ist der differente Reaktionstypus des maschinellen Betriebs und der Organisation.

Jener reagiert kraft der zweckgemäßen Einrichtung und Kombination seiner Teile automatisch, diese dank der spezifischen Konstitution ihrer Elemente s e l e k t i v, dort ist der durch den Plan zur Einheit des Systems verknüpfte Vorgang m e c h a n i s c h, hier spezifisch b i o l o g i s c h, dort ist der Reaktionstypus n u r quantitativ, hier zugleich und vorwiegend qualitativ. So sondern sich die Gesichtspunkte der mechanischen und der biologischen Betrachtungsweise für R. voneinander in prinzipieller Schärfe innerhalb der Sphäre des sein wissenschaftliches Denken beherrschenden Gedankens der Zweckgemäßheit.

»Wie sollen wir«, so fragt er einmal in scharf pointierter Gegenüberstellung der Verhältnisse, »es mechanisch erklären, daß das Individuum das eine Mal nach der Ursache eines Hautreizes mit großer Kraft schlägt, d. h. den Reiz durch den Zusammenprall zwischen Oberflächen des Körpers zu vernichten sucht (z. B. bei der Belästigung durch eine Mücke), das andere Mal ihn von der Oberfläche des Körpers mit großer Vorsicht entfernt (Stich durch eine Stecknadel). Ein Automat würde auf den gleichen Reiz hin — die Valenz der Stiche als Auslösungsvorgang für die Arbeit der nervösen Apparate, den Nervenimpuls, gleichgesetzt — stets nur in der einen oder anderen Weise handeln, also z. B. wenn er für Vernichtung von Mücken eingerichtet wäre, sich eine Stecknadel in das Innere hineintreiben.«

Der Organismus leistet äußere Arbeit in sichtbarer Reaktion auf Reize nur nach Maßgabe der i n n e r e n, seiner eigenen Erhaltung dienenden; der Automat hat nur ä u ß e r e Arbeit zu leisten. Der Organismus ist im tieferen Sinn des Wortes a k t i v, der Automat p a s s i v. Der Organismus kann, wenn es die Bedingungen seiner Erhaltung fordern, auf größte Reize von bestimmter Qualität minimal, auf minimale Reize einer anderen Qualität maximal mit äußerer Arbeit reagieren. Der Automat ist auf eine bestimmte Qualität und Quantität der Reize je nach der Feinheit seiner Konstruktion eingestellt; das Ausmaß seiner sichtbaren Reaktion bleibt das gleiche. Im Automaten ist — bei intakter Konstruktion — der Schwellenwert stets derselbe; im Organismus verringert oder erhöht er sich durch zweckmäßige Gestaltung der inneren Arbeit im Phänomen der Anpassung. Das Gleichgewicht der Maschine ist stabil, das der Organisation stabil und l a b i l zugleich.

Es ist unmöglich, im Rahmen dieser Darlegung die Fülle von Gesichtspunkten zu erschöpfen, die sich für R. aus solchen Erwägungen ergeben. Die

grundlegenden Fragen der Biologie, die Probleme der Ernährung, Anpassung, Zeugung, Entwicklung, Vererbung, die Frage der Beeinflussung physischer, genauer somatischer Vorgänge durch psychische Prozesse, also die »energetische« Bedeutung des psychischen Faktors, der Stellung der Gesamtheit der Organismen zu den kosmischen Agentien, dann wieder ihres Verhältnisses zu dem Prinzip der Erhaltung der Arbeit, der mechanischen Kausalität und der grundsätzlichen Grenzen der Geltung des letzteren — zu allem dem hat R. in der natürlichen Konsequenz seiner dargelegten Lehren in origineller und sachlich bedeutsamer Weise Stellung genommen. Und von selbst ergeben sich aus einer solchen Stellungnahme wiederum fundamentale methodologische Überlegungen über den Wert und die Bedeutung vor allem der *m a t h e m a t i s c h e n* Naturwissenschaft.

R. konnte diese Bedeutung — obwohl mathematisch selbst auf das höchste interessiert — nur *n e g a t i v* einschätzen. Er ist, um einen philosophischen Terminus zu gebrauchen, viel zu sehr *N o m i n a l i s t*, um der Mathematik, in der er — freilich ohne eingehende Analyse ihres Begriffs — das Produkt einer *A b s t r a k t i o n* sieht, eine bestimmende Rolle in dem Betriebe der wissenschaftlichen Forschung einzuräumen. R. ist der reine Begriff wissenschaftlicher Objektivität, wie er sich in der Mathematik realisiert, fremd, und zwar — man gestatte die paradoxe Wendung — *a u s* Objektivität. Weil in der Natur und im tatsächlichen Betrieb ihrer Erforschung die idealen Forderungen der Mathematik nicht befriedigt werden können — wo Mathematik sich der Realität bemächtigen soll, da müssen in die bezüglichen Formeln empirische Faktoren eingestellt werden — gilt ihm als wahre Naturforschung nur die von den Gesichtspunkten einer mathematischen Betrachtung freie. »Die mathematische, rein ideale Durchschnittsbetrachtung, die gleichartige Wirkungen in *i n f i n i t u m* postuliert«, erscheint ihm gerade in ihrer Exaktheit, auch hierin der Logik gleichend, als ein Vertreter der »subjektiven Norm«, die nicht ohne weiteres »bei der wissenschaftlichen Fixierung der Verhältnisse der realen Welt Anwendung finden« könne. So ist R. im tiefsten Grunde seines Wesens, erkenntnistheoretisch gesprochen, *E m p i r i s t*: für seinen Wissenschaftsbegriff ist, wenigstens bewußt, die Vorstellung der Wahrscheinlichkeit, nicht aber die der Wahrheit konstitutiv. Seiner Erkenntnislehre fehlt eben die Auseinandersetzung mit dem Problem der *W a h r h e i t* und die Einsicht, daß auch für den Begriff der Wahrscheinlichkeit der der Wahrheit logische Voraussetzung ist. Wahrscheinlichkeit nicht mit Wahrheit zu verwechseln ist eine Forderung, welche die Wissenschaft gerade und *n u r* im Namen der Wahrheit erheben kann. Es ist »objektiv«, nicht für wahr zu halten, was nur wahrscheinlich ist, gerade *w e i l* es jenen Bedingungen gemäß ist, welche Logik und Mathematik auf ihre Weise definieren. So umfassen denn in Wirklichkeit Logik und Mathematik geradezu den Inbegriff der »Normen des Objekts«. Solche Gesichtspunkte blieben R. fremd. Was unter der Voraussetzung wissenschaftlicher Objektivität ein unentbehrlicher Hilfsbegriff des Betriebs der Wissenschaft ist, wird für ihn, wie für jeden konsequenten Vertreter des Empirismus, ein Element der Definition ihres Begriffs. Es wäre nicht schwer zu zeigen, wie die Konsequenzen dieses Verhaltens auch in dem R.schen Realitätsbegriff und in der von diesem getragenen Metaphysik zum Ausdruck kommen. Aber mit der Erörterung dieser Verhältnisse wäre ein Problemkreis berührt, den R. selbst, wenigstens

ausdrücklich, niemals zum Gegenstand theoretischer Erwägungen gemacht hat. Er mag daher auch hier nur angedeutet werden.

In der eigenartigen erkenntnistheoretischen Bewertung des Wahrscheinlichkeitsbegriffes durch R. wurzelt nicht nur dessen grundsätzlich ablehnende Haltung gegenüber den Prinzipien der Philosophie Kants, sondern auch seine Auffassung von der erkenntnistheoretischen Valenz des im Grunde genommen nur psychologisch bedeutsamen Phänomens der Sinnestäuschungen, dessen psychologische Kenntnis er — übrigens stets im Zusammenhang seiner allgemein naturphilosophischen Betrachtungen — in nicht unbedeutender Weise gefördert hat. So berechtigt nun aber auch die Kritik sein mag, die der empiristische Wissenschaftsbegriff R.s herausfordert, so grundlegend ist doch sein Empirismus für die Theorie des Betriebs derjenigen naturwissenschaftlichen Sonderdisziplin, zu der er sich selbst am meisten hingezogen fühlte, der *Biologie*. Wie er von ihr ausgegangen war und wie ihre Gesichtspunkte sein gesamtes theoretisches Denken, so weit es sich auch erstrecken mag, beherrschen, so stand sie auch im Mittelpunkt seines eigenen theoretischen Interesses. Und die biologischen Probleme wieder rückten für ihn von selbst in die Beleuchtung *medizinischer* Fragen. R. fühlte sich in letzter Linie theoretisch wie praktisch als Arzt. Nur forderte er von der Medizin — unsere Darstellung hat es zu erweisen gesucht — Berücksichtigung biologischer Gesichtspunkte im weiteren und weitesten Sinne. Er suchte von der Medizin aus mit dem Gedanken der materialen Einheit der Natur ernst zu machen. Das war es, was er meinte, wenn er gelegentlich die Medizin eine »philosophische Wissenschaft« zu nennen pflegte; und für seine ganze wissenschaftliche Geisteshaltung ist es bezeichnend, daß er schon als Doktorand die These verteidigte: »Zur Lösung ihrer höchsten Aufgaben müssen Naturforscher und Philosoph Hand in Hand gehen«. Oft schien er — insbesondere auch unter dem Einfluß körperlicher Leiden — an der Realisierbarkeit seines Programms zu verzweifeln; und resigniert beklagte er in solchen Momenten die Verquickung medizinischer und philosophischer Gesichtspunkte, die ihm psychologisches Bedürfnis war. Aber letzten Endes lag gerade in dieser »Verquickung« das Lebenselement seines wissenschaftlichen Schaffens. Nur von dem Gesichtspunkte einer solchen Synthese wissenschaftlicher Motive aus sind vor allen Dingen auch seine methodologischen Bestrebungen zu verstehen, denn in jener Synthese allein wurzelt seine Lehre von der grundsätzlichen Unzulänglichkeit der bloßen Induktion für die wissenschaftliche Forschung, oder was dasselbe ist, von der Unerläßlichkeit einer planmäßigen Verknüpfung des induktiven Arbeitens mit Zusammenfassung unter allgemeinen Gesichtspunkten. Nicht das Denken *a priori* — sagte er einmal in energischer Zurückweisung naheliegender Einwände — »trägt die Schuld an dem Odium, welches viele gegenüber dieser wichtigsten, ja unentbehrlichen Methode der Erkenntnis zur Schau tragen, sondern der Umstand, daß man oft, ohne genügende Unterlage an Tatsachen, mit falschen Analogieschlüssen, unter willkürlicher Überbrückung von Lücken im Kausalzusammenhange des angeblich Tatsächlichen, nur der Phantasie freien Spielraum gewährt und die luftigen Gebilde derselben fälschlich als Produkte der aprioristischen Methode ausgiebt. Wo eben die reale Basis, der Boden der Tatsachen fehlt, . . . und wo man noch obendrein nicht logisch, sondern phantastisch denkt, da handelt es sich nicht mehr um die

wissenschaftliche Form der Deduktion, den Schluß *a priori*, sondern um Spekulation, und dies gilt besonders für denjenigen, der seine Folgerungen auch ohne Kenntnis der Tatsachen macht, dem also das Gebiet, aus dem er die Substrate für seine Schlüsse bezieht, ein fremdes ist.

Das sind die Grundsätze, die vor allem seine, gerade auch in methodologischer Hinsicht klassischen Werke »Grundlagen, Aufgaben und Grenzen der Therapie. Nebst einem Anhang: Kritik des Kochschen Verfahrens. Wien und Leipzig 1891«, dann »Die Seekrankheit als Typus der Kinetosen. (Versuch einer Mechanik des psychosomatischen Betriebes), Wien 1896«, seine Schrift »Das Problem der Syphilis und Kritik ihrer Behandlung«, seine Abhandlung »Warum sind wissenschaftliche Schlußfolgerungen auf dem Gebiete der Heilkunde so schwierig usw.«, ganz besonders auch seine ausgezeichnete Streitschrift »Energetik und Medizin« und in hervorragendem Maße sein großes Werk »Die Krankheiten des Herzens und ihre Behandlung. Wien Leipzig 1893 — 1897«, sowie jene ungeheure Reihe größerer und kleinerer Arbeiten beherrschen, die im einzelnen einen schier unermesslichen und noch lange nicht gehobenen Schatz medizinischer Forschungsarbeit enthalten, in ihrer Gesamtheit aber ein imponierendes Bekenntnis zu dem Gedanken von der Einheit der Wissenschaft und der Grundlagen ihrer Methoden darstellen.

Für R. gibt es solchermassen keine besonderen und keine allgemeinen Fragen in der Wissenschaft. Im scheinbar Kleinen das Größte zu suchen — ist ihm methodologisches Bedürfnis und mehr als ein flüchtiges Bild ist ihm der Satz, daß sich das Weltall auch im Tautropfen spiegelt. Die Gabe einer wunderbaren Assoziationsfähigkeit und eines besonders scharfen Blicks für Analogien, die er dennoch nie mit Identitäten verwechselt, ist wohl die psychologische Wurzel seiner methodologischen Überzeugung. Es ist die seltene Gabe, komplexe Systeme in ihrer Einfachheit und Komplexheit zugleich zu überschauen, die Gabe des geborenen Forschers auf medizinischem Gebiete und vor allem des geborenen Arztes. Sie war es, die es ihn etwa 1880 auf Grund der kritischen Analyse eines einzigen Falles erkennen ließ, »daß bei Kompression des Rekurrensstammes zuerst die Funktion der Erweiterer der Glottis leidet und daß die Verengerer erst später in Mitleidenschaft gezogen werden« und die ihn vor allem von hier aus zu dem »Gesetz« vordringen ließ, daß einerseits Beuger, Adduktoren, Verengerer und Schließmuskeln, andererseits Strecker, Abduktoren, Erweiterer und Öffner funktionell gleichwertig seien. Sie leitet ihn bei seinen Arbeiten über die Herzneurosen, die Sklerose der Kranzarterien, die digestive Reflexneurose, den roten Harnfarbstoff, die regulatorische Albuminurie, die verschiedenen Formen des Asthma, das Cheyne-Stokessche Atmen usw. usw. — Alle seine medizinischen Betrachtungen aber beherrscht, mit seinen allgemeinen biologischen Erwägungen auf das Innigste verknüpft, in diesen wurzelnd und sie andererseits wieder begründend, sein Begriff der Krankheit, gleichsam als Zentralpunkt aller seiner Erwägungen.

Krankheit ist — man kann R.s Anschauung am kürzesten vielleicht so zusammen fassen — betriebstechnisch und nicht ontologisch zu definieren. »Wie das Wesen der Gesundheit die Ausbildung aller Fähigkeiten unter Steigerung der Leistungsfähigkeit ist, so ist das Wesen der Krankheit die schneller oder langsamer fortschreitende Verkleinerung jener

und somit der Existenzfähigkeit. Krankhaft, d. h. unter allen Umständen zur Vernichtung der Existenz führend, sind alle Vorgänge, in welchen eine Änderung der zweckmäßigen, auf Erhaltung des dynamischen Gleichgewichts der individuellen Organisation gerichteten Betätigung zum Ausdruck kommt. Von den krankhaften Vorgängen sind die *abnormen* grundsätzlich zu trennen, von den Betriebsstörungen prinzipiell zu scheiden die Veränderungen der Betriebsform«. Krankheit ist Aufhebung der normalen Beziehungen zwischen wesentlicher und außerwesentlicher, zwischen der der Erhaltung des Organismus dienenden *inneren* und der meßbaren *äußeren* Arbeit. Der Betrieb ist normal, »wenn völlige Harmonie zwischen der für die Existenz und die Entwicklung aller Teile notwendigen inneren (wesentlichen) und der für die Existenz des Ganzen und seiner Leistung nach außen hin erforderlichen (außerwesentlichen) Arbeit besteht, wenn also die Phasen der intra- und interorganischen, der endo- und exosomatischen Betätigung in geeigneter Reihenfolge, Dauer und Intensität aufeinanderfolgen wie Tag und Nacht oder die Jahreszeiten.« Das Wesen des normalen Daseins der Organisation ist Harmonie der Teile, das des kranken eine die Möglichkeit der Wiederherstellung jener Harmonie in Frage stellende *itio in partes*. »Pathologisch ist, was direkt oder durch seine Dauer den Zwecken des Organismus (Erhaltung und Einfluß auf die Außenwelt) widerstreitet. Daraus folgt, daß nicht jede Tätigkeit, die an sich als Einrichtung zweckmäßig ist, auch für jeden gegebenen Fall, bzw. für die Erhaltung des Ganzen vorteilhaft ist oder unter den Begriff der Norm körperlicher Vorgänge fallen muß. Nicht alles, was mit mechanischer Notwendigkeit erfolgt, also der Automatie eines Mechanismus entspricht, und somit die physiologische Einrichtung zum Ausdruck zu bringen scheint, ist zweckmäßig. So ist durchaus nicht jeder Vorgang, der dem normalen Phasengange oder Verhalten entspricht bzw. ihn temporär erhält, zweckmäßig. So paradox es auch klingt, die Norm kann unter abnormen Verhältnissen gerade durch Herbeiführung pathologischer (nicht physiologischer) Reaktionsformen erhalten bzw. wieder hergestellt werden. (Erbrechen, Diarrhöe, Vergiftung, temporäre Kontraktur oder Paralyse eines Muskels bei Gelenkentzündung)«.

Es ist unmöglich, die ganze Fülle von Gesichtspunkten hier auch nur zu schildern, geschweige denn kritisch zu erschöpfen, die sich für R. aus dieser Bestimmung des Krankheitsbegriffs ergeben. Aber ohne Schwierigkeit erhellt aus diesem allein schon der oberste Gesichtspunkt seines diagnostischen, prognostischen und therapeutischen Raisonnements. »Nur der ganze Betrieb und die Erfüllung seiner Zwecke kann für unsere Beurteilung des Zustandes maßgebend werden«. Der Begründung dieser These hat R. — man darf es ruhig behaupten — seine gesamte Lebensarbeit gewidmet. In ihr realisiert sich das, was er unter den spezifischen Gesichtspunkten seiner Lehren, also abweichend von dem gewöhnlichen medizinischen Sprachgebrauch, *funktionelle Diagnostik* nennt; durch sie wird die Forderung der individualisierenden Betrachtungsweise in der Medizin aus der Sphäre des Schlagworts auf das Niveau eines biologisch fundierten Grundsatzes erhoben. Der ganze Begriffsapparat der Medizin wird durch R. unter den Gesichtspunkt dieses Grundsatzes z. T. kritisch beleuchtet, z. T. neu begründet. Die Frage nach der methodischen Bedeutung des Tierexperiments, oder wie er

es im Hinblick auf dessen vielfache Ausnutzung im Betriebe der modernen medizinischen Forschung so markant ausdrückt, der Gegensatz zwischen Infektions- und Injektiionskrankheit, das Ausmaß der Berechtigung des Analogieschlusses, weiterhin des Experiments überhaupt, sowie der Statistik in der Medizin, dann die Theorie der Infektion und deren Beziehungen zur Biologie der Bakterien, die Begriffe der Disposition und der Heilung, der psychischen Beeinflussung somatischer Vorgänge — das alles ward bei R. unter dem einheitlichen Gesichtspunkt seiner funktionellen Diagnostik verarbeitet.

In unendlicher Mannigfaltigkeit und Komplexität entrollt sich eben vor uns das Getriebe der Organisation, welche durch den Begriff der planmäßigen Aktivität definiert ist.

Ein intellektuelles Gegenstück gleichsam zu dieser Aktivität der Organisation aber ist die Tätigkeit des ärztlichen Diagnostikers und Therapeuten. Mit äußerster Vorsicht, unter Abwägung aller Verhältnisse des gegebenen Falls, d. h. unter Berücksichtigung aller seiner möglichen Beziehungen, dabei frei von der Herrschaft der Abstraktion, des Schlagworts und der schematisierenden Durchschnittsbetrachtung hat er Schritt vor Schritt zu diagnostischer und prognostischer Klarheit und schließlich zu seinen therapeutischen Entschlüssen vorzudringen. Nicht die bleibenden Veränderungen, sondern nur die funktionellen Betriebsstörungen allein liefern ihm den Maßstab seines Denkens und Handelns. Mit dem Primat der klinischen vor der pathologisch-anatomischen Betrachtungsweise steht und fällt der R.sche Begriff der wissenschaftlichen Medizin. Nicht das sogenannte »pathognomonische« Symptom, sondern die Gesamtheit der Phänomene in ihrer gegenseitigen energetischen Relation — liefern ihm demgemäß die Kriterien seiner wissenschaftlichen Urteile und nicht das Allheilmittel, sondern eine mit aller Umsicht nach allen Richtungen hin unendlich abgestufte Skala der Agentien bietet ihm die Handhaben seiner wissenschaftlichen Therapie. Der Arzt im höchsten Sinne ist Psychologe so gut, wie Soziologe, für ihn sind die »interindividuellen« Beziehungen genau so bedeutsam wie die im engsten Sinne individuellen. M. a. W. es treten für R. auch soziale und ethische Momente in den Mittelpunkt des wissenschaftlichen Interesses, um sich dem von rein teleologischen Überlegungen beherrschten Problembereich seiner Naturphilosophie im engeren Sinne harmonisch einzugliedern.

Wir haben R. oben als Nominalisten bezeichnet. Er ist es im Sinne einer grundsätzlichen Ablehnung jeder, seiner Meinung nach in der Natur des Gesetzes als Abstraktion begründeten, Vergewaltigung der Tatsachen durch Begriffe. Aufgabe der Naturforschung sei es, die objektiven, seiner Lehre nach energetisch-teleologischen, Zusammenhänge frei von dem Schema mathematischer Gesetzlichkeit, in der sich ja nach ihm nur eine subjektive Norm realisieren soll, herauszustellen. — Eine natürliche Konsequenz dieses Planes ist die R. eigentümliche Darstellungsweise. Mit einer ungeheuren Kraft und einem kaum erschöpfbaren Reichtum der sprachlichen Ausdrucksmittel gestaltet er ein außerordentlich fein abgestuftes System von Begriffen, deren gelegentliche Häufung gleichsam ein Spiegelbild jener Kompliziertheit der Vorgänge sein soll. Er selbst hat es ausdrücklich als seine eigene »An- und Absicht« bezeichnet, gewisse Sätze mit dem Minimum der (für sprachliche

Formulierung gerade notwendigen) Abstraktion festzustellen. Dieses Minimum der Abstraktion aber setzt gerade jenes Maximum an sprachlicher Nuancierung voraus, wie sie seiner Darstellungsweise eigen ist.

Was R. gelehrt hatte, das hat er auch gelebt: Als Mensch, vor allem aber als universell gerichteter, von philosophischem Geiste durchdrungener Arzt. Und vielleicht kennzeichnet seine innersten menschlichen und sachlichen Motive in ihrer gewaltigen Universalität und damit die ganze geschlossene Eigenart seiner geistigen Persönlichkeit nichts so markant wie die von ihm selbst mit tiefem sittlichen Ernst ausgesprochenen Worte: »Ich schreibe nicht, um geschrieben zu haben, auch nicht, um Sensation zu erregen oder aus Lust am Kampfe. Ich schreibe aus Liebe zur Wissenschaft, deren Werkzeug sorgfältige Beobachtung, ausgedehnte Erfahrung, Logik und nüchternste Kritik, und deren Ziel die Erkenntnis und Befreiung der Geister vom Joche der Überlieferung, aber nicht die Unterwerfung der Menschheit unter die Fessel der unfehlbaren Autorität ist. Ich schreibe aus Liebe zum ärztlichen Berufe, dessen wahrer Vertreter nach meiner Ansicht nicht der Mann des Laboratoriums, der Theoretiker oder Spezialist, sondern nur der *A r z t* im vollsten Umfange des Wortes sein darf, der, mitten im Leben stehend, volles Mitgefühl mit den Kranken hegt, und der mit den Waffen der Wissenschaft ausgerüstet, aber nicht durch sklavischen Glauben an die nie irrende Weisheit von Autoritäten in seinem Handeln gebunden ist. Ich schreibe vom Standpunkte des Arztes, der erkannt hat, daß die Leiden der Menschen als Ausdruck ungünstiger energetischer Verhältnisse oder psychischer Einflüsse, nicht aus einem Punkte oder auf einem Wege und nur selten durch spezifische Heilpotenzen (für das Abstraktum Krankheit) zu verhüten oder zu heilen sind«.

Zu Rosenbach's Biographie vgl. die Einleitung zu den von Stabsarzt Dr. Walther Guttman 1909 herausgegebenen »Ausgewählten Abhandlungen« Rosenbachs aus der Feder des Herausgebers. Den »Ausgewählten Abhandlungen« ist auch ein vollständiges Verzeichnis der Arbeiten Rosenbachs beigelegt. — Zur Kritik seiner Lehre vgl. insbesondere: E s c h l e, Zellulärpathologie, Molekulärpathologie, Betriebspathologie 1906 und desselben Autors Psychiatrie 1909.

Breslau.

R. H ö n i g s w a l d.

Möbius¹⁾, **Paul Julius**, *Dr. med.*, Nervenarzt in Leipzig, * 24. Jan. 1853 in Leipzig, † 8. Jan. 1907 in Leipzig. — M. stammt aus einer Gelehrtenfamilie. Er ist ein direkter Nachkomme Luthers. Sein Großvater war der Astronom A. F. Möbius (1790—1868), sein Vater P. H. A. Möbius ein angesehener sächsischer Schulmann. Der Vater seiner Mutter war der Professor der Jurisprudenz Th. Marezzoll. M. verlebte seine Jugend in Leipzig und (1869—1870) Gotha, bezog 1870 als *stud. theol. et phil.* die Universität Leipzig, gab 1873 das theologische Studium auf, wurde 1874 in Marburg *Dr. phil.*, wandte sich dann ganz der Medizin zu, erwarb 1877 die ärztliche Approbation und den medizinischen Doktorgrad (Dissertation über den Ikterus 1877). Zwei Jahre lang war er Militärarzt und verfaßte in dieser Zeit (1878) einen »Grundriß des deutschen Militärsanitätswesens«. Von 1879 bis zu seinem Tode lebte er als Nervenarzt in Leipzig. Drei Jahre lang war er an der von L. v. Strümpell geleiteten medizi-

¹⁾ Totenliste 1907 Band XII 58*.

nischen Poliklinik neurologischer Assistent (1883—1886). Von 1883—1893 hielt er als Privatdozent in Leipzig Vorlesungen. Seine Lehrerfolge waren gering. 1893 verzichtete er nach Differenzen mit der medizinischen Fakultät freiwillig auf die Dozentur. Von 1886 ab redigierte er im Verein mit H. Dippe die Schmidtschen Jahrbücher, denen er durch die Eigenart seiner Berichterstattung einen besonderen Reiz verlieh. Er war in kinderloser Ehe mit der weit älteren Tochter des Philosophen Drobisch verheiratet; die Ehe war nicht glücklich, die Gatten trennten sich später; seine Frau starb 1902. Als Einsiedler lebte M. nur seinem Berufe als Arzt und Schriftsteller. 1903 erkrankte er an Krebs des Unterkiefers; trotz wiederholter Operationen erlag er dem Leiden am 8. Januar 1907. An der Seite seiner von ihm verehrten Mutter liegt er in Leipzig begraben.

M. war ein trefflicher Arzt, ein glänzender und geistvoller Schriftsteller und ein großangelegter Mensch. So einfach und bescheiden sein äußerer Lebensgang war, so reich war sein Geist und so bedeutend sein Einfluß auf die Entwicklung der deutschen Neurologie. Ein Mann von ungewöhnlichem Fleiß, mit einer großen Arbeitskraft ausgestattet, war er einer der fruchtbarsten medizinischen Schriftsteller und einer der vielseitigsten Gelehrten unter den Ärzten seiner Zeit. Mit bewundernswerter Wahrheitsliebe und seltenem Freimut hat er über sein eigenes Wesen, über sein Fühlen und Denken Rechenschaft abgelegt. In den »Drei Gesprächen über Religion« gibt er uns Einblick in seine Jugendentwicklung (Im Grenzlande S. 77—78). Philalethes sagt dort von sich: »Den Konfirmandenunterricht erhielt ich bei einem geistvollen und beredten Geistlichen. Ihm gelang es, mich für die christliche Lehre zu begeistern. Von da an begann der Zwiespalt. Ich wuchs in freisinnigen Bürgerkreisen auf; was mir heilig war, erregte oft bei den von mir Hochgeschätzten ein mildes Lächeln, dessen Bedeutung mir nicht entging. Peinlich war mir die Gymnasialzeit; denn so scharfsichtig war ich doch, daß ich den widerchristlichen Geist der klassischen Erziehung verstand; mein religiöses ebenso wie mein nationales Empfinden litt dauernd im Gymnasium. Daß auch die modernen Klassiker, Shakespeare, Lessing, Goethe, Schiller von Herzen ungläubig waren, diese Einsicht vermehrte meine Not. Trotz alledem entschloß ich mich, »Theologie« zu studieren, hoffend, es werde mir doch gelingen. Auch jetzt sah ich bei den Angehörigen der anderen Fakultäten jenes eigentümliche Lächeln. Ziemlich drei Jahre kämpfte ich, dann wurde ich klar und nahm den Standpunkt ein, auf dem ich als alternder Mann heute noch stehe. Mein liebevoller Vater gewährte mir die Mittel, mich anderen Studien zuzuwenden, aber mein Leben hatte einen Bruch erhalten, und der Frohsinn der Jugend war vorbei«. In diesen Worten haben wir den Schlüssel zu den feinsten und tiefsten Schriften des ersten Arzt-Philosophen. Wie er dann von der Philosophie wieder abkam, sich der Naturwissenschaft widmete, das hat er an anderer Stelle gesagt: im Vorwort zu dem Buche »Im Grenzlande«, wo es heißt: »Als ich jung war, wünschte ich innig, mich der Philosophie ganz widmen zu dürfen. Es ging aber nicht, weil ich nicht Geld genug hatte. Denn ob ich gleich Schopenhauer damals noch nicht kannte, ich sagte mir, die Philosophie ist keine nahrhafte Kuh. Was hätte ich denn zu erwarten gehabt? Schulmeisterdienst und langsame Beförderung bei der gehörigen Rücksicht auf die Forderungen des Staates, der Kirche und ganz besonders der ordentlichen Professoren, oder aber Kalt-

stellung bei eigensinniger Versteifung auf das gerade mir als Wahrheit Erscheinende. Dazu kam, daß ich mir nicht zutraute, ein Philosoph erster Klasse zu werden, der Gedanke aber, alle Jahre Logik und Psychologie vorzutragen sowie das alte Stroh der Philosophie-Geschichte zu dreschen, mich erschreckte. Freilich es kann sein, daß alle diese Erwägungen nicht das Richtige fanden, und daß ich besser getan hätte, auf die Gefahr des Hungerns hin es frisch zu wagen. Länger als ein Menschenalter habe ich mich darum gefragt, aber ich weiß es immer noch nicht. Auf jeden Fall bin ich der Philosophie äußerlich untreu geworden und habe ihr die längste Zeit nur im Geheimen oder sozusagen im Nebenamte gedient. Aber mein Herz hat immer ihr gehört. Da ich einmal Persönliches auskrame, will ich ganz offen reden. Nach Reichtum habe ich nicht verlangt. Um das Politische habe ich mich nie ernstlich bekümmert, und ich bin kein guter Patriot. Aber auch Freundschaft, Liebe, Kunst und Wissenschaft im eigentlichen Sinne sind mir nicht das Wichtigste gewesen. Nach den Grenzen der Erkenntnis hat es mich getrieben und im Grenzlande ist mein Zuhause gewesen. Es ist von hohem psychologischen Reiz zu sehen, wie sich diese Geistesbeschaffenheit in allen Werken des Gelehrten und im Handeln des Arztes durchs ganze Leben hindurch bewiesen hat. Wohl hat es ihm als Naturforscher und Arzt nicht an dem Sinn für exakte Beobachtung, für die sorgfältige Feststellung des Tatsächlichen gefehlt; wir verdanken M. manche feine Beobachtung, manche gewissenhafte Einzeluntersuchung auf seinem neurologischen Fachgebiet; allein das, was ihn vor den meisten seiner Fachgenossen auszeichnet, das ist das Bedürfnis nach Ordnung des Einzelnen, das Suchen von Zusammenhängen, das kausale Denken und die Beurteilung des Tatsächlichen in seiner allgemeinwissenschaftlichen Bedeutung. Und sein Herz hat immer der Philosophie gehört. Er hat sich als Arzt nicht gescheut, sich als Freund der Metaphysik zu bekennen. Als Mediziner nimmt M. aller Mode, allem therapeutischen Optimismus mancher vielgeschäftigen Neurologen gegenüber einen skeptischen Standpunkt ein. Nicht mit Medikamenten oder physikalischen Heilmitteln geht er an die Behandlung des Nervenkranken heran; mit strengem Ernst und scharfem Spott hat er sich gegen viele therapeutische Auswüchse gewandt; ihm lag daran, die Seele des Nervenkranken zu verstehen und sie derart zu beeinflussen, daß von dem Krankhaften das, was heilbar ist, wieder verschwindet. Ihm war der Arzt nicht »ein mit naturwissenschaftlichen Kenntnissen versehener Gewerbetreibender«, sondern er verlangte vom Neurologen ein tiefes und eindringliches Verständnis der ganzen Persönlichkeit und ihrer Lebensgeschichte, in der er die Wurzeln ihres Leidens erblickte. Als Philosoph stand er unter dem bestimmenden Einfluß von Schopenhauer und Fechner. Jenem entnahm er die Lehre vom Primat des Willens, diesem das fantasievolle Gebäude des universellen psychophysischen Parallelismus, dessen Erläuterung und Vertiefung seine schönsten philosophischen Schriften gewidmet sind. Es kann wohl kein Zweifel sein, daß demjenigen, der naturwissenschaftliche Bildung, Kenntnis des Tatsächlichen in seiner unendlichen Mannigfaltigkeit und Beherrschung der zu seiner Feststellung notwendigen Methoden mit philosophischem Geiste, vor allem mit gründlicher erkenntnis-theoretischer Schulung verbindet, die tiefste Einsicht in den Zusammenhang der Welt beschieden ist, die einem Sterblichen überhaupt zu Teil

werden kann. So erscheint es begreiflich, daß M. sich in seinen Werken weit über die Mehrzahl seiner Fachgenossen erhebt und eine Tiefe der Wirkung erreicht, wie sie einem medizinischen Schriftsteller wohl nur selten zukommt. Sein schöner klarer Stil, sein vorbildlich gutes Deutsch trägt mit dazu bei, daß die Vertiefung in seine Schriften einen hohen Genuß bereitet.

Die *A r b e i t e n* von M. können nach Form und Inhalt in verschiedene Gruppen eingeteilt werden: 1. streng wissenschaftliche, neurologisch-psychiatrische Facharbeiten; 2. zusammenfassende Darstellungen einzelner Gebiete teils für Ärzte, teils für Gebildete aller Stände; 3. rein philosophische Schriften; 4. Pathographien; 5. Referate und Kritiken in großer Zahl, namentlich in den Schmidtschen Jahrbüchern, die er 20 Jahre lang redigiert hat; 6. Übersetzungen und Bearbeitungen französischer Werke aus dem Gebiete der Psychiatrie und Neurologie; 7. biologische und anthropologische Schriften.

Auf dem Gebiete der Neurologie hat M. nicht bloß neue Detailbeobachtungen gebracht (über periodische Oculomotoriuslähmung, infantilen Kernschwund, Neuritis und Polyneuritis, Migräne, Basedowsche Krankheit, Pathologie des Halssympathicus), sondern er hat auch Monographien über wichtige Krankheiten gegeben und eine auch heute noch sehr brauchbare, in keiner Weise überholte »*D i a g n o s t i k d e r N e r v e n k r a n k h e i t e n*« (2. Aufl. 1894) geschrieben. Durch seine zahlreichen Abhandlungen über die Basedowsche Krankheit förderte er die Lehre von diesem Leiden wesentlich; ein von ihm zuerst beschriebenes Symptom (Konvergenzschwäche der Augäpfel) trägt seinen Namen. Das von ihm zuerst angegebene »Antithyreoidin Möbius« wird auch jetzt noch angewandt und gibt manchmal gute Erfolge. In seinem kleinen, aber trefflichen »*A b r i ß d e r L e h r e v o n d e n N e r v e n k r a n k h e i t e n*« machte er, dem kausales Denken Lebensbedürfnis war, erstmals den Versuch einer Gruppierung der Nervenkrankheiten unter dem rein ätiologischen Gesichtspunkt. Schon vorher hatte er für die Einteilung der Nervenkrankheiten in *e n d o g e n e* und *e x o g e n e* plaidiert und dieser Gedanke ist weiterhin sehr fruchtbar geworden. Bereits 1884, also lange vor der Kenntnis der Lumbalpunktion und der Wassermannschen Reaktion trat er für die Anschauung ein, daß die Tabes und die Paralyse Nachkrankheiten der Syphilis seien; die Ausdrücke: »*M e t a s y p h i l i s*«, »metasyphilitischer Nervenschwund« stammen von M.; heute sind sie Gemeingut der Neurologen und Psychiater geworden. Mit großer Energie, mit beißendem Spott bekämpfte er die Feinde der Syphilisätiologie der Tabes und Paralyse. Die größten Verdienste hat M. jedoch um die Lehre von der *H y s t e r i e* und der *N e r v o s i t ä t*. Ein warmer Anhänger des großen Pariser Neurologen Charcot, hat er zuerst mit klarer und eindringlicher Darlegung die Lehre vertreten, daß die Hysterie eine Psychose ist, daß alle ihre Symptome seelisch vermittelt sind. Seine kleinen Aufsätze über die Hysterie, die in dem ersten Heft der Neurologischen Beiträge (1894) vereinigt sind, bilden einen Markstein in der Geschichte der Neurologie; sie sind für das Verständnis dieser merkwürdigen Krankheitssymptome wichtiger als manches dicke Buch über den gleichen Gegenstand. Unter dem Namen der »*A k i n e s i a a l g e r a*«, einer seltenen Krankheit, an welcher der von M. besonders verehrte Theodor Fechner gelitten hat, beschrieb M. ein eigenartiges Krankheitsbild von seelischer Schmerzlähmung, das mit der hysterischen Abulie wesensverwandt ist.

Unter den mehr gemeinverständlich geschriebenen Schriften neurologischen Inhalts steht sein treffliches Buch über die *Nervosität* an erster Stelle. 1882 zu einer Zeit erschienen, da der Amerikaner Beard mit seiner Neurasthenielehre eben in weiteren Kreisen bekannt geworden war, ist es bis heute (es erschien 1906 in 3. Aufl.) das beste Buch über die Nervosität geblieben, aus dessen Lektüre jeder Arzt reichen Gewinn schöpfen wird, das aber auch für jeden anderen Gebildeten wohl verständlich ist und im Unterschied von vielen anderen populärmedizinischen Schriften keine Hypochonder züchten wird. Auch die bei Reclam erschienene (1880) kleine Schrift: »Das Nervensystem des Menschen und seine Erkrankungen« kann heute noch als mustergültige populäre Schilderung gelten. Dagegen ist die »medizinische Plauderei«: Über den *Kopfschmerz* für ein weiteres Publikum weniger geeignet. Eine ganz hervorragende Schrift ist ferner die Abhandlung: Über *Entartung*. Wir finden in ihr vielleicht zum ersten Male einen wirklich glücklichen Versuch, dem Begriff »Entartung« vom Standpunkt des Pathologen aus einen präziseren Inhalt zu geben, einen Inhalt, der freilich eine etwas teleologische Färbung zeigt. Unter Entartung will M. eine Abweichung vom Typus im ungünstigen Sinne verstanden wissen, eine Abweichung, die die Nachkommenschaft schädigen kann. »Entartet ist der, der vererbare Abweichungen vom Typus zeigt«. Mit bewundernswertem Scharfsinn sucht M. für diesen Satz die Beweise aus dem ganzen Gebiete der Pathologie. Ich zweifle nicht, daß die Zukunft ihm in der Hauptsache recht geben wird.

Als M. 1896 mit seiner berühmten Abhandlung: »Über die Behandlung von Nervenkranken und die Errichtung von Nervenheilstätten« hervortrat, wirkten seine Ausführungen über den Heilwert der Arbeit wie eine Erlösung auf die neurologische Welt, die der physikalischen Heilmethoden allmählich ziemlich überdrüssig geworden war. Er hatte sich mit dieser Schrift nicht nur an die Ärzte gewandt, er wollte die weitesten Kreise davon überzeugen, daß in der Behandlung der Nervösen neue Wege eingeschlagen werden müssen. Es ist bekannt, welchen Erfolg er erzielte. Heute sind seine Anschauungen Gemeingut aller Verständigen geworden und sein Postulat ist schon mancherorts erfüllt. Die Volksnervenheilstätte »Haus Schönow« bei Berlin verdankt ihre Entstehung in erster Linie den M.schen Gedanken. Die vernünftige Beurteilung der Unfallnervenkranken hat die Anerkennung der M.schen Grundanschauung über Hysterie und Nervosität zur Voraussetzung. Nirgends ist es wichtiger, sich über den Heilwert der richtig getanen Arbeit klar zu sein, als bei den nervösen Beschwerden, die nach entschädigungspflichtigen Unfällen gerne zurückbleiben und durch falsche Vorstellungen über ein vermeintliches Recht auf Rente unterhalten werden. Und diesen Heilwert der Arbeit hat Niemand besser geschildert und begründet als M.

Noch in einer anderen modernen Streitfrage hat M. freimütig Stellung genommen: er war seit vielen Jahren alkoholabstinenter und verdammt den gewohnheitsmäßigen Genuß geistiger Getränke, stand aber auf dem Standpunkte, daß das allgemeine Ziel der modernen Bewegung nicht die *Abstinenz*, sondern die allgemeine *Mäßigkeit* sein müsse.

Die philosophischen Schriften, die er selbst »mit den Augen eines zärtlichen Vaters« ansah, vereinigte er 1905 in dem Bande »Im Grenzlande«,

dem er das Bild Theodor Fechners beigab. Die Aufsätze stammen aus den Jahren 1891 bis 1904. Klar und eindrucksvoll beschreibt er in der Schrift »Über die drei Wege des Denkens« (1891), welche erkenntnistheoretische Stellung er selbst zu den Dingen der Welt und den Tatsachen des eigenen Bewußtseins einnimmt; wir sehen ihn hier ganz in den Fußtapfen Fechners. Die in Dialogform gehaltenen »drei Gespräche über Religion« und »drei Gespräche über Metaphysik« geben uns den Denker M. in seiner ganzen Eigenart: der naturwissenschaftlich geschulte, kritisch veranlagte Mann kann es aus Gemütsbedürfnis doch nicht über sich bringen, an den Grenzen des Erkennbaren Halt zu machen. Vorsichtig tastend sucht er sich den Weg in die Metaphysik; mehr vermutend und andeutend als ausführend klingt hier alles, was er im Banne des Panpsychismus einfach und schmucklos aus seinem Inneren herausgibt. Die Aufsätze: »Über die Veredelung des Menschen« (1898) und »Über den Zweck des Lebens« (1904) zeigen den tiefen Idealismus des pessimistischen einsamen Mannes.

Mit seinen großen *Pathographien* sehen wir M. der wissenschaftlichen Forschung ein ganz neues Gebiet erschließen. Es liegen vier große *Pathographien* und einige kleinere von ihm vor. In seine ausgewählten Werke hat er nur die vier großen aufgenommen: sie handeln von J. J. Rousseau, Goethe, Schopenhauer und Nietzsche. Was er mit diesen Arbeiten bezweckte, hat er in der Einleitung zu den vier Büchern selbst gesagt. »Man soll über Keinen urteilen, ohne Grad und Richtung seiner Entartung bestimmt zu haben« sind seine eigenen Worte. Mit Nachdruck vertrat er die Meinung, daß der Biograph den psychiatrischen Sachverständigen notwendig braucht; dann spricht er aus: »Den Kollegen zu zeigen, wie der Seelenarzt ernsthaft und gründlich sein Wissen für die Erkenntnis großer Menschen verwerten könne, das war mein anderer Zweck.« Rousseau schildert er uns als den *ab ovo* entarteten, später paranoischen Kranken, dessen Leben und Denken nur aus dem Krankhaften seiner Veranlagung heraus verständlich ist. Bei Goethe zeigt er die periodischen Schwankungen seines gemüthlichen Lebens, die Jahre der Produktivität in ihrem engen Zusammenhang mit Zeiten leichter innerer Erregung nach Analogie der Zylothymie. An Nietzsche lehrt er den allmählichen Übergang der gesunden Zeiten in die beginnende paralytische Erregung in seiner Bedeutung für die Gestaltung seiner Produktion; er hat freilich dafür bei der Schwester des Philosophen nur Geringschätzung und Zurückweisung erfahren. Schopenhauer wird als pathologische Persönlichkeit plastisch geschildert, seine Philosophie aus seiner Geistesbeschaffenheit abgeleitet und endlich das System des geistvollen Pessimisten kritisch beleuchtet. Weniger bedeutend sind die Abhandlungen über Schumann und Scheffel. Eine größere Arbeit über Darwin ist nur in den ersten Notizen vorhanden, die zu unvollständig sind, um auch nur als Fragment herausgegeben zu werden, wie ich mich bei ihrer Durchsicht selbst überzeugt habe. Haben schon die *Pathographien* dem Autor viel Feindschaft und — meist törichte — Tadel zugezogen, so gilt dies noch viel mehr von einigen anderen Schriften: sein Buch über Franz Joseph Gall, seine Anschauungen über das mathematische Organ beim Menschen und vor allem seine, in 9. Auflage vorliegende Schrift: »Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes«. An der Ehrenrettung des Phrenologen

Gall hat ihm besonders viel gelegen. Seine eigene Psychologie, die in angeborenen Anlagen, Trieben und »Sinnen« das Wesentliche der menschlichen Persönlichkeit sah, fühlte sich zu Gall hingezogen. Seine Nachprüfung einiger Gallscher Lehren schien ihm für ihre Richtigkeit zu sprechen. K. Riegers kategorische Ablehnung der Gallschen Phrenologie mag dann in M. den Entschluß verstärkt haben, alle Tatsachen zusammenzutragen, die Galls Anschauungen zu stützen vermögen. So geistvoll und originell auch manche seiner Darlegungen auf diesem Gebiete sind, so fehlt ihnen doch die Beweiskraft, die man an M.' anderen Schriften so selten vermißt. Mit der Abhandlung »Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes« stach er in ein Wespennest. Der etwas sensationelle Titel der Schrift, in der M. dem modernen Feministentum offen den Krieg erklärt, hat mit dazu beigetragen, daß ihr Inhalt meist mißverstanden wurde. Nicht Minderwertigkeit wirft er dem weiblichen Geschlechte vor, sondern seine Andersartigkeit betont er, eine Andersartigkeit, die aus den Aufgaben des Weibes als Mutter mit Notwendigkeit resultiert. Mag auch der Ton etwas misogyn klingen (in den Vorworten und Nachworten der späteren Auflagen ist er weit milder), so sind doch die Grundgedanken zweifellos richtig, und man wird M. zustimmen dürfen, wenn er als ein Symptom der Entartung eine Entwicklung bezeichnet, bei der die Männer immer weibischer (Feministen) und die Weiber immer mannähnlicher (Emanzipierte) werden. Seine letzte Publikation: »Damenkalender für gute und schlimme Damen« läßt den Humor des Verfassers zu Worte kommen, den er übrigens schon bei seiner Publikation der Kritiken seiner Feinde und namentlich Feindinnen reichlich bewiesen hatte.

Wer M. ganz kennen lernen will, der muß sich die Mühe nehmen, in den Jahrgängen 1886 bis 1906 der Schmidtschen Jahrbücher seine Referate und Kritiken über die Neuerscheinungen auf vielen Gebieten der Neurologie und Psychiatrie durchzusehen. Hier zeigt er sich als vollendeter Meister, der mit kurzen markigen Worten den Nagel auf den Kopf trifft, der keine farblosen Bücheranzeigen und langweiligen »Waschzettel« schrieb, sondern offen und derb seine Ansicht aussprach, das Schlechte schlecht und das Unnötige unnötig nannte. Die medizinische Wissenschaft hat wenig Kritiker von der Urteilkraft und Ehrlichkeit eines M. aufzuweisen, und sie könnte solche Männer in unserer Zeit einer unreifen Vielschreiberei besonders gut brauchen.

Auch in seinen Übersetzungen kommt dieser kritische Geist zu seinem Recht; sie sind keine wörtlichen ungekürzten Übertragungen ins Deutsche, sondern kritische Auswahl war dabei tätig und ein treffliches Sprachgefühl sorgte dafür, daß auch die Lektüre dieser Übersetzungen großen Genuß bereitet, und daß sie hinter den Originalabhandlungen an Klarheit nicht zurückstehen.

In den letzten Jahren seines Lebens sehen wir M. namentlich damit beschäftigt, anthropologische und biologische Fragen in Angriff zu nehmen. Der Grundgedanke, der zahlreichen Arbeiten zugrunde lag, war die Untersuchung der Bedeutung des Geschlechts für die körperliche und geistige Eigenart. Ein großes Wissen, sorgfältige Verwertung der Literatur, originelle Beleuchtung der Probleme machen auch diese Arbeiten (Geschlecht und Krankheit, Geschlecht und Entartung, Über die Wirkungen der Kastration, Geschlecht und Kopfgröße, Goethe und die Geschlechter, Geschlecht und Kinderliebe, Die Geschlechter der Tiere, Geschlecht und Unbescheidenheit, eine kritische

Abrechnung mit Weininger) zu interessanten Studien. Die Zukunft muß lehren, ob der Neo-Gallismus, der in manchen dieser Schriften hervortritt, sich bei kritischer Prüfung der Einzeltatsachen als haltbar erweist.

Nachrufe über P. J. Möbius finden sich u. a. im Zentralblatt für Nervenheilkunde und Psychiatrie 1907 von E. Kraepelin, in den Schmidtschen Jahrbüchern 1907 von F. Windscheid, in der Allg. Zeitschr. f. Psychiatrie Bd. 64 von O. Bumke. Ferner im Verlag von C. Marhold: Zum Andenken an Paul Julius Möbius von Dr. E. Jentsch 1907. Im 8. Bande der Ausgewählten Werke (J. A. Barth, Leipzig) hat der Bruder des Verstorbenen einen kurzen Lebensabriß gegeben. Diesem Bande ist auch ein Bildnis von P. J. Möbius aus dem Jahre 1906 beigegeben.

Robert Gaupp.

Langbehn, August Julius, Doctor, * 26. März 1851 in Hadersleben, † 1907 in Rosenheim. Sohn des Lateinlehrers in Hadersleben. Besuchte die Schule in Kiel. Beim Ausbruch des deutsch-französischen Krieges trat er in Halle in das Magdeburger-Füsilier-Regiment Nr. 36, kämpfte vor Metz, um Orleans und Le Mans, erhielt die Qualifikation zum Reserveoffizier, studierte nach der Rückkehr in Kiel Naturwissenschaft und Mathematik. 1875 bezog er im Sommer die Universität München, wo er 10 Semester bis 1880 inskribiert war und bei Brunn, Carrière, Meßmer, Bursian, Prantl, Riehl u. a. hörte. Er bildete sich zum klassischen Archäologen aus und promovierte zum *Doctor* auf Grund einer Dissertation über »Griechische Flügelwesen«, nach dem Urteil von Cornelius Gurlitt »eine treffliche durchaus archäologisch wissenschaftliche Arbeit, in der sich L. in den Bahnen seines Lehrers Brunn bewegt.« Sein Kreis bestand wesentlich aus schleswig-holsteinischen Medizinern; durch den Rheinländer Dr. Leibl kamen auch Künstler (wie dessen Bruder der Maler Leibl) hinzu, der mehrere Charakterköpfe des Kreises, darunter L. malte; weiter Sperl, Haider, (wohl auch Hans Thoma). Cornelius Gurlitt berichtet von einer Reise L.s nach Italien um jene Zeit. 1883 wohnte er in Hamburg; dann in Frankfurt a. M., Lübeck, Charlottenburg (wo er Beziehungen zu Theodor Mommsen gehabt haben soll). 1885 kam er nach Dresden; dort durch den jetzigen Direktor des Berliner Kunstgewerbemuseums bei Cornelius Gurlitt eingeführt; auch im Verkehr mit dem Musiker Reinhold Becker und Waldemar v. Seidlitz. Seine Lage war damals ungünstig; sein Jahreseinkommen schätzte er auf 550 Mark. Gelegentlich veröffentlichte er Aufsätze in westfälischen und Hamburger Zeitungen. L. ließ solche Arbeiten nur aus Not drucken, »weil er damit die Wirkung seines Buches »Rembrandt als Erzieher« nicht vorwegnehmen wollte.« 1890 erschien es anonym. Mit außerordentlichem Erfolg in Leserkreisen, von Kuno Fischer, Anton Springer abgelehnt. »Aber das Erscheinen von 49 Auflagen und das immer wieder erneute Zurückgreifen auf den Gedanken-Inhalt des Buches hat doch bewiesen, daß in L.s Werk trotz aller Eigenart und allen »Fehlern« in seiner Anlage ein starker dauernder Kern steckt, daß er als Weckruf zur Individualität für alle Zeiten in der Geschichte des deutschen Geisteslebens eine wichtige Rolle spielen wird.« Seine Anonymität wurde trotz seines Widerstrebens allmählich halb gelüftet. 1891 erschienen seine »Vierzig Lieder von einem Deutschen«, deren geringer Erfolg ihn ebenso verstimmte, wie die von der Staatsanwaltschaft wegen angeblicher Unsittlichkeit eröffnete Untersuchung, die mit einem gerichtlichen Freispruch endete. Eine unaufgeklärte Zeit von Reisen (oder Wallfahrten), deren Spuren nach Lourdes und Jerusalem führen,

folgt. Er trat zum Katholizismus über. 1900 lebte L. in Würzburg anscheinend in auskömmlichen Verhältnissen, dann in Lohr am Main; nach der Ansicht seiner Hausleute geistig gestört. Verfolgungswahn, mystische Anwandlungen waren unverkennbar, so daß seine Wirte ihm kündigten. Er zog nach Koblenz. Zuletzt wohnte L. in einem kleinen Gasthof in München. In Rosenheim starb er plötzlich (am Magenkrebs); seinem Wunsche gemäß wurde er am 3. Mai in Puch bei Fürstenfeldbrück begraben. »Die Dreiheit Lagarde, Nietzsche, Langbehn wird in der Geistesgeschichte unseres Volkes stets eine Bedeutung behalten und gewiß wird noch manchen klugen Kopf die Frage nach der Entstehung der individualistischen Geistesrichtung beschäftigen.«

Durchweg nach Cornelius Gurlitt in Hardens »Zukunft«, Bd. 69, 1909, S. 369 — 379, der diese biographischen Angaben mit der Bitte veröffentlicht, ihm womöglich weitere Nachrichten über L. zugehen zu lassen. Vorher hatte Cornelius Gurlitt (»Zukunft«, Bd. 1908, S. 139—148) über seine persönliche Bekanntschaft mit L. und die Verlagsbedingungen des Buches »Rembrandt als Erzieher« berichtet. — Über den Prozeß und Freispruch der »Vierzig Lieder von einem Deutschen« s. F. W. Glöss, »Zukunft« vom 15. Juni 1910, dem Verleger dieses und eines anderen Werkes »Der Rembrandt-Deutsche von einem Wahrheitfreund«.

Overbeck ¹⁾, **Franz Camille**, *Dr. theol. et phil.*, Professor für neutestamentliche Theologie und ältere Kirchengeschichte in Basel. * in Petersburg am 16. November 1837, † in Basel am 26. Juni 1905. — Einfach und unscheinbar wie das Wesen dieses Gelehrten war auch sein äußerer Lebensgang. Seine Jugend verbrachte er größtenteils bei Verwandten seiner Mutter, einer katholischen Französin, in Paris, erhielt sodann seine Schulbildung in Dresden, wo sich die einst aus England nach Petersburg übergesiedelte Kaufmannsfamilie nach der Revolution von 1848 bleibend niedergelassen hatte. Die Studienjahre an den Universitäten Leipzig und Göttingen, wo O. von 1856—60 der Theologie, Philologie und der Geschichte oblag, schloß er mit der zweifachen Promotion zum Doktor der Philosophie und Lizentiaten der Theologie ab. Seiner wissenschaftlichen Überzeugung, die ihn immer mehr ins Lager der freisinnigen Theologen führte, glaubte O. in den Kreisen der Jenenser Fakultät am wirksamsten Ausdruck verleihen zu können. Bei dem Kirchenhistoriker Karl Hase fand denn auch der junge Theologe, der sich 1864 als Privatdozent für neutestamentliche Exegese habilitiert hatte, freundliche und ermunternde Aufnahme. O.s Entwicklungsjahre wurden indessen von dem Tübinger Ferd. Christ. Baur, dem eigentlichen Bahnbrecher einer rein historischen Erforschung des Urchristentums, beeinflußt. Nach seiner 1870 erfolgten Berufung als Professor für Neues Testament und Kirchengeschichte an die Universität Basel fand der schon durch seine Geburt auf eine internationale, kosmopolitische Warte gestellte Gelehrte bereits in seiner Antrittsrede über »Entstehung und Recht einer rein historischen Betrachtung der neutestamentlichen Schriften in der Theologie« (1871, 2. Aufl. 1875) Gelegenheit, mit gründlichster und umfassender Gewissenhaftigkeit und Umsicht der Untersuchung die Linien einer heute noch geläufigen Betrachtungsweise zu ziehen. Das Ziel dieser und aller folgender Arbeiten O.s war: die letzten treibenden Kräfte des Urchristentums und der alten Kirche zu erforschen und die Gesetze zu verstehen, die ihre geschichtliche Bewegung beherrschen. Da ihm hiebei die Integrität seines

¹⁾ Totenliste 1905 Band X, 224*.

Charakters weder eine Konzession an die Tagesmeinung noch einen Kompromiß mit Parteiinteressen gestattete, so stellte sich O. hiedurch auf einen Standpunkt, der ihn über den Streit der bestehenden kirchlichen Sozietäten weit hinaushob. Für ihn, der die Kirche als »die Einbalsamierung des Altertums« definierte, offenbarte sich das Christentum am deutlichsten im Mönchtum und schien ihm mit der Welt auch die Wissenschaft zu verneinen. »Lieber ein ehrlicher Heide als ein unehrlicher Christ« — lautet darum sein Glaubensbekenntnis in der mutigen »Streit- und Friedensschrift« über die »Christlichkeit unserer heutigen Theologie« (1873), welche nach rechts und links, an der »apologetischen«, wie an der »liberalen« Theologie die schärfste Kritik übt, um schließlich beide als unchristlich über Bord zu werfen. In derselben Schrift, deren Positionen er in der zweiten, erweiterten Auflage von 1905 womöglich noch verschärfte, erregte der überzeugte Vertreter eines undogmatischen Christentums auch als akademischer Lehrer den Unwillen weiter Kreise mit dem Bekenntnis: »... vorgemacht habe ich meinen Zuhörern nichts; weder denen unter ihnen, welche mit größtem Recht in meinen Vorträgen Erbauung vermißten, etwas vom Mitklingen eines Glaubens an die Sache, der nun einmal hier fehlte, noch den andern, deren kritische Stimmung von Haus aus sie mir näherbringen mochte, etwas, das sie über die Leichtigkeit der Lebensaufgabe, der sie entgegengingen, irrezuführen geeignet gewesen wäre«. O. hatte sich diesen Monolog von der Seele schreiben müssen, um sich darüber klar zu werden, daß er trotz seines theologischen Lehrberufes kein Theologe war. Sein Ideal wissenschaftlicher Erkenntnis vertrug sich nun einmal nicht mit dem praktischen Endzweck der christlichen Theologie, so daß er dieser entfremdet wurde und mit aufloderndem Grimm oder beißendem Sarkasmus oft gegen die Zunft losbrach. Und doch sind seine Untersuchungen in ihrer Gesamtheit ernste Gelehrtenarbeit zu nennen — fördert doch jede von ihnen wichtige Probleme der alten Kirchengeschichte. Wir nennen als einschneidendste die Abhandlung »Über die Anfänge der patristischen Literatur« (Hist. Zeitschr. 1882), welche den Grundsatz, daß jede Literatur ihre Geschichte in ihren Formen habe, auch auf die Geschichte der altchristlichen Literatur anwendet. So war es die überall — auch da, wo sie zum Widerspruch aufforderte — anregend wirkende Schärfe und Unbestechlichkeit seiner wissenschaftlichen Methode, die O. trotz der geringen Ausdehnung seiner literarischen Produktion einen geachteten Namen verschaffte und sein Ansehen als bester Kenner des christlichen Altertums unter den Fachgenossen und über deren Kreis hinaus begründete. Noch zu Anfang seines Todesjahres ernannte ihn die schottische Universität St. Andrews zum *Doctor of Divinity*. Allein auch solchen Ehrungen gegenüber blieb O. unerschütterlich in seinen Ansichten. Ja gerade seine letzten Schriften geben in verschärftem Ton der Unzufriedenheit über die Entwicklung der Theologie Ausdruck. Zuletzt zerfiel er auch mit der seiner wissenschaftlichen Überzeugung am nächsten stehenden »modernen Theologie«, als deren Führer er selber Harnack bezeichnete; die Meinung, daß auch deren Resultate nicht rein wissenschaftliche seien, lähmte seine eigene Schaffensfreudigkeit. Eben diese hohe Vorstellung O.s von wissenschaftlicher Arbeitstätigkeit hinderte ihn, die reichen Schätze seines Wissens in einem umfassenderen Denkmal zu hinterlassen, obschon er hoffte, in seiner Mußezeit — O. war 1897 nach 27 jähriger ununterbrochener Lehrtätigkeit, während welcher er den Beruf eines akademischen

Lehrers mehr und mehr als eine schwere Bürde empfunden hatte — die Resultate seiner Forschertätigkeit zu sammeln und herauszugeben. — Einsam war es um ihn geworden. Seine innige Jugendfreundschaft mit Heinrich von Treitschke hatte er zugunsten eines männlichen Treubundes mit Friedrich Nietzsche aufgegeben, mit dem ihn in Basel eine Zimmernachbarschaft zusammenführte. O. selber hat diesen Freundschaftsbund nicht als eine bloße Episode sondern als die größte persönliche Bereicherung mit den tiefgehendsten Wirkungen auf sein Geistesleben geschätzt. Sein gegensätzliches Verhältnis zum Nietzsche-Archiv in Weimar bewog ihn schließlich, den Briefwechsel des Freundes — es sind über 200 von N. an O. gerichtete Briefe, die bis in die Zeit von N.s Erkrankung reichen — trotz innerem Widerstreben zu publizieren, um dadurch das zeitgenössische öffentliche Urteil über den Philosophen aufzuhellen und abzuklären. Demselben Zweck galt seine öffentliche Erklärung — es ist wohl O.s letzte Publikation gewesen — in der »Frankfurter Zeitung« vom 10. Dez. 1904, in welcher er den Freund gegenüber der Schwester in Schutz nahm.

So führte der unerbittliche Kämpfer und Kritiker zuletzt als »Stubengelehrter« ein in stiller Bescheidenheit zurückgezogenes Leben — zusehends mehr überzeugt von der Unzulänglichkeit der Welt, während sein warmes, lauterer Gemüt bis zuletzt den Schönheiten der Erde offenstand. Dann wurde er von einem Herzleiden dahingerafft — in schlichter Hülle ein edler, vornehmer Mensch, ein reichgebildeter Geist, ein Forscher ersten Ranges — »der letzte eines großen Geschlechtes, grundgelehrt und doch Philosoph, in der Erkenntnis hart und stolz, in den Dingen der Welt kindlich und demütig«.

Carl Albr. Bernoulli, Basler Jahrbuch 1906; E(berhard) V(ischer), Basler Nachrichten 28. Juni 1905.

Hermann Schollenberger.

»Ich habe gelebt, um zu lernen,
und gelernt, um zu leben!«

(E. v. Bergmann.)

v. Bergmann¹⁾, Ernst Gustav Benjamin, Exzellenz, Chirurg; * Riga 16. Dezember 1836; † Wiesbaden 25. März 1907. — Es ist eine charakteristische Eigenart der das vorige Jahrhundert zierenden Koryphäen der deutschen Chirurgie, daß sie nicht ihre Arbeitskraft erschöpften in der Ausübung ihres Berufes, sondern daß sie es verstanden, ihre Gedankensphäre auszuweiten zu dem Horizont umfassender Bildung und allgemeiner Menschlichkeit. Diese Doppelnatur des Wesens umgibt den wahrhaft großen Geist mit dem Zauber der Persönlichkeit, der den populären Männern eigen ist. Nur selten läßt ein Volk solche erstehen, aber stets bewahrt es sie als volkstümliches Kleinod im Gedächtnis und nennt sie mit Stolz sein eigen. So leben Dieffenbach, v. Langenbeck, Billroth, v. Mikulicz, v. Bergmann nicht nur in der Wissenschaft fort, sondern auch im Volke! —

B. entstammt einer alten baltischen Pastorenfamilie von erblichem Adel, die ihren Sitz seit 200 Jahren im Pfarrhaus zu Rujen in Livland hatte. Den Elementarunterricht erhielt er bis zu seinem 13. Lebensjahr im väterlichen

) Totenliste 1907 Band XII, 11.

Hause. Dann kam er auf das Gymnasium zu Birkenruhe, das damals als humanistische Erziehungsanstalt in besonders hohem Ansehen stand. Als *primus omnium* wurde der stets zu fröhlichen Jugendstreichen aufgelegte Bruder Studio relegiert, weil er mit einem Mitschüler einen Ball besucht hatte. Er mußte daher sein Abiturientenexamen vor einer Kommission ablegen.

Zum Studium der Theologie bestimmt, bezog er im Jahre 1854 die damals noch ganz deutsche Universität Dorpat. Als er sich dort für das vorgenommene Studium einschreiben wollte, waren diese Listen bereits geschlossen, so daß ihm, wie er selbst sagt, nichts weiter übrig blieb, als Medizin zu studieren.

Auf seine medizinische Ausbildung als Student hatten vor allem v. Oettingen und der Chirurg Adelmann Einfluß. Am 13. November 1860 erhielt er den Doktorhut der Dorpater Universität auf Grund seiner Dissertation: „*De Balsami Copaivae cubebae in urinam transitu*“, die von dem späteren großen Chirurgen noch nichts ahnen ließ. 1864 habilitierte er sich mit einer Schrift über „Fettembolie“ als Privatdozent für das Fach der Chirurgie in Dorpat.

Nachdem er auf Studienreisen Königsberg, Berlin und Wien kennen gelernt hatte und mit den deutschen Chirurgen v. Langenbeck und Billroth in nähere Beziehungen getreten war, wurde er im Jahre 1866 von dem Königsberger Professor Wagner auf die böhmischen Schlachtfelder berufen, wo der junge Privatdozent, unter Middeldorpf und Wilms zum Wohle der Verwundeten tätig, den Grund zu seiner künftigen Größe und ersten Autorität als Kriegschirurg legte.

Nach Beendigung des Krieges wandte sich der bereits ausgebildete Chirurg physiologisch-chemischen Studien zu, denen er in dem physiologischen Institut von Kühne in Amsterdam oblag. Als dann im Jahre 1870 der französische Krieg ausbrach, stellte sich v. B. der preußischen Regierung zur Verfügung. Er trat in Berlin zur Armeereserve ein, wirkte unter Richard v. Volkmann und Theodor Billroth in Mannheim im Reservelazarett, übernahm dann im Jahre 1871 die Friedrichsbaracken in Karlsruhe und leitete in der Zeit bis zur Fertigstellung derselben die badischen Sanitätszüge zur Evakuierung der französischen Verwundeten nach Belfort und Paris.

In dieser Zeit lernte er seine Gattin, geb. Freiin v. Porbeck, kennen, eine ihm gleichgesinnte Dame von hoher Tatkraft und Energie, die sich mit bewundernswertem Geschick in den Kriegslazaretten betätigte. Sie war ihrem Gatten eine liebevolle, treue Gefährtin, nicht nur als Hüterin des Hauses und Pflegerin vornehmer Geselligkeit, sondern sie nahm auch im späteren Alter noch oft an den Operationen ihres Mannes aktiv teil.

Gleich nach dem französischen Kriege wurde v. B. in Dorpat ordentlicher Professor der Chirurgie als Nachfolger seines Lehrers Adelmann.

Noch einmal unterbrach der Kriegsruf seine Friedenslaufbahn: das Jahr 1877 sah ihn als konsultierenden Chirurgen im russisch-türkischen Krieg im Hauptquartier des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch. Der feuererprobte Kriegschirurg machte die gewaltigsten Ereignisse dieses Feldzuges mit: den Donauübergang und die Erstürmung von Plewna.

Nach seiner Rückkehr bewarben sich drei Universitäten um v. B.: Kiew, St. Petersburg, Würzburg. Hier besetzte er 1878 an Linharts Stelle den Lehrstuhl für Chirurgie. In dieser Zeit machte er eine schwere Blutvergiftung durch, so daß ihn sein Assistent v. Angerer mehrfach operieren mußte.

Als dann 1882 durch Bernhard v. Langenbecks Rücktritt der Lehrstuhl für Chirurgie in Berlin erledigt war, wurde v. B. dessen Nachfolger an der Berliner Universität, der er bis zu seinem Tode als markanteste, stets führende Persönlichkeit angehörte. Im Jahre 1901 erhielt er den Titel Exzellenz; 1906 wurde ihm eine besondere Ehrung zuteil von der englischen Universität Edinburgh, indem sie den berühmten Chirurgen zu ihrem Ehrendoktor ernannte. Zu dem akademischen Festakt begab sich Exzellenz v. B. nach Edinburgh, wo er in herzlicher Weise gefeiert wurde.

Am 16. Dezember 1906 vollendete er sein 70. Lebensjahr, zu dem ihm der Kaiser, die ganze Studentenschaft, Ärzteschaft und die Gelehrtenwelt ihre Wünsche darbrachten. Er stand im Zenit seines Ruhmes. Bald darauf fing er an zu kränkeln.

Es nagte an ihm ein altes Leiden, das seine Angehörigen und Assistenten mit Besorgnis erfüllte. Schon seit fünf Jahren zeigten sich bei ihm von Zeit zu Zeit Erscheinungen, die auf eine bösartige Neubildung des Darmes hindeuten schienen. Mehrfache Anfälle von Darmverschluß hatten den hünenhaften Körper bereits aufs Krankenlager geworfen, aber stets gewann seine stählerne, unbiegsame Natur wieder die Oberhand über die tückische Krankheit und stets war er erfrischt und gekräftigt aus den Ferien in die Klinik zurückgekehrt.

Als er sich in den Osterferien 1907 nach Wiesbaden begeben hatte, um von einer schmerzhaften Ischias Heilung zu suchen, setzte der Darmverschluß wieder in heftiger Weise ein und ging bald in einen gefahrdrohenden Zustand über. Die Diagnose hatte v. B. selbst im letzten Jahre auf Krebs gestellt. Telegraphisch gerufen eilte sein langjähriger früherer Assistent und Oberarzt Prof. Schlange aus Hannover ans Krankenlager und sah sich genötigt, seinem früheren Chef eine Darmfistel anzulegen. Da der erwartete Effekt der Fistel nicht eintrat, schritt Prof. Schlange auf des Patienten Wunsch zwei Tage später, am 25. März 1907, zu einer zweiten Operation, die, wie der erste Eingriff, mit Rücksicht auf das hohe Alter und den Kräfteverfall ohne Allgemeinnarkose mit örtlicher Betäubung ausgeführt wurde. Der Operateur fand im Bauchraume trübe Flüssigkeit, ein Zeichen, daß eine tödliche Bauchfellentzündung begonnen hatte. v. B. selbst gab Anweisungen, wie diese Flüssigkeit untersucht werden sollte. Aber der Kräfteverfall nahm schnell zu, die Herzkraft erlahmte, und mittags gegen 12 Uhr am 25. März 1907 schloß v. B. die Augen für immer, in derselben Stadt, in der auch sein Vorgänger v. Langenbeck verschieden war. Nur noch einige Monate trennten ihn von dem ersehnten Zeitpunkt, wo er 25 Jahre die Berliner Klinik geleitet hätte!

Die Sektion, mit der sein Neffe und Assistent N. Guleke betraut wurde, ergab, daß ein Darmkrebs nicht vorlag, sondern daß eine, auf einem im russisch-türkischen Krieg erworbenen Ruhrgeschwür beruhende Verengerung des Dickdarms die sich wiederholenden Attacken von Darmverschluß bedingt und zuletzt die völlige Verlegung der Darmpassage durch Knickung verursacht hatte und damit der Ausgangspunkt der todbringenden Bauchfellentzündung geworden war.

Die Leiche des Heimgegangenen wurde von Wiesbaden nach Berlin übergeführt und spät abends im Fackelschein, mit dem die dankbaren Werkmeister den Weg erleuchteten, im Langenbeckhause an der Stätte seiner Tätigkeit aufgebahrt.

Hier fand am 29. März 1907 eine große Trauerfeier statt, der in Vertretung des Kaisers der Kronprinz beiwohnte. Im Auftrage des Prinzregenten Luitpold von Bayern legte v. Angerer (München) am Sarg einen kostbaren Kranz nieder. Im Namen der medizinischen Fakultät zu Berlin sprach Kraus, v. Bramann (Halle) im Namen der v. B.schen Schüler, v. Leube (Würzburg) für die medizinische Fakultät in Würzburg, der der Entschlafene angehört hatte, und L. Landau im Namen der Berliner medizinischen Gesellschaft.

Alsdann wurde der Sarg durch die Reichshauptstadt — es war Charfreitag — in feierlichem Zuge zur letzten Fahrt nach dem Potsdamer Bahnhof geleitet, wo die Eisenbahndirektion einen Extrazug bereitgestellt hatte. Auf den Straßen bildete das Volk von der Ziegelstraße bis zum Bahnhof ein dichtes Spalier und neigte ehrfurchtsvoll das Haupt vor der sterblichen Hülle eines seiner größten hochgeschätzten Ärzte.

Auf dem alten Friedhof in Potsdam erwiesen die Assistenten ihrem Chef den letzten Dienst, indem sie ihn an die Gruft trugen, die sich nach einer tief bewegten Ansprache des Pastors Krüger für immer schloß. Die untergehende Märzsonne warf ihre schrägen Strahlen zum letzten Lebewohl auf den braunen Eichensarg, und der Schlag der Amsel, der wie ein Orgellied erklang, bildete einen feierlichen Akkord zur andächtigen, weihevollen Stimmung der Stunde.

Eine Doppellruster überschattet das Grab Ernst v. B.s; doch birgt dieses nur seinen sterblichen Teil, sein Geist aber fuhr auf mit Adlerschwingen zur Unsterblichkeit und lebt fort in der deutschen Chirurgie und im deutschen Volke! —

Äußerlich war B. hochragenden Wuchses; er hatte eine allen Anstrengungen in bewundernswerter Weise gewachsene Gesundheit. Seine Hände waren klein, keineswegs elegant und zeugten in ihren scharfen Linien und der eigentümlichen Haltung der Finger von der unendlichen Arbeitskraft und Geschicklichkeit, die sie beseelten.

Charakteristisch war sein Kopf, den A. v. Hildebrands Meisterhand in einer Bronzebüste (im Besitz der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie) verewigte. Die schmale, hohe Adlernase mit den klugen durchdringenden blauen Augen, die wie Feuer sprühten, und die hohe feingefaltete Stirn gaben seinem Antlitz etwas so Charakteristisches, Entschiedenes und Außergewöhnliches, daß jeder mit Verehrung zu diesem Manne aufschauen und sich diesen Charakterkopf einprägen mußte, besonders, wenn er im Schwunge der Begeisterung, im Strom seiner zündenden Worte die Hörer mit sich forttrieb. Sein ganzes Auftreten war Kraft, Impuls, Entschiedenheit.

So stellt ihn auch das von Franz Skarbina zum 25 jährigen Dienstjubiläum seines Eintritts in den Lehrkörper der Universität Berlin gemalte Bild dar: der Meister der Chirurgie steht am Operationstische im großen amphitheatralischen Hörsaal der Chirurgischen Klinik in der Ziegelstraße kurz vor einer Gehirnoperation im Kreise der Studierenden und seiner Assistenten (Prof. M. Borchardt, Dr. Bockenheimer, Coenen, Guleke, E. Schultze, Nolte, Gontermann, Bätzner, Sticker, Stabsarzt Rumpel, der Oberschwester Anna, seiner Tochter und der Operationswärterin Marie und des Wärters Fischer) und gibt mit erhobener Hand die klinische Belehrung des vorgestellten Falles.

Als Vertreter seines Faches wirkte v. B. bahnbrechend auf jedem Gebiete, das sein Forschergeist berührte. Unstreitig sein größtes Verdienst ist die Schöpfung der modernen Asepsis, die als eine Pionierarbeit größten Stils

das brachliegende weite Feld der Chirurgie der inneren Organe und des Zentralnervensystems erschloß und die verheerenden Wundseuchen aus den Kliniken und Krankenhäusern für immer verbannte. Allen Operierten drohte früher das Schreckgespenst des Hospitalbrandes oder der Blutvergiftung und es galt als ein besonderes Glück, auf das der Arzt gar keinen Einfluß hatte, wenn die Wundinfektion ausblieb. An den schweren, durch Wundzersetzung verursachten Nachblutungen aus den großen Gefäßstämmen gingen die durch die Operation Geretteten oft in wenigen Minuten zugrunde. Diese Wundkrankheiten, die sich lähmend auf die Hand des kühnen Chirurgen legten, zu studieren und damit die Mittel zu ihrer Bekämpfung zu finden, war zunächst das Ziel des jungen v. B. in Dorpat.

In gemeinsamer Arbeit mit Schmiedeberg gelang es ihm, auf chemischem Wege aus den Wundzersetzungsstoffen und Fäulnisgiften einen als »Sepsin« bezeichneten Körper darzustellen. Die Schriften »Über das septische Fieber« (1868); »Über das putride Gift« (1868 in Gemeinschaft mit Schmiedeberg); »Über das Verhältnis der Fermentintoxikation zur Septikämie« (1882, zusammen mit v. Angerer); »Die Gruppierung der Wundkrankheiten« (1882) stammen aus dieser Zeit.

In diese Epoche fällt ungefähr das Auftreten des jetzt noch lebenden großen englischen Chirurgen Lister, der in den siebziger Jahren in Glasgow die Ära der »Antisepsis« in der Chirurgie begründete. Trotz der Zellulärpathologie Virchows (1858) beherrschte die alte hippokratische Krasenlehre noch ganz das medizinische Denken. Ein an der Kgl. Charité in Berlin tätiger Chirurg der vorantiseptischen Zeit, Jüngken z. B., wußte sich angesichts der schwer auf seiner Abteilung grassierenden Wundseuchen und des gewohnten Hospitalbrands zu trösten, »daß es doch kein Wunder sei, daß das lymphatische, venöse und skrophulöse Geschlecht den atmosphärisch-tellurischen Einflüssen bei Verwundungen und Operationen erlage«! Dies gibt recht die Anschauung der damaligen Zeit wieder, die die Wundkrankheiten auf kranke Säfte des Körpers zurückführte. Diese Irrlehre stieß nun Lister endgültig um und wurde so der Reformator der ersten Wundbehandlung.

Von der Voraussetzung ausgehend, daß die Störungen der Wundheilung nur die Folge einer von außen in die Wunde eindringenden Schädlichkeit und damit verbundenen Wundzersetzung sein konnten, schuf er den nach ihm benannten antiseptischen Okklusiv-Verband, der mit Hilfe der Karbolsäure die Vernichtung der in die Wunde eingedrungenen Infektionskeime erfolgreich durchführte und so mit einem Schlage die Wundinfektionskrankheiten beseitigte.

v. B. führte diese Listersche Wundbehandlung in die chirurgische Klinik in Würzburg ein, erkannte aber bald, daß auch diese noch ihre Fehler hatte. Statt der giftigen und stark ätzenden Karbolsäure wandte er daher das Sublimat an, das bis heute seinen Platz in den Operationssälen als bestes Antisepticum behalten hat.

Da blühte unter Pasteurs, Ferdinand Cohns und Robert Kochs Ägide in der Medizin eine ganz neue Disziplin, die Bakteriologie, auf. v. B.s scharfer Späherblick erkannte gleich die Wichtigkeit dieser jungen Wissenschaft für die praktische Chirurgie. Durchdrungen von diesen neuen Lehren der bakteriellen Forschung, wurde er mit seinem Assistenten Schimmelbusch der zweite Reformator der Wundbehandlung. In der Chirurgie eröffnete sich eine zweite, noch

glanzvollere Ära, die der »Asepsis«, die die Listersche »Antisepsis« ruhmbedeckt verdrängte und das Fundament der heutigen modernen Chirurgie bildet. Die Grundpfeiler, auf die sich dies moderne Zeitalter der »Asepsis« stützt, sind die Arbeiten von B.s Assistenten Schimmelbusch, unter denen die »Anleitung zur aseptischen Wundbehandlung«, »Die Durchführung der Asepsis in der v. B.schen Klinik«, »Die Desinfektion septisch infizierter Wunden« hier besonders genannt werden sollen. —

Die Früchte, die v. B. in drei Kriegen unter dem Donner der Geschütze und im Angesicht des Todes auf blutgetränktem Boden erwachsen, reiften aus zu grundlegenden Werken in der Kriegschirurgie, die die Grenzen des deutschen Vaterlandes weit überragen und jeder Kulturnation zugute kommen. Die alten Feldschere und Chirurgen des Schlachtfeldes schadeten mehr, als sie nützten, indem sie zur Auffindung der Kugeln in jede Wunde die Sonde steckten, und so die Infektion von Mann zu Mann trugen. Mit der ganzen Kraft seiner Persönlichkeit und dem Zorn des gereizten Propheten führte v. B. den Kampf gegen die Sonde und bewahrte so Tausende vor der Gefahr der Blutvergiftung, eine chirurgische Großtat mit dem einfachsten Mittel. Ein anderes ebenso einfaches Mittel zur Verhütung der Infektion lehrte er in der Immobilisierung der Gelenke durch den schon von Pirogoff empfohlenen Gipsverband. Die Knieschüsse galten damals als tödlich. v. B. zeigte, daß auch diese heilten, wenn sie von vornherein konservativ mit dem Gipsverband behandelt und nicht sondiert waren. So bahnte er eine neue ganz konservative Behandlungsart der Schußverletzungen an, der viele ihr Leben verdanken im Kriege, wie im Frieden. Die Erfahrungen, die er in den drei Feldzügen in rastloser Tätigkeit sammelte, legte er nieder in den Werken: Über die Resultate der Gelenkresektionen im Kriege. 1874. — Die Schußverletzungen und Unterbindungen der A. subclavia. 1877. — Die Behandlungen der Schußverletzungen des Kniegelenks. 1878. — Indirekte Schußfrakturen der Schädelbasis. 1880. — Über das Schicksal der Transfusion. 1883. — Einheilung der Kugeln im Gehirn, nebst Behandlung der Schußwunden im Kriege. 1895. — Erste Hilfe auf dem Schlachtfelde. 1902. — Die Schußverletzungen im Frieden. 1906.

Seinen ersten »Fall« im Kriege von 1866 schildert v. B. selbst folgendermaßen: »Auf dem Bahnhof in Reichenberg ... Ein Zug mit Verwundeten wird in den Bahnhof gefahren. Wahrhaft herzerreißend sind die Klagen, Hilferufe und Schmerzensschreie aus allen Wagen. Der Revisionssaal ist Verbandplatz. Heraus eilen die an der Binde der Genfer Konvention kenntlichen Ärzte und Krankenträger. Im Augenblick sind sie in Anspruch genommen, aber immer noch tönt: »Pane, Doktor, domine, domine«. Es ist ein ungarischer Husar, für den sein Kamerad dringend bittet ... Die Welle roten Blutes, die hoch aus der zerschmetterten Schulter quoll, verbot ein längeres Besinnen. Das Schlüsselbein und die große Schlagader unter ihm waren getrennt. In wenigen Augenblicken mußte das im Bogen herausquellende Blut zum Erschöpfungstode führen. Da mußten in der Klinik ein großer Instrumentenapparat und eine geschickte Assistenz aufgeboten sein, um mit Haken die erweiterte Wunde auseinanderzuziehen, rasch mit dem Finger den Hauptstamm zusammenzudrücken, bis die Wunde im Gefäß erreicht, entblößt und unterbunden gewesen wäre. So, hatte ich mir gedacht, mußte auch im Hauptverbandplatz die chirurgische Kunst geübt werden. Aber neben dem blutenden Soldaten kniete

ich allein, und wenn ich auch ein Besteck und ein paar Pinzetten in meiner Tasche neben Binden und Charpie zur Hand hatte, so half mir doch niemand. Ich fuhr mit dem Finger in die Wunde, riß ein paar Knochensplitter heraus und führte einen Badeschwamm, der ebenfalls in meinem Armamentarium sich fand, in die Tiefe, um ihn zuerst mit der Hand und dann mit einer Binde fest einzudrücken. Die Blutung stand. Welche Freude war es, als ich sechs Wochen später bei einer Revision der Reichenberger Hospitäler durch meinen Chef den jungen Husaren lustwandelnd im Garten mit in Vernarbung begriffener Wunde wiedersah.«

Bekannt ist auch folgende Episode von P l e w n a. Als die Sanitätswagen im strömenden Regen den zur Anlegung der Gipsverbände nötigen Gips herbeigeschafft hatten, war dieser infolge der Durchnässung unbrauchbar geworden. Alles stand ratlos auf dem Verbandplatze, da erschien v. B. und befahl, den Gips auszuglühen, und machte ihn auf diese einfache Weise wieder gebrauchsfähig, so daß die Verwundeten verbunden werden konnten. —

Unzertrennlich verknüpft für immer ist mit v. B.s Namen die wissenschaftliche Hirnchirurgie. Er war nicht nur der Begründer dieser kühnsten und vornehmsten chirurgischen Spezialwissenschaft, sondern blieb auch ihre erste Autorität bis zu seinem Tode, »Die Lehre von den Kopfverletzungen«, die »Diagnose der traumatischen Meningitis«, »Die Gehirnverletzungen mit allgemeinen und mit Herdsymptomen«, »Die Kasuistik operabler Hirntumoren« sind klassische Werke, die stets ein Markstein in der Geschichte der deutschen Chirurgie sein werden. Als ein »*standard work*« entstand »Die chirurgische Behandlung der Hirnkrankheiten«, das in drei Auflagen erschien. Aber was den kühnen Operateur am meisten auf diesem seinem Lieblingsgebiete zierte, das war die Beschränkung, die er sich auferlegte, und die zeugte von seiner strengen Manneszucht und klugen Berechnung, mit der er jeden Schritt seines Handelns und Könnens beurteilte.

Von v. B.s kleineren literarischen Schöpfungen sind seine mit H. Rochs verfaßten anleitenden Vorlesungen für den Operationskursus an der Leiche zu nennen. Trotz der Kleinheit trägt dieses Büchlein den Stempel der Genialität und Gründlichkeit des Verfassers. Schärfe der anatomischen Angaben für die Schnittführung, geistvolle Übersetzungen lateinischer Namen und gelegentlich eingeflochtene Episoden aus der Kriegschirurgie beleben die detaillierten Schilderungen der chirurgischen Technik in ungewöhnlicher Weise und bewahren das Büchlein vor Trockenheit und Schematismus. Den Studenten und Sanitäts-offizieren der Armee als Vademekum zur Richtschnur dienend, fand es weite Verbreitung.

In der Operationstechnik selbst war v. B. ein Künstler und würdiger Nachfolger des eleganten Bernhard v. Langenbeck. Bei ihm kam aber noch bei aller Eleganz und Gründlichkeit im Operieren die unglaubliche Schnelligkeit hinzu, die die ersten Chirurgen fremder Nationen oftmals in Staunen versetzte. Unübertroffen war seine plastische Kunst, vielbewundert von seinen Assistenten.

Noch einige Wochen vor seinem Tode führte seine Hand die minutiöse Gaumennaht bei einem zweijährigen Kinde aus dem Kaukasus mit Erfolg aus und legte Zeugnis dafür ab, daß die im Alter zitternde Hand die Sicherheit der Schnittführung und Ruhe des Operierens nicht verloren hatte. Seine letzten Operationen waren eine Hüftresektion und eine Knocheneinpflanzung, ein Zweig

der Chirurgie, für den er sich besonders interessierte und der in seines langjährigen Assistenten Lexers viel bewunderten Erfolgen neue Sprossen trieb in der Gelenküberpflanzung. — —

Ebenso hoch wie der Chirurg und Arzt v. B. steht der Mensch. Sein hervorstechender Zug ist die von Adel der Gesinnung getragene Menschenliebe und das aus derselben hergeleitete brennende Verlangen, zu helfen, wo er konnte. Der stahlharte Mann mit dem reckenhaften Körper hatte das milde, weiche Gemüt eines Kindes, das auf jeden, der ihn im Verkehr mit Kranken sah, den tiefsten Eindruck machte.

C. L. Schleich, der letzte Famulus v. Langenbecks und Begründer der örtlichen Gewebsbetäubung, der von v. B. übernommen wurde, teilt aus den ersten Tagen, da dieser die Klinik in Berlin übernommen hatte, folgende Erinnerung mit: »In jenen ersten Tagen der Neuordnung war eines Morgens ein auffallend schöner Knabe aus Schöneberg in die Klinik eingeliefert worden, der nach einer Verletzung am Fuße schwere Anfälle von Wundstarrkrampf bekommen hatte. Obwohl die Wunde mit größter Sorgfalt geöffnet und desinfiziert war, wiederholten sich gegen Abend die Krämpfe, und v. B. beauftragte uns jüngere Famuli, bei dem Kranken die Nacht zu durchwachen und jeden Anfall mit Chloroformnarkose zu bekämpfen. Drei Uhr nachts war es, als sich plötzlich die Tür auf tat und der neue Chef im Frack und vollem Ordensschmuck eintrat, um nach dem Kinde zu sehen. Er schlug die Decke von dem tief Betäubten zurück und sprach ergreifende Worte über die Griechenschönheit dieses jungen Leibes, über den Segen der Narkose und über das Mysterium des Todes. Wir waren erschüttert, als er trauernd dem sterbenden Kinde über die Stirn strich und dann sinnend von dannen ging. Die Szene hatte auf mich, sagt Schleich, einen unvergeßlichen Eindruck gemacht. Niemals in meinem Leben hatte ich einen Menschen so hinreißend, wehmütig tief und so ganz im Ton einer ärztlichen Priesterschaft am Krankenbett reden hören.«

Sein letzter Oberarzt und Professor M. Borchardt schreibt: »Unter den verschiedenen Situationen bleibt die eine mir unvergeßlich, wo der besten einer sich ihm anvertraute, v. Goßler. Nach kurzer, inniger Umarmung stieg v. Goßler auf den Operationstisch, mit den Worten zu v. B. gewandt: »In deine Hände befehle ich meinen Geist.« Schwer war es für v. B., seine Bewegung zu meistern, wußte er doch, daß es sich um eine Operation auf Leben und Tod handelte, die er an seinem Freunde vornehmen mußte.«

Sein Mitleid mit den Kranken ging manchmal so weit, sagt M. Borchardt, daß er sie nicht nur umsonst behandelte, sondern vielfach noch materiell unterstützte. »Als nach beendetem Kriege schwer verletzt ein Burengeneral, der Hab und Gut verloren hatte, seine Hilfe in Anspruch nahm, da hat er ihn nicht nur umsonst behandelt, ihm seine Gesundheit wiedergegeben, sondern er hat es ihm durch Überlassung eines namhaften Betrages ermöglicht, sich eine neue Existenz zu gründen.«

So leuchtet aus allen seinen Eigenschaften Humanität und Liebe zum Menschen wie ein Edelstein hervor, deshalb liebte ihn das Volk, und er war deswegen ein populärer Mann:

Menschenliebe war es auch, die den schon im vorgerückten Alter Stehenden bewog, in der Reichshauptstadt das Rettungswesen zu organisieren und so ein Vorbild zu schaffen, das in andern Großstädten Nacheiferung fand. —

Bei all seinen hohen Ideen und trotz der aufreibenden Berufstätigkeit fand er die Zeit, sich mit den wirtschaftlichen Tagesfragen der Ärzteschaft zu beschäftigen, und ganz zuletzt noch wurde er ein mächtiger Förderer der Ärzteschaft, als er sich um die weitere Fortbildung der Ärzteschaft äußerst verdient machte. Seiner Organisation ist mit Unterstützung von R. Kutner die Einrichtung der ärztlichen Fortbildungskurse in Preußen zu danken, als deren Zentrale das Kaiserin-Friedrich-Haus geschaffen wurde, ein Institut, wie es einzig auf dem Erdenrund dasteht.

Staunenswert ist v. B.s ungeheure Arbeitskraft. Im russisch-türkischen Kriege brachte er an einem einzigen Tage, wo die Sturmangriffe unermessliche Opfer gefordert hatten, 3000 Verwundeten auf dem Verbandplatze Hülfe. Während seiner ganzen Tätigkeit in Berlin gingen, abgesehen von der Privatpraxis, durch die stationäre Klinik rund 50 000 Patienten, denen sich 500 000 poliklinisch Behandelte anreihen. 16 Stunden währte sein Normalarbeitstag, den er im Sommer früh um 6 Uhr im Anatomiesaale begann. »Seine durchwachten Nächte«, sagt H. Fischer, »haben unsere Tage erhellt.«

v. B.s kraftvolle Beherrschung der deutschen Sprache in Wort und Schrift war berühmt. Er gehörte zu den gesuchtesten Rednern der Universität und verstand es wie kein anderer, in den wissenschaftlichen Debatten das Wichtige herauszugreifen und die in fruchtloser Diskussion abgewendete Aufmerksamkeit wieder zu fesseln. Seine Reden gehörten neben denen Du Bois-Reymonds mit zu den größten rhetorischen Leistungen des vergangenen Jahrhunderts und zeichnen sich aus durch den Schwung der Begeisterung, durch die Kraft ihres Pathos und den oft an Dithyramben erinnernden Aufbau der Sprache, der von gewaltiger Wirkung ist.

Wenn es auch bekannt war, daß v. B. gern biblische Motive seinen Reden zugrunde legte, so war es doch eine gewisse Überraschung, als der befreundete Geistliche an seinem Sarge sagte, daß der Entschlafene tief religiös gewesen sei. »Das Beste, was wir haben«, sagte v. B., »verdanken wir der Religion, die in der Jugend uns geboten. Wohl bleiben mit ihr dem Manne schwere Konflikte nicht erspart, aber darum darf die Religion uns und besonders unserer Jugend nicht genommen werden.« Der Gedanke an die Beschränkung oder gar Aufhebung des Religionsunterrichtes in den Schulen erregte v. B. tief. Falls es erforderlich werden sollte, wollte er selbst redend im Herrenhause für den Religionsunterricht eintreten.

Als ein wegen Brands der Glieder eingebrachter Patient in der Klinik den Tag der goldenen Hochzeit feierte, da ergriff der Chef derselben selbst Gottes Wort und hielt eine biblische Predigt, die die des klinischen Pastors weit in den Schatten stellte.

Mit äußeren Ehrungen wurde v. B. überschüttet: er war Wirklicher Geheimer Rat mit dem Titel Exzellenz, Mitglied des Herrenhauses, nach Virchows Tode Präsident der Berliner medizinischen Gesellschaft, Kaiserlich russischer Wirklicher Staatsrat, im preußischen Sanitätskorps hatte er den Rang eines Generalarztes, er war Ehrenmitglied medizinischer Gesellschaften in Österreich, England, Amerika, Rußland, Schweden, Rumänien.

Von gekrönten Häuptern behandelte der Entschlafene den Zaren, den König von Spanien, den Sultan Abdul Hamid, die Kaiserin und Kaiser Wilhelm II., von dem er als persönliches Geschenk seine Bronzestatue empfing. —

Trotz seiner Größe blieb v. B. stets bescheiden. Dieses Universalgenie, das alles, was es anfaßte, mächtig zu fördern verstand, und dessen Impuls und Geistesblitze die Umgebung zur Tatkraft entfachten, hob stets hervor, wieviel er der Mitarbeit seiner Assistenten verdankte, und wie sehr ihn der Lauf der Zeit begünstigt hatte. Als ihm vom Kaiser der Titel »Exzellenz« verliehen wurde, fand er diese Ehrung peinlich, so lange noch ein größerer in der Medizin, ein »Rudolf Virchow«, lebte.

Es ist natürlich, daß ein Geist und eine Persönlichkeit, wie es v. B. war, Schule machte. Der kraftvolle Genius, der aus seinen Lehren heraus sprühte, die rastlose Detailschulung und das gesprochene Wort, das sich jedem einprägte, umgab ihn bald mit einer großen Schülerzahl, von denen vier als Ordinarien die Lehrkanzel zieren, v. Angerer-München, v. Bramann-Halle a. S., Lexer-Jena, F. König-Greifswald. — —

So möge denn die Erinnerung an Ernst v. Bergmann als heiliges Vermächtnis im deutschen Volke fortleben und seine Lehre sich lebendig erhalten, die, aus der Pietät und Menschenliebe entsprossen, gepaart mit ungeheurer Geisteskraft und Energie, in der chirurgischen Wissenschaft ein neues Zeitalter schuf! Wie ein leuchtendes Meteor ging der Stern v. Bergmann's auf an dem Gelehrtenhimmel Deutschlands, in schnellem Fluge strahlend emporsteigend, aber nicht wie dieses wieder verlöschend, sondern weiter unsere Tage erhellend. Auch von ihm gilt das Wort des venusinischen Sangesfürsten: »Er hat sich selbst ein Denkmal gesetzt, dauernder, als Erz und erhabener, als die verwiterte Herrlichkeit der ägyptischen Pyramiden.«

Breslau.

Privatdozent H. Coenen.

Z u s a t z.

Seite 97 ist der Name des Verfassers Otto F. Volkmann nach dem Artikel Wilhelm Busch einzufügen.

I. Alphabetisches Namenverzeichnis

zum

Deutschen Nekrolog vom 1. Januar bis 31. Dezember 1908.

Name	Verfasser	Seite	Name	Verfasser	Seite
Abendroth, W.	<i>A. Reichardt</i>	190	Grundherr zu Alten-		
Althoff, F.	<i>A. Heubaum</i>	235	than und Weyerhaus	<i>H. Holland</i>	37
Bacher, E.	<i>G. Kolmer</i>	33	Gschiel, J.	<i>J. Ranftl</i>	204
Baentsch, B.	<i>F. Bennewitz</i>	273	Heilmayer, K.	<i>H. Holland</i>	189
Beck, K.	<i>A. Schulze</i>	164	Helldorf, B. Otto		
Beck, O.		73	H. v.	<i>H. Diez</i>	140
Beckh, H.	<i>H. Diez</i>	139	Hennings, P.	<i>E. Roth</i>	101
Berg, L.	<i>A. Eloesser</i>	186	Holleben, E. v.	<i>H. Diez</i>	138
Biermann, G.	<i>L. Pietsch</i>	198	Inama-Sternegg, K.		
Bücheler, F.	<i>F. Marx</i>	231	Th. v.	<i>E. Mischler</i>	116
Busch, W.	<i>Otto F. Volkmann</i>	74	Innhausen und Knyp-		
Carstens, J. V.	<i>H. Holland</i>	42	hausen, Fürst zu	<i>H. Diez</i>	137
Christensen, J.	<i>J. Sass</i>	107	Kirchhoff, A.	<i>R. Weil</i>	266
Corregio, M.	<i>H. Holland</i>	42	Kotschenreiter, H.	<i>H. Holland</i>	110
David, P.	<i>M. Berger</i>	45	Kramer, J. v.	<i>H. Holland</i>	111
Dix, H.	<i>A. Reichardt</i>	188	Krasnopolski, H.	<i>C. Klatscher</i>	229
Douglas, W. Graf v.	<i>H. Diez</i>	138	Krastel, F.	<i>J. Minor</i>	97
Droysen, G.	<i>H. Schulz</i>	191	Künzli, A.	<i>A. Frey</i>	226
Echteler, J.	<i>H. Holland</i>	108	Leistikow, W.	<i>L. Pietsch</i>	203
Eckardt, J. v.	<i>H. Diez</i>	142	Leitner, X.	<i>Schens</i>	155
Ehrhart, Franz	<i>H. Diez</i>	138	Loë, W. Freiherr v.	<i>H. Diez</i>	129
Fastenrath, J.	<i>F. Zilcken</i>	20	Loew, E.	<i>E. Roth</i>	183
Fell, W.	<i>B. Vandenhoff</i>	128	Loritz, J.	<i>A. v. Mensi</i>	61
Fiedler, J. v.		265	Lucanus, H. v.	<i>H. Diez</i>	141
Frank, J.	<i>H. Holland</i>	43	Lüders, H.	<i>L. Pietsch</i>	198
Gebhardt, L.	<i>H. Holland</i>	41	Meermann, A.	<i>H. Holland</i>	112
Gersdorff, H. O. v.	<i>H. Diez</i>	145	Meyer, A.	<i>H. Diez</i>	139

Name	Verfasser	Seite	Name	Verfasser	Seite
Mönckeberg, J.	<i>H. Diez</i>	130	Schönaich - Carolath,		
Müller, G. H.	<i>A. Dreyer</i>	244	E. Prinz v.	<i>V. Klemperer</i>	151
Müller, H. v.	<i>B. Rathgen</i>	175	Schrader, E.	<i>E. Meyer</i>	156
Nebe, K.	<i>E. Kilian</i>	272	Schrötter, L. v.	<i>C. Reitter</i>	26
Nicolai, F.	<i>O. Ellstätter</i>	15	Schwabe, L.	<i>W. Schmid</i>	124
Noll, F.	<i>E. Roth</i>	185	Seitz, L.	<i>J. Ranful</i>	205
Oeri, J.	<i>H. Schollenberger</i>	166	Sickel, Th. v.	<i>E. v. Ottenthal</i>	62
Paulsen, F.	<i>Th. Lorenz</i>	244	Siebold, H. Ph. Frei-	<i>A. Graf Branden-</i>	
Pfleiderer, O.	<i>O. Zurhellen</i>	209	herr v.	<i>stein-Zeppelin</i>	215
Raab, C. v.	<i>K. Brunn (v.</i>		Siedel, E.	<i>A. Reichardt</i>	219
	<i>Kauffungen)</i>	103	Speck v. Sternburg,		
Radlkofer, M.	<i>H. Holland</i>	38	H. Fr. v.	<i>H. Diez</i>	134
Rau, A.	<i>H. Holland</i>	41	Spring, A.	<i>H. Holland</i>	114
Richter, M.		221	Stiefel, K. J.	<i>H. Schollenberger</i>	171
Robbert, W.	<i>E. L.</i>	165	Thiel, A.	<i>J. Kolberg</i>	164
Roegge, W.	<i>H. Holland</i>	39	Thumann, P.	<i>L. Pietsch</i>	197
Rohr, P. Th.	<i>H. Holland</i>	37	Vecchioni, A. N.	<i>A. Dreyer</i>	243
Rosenmund, M.	<i>H. Schollenberger</i>	167	Voit, Karl v.	<i>O. Krummacher</i>	3
Schaarschmidt, K.	<i>Elter</i>	225	Werner, F.	<i>L. Pietsch</i>	201
Schäfer, C.	<i>C. Weber</i>	147	Wölfflin, E. v.	<i>H. Schollenberger</i>	168
Schlumberger, J. v.	<i>H. Diez</i>	135	Wolter, P.	<i>S. v. Oer</i>	125
Schlumprecht, H.	<i>H. Holland</i>	113	Zeller, E.	<i>Th. Ziegler</i>	47
Schnabel, J.		145	Zumbusch, J. v.	<i>H. Holland</i>	115

II. Alphabetisches Namenverzeichnis

der

Ergänzungen und Nachträge.

Name	Verfasser	Seite	Name	Verfasser	Seite
Aufrecht, Th.	<i>H. Jacobi</i>	326	Langbehn, A. J.		384
Bauer, G.	<i>K. Doehlemann</i>	365	Mamroth, F.	<i>V. Klemperer</i>	339
Bergmann, E. v.	<i>H. Coenen</i>	387	Möbius, P. J.	<i>R. Gaupp</i>	377
Braunmühl, A. v.	<i>K. Doehlemann</i>	341	Overbeck	<i>H. Schollenberger</i>	385
Broich, E. v.	<i>H. Diez</i>	335	Ratzel, F.	<i>F. Hirsch</i>	354
Busse, L.	<i>F. Erhardt</i>	362	Richter, E.	<i>F. Rachfahl</i>	281
Eyth, M.	<i>J. v. Diefenbach</i>	343	Rosenbach, O.	<i>R. Hönigswald</i>	367
Grisebach, E.	<i>V. Klemperer</i>	336	Rosenow, E.	<i>A. R.-E.</i>	360
Hartel, W. v.	<i>S. Frankfurter</i>	304	Schade, O.	<i>H. Jantsen</i>	357
			Schrader, W.	<i>H. Jacoby</i>	332

TOTENLISTE

1908.

Ein Stern (*) vor dem Namen bezeichnet, daß das Biographische Jahrbuch dem Toten einen eigenen Nekrolog gewidmet hat, auf den mit Bf unter Angabe von Band- und Seitenzahl verwiesen ist; die am Schlusse jedes Artikels der Totenliste angeführte Literatur verzeichnet die Quellen des Bearbeiters und gibt auch weitere, zum Teil aus zweiter Hand geschöpfte Hinweise; W deutet dabei an, daß dort ein Verzeichnis der Werke des Verstorbenen, P, daß ein Porträt beigegeben ist, N, daß sich ein ausführlicher Nekrolog an der betreffenden Stelle findet.

Andere Abkürzungen sind:

ADB = Allgem. Deutsche Biographie — AF = Arbeiterfreund — AL = Alberti, Lexikon d. Schlesw.-Holstein.-Lauenburg. u. Eutin. Schriftsteller von 1866—1882 — AMZ = Allgemeine Musikzeitung — ASG = Anzeiger f. Schweizer. Geschichte — AZB = Beil. z. Münch. Allgem. Zeitung — BB = Börsenblatt — BKW = Berliner Klinische Wochenschrift — BMW = Boetticher, Malerwerke d. 19. Jahrh. — BR = Brümmer, Lexikon d. deutschen Dichter u. Prosaisien d. 19. Jahrh. — BTB = Briefadelig. Taschenbuch — BZ = Dietrich, Bibliographie d. Zeitschriften-Literatur — DAG = Deutsch-Amerikan. Geschichtsblätter — DBZ = Deutsche Bauzeitung — DE = Deutsche Erde — DKB = Deutsches Kolonialblatt — DKZ = Deutsche Kolonialzeitung — DMW = Deutsche Medizin. Wochenschrift — DRG = Deutsche Rundschau f. Geogr. u. Statistik — DZL = Deutsches Zeitgenossen-Lexikon — EG = Ludw. Eisenbergs Großes Biogr. Lexikon d. Deutschen Bühnen i. 19. Jahrh. — FT = Freiherrl. Taschenbuch — FZ = Frankfurter Zeitung — G = Globus — GA = Geogr. Anzeiger — GK = Geographen-Kalender — GT = Gräflisches Taschenbuch — GZ = Geogr. Zeitschrift — HA = Handbuch f. d. Preuss. Abgeordneten-Haus — HBL = A. Hirsch, Biogr. Lexikon d. hervorragenden Ärzte aller Zeiten u. Völker — HC = Hamburger Correspondent — HH = Handbuch f. d. Preuß. Herrenhaus — HJ = (Herders) Jahrbuch f. Zeit- u. Kulturgeschichte — HK = Gotha'scher Hofkalender — HL = Hessenland — JAW = Jahresberichte über d. Fortschritte d. klass. Altertumswissenschaft — JB = Jahrbuch d. deutschen Bibliotheken — JSG = Jahresberichte d. Schles. Gesellschaft f. vaterländ. Kultur — JSTG = Jahrbuch d. Schiffsbautechnischen Gesellschaft — IZ = Leips. Illustrierte Zeitung — Kchr = Kunstchronik — KFA = Kunst f. Alle — KJ = Kirchliches Jahrbuch — KL = Kürschner, deutsch. Literatur-Kalender — KR = Keiters Kathol. Literatur-Kalender — KVZ = Köln. Volkszeitung — KW = Kunstwart — L = Leopoldina — LE = Literarisches Echo — LJ = Löbell's Jahresberichte — LZ = Literarisches Zentralblatt — MAZ = Münch. Allgemeine Zeitung — M. d. A. = Mitgl. d. Preuß. Abg.-Hauses — M. d. R. = Mitgl. d. Reichstags — MMW = Münch. Medizin. Wochenschrift — MR = Medizin. Reform — MS = Müller-Singer, Allgem. Künstler-Lexikon — MW = Militär-Wochenblatt — MWB = Musikal. Wochenblatt — MZ = Militärzeitung, Berlin — NFP = Neue Freie Presse — NMZ = Neue Musikzeitung — NPZ = Neue Preuß. Zeitung (Kreuzzeitung) — NR = Naturwissenschaftl. Rundschau — NS = Niedersachsen — NTA = Neuer Theater-Almanach — NZ = National-Zeitung — OA = Deutscher Ordens-Almanach — ÖR = Österr. Rundschau — PBL = Pagel, Biogr. Lexikon hervorragender Ärzte d. 19. Jahrh. — PF = Poggendorff, Biogr.-literar. Handwörterbuch z. Geschichte d. exakten Wissenschaften — PY = Palaky, Lexikon deutscher Frauen d. Feder — R = Riemann, Musiklexikon — RH = Reichstags-Handbuch — T = Tag, Ill. Teil — TB = Thieme-Becker, Allgem. Lexikon d. bildenden Künstler — TJ = Theologischer Jahresbericht — TL = Totenliste — TR = Tögl. Rundschau — TRU = Tögl. Rundschau, Unterhaltungsbeilage — Ü = Überall — UTB = Uradelig. Taschenbuch — VZ = Vossische Zeitung — VZT = Vossische Zeitung, Totenliste — W = Woche — WI = Wer ist's? — WJ = Württemberg. Jahrbücher f. Statistik u. Landeskunde — WMW = Wiener Medizin. Wochenschrift.

Berlin.

Dr. Holleck-Weithmann.

1908.

- Abel**, Gustav, Prof., Vorst. d. Chem. Laboratoriums d. Zentralstelle f. Gewerbe u. Handel; * 1850; † Stuttgart 9. III. — WJ 1908 Nekr.; NR 1908, 196.
- Abel**, Julius, Hrsg. d. Greifswalder Zeitung, Universitätsbuchdrucker; * Honsel, Kr. Altena 4. VI. 1855; † Greifswald 20. IX. — VZ 21. 9. A.-A.; Pers. Mitt.
- *Abendroth**, Gustav William, Prof., Dr. phil., Studienrat, Lehrer d. Mathem. u. Physik a. d. Kreuzschule i. Dresden; * Pirna 10. VII. 1838; † Dresden 2. III. — BJ XIII, 190 (A. Reichardt); VZT; KL 1908, 3.
- Abich**, Adelheid, ehem. Opernsängerin; * Breslau 21. II. 1831; † Berlin 3. VII. — NTA 1909, 170.
- Adler**, Friedrich, Dr. ing. h. c., WGOberbaurat, hervorr. Architekt, Mitgl. d. Akad. d. Künste i. Berlin, Schöpfer vieler Kirchenbauten, wie d. Thomaskirche i. Berlin, d. Erlöserkirche i. Jerusalem, Forscher auf baugeschichtl. Gebiete, Teilnehmer a. d. Ausgrabungen i. Olympia, Biograph Schlüters; * Berlin 15. X. 1827; † das. 15. IX. — VZ 16. u. 17. IX. M.-A.; T 311 (P); WI 4, 6; KL 1908, 7 (W); HJ 1908, 428; IZ 131, 506 (P); DBZ 42, 524; Hist.-polit. Bl. 145, 367/374 (F. J. Schmidt); Kchr. 19, 602; MS 1, 8; TB 1, 84/85 (W); Progr. d. Techn. Hochsch. z. Berlin 1909/10, 151—154; KJ 1909, 634; Berlin. Architekturwelt Jg. 11, 281 (H. Schliepmann); Der Baumeister Jg. 7, Nr. 3, Beil.; Centralbl. d. Bauverw. 1908, Nr. 82 (R. Borrmann).
- Adler**, Georg, Prof., Dr. phil., bed. Sozialpolitiker, Prof. d. Staatswiss. a. d. Univ. i. Kiel; * Posen 28. V. 1863; † Berlin 11. VI. — VZ 13. VI. M.-A.; T 243 (P); KL 1908, 7 (W); HJ 1908, 428; IZ 131, 47; AF 1908, 251; Staatswiss. Lit.- u. Schriftst.-Kal. 1904, 2/3 (W).
- Adrian**, Paul, ehem. Inspizient a. Hoftheater z. Darmstadt; * Berlin 21. XI. 1850; † Darmstadt 25. III. — NTA 1909, 162.
- Ahlemann**, Eduard, Generalm. z. D., Ritter d. Eis. Kreuzes, bis 1897 Kommand. d. 17. Inf.-Brig.; * Berlin 17. III. 1839; † Eberswalde 8. IX. — VZT; MW 1908, 3529; MZ 1908, 499.
- Akunian**, Ilse, geb. Levin (Ps.: Ilse Frapan), Novellistin u. Jugendschriftstellerin. Übers. aus d. Engl., Französ. u. Russ.; * Hamburg 3. II. 1852; † Genf 3. XII. — T 376 (P); VZ 4. XII. M.-A.; W 50, 2152, 2158 (P); IZ 131, 1062, 1065 (P); LE 10, 540 (H. Spiero); 10, 544 (Im Spiegel. Autobiogr. Skizzen. 27); 11, 493 (F. Marti), 532 (Zu I. F.'s Tode); Schlesw.-Holst. Rundsch. 3, 8; Westerm. Monatsh. Febr. 1909, 807; HJ 1908, 445; BR 2, 407; KL 1908, 11/12 (W); PY 1, 228 (W), 497.
- Albrecht**, Eugen, Dr. med., Prof., Direktor d. Senckenbergischen patholog.-anatom. Instituts i. Frankf. a. M., erfolgreicher Pfadfinder auf d. Gebiete d. Patholog., hervorr. Sprachtalent; * Sonthofen i. Algäu 21. VI. 1872; † Frankf. a. M. 18. VI. — W 26, 1110; IZ 131, 47; DMW 34, 2, 1439 (E. Goldschmid m. P); MMW 55, 2, 1539/42 (Oberndorffer m. P); Frkf. Zs. f. Patholog. Bd. 2, H. 2 (A. Knoblauch m. W); MAZ 1908, 263 (H. Dürck); BZ 23, 46 [Centralbl. f. Pharmakol. u. Chemie Jg. 19, 657—662 (G. Herxheimer); Mediz. Klinik Jg. 4, 1539 (Oberndorffer)].
- Alexy**, Alexander, Opernsänger; * Hietzing b. Wien 31. V. 1846; † Wien 24. I. — NTA 1909, 155.
- Allemann**, Moritz, Deutsch-Argent. Journalist; * 1858; † Ilanz i. d. Schweiz 6. IX. — War 1874 ausgewandert, gründete d. „Argent. Tagebl.“, d. gelesenste deutsche Zt., u. leitete sie bis 1905. Ein gründl. Kenner Argentinien, f. das er auch kolonisationsfähig war. — HJ 1908, 428.
- *Althoff**, Friedrich Theodor, Prof., WGOberregierungsrat, Ministerialdirektor i. Preuß. Kultusminist. a. D.; * Dinslaken, Kr. Ruhrort 19. II. 1839; † Steglitz b. Berlin 20. X. — BJ XIII, 235 (A. Heubaum); VZ 21. X. M.-A.; W 43, 1850 (P); IZ 131, 752 (P); HJ 1908, 428; TRU 1908, Nr. 249 (Charakterzeichnung A.'s durch Paulsen); Grenzboten Jg. 68, Nr. 42 (W. Münch, F. A., der preuß. Ministerialdirektor); Dtsch. Revue

- Jg. 32, Bd. 4, 175 (A. Sachse, F. A. Ein Charakter- u. Lebensbild); JSG 1908, Nekr., 1—3 (Tilmann); MAZ 1908, Nr. 30 (A. Matthias), Nr. 31 (M. Martin, A.'s Anteil an d. Mädchenbildungsref.); DJZ 1908, 1205 (Laband); Intern. Wochenschr. v. 31. X. 08 (Harnack), v. 6. III. 09 (H. Wever, G. Schmoller, Worte d. Erinnerung an A.), v. 23. X. 09 (I. W. Burgess, Persönl. Erinnerungen an A.); DMW 34, 2, 1903 (I. Schwalbe m. P.), 34, 2, 1948 (B. Fränkel, F. A. u. d. Bekämpfung d. Tuberkulose); MMW 55, 2, 2543/44 (Tilmann); MR 1908, 533; Zs. f. ärztl. Fortbildg. 1908, 642 (R. Kutner); Zs. f. neuere physik. Mediz. 1908, 706 (K. F. Heitmann); Forschungsber. aus d. biolog. Station zu Plön Bd. 4, 203 (O. Zacharias); Pädagog. Archiv 1908, 489 (K. Knabe); Monatsschr. f. höhere Schulen Nov. 1908 (A. Matthias), Jan. 1909 (A. Matthias, D. Böttinger-Haus i. Göttingen — die letzte Schöpfung F. A.'s); Bl. f. höheres Schulwes. 25, 249/50 (R. Eickhoff), 26, 2 (A.-Stiftung u. A.-Ehrung); D. humanist. Gymn. Jg. 19, 227 (G. Uhlig); Zs. f. lateinlose höhere Schulen Jg. 20, H. 3/4 (Schmitz-Moncy); Zentralbl. f. Bibliothekswes. Jg. 25, H. 11 (P. Schwenke); Bl. f. Volksbibliotheken u. Lesehallen Jan./Febr. 1909 (E. Liesegang); Freistudent. Rundsch. 1908, Nr. 19/20 (E. Lohmann); Berlin. akad. Wochenschr. III, Nr. 2 (W. Paszkowski); M. Klatt, A. u. d. höhere Schulwes. Votr. Berlin 1909; KJ 1909, 635.
- Andreae**, Wilhelm, Generallt. z. D.; † Hannover 29. II. i. A. v. 72 Jahren. — 1855—67 Offizier der kgl. Hannov. Armee, 1867 als Ingenieur-Offizier in preuß. Diensten, erwarb sich 1870/71 d. Eis. Kreuz 2. Kl., zuletzt Insp. d. i. Ingenieur-Insp., 1904 z. D. — VZ 3. III. M.-A.; MZ 1908, 132 (N).
- Anhalt**, Herzogin-Mutter Antoinette v., geb. Prinzessin von Sachsen-Altenburg; * Bamberg 17. IV. 1838; † Berchtesgaden 13. X. — VZ 13. X. A.-A.; W 42, 1808, 1816 (P); HJ 1908, 429; IZ 131, 711 (P).
- Apel**, Alfred, Pianist u. Musikpädagoge, Schüler Kullaks u. Bellermanns; * Buckau b. Magdeburg 1851; † Braunschweig 13. X. — VZ 15. X. M.-A.; AMZ 1908, 739.
- Aranyi**, Emilie, geb. Lange, Opernsängerin; * Prag 31. III. 1864; † Großmain 31. I. — NTA 1909, 155.
- Armbruster**, Emil, Amtsgerichts-Direktor i. Freiburg i. B., seit 1897 Zentr.-Abg. i. Bad. Landtage, hauptsächlich auf sozialem u. charitativem Gebiet tätig; * 10. II. 1843; † Freiburg i. B. 18. IX. — HJ 1908, 429.
- Armknacht**, Heinrich Adolf Otto, Pastor, hervorr. Prediger u. theol. Schriftst.; * Clausthal 16. XI. 1853; † Linden b. Hannov. 25. X. — Allg. Ev.-Luth. Kirchen-Zt. 1908, 1085; KJ 1909, 635; Pers. Mitt. **Arnauld** de la Perrière, Raoul von, Schauspieler a. Hamb. Stadttheater; * Berlin 26. I. 1874; † Hamburg 13. III. — NTA 1909, 102.
- Arnhold**, Max, Kommerzienrat, Bankier u. Konsul, Präs. d. Dresden. Börse, bekannt durch große Wohltätigkeit; * Dessau 17. IV. 1845; † Dresden 4. XII. — WI 3, 27; AF 1909, 124; Allg. Zt. d. Judentums 1908, Beil. 51.
- Arnim**, Malwine von, geb. v. Bismarck, einzige Schwester des Reichskanzlers, Gemahlin des ehem. Landrats Oskar von Arnim; * Kniephof 29. VI. 1827; † Berlin 31. III. — HC 1. IV. A.-A.; HJ 1908, 429; IZ 130, 756 (N m. P).
- Asbach**, Julius, Dr. phil., Direktor d. Hohenzollern-Gymnasiums i. Düsseldorf, Historiker u. Heineforscher; * Oberdollendorf 24. VIII. 1854; † Düsseldorf 6. II. — VZ 6. II. A.-A.; HJ 1908, 429; IZ 130, 334; KL 1908, 34 (W).
- Asmann**, Rudolf, Geh. Oberbaurat, votr. Rat i. Reichsmarineamt; * Stettin 3. XII. 1843; † Berlin 20. XI. — VZ 24. XI. M.-A.; JSTG 1909, 106.
- Auer**, Anton, Dr. theol., o. Prof. f. Moraltheologie a. d. Salzburger theolog. Fakultät, fürstbischöfl. geistl. Rat, Mitbegr. u. Obmann d. Priesterunterstützungsvereins; * 28. X. 1841; † Salzburg 25. II. — HJ 1908, 429.
- Auersperg**, Ernestine, Prinzessin, Sternkreuzordensdame u. Dechantin d. adl. Damenstifts auf d. Hradschin; * 28. IV. 1822; † Prag 8. VIII. — HJ 1908, 429.
- Aufseß**, Hermann Frh. von u. zu, Senior d. Familie, fürstl. Domänenrat, Stifter d. Elisabethinums i. Regensburg; * Schloß Aufseß 22. VI. 1837; † das. 24. X. — HJ 1908, 429; FT 1908, 11, 1909 TL.
- Austrian**, Joseph, General-Direktor d. Lake Michigan u. Lake Superior Transportation Co.; * Wittelshofen i. Mittelfr. 15. IX. 1833; † Atlantic City. — DAG Bd. 8, H. 3, 126.
- *Bacher**, Eduard, Dr. phil., Chefred. d. Neuen Freien Presse i. Wien; * Postelberg b. Saatz 7. III. 1846; † Wien 16. I. — BJ XIII, 33 (G. Kolmer); NFP 17. I. M.-Bl., 19. I. M.-Bl.; VZ 16. I. A.-A.; Wage Jg. 11, Nr. 3 (J. v. Ludassy); HJ 1908, 429; Dtsch. Arbeit 7, 5, 328.
- Bachstein**, Hermann, Eisenbahn-Bau- u. Betriebs-Unternehmer, Begründer d. dtsch. Kleinbahnwesens; * Apolda 15. IV. 1834; † Steglitz 4. II. — HJ 1908, 429; Pers. Mitt.

- Bade**, Heinrich, Geh. Hofrat, früh. Bürgerm. v. Schwerin; * Röbel 25. III. 1823; † Schwerin 30. III. — VZ 1. IV. M.-A.; Amtl. Mitt.
- ***Baentsch**, Bruno, *Dr. theol. et phil.*, Geh. Kirchenrat, Prof. d. alttestamentl. Theol. a. d. Univ. Jena; * Halle a. S. 25. III. 1859; † Jena 27. X. — BJ XIII 273 (F. Bennewitz); W 45, 1936; HJ 1908, 429; IZ 131, 796; KL 1908, 53 (W); Allg. Ev.-Luth. Kirchen-Zt. 1908, 1062; Zs. f. wiss. Theol. N. F. 16, 2; TJ 28, Abt. 8, 541; KJ 1909, 635.
- Bär**, Abraham Adolf, *Dr. med.*, Geh. Medizinrat, 1872—1904 Oberarzt a. d. Gefangenen-Anst. Plötzensee, hervorr. Gefängnis-Hygieniker, Schriftsteller auf diesem Gebiete; * Filehne 26. XII. 1834; † Berlin 24. II. — VZ 24. II. A.-A.; IZ 130, 410; WI 4, 41 (W); KL 1908, 53 (W); Allg. Zt. d. Judent. 1908, Beil. Nr. 9, 10; AF 1908, 121; PBL 73/75 (W m. P); HBL 1, 255; DMW 34, 1, 518 (B. Laquer); MMW 55, 1, 1026/28 (H. Hoppe); Med. Klinik 1908, 421 (K. Boas); MR 1908, 117; Intern. Monatsschr. z. Erforsch. d. Alkoholismus Jg. 18, 90 (O. Juliusburger).
- Bärensprung**, Bernhard von, Generalm. z. D., bis 1897 Kommand. d. 9. Kav.-Brig.; * Pfaffendorf i. Schles. 7. II. 1842; † Hirschberg 8. XI. — VZ 10. XI. M.-A.; MZ 1908, 624.
- Bally**, Otto, Kommerzienrat, Präs. d. Bad. Landesfeuerwehr-Verbandes, bed. Münzsammler; † Säckingen 17. IV. i. A. v. 69 J. — HJ 1908, 429.
- Barlösius**, Georg, Maler u. Illustrator; * Magdeburg 8. VI. 1864; † Berlin 10. VII. — T 254 (P); W 29, 1242; IZ 131, 220; HJ 1908, 429; TB 2, 505; MS Nachtr., 13; Kchr. 19, 534; Türmer Okt. 1908, 146 (K. Storck, G. B. z. Gedächtnis); Jahrb. d. bild. Kunst. Berlin 7, 76.
- Barnekow**, Friedrich von, Reg.-Präs. i. Osnabrück; * Kl.-Kubbelkow a. Rügen 2. I. 1848; † Osnabrück 22. VII. — T 270 (P); W 31, 1330; WI 4, 53; OA 1908/09, 52.
- Barschall**, Max, *Dr. med.*, Geh. Sanitätsrat, beliebter Arzt mit mehr als 50 jähr. Praxis; * Berlin 14. IX. 1835; † das. 16. XI. — VZT; OA 1908/09, 53.
- Bartels**, Ludwig Remigius, Geh. Ob.-Reg.-Rat, Landeshauptm. d. Prov. Sachsen, hervorr. Mitgl. d. Dtsch. Seefischerei-Vereins; * Giebichenstein 9. X. 1846; † Merseburg 25. XII. — Mitt. d. Dtsch. Seefischerei-Vereins 1908, 168.
- Barthold**, Paul, ehem. Schauspieler; * Berlin 5. III. 1857; † das. 27. IX. — NTA 1909, 174.
- Barthold**, Theodor, Amtsrat, Mitgl. d. Verw.-Rats d. Dtsch. Landwirtsch.-Ges., M. d. A.; * Berlin 12. VI. 1825; † Dahme 25. I. — VZ 25. I. A.-A.; HA 1904, 291; Mitt. d. Dtsch. Landwirtsch.-Ges. Jg. 23, 33.
- Basté**, Adolph, ehem. Bühnenleiter; * Lübeck 22. VIII. 1834; † Leipzig 25. V. — 1876—79 a. Hoftheater i. Altenburg, 1879 Dir. d. vereinigt. Stadttheater Barmen-Elberfeld, 1885 i. St. Gallen, 1886 Leiter d. Carola-Theaters i. Leipzig, verließ hier die Bühne u. gründete eine Konservenfabrik u. d. Firma Basté u. Co., bis 1889 Armeelieferant, seit 1890 als Rentier i. Leipzig. — NTA 1909, 167 (P); EG 54.
- Bauer**, Friedrich, *Dr. phil.*, Prof. u. Gymnasiallehrer i. Wien, Germanist; * Wien 27. XI. 1867; † das. 20. II. — Zs. f. österr. Gymn. Jg. 59, 570—576 (R. F. Arnold m. W).
- Baum**, Johann Peter, *Dr. phil.*, Redakt. d. Germania u. d. Märk. Volkszeitung; * Wiesbaum b. Hillesheim, Rheinl. 23. XII. 1867; † Berlin 6. I. — HJ 1908, 429; Mitt. d. Redakt.
- Bayer-Kronthal**, Julie, ehem. Operettensängerin, u. a. in Pest, Hamburg u. Dresden tätig; * Olmütz 22. V. 1862; † Linz 24. V. — NTA 1909, 166.
- Becher**, Ernst, Verw.-Rat u. Präs. d. Österr. Lloyd; * 1841; † Triest 6. XII. — VZT; HJ 1908, 430; ÖR 18, 166.
- ***Beck**, Conrad August, seit 1888 Bischof d. Ev. Brüderkirche; * Herrnhut i. Sa. 19. X. 1835; † das. 24. II. — BJ XIII, 164 (A. Schulze); NPZ 27. II. A.-A.; HJ 1908, 430.
- Beck**, Leopold, Direktor d. Abt. Sömmerda d. Rhein. Metallwaren-Maschinenfabrik i. Düsseldorf; * Großelfingen i. Hohenzollern 21. IX. 1843; † Sömmerda i. Thür. 15. XII. — bis 1898 i. Dienste d. Marine, zul. Marine-Ob.-Baurat u. Maschinenbau-Resort-Dir., dann stellvertr. Vorst. d. Aktien-Ges. * Elektrizitätswerke vorm. O. L. Kummer u. Co. * i. Dresden. — JSTG 1909, 107.
- Beck**, Maria Paula, seit 1901 Generaloberin d. Lehrschwestern v. heilig. Kreuz zu Menzingen, Gründerin vieler Arbeiterinnen- u. Mädchenheime, Missionsschulen u. bes. d. Töchter-Akad. z. hlg. Kreuz i. Freiburg i. Schw.; * 6. V. 1861; † Menzingen 12. VI. — HJ 1908, 430.
- ***Beck**, Otto, *Dr. iur.*, Oberbürgerm. v. Mannheim, Mitgl. d. Bad. 1. Kammer; * Krautheim 15. V. 1846; † Mannheim 30. III. — BJ XIII, 73 VZ 31. III. A.-A.; FZ 31. III. A.-A.; HJ 1908, 430; AF 1908, 251.
- Becker**, Augustin Wilhelm, Kirchen-

- propst zu St. Nicolai i. Kiel, *D. theol. h. c.*, einer d. hervorr. Vertreter d. schlesw.-holstein. Landeskirche, bed. Kanzelredner; * Verden i. Hannov. 26. IV. 1837; † Kiel 1. II. — Kieler Zt. 2. II. M.-A.; AL 1, 37; Allg. Ev.-Luth. Kirchen-Zt. 1908, 166, 248/53 (Z. Erinnerung an D. W. B.); TJ 28, Abt. 8, 541; KJ 1909, 631.
- Becker**, Johannes, hess. Prosadichter u. Tagesschriftsteller, Lokalred. d. „Hess. Landeszt.“; * auf d. Glaskopf b. Kappel 2. VII. 1851; † Marburg 18. IX. — HL 22, 281/82.
- *Beckh**, Hermann, Justizrat, Rechtsanw., freis. M. d. R. u. M. d. Bayer. Abg.-H.; * Nürnberg 15. X. 1832; † das. 2. IV. — BJ XIII, 139 (H. Diez); VZ 3. IV. M.-A.; HJ 1908, 430; RH 1898, 152.
- Behn**, Ulrich, Privatdoz. a. d. Univ. Berlin; * Hamburg 28. V. 1868; † Berlin 2. V. — VZ 9. V. A.-A.; PF 4, 1, 90 (W); Chronik d. Univ. Berlin Jg. 22, 8.
- Behrens**, Max, Generalm. u. Kommand. d. 1. Fußart.-Brig., Ritter d. Eisern. Kreuzes; * Thale i. Harz 23. IX. 1850; † Charlottenburg 8. I. — VZ 9. I. M.-A.; MZ 1908, 22.
- Benzinger**, Nikolaus, Nationalrat, Teilhaber d. Verlagsfirma Benzinger i. Einsiedeln, Parlamentarier, Mitgl. d. konservat. Partei, 1905—1908 i. Ständerat; * 19. II. 1830; † Einsiedeln 24. XI. — W 48, 2064; HJ 1908, 430; BB v. 7. XII. 08.
- Bequignolles**, Hermann d'Artis von, Lyriker u. Dramatiker, Theater-Kritiker d. „Post“; * Liegnitz 25. XI. 1857; † Meran 15. VII. — KL 1909, 53*, 1908, 93 (W); HJ 1908, 430; LE 10, 1681.
- Berg**, Karl Frh. von, Generalm. u. Kommand. d. 2. Garde-Inf.-Brig., General à l. s. d. Kaisers, früh. Adj. d. Prinzen Friedrich Leopold; * Oldenburg 6. V. 1853; † Wilmersdorf-Berlin 19. X. — VZ 20. X. M.-A.; MZ 1908, 581.
- *Berg**, Leo (Ps.: Dr. Pascal, Ludw. Gorel), Schriftsteller, kenntnisreicher Essayist, Hrsg. d. „Kulturprobleme d. Gegenwart“; * Zempelburg 29. IV. 1862; † Berlin 12. VII. — BJ XIII, 186 (A. Eloesser); T 256 (P); WI 4, 87 (W); KL 1908, 95 (W); HJ 1908, 430; LE 10, 1609, 1640 (P); Nord u. Süd Febr.-H. 1909 (J. Gaulke, L. B. u. sein Lebenswerk); Blaubuch 1908, Nr. 30 (P. Friedrich, Persönl. Erinnerungen an L. B.); Masken Jg. 4, 37—44 (K. W. Goldschmidt); Schaubühne 1908, Nr. 38 (J. Bab).
- Bergén**, Konrad von, Generallt. z. D., zul. Insp. d. 1. Pionier-Insp., 1891 z. D., Ritter d. Eisern. Kreuzes 2. Kl.; * Posen 17. II. 1830; † Berlin 22. XI. — VZ 23. XI. A.-A.; W 48, 2064; MZ 1908, 651.
- Bergmann**, Julius von, General d. Inf. z. D., zuletzt Gouverneur von Straßburg i. E., Ritter d. Eisern. Kreuzes 1. Kl.; * Merseburg 4. VIII. 1834; † Wiesbaden 20. XI. — 1853 Eintritt als Dreij.-Freiw. in d. Armee, 55 Lt., 61 Prem.-Lt., 66 Hauptm. i. Generalst., 70 Major, 71 Direktor d. Kriegssch. i. Neiße, 76 Oberstlt., 81 Oberst, 85 Chef d. Generalst. d. 5. A.-K., 86 Generalm., 87 Insp. d. Infanterieschulen, Erhebung in d. Adelstand, 88 Generallt., 92 Gouv. v. Straßburg, 93 Gen. d. Inf., 96 z. D. — VZ 22. XI. M.-A., 23. XI. A.-A.; W 48, 2064; HJ 1908, 430; MZ 1908, 651.
- Berlet**, Gustav, bis 1901 Landgerichts-Präs. i. Gotha, lange Jahre Präs. d. gemischten Landt. von Sachsen - Koburg - Gotha; * Gotha 15. VI. 1817; † das. 30. XII. — VZT.
- Bernstorff**, Christian Graf von, *Dr. iur.*, Reg.-Rat a. D., großh. mecklb. Kammerh.; * Berlin 27. XII. 1840; † Besseritz b. Friedland i. Mecklb. 15. VII. — Allg. Ev.-Luth. Kirchen-Zt. 1908, 727; GT 1910, 95.
- Bernus**, Alexander Frh. von, Kunstmäzen, Eigentümer des aus Goethes Leben u. durch die Schlossersche Familie bek. Stifts Neuburg, Besitzer einer wertvollen Bilder- u. Manuskript-Sammlung; * Frankfurt a. M. 23. I. 1838; † Heidelberg 28. I. — HJ 1908, 430; FT 1909, 53.
- Betz**, Gottfried, Gerichtsnotar a. D., württ. Landt.-Abg. 1877, 1889—94; † Marbach i. Württ. 21. IV. — WJ 1908 Nehr.
- Bezold**, Friedrich Ernst von, *Dr. med.*, Hofrat, Prof. d. Ohrenheilkunde a. d. Univ. München, hervorr. Taubstummenarzt, verdient um d. Fortbildung d. Taubstummenlehrer; * Rothenburg a. T. 9. II. 1842; † München 6. X. — VZ 7. X. M.-A.; T 329 (P); KL 1908, 116 (W); IZ 131, 711 (P); DMW 34, 2, 2277/78 (A. Scheibe m. P); MMW 55, 2, 2286/88 (Denker); PBL 164/65 (W); HBL 1, 442; Chronik d. Univ. München 1908/09, 9—11; BZ 23, 74 [Correspondenzbl. f. Schweizer Ärzte Bd. 38, 741 (Siebenmann); Zs. f. Ohrenheilkde. Bd. 57, 1—7 (F. Siebenmann)] 24, 67 [Beitr. z. Anat., Phys., Path. u. Ther. d. Ohren, d. Nase u. d. Kehlkopfs Bd. 2, 271].
- *Biermann**, Gottlieb, Prof., Historien- u. Porträt-Maler, o. Mitgl. d. Akad. d. Künste, Senior d. Berliner Maler; * Berlin 13. X. 1824 (?); † das. 18. X. — BJ XIII, 198 (L. Pietsch); VZ 21. X. A.-A. (L. Pietsch); W 44, 1892; HJ 1908, 430; IZ 131, 752; MS 1, 125; Kchr 20, 55; BMW 1, 92 (W); BB v. 30. X. (A. Roeper).

- Biernacki**, Otto, Geh. Justizrat, bis 1891 Landgerichts-Rat i. Oels, unermüdlich tätig i. städt. Ehrendienst; * Posen 25. VI. 1826; † Breslau 14. XI. — JSG 1908, Nekr., 3/4.
- Bippart**, Georg, Pfarrer u. Kreisschulinsp., aus einer Familie, in der sich das Pfarramt ders. Gemeinde 123 Jahre durch 3 Generationen fortgeerbt hat; * Wanfried 18. III. 1837; † das. 7. III. — HL 22, 100/102 (Siebert).
- Bischoff**, Karl, Prof. d. Chemie a. d. polytechn. Hochschule i. Riga; * Würzburg 8. IV. 1855; † München 18. X. — LZ 1908, 1405; WI 3, 110 (W); Chemiker-Zt. Jg. 32, 1053 (P. Walden).
- Bischoffsheim**, Henry Louis, Bankier u. Philanthrop, Begr. d. Krebsforschungsstiftung; * Wien 1829; † London 11. III. — HJ 1908, 430.
- Blanckertz**, Heinrich Siegmund, Geh. Kommerzienrat, Begr. d. dtsh. Stahlfederindustrie u. d. ersten dtsh. Stahlfederfabrik Heintze u. Blanckertz; * Jüchen a. Rh. 1823; † Berlin 8. VIII. — W 33, 1418; HJ 1908, 430; IZ 131, 384; AF 1908, 370.
- Blau**, A. L. (Pseud.) s. Lichtblau, Adolf.
- Blau**, Friedrich Otto Max, Geh. Ob.-Reg.-Rat, vortr. Rat i. Reichsschatzamt; * Trapezunt 4. VII. 1859; † Berlin 18. IX. — VZ 20. IX. M.-A.; NZ 20. IX. M.-A.
- Bloch**, Martin, *Dr. med.*, Berliner Nervenarzt, früh. Assistent von Mendel; * Berlin 7. VII. 1866; † das. 28. I. — VZ 29. I. A.-A.; IZ 130, 374; MR 1908, 61 (Munter).
- Bloem**, Julius, Geh. Justizrat, Senior d. rhein. Juristen, Rechtsanwalt i. Elberfeld; † Elberfeld 19. IV. i. A. v. 86 J. — VZ 21. IV. A.-A.
- Blüher**, Paul Martin, *Dr. med.*, Schriftst. auf d. Gebiete d. Hotelwesens, Hrsg. d. »Hotel-Revue«; * Dürrweitzschen 15. II. 1846; † Leipzig 26. II. — KL 1909, 53*, 1908, 139 (W).
- Blum**, Ida, Märchen- u. Märchenspiel-Dichterin; * Leipzig 6. IX. 1845; † das. Anf. März. — KL 1909, 53*, 1908, 140 (W); PY 1, 79 (W).
- Boch-Galhan**, René von, Geh. Kommerzienrat, seit 1878 Mitinh. u. Generaldir. d. bek. Steingut- u. Porzellan-Fabrik Villeroy u. Boch i. Dresden u. Mettlach, machte d. Fabrik mustergültig in d. Fürsorge f. d. Angestellten u. Arbeiter; * Mettlach a. d. Saar 27. IX. 1843; † das. 12. XII. — W 51, 2194; IZ 131, 1120; HJ 1908, 431; AF 1908, 482; Südwestdtsh. Wirtsch.-Zt. Jg. 14, Nr. 12 (A. Tille, Ein Gedenkbl.).
- Bockenheimer**, Jakob Hermann, *Dr. med.*, Geh. Sanitätsrat, bek. Chirurg, langjähr. Besitzer d. kürzlich aufgelösten B.'schen Privatklinik i. Frankf. a. M.; * 25. XII. 1837; † Frankfurt a. M. 16. X. — W 43, 1850; PBL 199 (W).
- Bode**, Rudolf, Generalm. a. D., Ritter d. Eisern. Kreuzes 2. Kl., bis 1906 Kommand. d. 37. Kav.-Brig.; * Gr. Ottersleben, Prov. Sa. 25. IX. 1851; † Berlin 21. V. — VZ 23. V. M.-A.; MZ 1908, 302.
- Bodenhausen**, Bodo Wilke Frh. von, Schloßhauptm. i. Dessau, Rittergutsbes. u. herzogl. anhalt. Kammerh., M. d. Pr. Herrenh.; * Köthen 29. VIII. 1837; † Radis, Kr. Wittenberg 30. V. — VZ 2. VI. A.-A.; HH 1904, 304.
- Böckel**, Ernst, *Dr. phil.*, Prof., Hofrat, Gymn.-Direktor i. Heidelberg, a. o. Mitgl. d. bad. Oberschulrats, klass. Philologe; * Jever 28. XI. 1847; † Heidelberg 18. V. — KL 1909, 53*, 1908, 145 (W); HJ 1908, 431; Südwestdtsh. Schulbl. 1908, 445—458 (Keim).
- Böhm**, August, Red. d. Lehrerzt. f. Ost- u. Westpreußen; † Königsberg 10. III. i. A. v. 61 J. — Dtsch. Schule Jg. 12, H. 4, 251.
- Böhm**, Paul, Hofmusiker zu Gotha; * Gotha 17. XII. 1874; † das. 11. I. — NTA 1909, 155.
- Bohrmann-Riegen**, Heinrich (Heinrich Bohrmann), Bühnenschriftsteller, unter Laube Sekretär d. Burgtheaters, Verf. einer großen Anzahl von Dramen, Lustspielen u. Operntexten, sowie Bearbeitungen; * Saarbrücken 4. VI. 1842; † Wien 8. X. — KL 1909, 57*, 1908, 154 (W); HJ 1908, 431; LE 11, 381; NTA 1910, 154.
- Borchert**, Walter, Leiter d. Stadttheater Teplitz u. Karlsbad; * Magdeburg 9. X. 1878; † Teplitz 2. XI. — VZT; NTA 1910, 155.
- Borgius**, Eugen, *Dr. theol. h. c.*, Konsistorialrat, Superint., 1. Dompfarrer i. Königsberg; * Danzig 18. VI. 1838; † Königsberg 5. VII. — KJ 1909, 634; OA 1908/09, 155.
- Bosshard**, Anna, Malerin, Mitarbeiterin a. d. Deckenmalereien i. Wandelgange d. neuen Bundeshauses i. Bern; * Zürich 20. III. 1875; † Lugano. — Kchr 20, 70.
- Bothmer**, Adolf Frh. von, kais. österr. Feldmarschalllt. a. D.; * Gifhorn 24. XII. 1834; † Hannover 29. XI. — VZ 2. XII. M.-A.; FT 1908, 70.
- Braemer**, Adam, Gutsbesitzer, M. d. A.; * Meierhof, Kr. Labiau 2. VII. 1838; † Ernstberg b. Wolterkehmen 6. X. — VZ 8. X. M.-A., A.-A.; HA 1908, 363, 494 (P).
- Brandt**, Eugen, Geh. Reg.-Rat, Prof. f. Hochbau a. d. Techn. Hochsch. i. Berlin;

- * Marienwerder 13. IX. 1825; † Berlin 23. III. — VZ 25. III. M.-A.; Progr. d. Techn. Hochsch. z. Berlin 1908/09, 154—155.
- Brauchitsch**, Eduard Gustav Adolf von, Reg.-Rat, Referent b. Gouvernement d. Schutzgebietes Kamerun; * Düsseldorf 29. III. 1866; † Lome i. Togo 29. IX. — VZ 2. X. A.-A.; DKB 1908, 998, 1088 (N); UTB 1910, 129
- Braun**, Hermann, Maler u. Radierer, genialer Meister d. Radiertechnik; * 1861; † Hausberge b. Minden 29. IX. — VZT; HJ 1908, 431; IZ 131, 594 (P).
- Breisky**, Louise, Lyrikerin, Übers. aus d. Engl., Französ., Ital., Tsch.; * Czaslau 28. II. 1840; † Wien 31. III. — KL 1909, 53*, 1908, 190.
- Breiter**, Theodor, Dr. phil., Geh. Reg.-Rat, bis 1904 Prov.-Schulrat i. Hannover u. Mitgl. d. Schaumburg-Lipp. Minist. als Referent f. Schulsachen; * Dennewitz 2. IX. 1824; † Hannover 1. XI. — VZT; OA 1908/09, 182.
- Brenken**, Auguste, ehem. Opernsängerin; * 1835; † Soest 31. I. — NTA 1909, 156.
- Brinkmann**, Franz, Generalm. z. D., bis 1901 Insp. d. Techn. Institute d. Inf., Ritter d. Eisern. Kreuzes 2. Kl.; * Dalheim i. Westf. 30. IX. 1848; † Carlshof b. Neisse 26. XI. — VZ 29. XI. M.-A.; MZ 1908, 664.
- Brodnicki**, Wladislaw, Rittergutsbes., 1880 bis 1899 M. d. A., Mitgl. d. Polen-Fraktion; * Miloslawice, Kr. Wongrowitz 17. V. 1837; † 24. I. — VZT; HA 1899, 213.
- Brückner**, Karl von, Generalm. z. D., bis 1907 Kommand. d. Truppen-Übungs-Platzes Lechfeld, Ritter d. Eisern. Kreuzes 2. Kl.; * Passau 3. VI. 1848; † München 29. IX. — VZ 2. X. M.-A.; OA 1908/09, 194.
- Brüll**, Adolf, Schriftst., bis vor wenigen Jahren jüd. Relig.-Lehrer a. Philanthropin i. Frankfurt a. M., eifr. Vorkämpfer u. Wortführer d. Reform i. Judentum, gründete 1879 d. Mendelssohn-Verein u. d. *populär-wissenschaftl. Blätter*; * Kojetein i. Mähren 27. IV. 1846; † Frankfurt a. M. 18. IX. — Allg. Zt. d. Judent. 1908, Beil. 40.
- Bruns**, Gustav, Hof-Verlagsbuchhändler; * Minden i. W. 26. XI. 1848; † das. 3. XII. — LZ 1908, 1696; Mitt. d. Verl.
- Bucher**, Alexander, sächs. Generalm. z. D., bis 1890 Kommand. d. 28. Feldart.-Brig., Ritter d. Eisern. Kreuzes 2. Kl.; * Dresden 23. I. 1838; † das. 1. XII. — VZ 2. XII. A.-A.; MZ 1908, 664.
- Buddensieg**, Oskar Gottlieb Rudolf, Dr. theol. et phil., Oberschulrat, Direktor d. Lehrerinnenseminars i. Dresden, Assyriologe u. bek. Pädagoge; * Greußen, Schwarzb.-Sondersh. 5. IX. 1844; † Dresden 13. X. — NZ 14. X. M.-A.; TJ 28, Abt. 8, 541; KJ 1909, 635; Amtl. Mitt.
- ***Bücheler**, Franz, Geh. Reg.-Rat, Prof., Dr. iur. et phil., Prof. d. klass. Philolog. a. d. Univ. Bonn, Ritter d. Ordens Pour le mérite, hervorr. Lehrer, Hrsg. d. *Rhein. Museums f. Philol.*; * Rheinberg a. Niederrh. 3. VI. 1837; † Bonn 3. V. — BJ XIII, 231 (F. Marx); VZ 5. V. A.-A., 6. V. M.-A.; FZ 8. V. A.-Bl. (L. Deubner, F. B. u. A. Dieterich. Ein N.); T 199 (P); IZ 130, 1086; HJ 1908, 431; WI 3, 182 (W); Chronik d. Univ. Bonn f. 1908, 7—12 (Marx); Rhein. Mus. f. Philol. N. F. 63, 3 (Zu F. B.'s Gedächtnis); Zs. f. österr. Gymn. Jg. 59, S. 478—480 (E. Hauler); Neue Jahrb. f. d. klass. Altert. 1908, Abt. 1, 358—364 (F. Marx); BZ 23, 87 [Archiv f. lat. Lexicogr. u. Grammatik Bd. 15, 599 (F. Vollmer); Nachr. d. kgl. Ges. d. Wiss. z. Göttingen. Hist.-philol. Kl. geschäftl. Mitt. Nr. 306/08, 95—101 (F. Leo)] 24, 76 [Almanach d. k. Akad. d. Wiss., Wien, Jg. 1908, 343 (J. v. Karabacek)].
- Büchner**, Adolf Emil, Prof., früh. Hofkapellm. i. Meiningen, zuletzt Dirigent d. Sollerschen Musikvereins i. Erfurt, Sinfonie- u. Opernkomponist; * Osterfeld b. Naumburg 7. XII. 1826; † Erfurt 8. VI. — VZ 10. VI. A.-A.; IZ 131, 37; HJ 1908, 431; NTA 1909, 169; NMZ 29, 19, 420; AMZ 1908, 499; R 182.
- Bürklein**, Gottfried, Major a. D., militär. Schriftst. u. Kunstmaler; * Nürnberg 24. II. 1845; † München. — KL 1909, 53*, 1908, 224 (W); MS 1, 196; BMW 1, 148.
- Bulla**, Constantin, Schriftst., Red. d. Leipz. Gerichts-Zt.; * Brieg 23. III. 1854; † Leipzig-Connewitz 6. IX. — WI 3, 188; 4, 1623.
- Buller**, Paul Wilhelm August, Pfarrer i. Hermsdorf b. Berlin, Mitgl. d. Hauptvorst. d. Brandbg. Hauptver. d. Evang. Bundes, Vertrauensmann f. d. Los-von-Rom-Bewegung, journalistisch tätig; * Werder a. d. H. 29. X. 1867; † Hermsdorf 4. V. — VZ 5. V. A.-A., 6. V. M.-A.; Pers. Mitt.
- Bumiller**, Lambert, Pfarrer von Ostrach u. Dekan d. Kapitels Sigmaringen, 1893—96 M. d. A. u. M. d. R.; * Jungingen b. Hechingen 15. X. 1852; † Bregenz Wald 21. VIII. — HJ 1908, 432; RH 1893, 152.
- Burckhardt**, Rudolf, Prof., Leiter d. zoolog. Abt. d. Berl. Aquariums; * Basel 30. III.

- 1866; † Rovigno 14. I. — LZ 1908, 143; Persönl. Mitt.
- Burckhardt**, Christian, ehem. Prof. u. Musik-Oberl. i. Nürtingen, Ehrenmitgl. d. Schwäb. Sängerbundes, hochverd. um d. evang. Kirchengesang i. Württembg., Komponist volkstüml. Lieder; † Nürtingen 3. VIII. i. A. v. 78 J. — NMZ 29, 23, 504; WJ 1908 Nekr.
- *Busch**, Wilhelm, Zeichner, Maler u. Dichter; * Wiedensahl i. Hannov. 15. IV. 1832; † Mechtshausen b. Seesen i. Braunschw. 9. I. — BJ XIII, 74 (O. F. Volkmann); VZ 9. I. A.-A.; HC 10. I. M.-Bl.; MAZ 11. I. Vorabd.-Bl. (Z. Tode W. B.s); AZB 1908, Nr. 9 (A. Kutscher, W. B.s Prosa); NFP 28. I. M.-Bl., 7. II. M.-Bl. (P. Lindau, Erinnerungen an W. B.); Velh. u. Klas. Monatsh. März 1908, 17 (H. Müller-Brauel, W. B. Persönl. Erinnerungen u. Anderes); Schlesw.-Holst. Rundsch. 2, 20 (K. Küchler); D. nationale Deutschld. 1908, H. 13 (F. Düsel, W. B.s Nachruhm); Kunst u. Künstler Jg. 6, H. 8 (H. Post, W. B. als Maler); LE 10, 1516 (W. Poeck, W. B.s Briefe); Sozialist. Monatsh. 1908, H. 6 (W. Bölsche, Über W. B.); Südd. Monatsh. April 1908 (J. Hofmiller), Okt. 1908 (J. Hofmiller, W. B. in seinen Briefen); Eckart März 1908 (W. Pastor); Westerm. Monatsh. Jan.-H. 1909 (E. Warburg, Aus W. B.s Nachlaß); T 1909, Nr. 14 (K. G. Wendriner, Von W. B., dem Menschen); Bücherwelt Jg. 6, Nr. 4 (F. Wippermann, W. B. u. d. kathol. Haus); KW 21, H. 9, 189 (Avenarius), 21, H. 15, 178 (W. B. als Maler); IZ 130, 93 (P); Kunst u. Künstler 5, 304 (C. Veth); Südd. Monatsh. Nov. 1909 (K. Voll, W. B.s künstl. Nachlaß); Kchr 19, 217; NS Jg. 13, 170 (E. Kinder-vater m. P); BZ 22, 77 [Daheim 1908, Nr. 19 (J. Hoffner); D. Deutsche 7, Nr. 15 (E. Schick); Hannoverland 1908, 26 (K. Freye); Morgen 1908, Nr. 4 (H. Eulenburg); W 1908, Nr. 3 (E. v. Wolzogen); D. dtsh. Hochsch. 1908, 325 (A. Kutscher, W. B.s Kunst); Allg. dtsh. Lehrerzt. 1908, Nr. 9 (W. B. als Pädagog); März 1908, März-Mai (W. B., Briefe an e. Freundin); Akad. Turnzt. Jg. 24, 493 (Tr. Friedemann, W. B. u. seine letzte Gabe) 23, 88 [BB v. 29. IX. (P. Hennig, W. B.-Ausst.); Kirchl. Gegenwart 1908, Nr. 45 (H. Aeking, W. B. als Maler); Hamb. Nachr. Beil. 1908, Nr. 36 (L. Schröder, D. letzte *W. B.); Jahrb. d. bild. Kunst, Düsseldorf Jg. 6, 64 (W. Pastor, Humor W. B.s); Münch. Jahrb. d. bild. Kunst 1908, 59 (O. Weigmann, Schenkung d. Originale v. W. B. a. d. Bayer. Staat); Post, Sonntagsbeil. 1908, Nr. 43 (W. Poeck, W. B. in neuem Licht); TRU 1908, Nr. 228 (W. Pastor, W. B. als Maler)]; H. A. u. O. Nöldeke, W. B. Münch. 1909; O. F. Volkmann, W. B. der Poet. Seine Motive u. seine Quellen. Leipz. 1910 (Untersuch. z. neueren Sprach- u. Lit. Gesch. N. F. H. 5); Westerm. Monatsh. Aug. 1910, 772—78 (E. Göpfert, Die Sprache des Humors bei W. B.).
- Bychelberg**, Hermann von, General d. Art. z. D., Ritter d. Eisern. Kreuzes 1. Kl.; * Stolp 14. III. 1823; † Görlitz 18. IV. — 1840 Sec.-Lt., 1857 Hauptm., 1866 Major, 1871 in d. erbl. Adelstand versetzt, 1871 Oberst u. Chef d. Generalst. d. Generalinsp. d. Art., 1876 Generalm., 1881 Generallt. u. Insp. d. 3. F.-Art.-Insp., 1886 z. D., 1896 Charakter als General d. Art. — VZ 22. IV. M.-A.; MW 1908, 1251; MZ 1908, 229.
- Carey**, Eduard, ehem. Ballett-Regisseur a. Münch. Hoftheater; * Paris 30. I. 1842; † Innsbruck 5. III. — NTA 1909, 160.
- *Carstens**, Julius Viktor, Genremaler; * Nüsse b. Lübeck 29. XI. 1849; † Pasing b. München 15. XI. — BJ XIII, 42 (H. Holland); Kchr 20, 118; BMW 162 (W); KFA 24, 200.
- Castan**, Louis, Berliner Bildhauer, Begründer d. Castan-Panoptikums; * Berlin 21. IX. 1828; † Schöneberg 14. VII. — VZT; IZ 131, 220; Pers. Mitt.
- Christ**, Paul, o. Prof. f. system. u. prakt. Theolog. a. d. Univ. Zürich; * Zürich 25. X. 1836; † das. 14. I. — VZ 15. I. A.-A.; WI 3, 214 (W); KL 1908, 242 (W); HJ 1908, 432; Protest. Monatsh. Jg. 12, 232 (H. Kesselring, Z. Erinnerung an P. Ch. u. Konr. Furrer); TJ 28, Abt. 8, 542; KJ 1909, 631.
- *Christensen**, Jeremias, Berliner Bildhauer; * Tingleff i. Nordschleswig 26. III. 1859; † Charlottenburg 15. V. — BJ XIII, 107 (J. Sass); W 22, 936; T 212 (P).
- Cisowsky**, Philipp, ehem. Schauspieler; * Wien 18. X. 1857; † Baden b. Wien 6. V. — NTA 1909, 165.
- Claar-Delia**, Hermine, ehem. bed. Schauspielerin, gefeierte Tragödin großen Stils, Gattin d. Intendanten d. Frankf. Schauspielhauses; * Wien 8. IV. 1848; † Frankfurt a. M. 21. XI. — VZ 23. XI. A.-A.; T 369 (P); W 48, 2064; HJ 1908, 432; NTA 1910, 156 (N m. P).
- Claß**, Gustav, ehem. Prof. d. Philos. a. d. Univ. Erlangen; * Niesky, Schles. 15. X. 1836; † München 21. X. — VZT; HJ 1908, 433; IZ 131, 796; TJ 28, Abt. 8, 542.
- Clausen**, Heinrich, Präs. d. Bürgerschaft i.

- Bremen, hochverd. um d. Entwicklung d. Gemeinwesens seiner Vaterstadt; * Bremen 21. VIII. 1825; † das. Anf. März. — AF 1908, 122.
- Coester**, Bertha Sophie, geb. Bischoffshausen, hess. Schriftst.; * Kassel 21. XI. 1849; † Ober-Zwehren b. Kassel 5. III. — HL 22, 87/88; KL 1908, 257 (W).
- Cornely**, Rudolf, SJ, Lehrer a. Priestersem. i. Trier, kirchl. Schriftst., 1872—79 Gründer u. Red. d. »Stimmen aus Maria-Laach«, 1873 Red. d. »Katholischen Missionen«, 1879—89 Prof. a. d. Gregorian. Univ. i. Rom, dann i. Kloster Blijenbeek (Holl.) f. d. Ausg. d. Cursus Scripturae Sacrae tätig, seit 1902 i. Trier; * Breyell 19. IV. 1830; † Trier 3. III. — HJ 1908, 433; KL 1908, 256 (W); Stimmen aus Maria-Laach Bd. 74. 357—370 (A. Baumgartner); TJ 28, Abt. 8, 542.
- *Correggio**, Max, Landschafts- u. Tiermaler; * München 21. VII. 1854; † 12. V. — BJ XIII, 42 (H. Holland).
- Credner**, Rudolf, *Dr. med. h. c. et phil.*, Geh. Reg.-Rat, o. Prof. d. Geogr. a. d. Univ. Greifswald; * Gotha 27. XI. 1850; † Greifswald 6. VI. — VZ 6. VI. A.-A.; T 226 (P), 227 (W. Hellpach); W 24, 1022; IZ 131, 37; KL 1908, 258 (W); Chronik d. Univ. Greifsw. Jg. 23, 6—8 (Friederichsen); GZ 14, 11 (W. Deecke); G Bd. 94, 68; PF 4, 1, 280/81 (W); DRG 31, 37—39 (W. Moldenhauer m. P); GK 1909, 327/328; GA 1908, 7, 169, (W. Schmidt); L 1908, 6, 62.
- Cremer**, Franz Gerhard, Geschichtsmaler i. Düsseldorf; † Düsseldorf 8. XII. — VZT; Zs. f. christl. Kunst 1908, 315 (Schnütgen); KFA 24, 200.
- Cron**, Joseph, Prof., *Dr.*, geistl. Oberl. a. bischöfl. Gymn. i. Straßburg, bek. durch Verant. jährl. Pilgerzüge nach Lourdes, Verf. mehrerer Schriften über Lourdes, Gründ. u. Hrsg. d. Jugend-Zs. »St. Nikolaus«; * Biederthal, Ob.-Elsaß 6. V. 1859; † Straßburg 20. XI. — HJ 1908, 433; TJ 28, Abt. 8, 542; Stöffler, Trauerrede z. Erinnerung an d. geistl. Oberl. Prof. *Dr. J. C.*, geh. a. 23. XI. 1908, Straßburg 1909.
- Crüger**, Gustav von, Generallt. z. D., Ritter d. Eisern. Kreuzes 1. Kl., zul. Insp. d. 3. Ing.-Insp.; * Schneidemühl 25. VIII. 1829; † Wiesbaden 4. IV. — VZ 8. IV. M.-A.; MZ 1908, 201.
- Cursch-Bühren**, Theodor, Musikschriftst. u. Komponist; * Troppau 10. I. 1859; † Leipzig-Reudnitz 11. III. — NMZ 29, 15, 332; KL 1908, 262 (W); R 264.
- Cytronowski**, Josef, Pfarrer, M. d. R., Mitgl. d. Zentr.; * Georgenberg, Ob.-Schles. 23. II. 1839; † Schmitsch b. Neustadt, Ob.-Schles. 21. I. — VZT; RH 1893, 157 (W).
- Czernin** von Chudenitz, Graf Jaromir, ältestes Mitgl. d. österr. Herrenh.; * Wien 13. III. 1818; † Schloß Petersburg b. Neuhaus i. Böhm. 26. XI. — NFP 27. XI. M.-Bl.
- Daewel**, Karl, Kommerzienrat u. Stadtrat i. Kiel; * Nienwohld b. Preetz 6. IV. 1848; † Kiel 12. IX. — Übernahm 1880 d. Maschinenfabrik v. Sievers u. Weyhe, die er mit 7 Arbeitern eröffnete u. dann zu hoher Blüte führte, 1898 wandelte er seine Fabrik in eine Aktienges. um. — JSTG 1909, 105.
- Dalberg**, Friedrich Reichsfreih. von u. zu, lebensl. Mitgl. d. österr. Herrenh., als Ornithologe schriftst. tätig, eifr. Förderer d. kathol.-patriot. Bestrebungen i. Österreich; * Datschitz i. Mähren 9. XII. 1822; † das. 21. IX. — NZ 23. IX. A.-A.; HJ 1908, 433; FT 1908, 133.
- Dannell**, Friedrich Hermann Otto, *D., Dr. phil.*, Pastor *emer.*, Kultur- u. Kirchenhist.; * Salzwedel 28. V. 1826; † Bad Elmen b. Groß-Salze, Prov. Sachsen 12. V. — KL 1909, 53*, 1908, 271 (W).
- Danner**, Sebastian, Päpstl. Hausprälat u. Domkustos i. Salzburg, Führer d. Salz. Konservativen, Hrsg. d. »Salzb. Chronik«, Vizepräs. d. Kathol. Universitätsvereins; * 12. I. 1847; † Salzburg 8. II. — HJ 1908, 433.
- Dausch**, Konstantin, Bildhauer; * Waldsee, Oberschwab. 30. XI. 1841; † Rom 12. VII. — WI 3, 244; 4, 1623; MS 1, 318; WJ 1908 Nekr.
- *David**, Anton Johann Ludwig Pascal, Chefred. d. »Straßburger Post«; * Düren 8. XII. 1850; † Straßburg 27. III. — BJ XIII, 45 (M. Berger); VZ 27. III. A.-A.; KVZ 28. III. Mitt.-A.; T 168 (P); WI 3, 244; HJ 1908, 434; LE 10, 1102; Berger, M., P. D. u. d. polit. Entwicklung Elsaß-Lothringens 1882—1907. Straßb. 1910.
- Decken**, Auguste von der, geb. Meyer (Pseud.: A. v. d. Elbe), Erzählerin u. Romanschriftstellerin; * Blackede 30. XI. 1828; † Hannover 25. IV. — KL 1909, 53*, 1908, 274 (W); HJ 1908, 434; LE 10, 1169; NS 13, 149 (Z. 80. Geburtstage m. P); WI 3, 246 (W); BR 1, 244 (W); PY 1, 145, 185/186 (W).
- Degen**, Anne, Kulturhistorikerin; * Delitzsch 9. II. 1878; † Schöneberg b. Berlin 18. II. — KL 1909, 53*, 1908, 276.
- Degenfeld-Schonburg**, Christoph Graf von, k. k. Geh. Rat u. General d. Kav. a. D.; * Mainz 1831; † Graz 14. III. — VZT; IZ 130, 583; GT 1909, 213.
- Degenfeld-Schonburg**, Christoph Martin, Graf

- von, Major u. persönl. Adjutant d. Herzogs Albrecht v. Württemberg; * 21. IV. 1866; † Kassel 30. III. — WJ 1908 Nekr.; OA 1906/07, 207.
- Degner**, Erich Wolf, Prof., Direktor d. großh. Musikschule i. Weimar, Komponist; * Hohenstein-Ernstthal b. Chemnitz 8. IV. 1858; † Weimar 18. XI. — VZT; HJ 1908, 434; IZ 131, 1003; AMZ 1908, 860/61 (R. v. Mojsisovics).
- Deichmann**, Karl, Geiger, Schüler von Spohr, seit 1848 in London Musik-Lehrer; * 1827; † London 14. VII. — IZ 131, 194; NMZ 29, 20, 440; AMZ 1908, 564.
- Deloch**, Ludwig, Rittergutsbes., ehem. M. d. A. u. Mitgl. d. Zentr.; * Grötsch b. Ob.-Glogau 21. X. 1825; † das. 17. III. — VZT; HA 1882, 202.
- Denhardt**, Rudolf, Prof., Begr. d. Heilanst. f. Stotterer i. Eisenach; * Burgsteinfurt 23. III. 1845; † Eisenach 24. VII. — T 273 (P); W 31, 1330.
- Deuticke**, Paul, Dr. phil., Prof., Oberl. a. Humboldt-Gymn. i. Berlin, bed. Vergil-Forscher; * Niederglaucha b. Delitzsch 15. XII. 1848; † Berlin 6. X. — JAW Jg. 1909, Bd. 145, 115—118 (S. Herrlich); Progr. d. Humboldt-Gymn. f. d. Schuljahr 1908/09 (Gedächtnisrede).
- Deutschinger**, Franz, früh. Schauspieler, später Theaterdir., zuletzt Leiter einer Theaterschule i. Wiesbaden; * Wien 13. XII. 1834; † Wiesbaden 22. III. — VZT; NTA 1909, 162.
- Deym**, Joseph Graf von, Frh. v. Střítež, bayer. Kämmerer, erbl. Reichsrat; * Arnstorf b. Wiesbaden 20. XII. 1845; † das. 26. IV. — VZ 28. IV. M.-A.; HJ 1908, 434; GT 1908, 220.
- Dieckmann**, August, Generalm. z. D., bis 1886 Kommand. d. 29. Inf.-Brig., Ritter d. Eisern. Kreuzes 2. Kl.; † Wiesbaden 20. I. i. A. v. 75 J. — VZ 27. I. A.-A.; MZ 1908, 61.
- Dieterich**, Albrecht, Geh. Hofrat, Prof. d. klass. Philolog. u. Religionsgesch. i. Heidelberg, Hrsg. d. *Archiv f. Religionswiss.; * Hersfeld 2. V. 1866; † Heidelberg 6. V. — VZ 6. V. A.-A., 7. V. A.-A.; FZ 8. V. A.-Bl. (L. Deubner, Franz Bücheler u. A. D.); KL 1908, 295 (W); IZ 130, 1086; JAW Jg. 37, Bd. 145, 75—102 (R. Wunsch m. W); HL 24, Nr. 16 (R. Wunsch); D. humanist. Gymnasium 1908, 135 (G. Uhlig).
- Dietrich**, Albert, Prof., Mitgl. d. Senats d. Kgl. Akad. d. Künste i. Berlin, Musiker, Schüler von R. Schumann; * Forsthaus Goltz b. Meißen 28. VIII. 1829; † Berlin 19. XI. — VZ 23. XI. M.-A.; W 48, 2067; AMZ 1908, 870; NTA 1910, 155; R, 294.
- Dietsche**, Fridolin Josef, Bildhauer, Prof. a. d. Kunstgewerbeschule i. Karlsruhe; * Schönau i. W., Baden 1861; † Karlsruhe 25. VI. — HJ 1908, 435; Kchr 19, 534; Christl. Kunst Aug. 1908, Beil., 110; MS Nachtr., 72.
- Dietz**, Jean, Direktor d. Kölner Verlagsanst. u. Chefred. d. *Kölner Tageblatts; † Köln 7. XI. — NZ 8. XI. M.-A.
- Dietze**, Theodor, früh. Beigeordn. d. Stadt Elberfeld; * Elberfeld 13. XII. 1824; † das. 24. XII. — NZ 28. XII. A.-A.; Amtl. Mitt.
- Dix**, Ludwig Hermann, Studienrat, Konrektor, Prof., Mathematiker; * Zwickau i. Sa. 18. II. 1838; † Zittau 22. X. — BJ XIII, 188 (A. Reichardt).
- Dobeneck**, Robert, Frh. von, Rittergutsbes. u. Major a. D., M. d. A. u. Mitgl. d. konserv. Partei; * Trier 19. X. 1830; † Königsberg i. Neum. 11. XI. — VZT; HA 1904, 303; FT 1910, 150.
- Dobers**, Max, Geh. Bergrat, techn. Mitgl. d. Oberbergamts Breslau; * Breslau 26. X. 1855; † das. 7. V. — VZ 8. V. M.-A.; JSG 1908, Nekr., 4/5.
- Dodel**, Arnold, früh. Prof. d. Bot. a. d. Univ. Zürich, Schriftst., seit 1903 i. Lugano, bek. durch seine populärwiss. u. polem. Schriften, Verfechter monist. Welt- u. Lebensanschauung, Vertreter radikaler politischer u. sozialpolit. Ideen; * Affeltrangen, Kant. Thurgau 16. X. 1843; † Zürich 11. IV. — VZ 16. IV. M.-A.; FZ 14. IV. i. M.-Bl.; T 185 (P); KL 1908, 306 (W); WI 3, 272 (W); Dtsch. Schule 12, 5, 312.
- Döll**, Eduard, früh. Realschuldirektor, Prof., seit 1871 Korresp. d. k. k. Geolog. Reichsanst.; * 1836; † Wien 16. I. — ÖR 19, 255; GK 1909, 328; DRG 30, 280; Verh. d. Geol. Reichsanst. 1908, 2/3, 47 (E. Tietze); L 44, 1908, 3, 35.
- Dörr**, Wilhelm, Prof., Lehrer a. Konservat. d. Musik u. Musikinsp. a. d. Theresian. Akad. i. Wien, Komponist von Liedern u. Messen; * 1851; † Wien 30. I. — HJ 1908, 435; AMZ 1908, 121.
- Dolmetsch**, Heinrich, Oberbaurat, bek. Kirchenbauer; * Stuttgart 24. I. 1846; † das. 25. VII. — W 31, 1330; WI 3, 277; DBZ 42, 432; WJ 1908 Nekr.
- Doppelbauer**, Franz von Sales Maria, Bischof von Linz, päpstl. Hausprälat u. Thronassistent, Förderer d. kathol. Presse- u. Vereinswesens u. d. Linzer Dombaues, Erbauer d. Collegium Petrinum; * Waizenkirchen 21. I. 1845; † Linz 2. XII. — NZ 2. XII. A.-A.; NFP 2. XII. A.-Bl.; KVZ

2. XII. A.-A.; T 376 (P); IZ 131, 1062; W 50, 2152, 2156 (P); HJ 1908, 435; TJ 28, Abt. 8, 542.
- *Douglas**, Wilhelm Graf von, Enkel d. Großh. Ludwig I. von Baden, 1888—1898 M. d. R., eines d. Häupter d. bad. Landwirtsbündler; * Villa Douglas b. Konstanz 8. II. 1849; † Schloß Gondelsheim b. Bretten 22. IV. — BJ XIII, 138 (H. Diez); VZT; IZ 130, 883; RH 1893, 160.
- Doyé**, Nathanael, Konsistorialrat, geistl. Insp. d. französ. reform. Gemeinden i. Brandenbg. u. Pfarrer a. d. französ. Kirche i. Berlin, Ritter d. Eisern. Kreuzes 2. Kl.; * Berlin 11. II. 1837; † das. 8. VI. — VZT; Ev.-Kirchl. Anz. 1908, 263; KJ 1909, 633.
- *Droysen**, Gustav, Geh. Reg.-Rat, *Dr. phil.*, Prof. d. neuer. Gesch. a. d. Univ. Halle; * Berlin 10. IV. 1838; † Halle a. S. 11. XI. — BJ XIII, 191 (H. Schulz); NZ 11. XI. A.-A.; W 47, 2022; IZ 131, 892/93 (P); GK 1909, 328/329; Chronik d. Univ. Halle-Wittenberg 1908/09, 14—17.
- Dürr**, Alphons Friedrich, Nestor d. Leipz. Verlagsbuchhändler, auch durch soziale u. kommunale Tätigkeit bekannt; * Leipzig 21. I. 1828; † das. 6. IV. — VZ 12. IV. M.-A.; HJ 1908, 435; Kchr 19. 374 (J. Vogel).
- Dürr**, Gustav, Ingenieur bei d. Farbwerken i. Höchst a. M., Gründer d. Ratinger Kesselfabrik Dürr u. Co. i. Düsseldorf, Erfinder d. sogen. »Dürr-Kessels«; * Lindau a. B. 29. V. 1853; † Düsseldorf 14. II. — JSTG 1909, 97 (N).
- Dürrenmatt**, Ulrich, Nationalrat, schweizer. Journalist, Red. d. Bernischen Volksztg., Mitbegr. d. konserv.-demokr. Volkspartei; * 20. IV. 1849; † Herzogenbuchsee 27. VII. — HJ 1908, 435.
- Dulmchen**, Theodor, Romanschriftst., Essayist u. Feuilletonist; * Delitzsch 28. III. 1853; † Berlin 5. IX. — VZ 5. IX. A.-A.; WI 3, 290 (W); KL 1908, 325 (W); IZ 131, 425; LE 11, 80; BR 1, 285; BZ 23, 104 [Hammer Jg. 7, 577—583 (Th. Fritsch, Mammons-Opfer); Dtsch. Tageszt. Beil.: Zeitfragen Nr. 38 (O. Schmidt-Giebichenfels)].
- Dumreicher**, Armand Frh. von, 1886—1895 M. d. Reichsrats, energ. Vertr. d. Deutschlands; * Wien 12. VI. 1845; † Ober-Mais b. Meran 2. XI.—HJ 1908, 435; FT 1909, 153, TL; Centralbl. f. d. gewerbl. Unterrechtswes. i. Österreich Jg. 27, 223.
- Ebeling**, August Wilhelm Daniel, *D., Dr. phil.*, Geh. Reg.-Rat, a. o. Mitgl. d. Kgl. Landes-Konsist. i. Hannover, Gymn.-Direktor a. D., klass. Philologe; * Hannover 12. X. 1828; † das. 8. I. — Allg. Ev.-Luth. Kirchen-Zt. 1908, 143; TJ 28, Abt. 8, 543; WI 3, 295 (W); KL 1908, 331 (W); KJ 1909, 631.
- Ebermayer**, Ernst von, Geh. Hofrat, *Dr. phil.*, Prof. d. Meteorologie, Landwirtsch. u. Agrikulturchemie a. d. Univ. München; * Rehlingen i. Bayern 2. XI. 1829; † Hintersee b. Berchtesgaden 13. VIII. — T 284 (P); W 34, 1460; WI 3, 296 (W); Chronik d. Univ. Münch. 1908/09, 4—9.
- Eberstein**, Hugo Frh. von, Generalm. z. D., zuletzt Kommand. d. 94. Inf.-Reg., Ritter d. Eisern. Kreuzes 2. Kl., 1897 z. D.; * Köln 3. X. 1846; † Gr. Lichterfelde 26. VI. — VZT; MZ 1908, 385; FT 1908, 159; 1909, TL.
- *Echteler**, Josef, Bildhauer; * Legau b. Kempten 5. I. 1853; † Mainz 23. XII. — BJ XIII, 108 (H. Holland); KFA 24, 224.
- *Eckardt**, Julius von, *Dr. phil.*, Geh. Reg.-Rat, früh. dtsh. Generalkonsul i. Zürich; * Wolmar i. Livland 1. VIII. 1836; † Weimar 20. I. — BJ XIII, 142 (H. Diez); MAZ 22. I. Vorabd.-Bl.; HJ 1908, 435.
- Eder**, Marie, Kgl. Württembg. Hofopernsängerin; * Kufstein 3. II. 1824; † Kufstein 13. VI. — NTA 1909, 170.
- Eggenschwiler**, Joseph, Dompropst i. Solothurn, früh. Prof. d. Apologetik u. Dogmatik a. d. Solothurner theolog. Lehranst.; * 15. III. 1836; † Solothurn 5. IV. — HJ 1908, 435.
- Egli**, Emil, *Dr. theol. h. c.*, o. Prof. f. kirchengeschichtl. Disziplinen u. deren Hilfswiss., hervorr. Kirchenhist. d. dtsh.-protestant. Schweiz, Zwingli-Forscher, Schöpfer d. Zwingli-Museums u. Red. d. Zs. »Zwingliana«, Mitgl. d. Allg. Geschichtsforsch. Ges. d. Schweiz u. d. Antiquar. Ges. i. Zürich; * Flaach 9. I. 1848; † Zürich 31. XII. — HJ 1908, 435; ASG 40, 501/02 (A. Lechner); Schweizer. theolog. Zs. Jg. 26, H. 2 (W. L. Wuhrmann, Z. Erinnerung an E. E.); TJ 28, Abt. 8, 543; KJ 1909, 636.
- Ehlers**, Rudolf, *Dr. theol.*, Oberkonsistorialrat, Pfarrer a. d. ev.-reform. Gemeinde i. Frankfurt a. M., hervorr. beteiligt a. d. Zustandekommen d. Frankf. Kirchenverf., langj. Vors. d. Pestalozzivereins z. Rettung verwahrloster Kinder, Gründer d. Idiotenanst. zu Idstein, 1879—1892 mit Bassermann Hrsg. d. »Zs. f. prakt. Theologie«; * Hamburg 30. III. 1834; † Frankfurt a. M. 7. VIII. — HJ 1908, 435; WI 3, 303 (W); Protest. Monatsh. Jg. 12, 386—400 (W. Köhler); Zs. f. Missionskunde u. Religionswiss. 1908, H. 8; TJ 28, Abt. 8, 543; KJ 1909, 634.
- *Ehrhart**, Franz Joseph, seit 1898 M. d. R., Führer d. pfälz. Sozialdemokraten, genannt

- der »rote Pfalzgraf«, seit 1893 Mitgl. d. Bayer. Landt.; * Eschbach, Kr. Landau 6. II. 1853; † Ludwigshafen 20. VII. — BJ XIII, 138 (H. Diez); VZT; W 30, 1286; HJ 1908, 435; RH 1907, 243, 508 (P).
- Eichendorff**, Klara Freifrau von, Schwiegertochter d. Dichters, Gattin des vor 8 Jahren † preuß. Geh. Reg.-Rats Hermann v. Eichendorff; * Neuß 3. VIII. 1826; † Bonn 5. V. — IZ 130, 1086.
- Eichrodt**, Richard, bad. Hofchauspieler, Nestor d. Mannheimer Hoftheaters, Bruder d. bek. Dichters; * Karlsruhe 9. III. 1840; † Mannheim 14. IV. — HJ 1908, 435; NTA 1909, 164, 163 (P).
- Eilsberger**, Hermann, *Dr. theol.*, Geh. Konsistorialrat, Superint.; * Altenburg i. Ostpr. 23. VIII. 1837; † Steglitz 19. XII. — KJ 1909, 636; OA 1908/09, 325.
- Einig**, Peter, Geistl. Rat, Domkapitular, Prof. d. Dogmatik a. Priester-Seminar i. Trier, Gründer u. Red. d. »Pastor bonus«; * Trier 25. V. 1852; † das. 21. VII. — W 30, 1286; HJ 1908, 436; WI 3, 309 (W); KL 1908, 349 (W); Allg. Ev.-Luth. Kirchen-Zt. 1908, 750; TJ 28, Abt. 8, 543.
- Eitel**, Ernst, Prof. d. dtsh. Sprache u. Lit. a. d. Univ. Adelaide, früh. Pastor d. St. Stephans-Gemeinde, einer d. angesehensten Deutschen i. Adelaide; * Eßlingen 13. II. 1838; † Adelaide 10. XI. — DE Jg. 8, H. 2 (N); TJ 28, Abt. 8, 543; WJ 1908 Nekr.
- Elbe**, A. v. d., (Pseud.) s. Decken, Auguste von der.
- Ellendt**, Georg, Gymn.-Direktor a. Fridericianum i. Königsberg i. Pr., verd. Schulmann; * Königsberg 6. V. 1840; † das. 26. VII. — VZT; LZ 1908, 1053.
- Eller-Eberstein**, Karl Frh. von, Générallt. z. D., zuletzt Kommand. d. 15. Kav.-Brig., Ritter d. Eisern. Kreuzes z. Kl., 1882 z. D.; * Minden 5. I. 1830; † Hannover 27. V. — VZ 28. V. M.-A.; MZ 1908, 302; FT 1908, 161; 1909, TL.
- Elsenborn**, Lucie, Schauspielerin; * Berlin 22. II. 1880; † das. 6. III. — NTA 1909, 162.
- Endres**, Bernhard, *Dr. theol.*, Domkapitular, Regens d. Priestersem. i. Trier; * 20. II. 1828; † Trier 23. IV. — KVZ 23. IV. A.-A.; HJ 1908, 436.
- Engländer**, Richard, *Dr. phil.*, Prof. a. d. Techn. Hochsch. i. Wien; * 1849; † Wien 18. XII. — VZT; ÖR 18, 255.
- Enzberg**, Eugen Frh. von, Schriftst. u. Journalist; * Schwieberdingen, Württbg. 26. II. 1858; † Berlin 27. II. — KL 1909, 54*, 1908, 364/65 (W); FT 1910, 190.
- Erath**, Wilhelm, vorm. Stadtschultheiß, Württ. Landt.-Abg. 1862—76, Abg. z. Zollparlam. 1868—70; * Horb i. Württ. 30. V. 1820; † das. 23. VI. — WJ 1908 Nekr.; OA 1906/07, 272.
- Erbach-Erbach**, Artur Graf zu; * Eulbach 1. IX. 1849; † Erbach 7. VI. — VZT; HJ 1908, 436; HK 1910, 124.
- Erbach-Schönberg**, Gustav Ernst, erster Fürst u. Graf zu, Senior d. Gesamthauses, erbl. Mitgl. d. 1. hess. Kammer; * Schönberg 17. VIII. 1840; † Darmstadt 29. I. — HJ 1908, 436; GT 1908, 124.
- Erhardt**, Louis, *Dr. phil.*, Kgl. Archiv-Rat; * Gadebusch 21. IX. 1857; † Charlottenburg Anf. Febr. — KL 1909, 54*, 1908, 368 (W).
- Erlanger**, Gustav, Komponist von Orchester-, Chor- u. Kammermusikwerken, Kunstkritiker; * Halle a. S. 19. I. 1842; † Frankfurt a. M. 23. VI. — VZT; HJ 1908, 436; AMZ 1908, 515; R 349.
- Esmarch**, Friedrich August von, Wirkl. Geh. Rat, Prof. d. Chirurgie a. d. Univ. Kiel; * Tönning, Schlesw. 9. I. 1823; † Kiel 23. II. — Kieler Zt. 24. II. A.-A. (N), 27. II. A.-A. (Trauerfeier); VZ 24. II. A.-A.; HC 25. II. M.-Bl. (N); Hamb. Nachr. 24. II. A.-A. (N); TRU Nr. 46 u. 47 (N); IZ 130, 349, 351 (Düms m. P); WI 3, 327 (W); HBL 2, 303/4; PBL 472/74 (W u. P); DMW 34, 1, 558/59 (A. Bier m. P); BKW 45, 1, 578/79 (A. Bier); MR 1908, 117; MMW 55, 1 (H. Waitz); MZ 1908, 118; MW 1908, 607 (Körting); Chronik d. Univ. Kiel 1908/09, 73—87 (Anschütz, Rede z. Gedächtnisfeier d. Univ.); NS 13, 228; BZ 22, 101 [Berlin. Ärztescorresp. Jg. 13, 37 (G. Meyer); Mediz. Bl. Jg. 31, 98; Centralbl. f. Chirurgie Jg. 35, 357 (Richter); Mediz.-chirurg. Centralbl. Jg. 43, 98 (Pels-Leusden); Mediz. Klinik Jg. 4, 375; Wiener klin. Rundsch. 1908, 189 (Schnitzler); Türmer April 1908, 51 (G. Korn); Allgem. Wiener Mediz. Zt. 1908, 99 (E. u. s. Beziehungen z. Krankenpflege); Zs. f. Krankenpflege Jg. 30, 65—70 (H. Cramer)] 23, 118 [Archiv f. Orthopädie Jg. 7, 1—7 (Ritter)].
- Esterle**, Benedikt Ritter von, *Dr.*, ehem. Oberlandesger.-Präs. v. Tirol; * Cavalese 1834; † Seis a. Schlern 22. VIII. — NFP 25. VIII. A.-Bl.
- Estreicher-Rozbierski**, Karl Ritter von, *Dr. phil.*, Hofrat, Dir. d. k. k. Jagellon. Univ.-Bibl. i. Krakau; * Krakau 22. XI. 1827; † das. 30. IX. — HJ 1908, 436; Mitt. d. Österr. Vereins f. Bibliothekswes. Jg. 12, H. 4, 231 (E. Kuntze).
- Eyken**, Heinrich van, Komponist u. Sänger, Lehrer f. Theorie u. Komposition a. d. Hochsch. f. Musik i. Berlin; * Elberfeld 19. VII. 1861; † Berlin 28. VIII. — VZ

29. VIII. M.-A.; T 300 (P); IZ 131, 384; WI 3, 334; NMZ 29, 24, 517 (T. Canstatt m. P); AMZ 1908, 619 (P); Die Musik Nov. 1908, 116 (R. M. Breithaupt).
- Eyre**, Arthur Stanhope, Leiter d. Meteorol. Observat. 1. Ordnung i. Uslar a. Solling i. Hannov.; * Carlton i. England 3. VIII. 1840; † Uslar 14. V. — GK 1909, 330; DRG 31, 88; Meteorol. Zs. 25, 360.
- Faber**, Alexander, Seniorchef d. Magdeburg. Zt; * Magdeburg 9. V. 1844; † Hasserode i. Harz 2. II. — VZ 4. II. M.-A.; Mitt. d. Verl.
- Falk**, Max, *Dr. phil.*, ungar. Politiker u. Publizist, früh. Chefred. d. *Pester Lloyd*, Hauptstütze d. lib. Partei, seit 1869 Mitgl. d. Reichsr. Verf. zahlr. hist. Werke; * Pest 7. X. 1828; † das. 10. IX. — VZ 10. IX. A.-A.; NFP 10. IX. A.-Bl.; T 307 (P); HJ 1908, 436; IZ 131, 483, 506 (Ph. Friedrich m. P); WI 3, 338.
- Farner**, Alfred, Lokal-, Altertümer- u. Geschichtsforscher, Mitgl. d. Zürcher Antiquar. Ges., lange Jahre i. Zürcher Kant.-Rat; * Unter-Stammheim 17. III. 1851; † Stammheim 7. I. — ASG 40, 494/95 (W).
- *Fastenrath**, Johannes, *Dr. phil.*, Hofrat, Dichter u. Schriftsteller; * Remscheid 3. V. 1839; † Köln 16. III. — BJ XIII, 20 (F. Zilcken); VZ 17. III. A.-A.; NFP 22. III. Lit.-Bl. (M. Stona); AZB 1908, Nr. 4 (E. v. Weitra); IZ 130, 531/32 (A. Drossong m. P); HJ 1908, 436; LE 10, 1033; WI 3, 341 (W); KL 1908, 388/89 (W); BR 1, 343; Post, Sonntagsbeil. Nr. 23 (Th. Stromer).
- Fedderson**, Friedrich August, Pastor i. Niebüll, schlesw.-holst. Erzähler; * Schnatebüll, Amt Tondern 26. V. 1838; † Flensburg i. Aug. — T 276 (P); KL 1908, 391 (W); BR 1, 346; AL 1, 174/75 (W).
- Fedderson**, Johannes, Landger.-Rat i. Göttingen, seit 1908 M. d. A.; * Roy b. Tondern 30. IV. 1849; † Göttingen 9. VI. — VZT; HA 1908, 376.
- Feigl**, Ernst, Schauspieler; * Prag 5. VI. 1866; † das. 30. VIII. — NTA 1909, 173.
- *Fell**, Winand, *Dr. theol. et phil.*, Prof. d. Theol. a. d. Univ. Münster, kirchengeschichtl. Schriftst., Mithrsg. d. *Bibl. Studien*; * Aachen 13. XII. 1837; † Münster 5. VII. — BJ XIII, 128 (B. Vandenhoff); VZT; HJ 1908, 437; TJ 28, Abt. 8, 543; Chronik d. Univ. Münster f. 1908/09, 6; WI 3, 346 (W).
- Feller**, Frank, Schweizer Maler, bes. von Schlachtenbildern; † London 9. III. — VZT.
- Felsenthal**, Bernhard, Nestor d. amerik. Rabbiner, schriftst. tätig, 1854 ausgewandert; * Münchweiler, Rheinpfalz 2. I. 1822; † Chicago 12. I. — Allg. Zt. d. Judent. 1908, 128/29 (G. Deutsch).
- Ferenczy**, José, erst Operettensänger, dann Dir. d. Zentraltheaters i. Berlin, Verant. von Ensemble-Gastspielen im Theater d. Westens, i. Lessing-Theater, b. Kroll usw.; * Unghvar b. Tokay 2. II. 1852; † Buenos Aires 27. VII. — VZT; NTA 1909, 171; EG 253.
- Festenberg-Packisch**, August von, Generallt., Chef d. Milit.-Reit Instituts, Ritter d. Eisern. Kreuzes 2. Kl.; * Oberau, Schles. 5. IX. 1849; † Hannover 2. II. — VZ 3. II. A.-A.; IZ 130, 374; MZ 1908, 72.
- *Fiedler**, Joseph Ritter von, Hof- u. Ministerialrat, ehem. Vizedir. d. Haus-, Hof- u. Staatsarchivs zu Wien, Mitgl. d. Wiener Akad. u. d. Böhm. Ges. d. Wiss. zu Prag; * Wittingau 17. V. 1819; † Wien 30. VI. — BJ XIII, 265; HJ 1908, 437.
- Fischbach**, Friedrich, Kunsthist., Ornamenten-, Gewebe- u. Mythen-Forscher, 1883—1889 Dir. d. Kunstgewerbeschule i. St. Gallen; * Aachen 10. II. 1839; † Wiesbaden 12. IX. — NZ 15. IX. M.-A.; T 316 (P); IZ 131, 546; MS 1, 444; KL 1908, 404 (W).
- Fischer**, Oskar, 1896—1907 Bürgermeister von Magdeburg; * Arneburg 27. XI. 1839; † Dresden 17. X. — VZT; OA 1908/09, 374.
- Fischer**, Reinhard von, Württ. General d. Inf. z. D., zul. Kommand. d. 18. Div., Ritter d. Eisern. Kreuzes 2. Kl.; † Degerloch b. Stuttgart 31. X. — VZT; W 45, 1936; MZ 1908, 610; WJ 1908 Nehr.
- Fischer-Manuel**, Karl Ludwig Friedrich von, ehem. österr. Genie-Offizier, Mitgl. d. hist. Vereins d. Kant. Bern, Präs. d. Armenvereins, später d. städt. Armenkommiss. i. Bern; * Bern 11. X. 1823; † das. 14. I. — ASG 40, 495 (W).
- Flassig**, Friedrich Wilhelm, *Dr. theol.* h. c., Rektor d. Priestersem. i. Breslau, Konsistorialrat 1. Instanz., fürstbischöfl. Kommissarius f. d. Revision d. Religionsunterrichts an d. höheren Lehranst., d. Lehrer- u. Lehrerinnen-Seminare u. Präparanden; * Oppersdorf, Kr. Neiße 22. VII. 1841; † Salzbrunn 17. X. — JSG 1908, Nehr., 5/7 (A. Koenig).
- Flor**, Georg Friedrich Heinrich Arnold, Oldenburg. Staatsminist., Justiz- u. Kultusminister a. D.; * Oldenburg i. Gr. 24. IV. 1833; † das. 27. V. — VZ 28. V. M.-A.; T 226 (P).
- Florschütz**, Georg, *Dr. med.*, Sanitätsrat, Prof., bek. durch seine anthropol. Forschungen, bes. i. Limesgebiet; * Königsberg i. Franken 1. II. 1859; † Wiesbaden

9. IX. — W 38, 1636; GK 1909, 331; DRG 31, 39; PBL 521; L 44, 10, 94.
- Foerster**, Ferdinand von, *Dr.*, Landesältest. d. Schweidnitz-Jauerschen Fürstent.-Landschaft, hervorr. tätig auf d. Gebiete d. Selbstverwaltung; * Ob.-Mittlau, Kr. Bunzlau 22. IX. 1867; † das. 6. VIII. — VZT; BTB 1908, 290.
- Franck**, Philipp von, Generalm. a. D., d. älteste Offizier d. preuß. Armee; * auf e. engl. Schiff auf d. Fahrt von Jamaika nach England 30. XI. 1805; † Charlottenburg 15. XI. — T 362 (P); NZ 26. XI. A.-A.; W 47, 2022; MZ 1908, 637.
- Frank**, Julius, *Dr. phil.*, Archivar, d. älteste Mitgl. d. Marie Seebachstiftes i. Weimar, ehem. bek. Spielleiter u. Schauspieler; * Danzig 23. I. 1822; † Weimar 9. IX. — VZ 11. IX. A.-A.; NTA 1909, 173.
- ***Frank**, Julius, Historienmaler; * München 11. IV. 1826; † das. 30. IV. — BJ XIII, 43 (H. Holland); MAZ Jg. 111, Nr. 6; T 199 (P); HJ 1908, 437; Christl. Kunst Juni 1908, Beil. S. 95; MS 1, 473; BMW 1, 320 (W); Kchr 19, 438.
- Frantz**, Adolf, *Dr.*, Prof. d. Staats- u. Kirchenrechts a. d. Univ. Kiel; * Ringleben 14. X. 1851; † Kiel 19. VI. — T 243 (P); HJ 1908, 437; KJ 1909, 633.
- Franz**, Reinhold, *Dr. med.*, Geh. Hofrat, Leibarzt u. Schwager d. Herzogs von Sachsen-Meiningen, Bruder d. morgan. Gemahlin d. Herzogs, d. Freifrau v. Heldburg, langjähr. Kurarzt i. Langenschwalbach; * Naumburg 28. X. 1840; † Kuranst. Neuwittelsbach b. München 13. XII. — W 51, 2194; IZ 131, 1219.
- Frapan-Akunian**, Ilse s. Akunian.
- Frederking**, Hugo, Landmesser u. Steuerinsp. a. D., hess. Dichter u. Romanschriftsteller; * Kassel 23. VII. 1846; † das. 4. IX. — VZ 9. IX. M.-A.; IZ 131, 483; LE 11, 81; KL 1908, 433 (W); BR 1, 379; HJ 1908, 437; HL 22, 267.
- Freinademetz**, Peter von, Provikar von Südschantung, Mitbegr. d. Mission Jentschoufu; * Abter i. Tirol 15. IV. 1852; † Jentschoufu i. Südschantung 27. I. — VZ 8. II. A.-A.; HJ 1908, 437.
- Freund**, Emilie, geb. Bömly, ehem. Schauspielerin, 29 Jahre lang Mitgl. d. Schauspielhauses i. Frankfurt a. M.; * Rothenburg 21. V. 1835; † Dessau 16. II. — NTA 1909, 157.
- Frey**, Ludwig, Vizedirektor d. eidgenöss. Versicherungsamts; † Bern 23. X. i. A. v. 66 J. — W 44, 1892.
- Freytag**, Karl Emil Clemens, *Dr. phil.*, Geh. Reg.-Rat, a. o. Prof. f. spezielle Tierzuchtlehre u. landwirtsch. Rechnungswesen a. d. Univ. Halle, Mitarb. an d. von Alois Koch hrsg. »Encyklopädie d. ges. Tierheilkde. u. Tierzucht«; * Braunschweig 26. IX. 1831; † Halle 27. IX. — Chronik d. Univ. Halle-Wittenberg 1908/09, 12/13.
- Freytag-Loringhoven**, Alexander Frh. von, großherz. sächs. Kammerherr, russ.-deutscher Dichter; * Rio de Janeiro 8. V. 1849; † Weimar 11. IX. — VZ 13. IX. M.-A.; IZ 131, 546; HJ 1908, 437; KL 1908, 442 (W); BR 1, 388; FT 1908, 216, 1909, TL.
- Fricke**, Gustav Adolf, *Dr. theol. et phil.*, Geh. Rat, Prof. d. neuest. Exegese a. d. Univ. Leipzig, Senior d. theol. Fakultät, langjähr. Vors. d. Gustav Adolf-Vereins; * Leipzig 23. VIII. 1822; † das. 30. III. — VZ 30. III. A.-A.; T 170 (P); HJ 1908, 437; WI 3, 384 (W); Allg. Ev.-Luth. Kirchenzt. 1908, 357; TJ 28, Abt. 8, 543; Hartung-Ihmels, Reden v. d. Trauerfeier am 2. IV. 1908 geh., Leipz. 1908; KJ 1909, 632.
- Friedländer**, Benedikt, *Dr. phil.*, naturwiss. u. volkswirtsch. Schriftst.; * Berlin 18. VII. 1866; † Schöneberg 21. VI. — VZT; KL 1908, 447; Staatswiss. Lit.- u. Schriftst.-Kal. 1904, 72/73 (W).
- Friedmann**, Meir, Lektor u. Lehrer d. jüd. Lit., gründl. Kenner u. Kommentator d. jüd. Schrifttums; * i. Mai 1831; † Wien 23. XI. — Allg. Zt. d. Judent. 1908, 583/84 (A. Kaminka).
- Friedrich**, Leo (Pseud.) s. Hermann.
- Fringilla** (Pseud.) s. Schramm-Macdonald, Marie.
- Frühwald**, Ferdinand, *Dr. med.*, a. o. Prof. d. Kinderheilkunde; * Wien 1. X. 1854; † das. 8. II. — LZ 1908, 283; WMW 1908, 366; PBL 563.
- Fuchs**, Adolf, Geh. Rat, seit Jahrzehnten auf d. Gebiete d. Arbeitsnachweises, d. Jugendfürsorge u. d. Gefangenenschutzes tätig; † Karlsruhe 20. X. i. A. v. 75 J. — AF 1908, 482.
- Fuchs**, Wilhelm von, württ. Staatsrat, Vorst. d. Bauabt. d. Generaldirekt. d. württ. Staatseisenbahn, Mitgl. d. Akad. d. Bauwesens i. Berlin; † Stuttgart 8. X. i. A. v. 66 J. — VZ 10. X. A.-A.; DBZ 42, 80; WJ 1908 Nekr.
- Fürstenberg**, M. A. (Pseud.) s. Wundtke, Max.
- Fürstenberg-Stammheim**, Graf Gisbert Egon von, Kgl. Preuß. Kammerh., Schloßhauptm. i. Coblenz, Mitgl. d. Herrenh., Vors. d. Rhein. Prov.-Landt.; * Schloß Stammheim, Rheinprov. 29. III. 1836; † Bonn 28. III. — T 183 (P); GT 1908, 306; HH 1904, 316; HJ 1908, 438.
- Fürstner**, Adolf, Hofmusikalienhändler i. Berlin, Verleger von R. Wagners früheren Werken u. von Komposition. R. Strauß,

- Delibes', Massenets u. Leoncavallo's; * Berlin 2. I. 1835; † Nauheim 7. VII. — VZT; IZ 131, 37; NMZ 29, 18, 400; R 408; HJ 1908, 438.
- Fuhrmann, Max**, Kirchl. Maler; * München 1860; † Pasing b. Münch. 21. V. — Christl. Kunst Juli 1908, Beil., 104.
- Fulsting, Bernhard**, WGOB.-Reg.-Rat, *Dr. iur. et phil. h. c.*, Senatspräs. d. Oberverw.-Gerichts, Autorität auf d. Geb. d. Steuergesetzgebung, Verf. d. bek. Kommentare z. Einkommensteuer-, Erg.-Steuer- u. Gewerbesteuer-Gesetz; * Münster 25. IX. 1841; † Berlin 14. II. — VZ 15. II. A.-A.; IZ 130, 410; DJZ¹⁾ 1908, 295; HJ 1908, 437; KL 1908, 463/64 (W); Staatswiss. Lkt.- u. Schriftst.-Kal. 1904, 74 (W); Preuß. Verwaltungsbl. Jg. 29, 425.
- Furrer, Konrad**, Prof. d. allgem. Religions-Gesch. i. Zürich, hervorr. Kanzelredner, Schriftst., Pfarrer a. St. Peter i. Zürich, Mitgl. d. geschäftsführ. Vorst. d. Dtsch. Palästina-Vereins, guter Kenner d. palästinens. Geogr., Mitgl. d. Zürcher Antiqu. Ges.; * Fluntern 5. XI. 1838; † Zürich 14. IV. — VZ 15. IV. M.-A.; T 187 (P); HJ 1908, 437; KL 1908, 467 (W); WI 3, 402 (W); Zs. d. Dtsch. Paläst.-Vereins 1908 4/5, 49—53 (E. Kautzsch); Protest. Monatsh. Jg. 12, 232 (H. Kesselring, Z. Erinnerung an P. Christ u. K. F.); Protestantenbl. 1908, Nr. 17 (D. Abschiedswort eines sterbenden Pfarrers); ASG Jg. 40, 497/98 (W); TJ 28, Abt. 8, 543; KJ 1909, 633; Schweizer. Reformblätter 1908, Nr. 18.
- Galen, Maximilian Gereon Graf**, *Dr. theol. et phil.*, Weihbischof i. Münster i. W., Tit.-Bischof von Myrina, päpstl. Hausprälat u. Thronassistent; * Münster i. W. 10. X. 1832; † das. 5. XI. — VZ 5. XI. A.-A.; KVZ 8. XI. Beil. 2; W 46, 1980; HJ 1908, 438; GT 1908, 309; TJ 28, Abt. 8, 543.
- Garnier, Otto von**, Generallt. z. D., Ritter d. Eis. Kreuzes 2. Kl., zul. Kommand. d. 17. Kav.-Brig.; * Beatendorf, Kr. Rybnik 18. II. 1830; † Mentone 2. II. — VZ 11. II. M.-A.; IZ 130, 374; MZ 1908, 90.
- Gaspary, I. W.**, Kapellmeister u. Komponist; * Hamburg 2. XII. 1839; † Berlin 28. III. — NTA 1909, 162.
- Gaupp, Robert von**, *Dr. iur.*, württ. Staatsrat a. D., Mitgl. d. Diszipl.-Hofes, langj. Vorst. d. Zentralstelle f. Gewerbe u. Handel, Exz.; * Bissingen 14. VII. 1836; † Stuttgart 30. VIII. — VZ 31. VIII. A.-A.; WJ 1908 Nchr.; OA 1908/09, 431.
- Gebhardt, Ludwig**, Landschaftsmaler; * München 20. VII. 1830; † das. 6. X. — BJ XIII, 41 (H. Holland).
- Gehlen, Albert**, Schauspieler u. Spielleiter a. Stadttheater i. Bremen; * Cöln 24. X. 1874; † München 5. IV. — NTA 1909, 164.
- Gehlsen, Joachim**, 1871—76 Hrsg. d. Berl. Skandalbl. »Dtsch. Reichsglocke«, später Hrsg. d. »Stadtlaternen«; * Tönning 1841; † Charlottenburg 2. II. — VZT; IZ 130, 334; HJ 1908, 438; Al 1, 206.
- Geis, Jakob**, populärer Münch. Volkssänger, Humorist u. Couplettdichter, ehem. Sing-spielhallen-Direktor, »Papa Geis«; * Athen 27. XII. 1840; † München 3. III. — MAZ 5. III. Vorabd.-Bl.; IZ 130, 441.
- Gemmingen Frh. von Massenbach, Hermann**, bayer. Generalm., bis 1905 Kommand. d. 6. Inf.-Reg., auch Militärschriftst.; * München 28. I. 1852; † das. 1. XI. — FT 1908, 491; 1909 TL.
- Genêt, Franz**, Generalm., Insp. d. 1. Pionier-Insp.; * Stettin 15. II. 1848; † Berlin 26. X. — VZT; MZ 1908, 595; OA 1908/09, 440.
- Gerestein, Elise von**, ehem. Schauspielerin; * Hamburg 15. XII. 1829; † Jena 15. VII. — NTA 1909, 170.
- Gerlach, Jakob von**, Geh. Reg.-Rat, Landrat a. D., Präs. d. Berl. Missionsgesellschaft, bek. Kirchenpolitiker (konfess. Gruppe); * Kläden 20. III. 1830; † Berlin 26. XI. — KJ 1909, 635; OA 1908/09, 445.
- Gerlach, Otto**, Leipz. Maler u. Illustrator, Spezialzeichner u. künstler. Mitarb. d. IZ; * Leipzig 3. VIII. 1862; † Teheran 15. VIII. — VZ 21. VIII. M.-A.; IZ 131, 319/20 (N m. P); WI 3, 424.
- *Gersdorff, Hans Otto von**, preuß. Großgrundbes., konserv. M. d. R.; * Bauchwitz i. Posen 10. I. 1864; † das. 17. X. — BJ XIII, 145 (H. Diez); VZ 19. X. A.-A.; IZ 131, 752; RH 1907, 260; HJ 1908, 438.
- Gey-Heinze, Marie**, »ein stilles, feines Talent« in d. Radierkunst, Schülerin von Otto Fischer i. Dresden; † Leipzig 28. III. i. A. v. 27 J. — Kchr 19, 512.
- Ginti, Wilhelm Friedrich**, Prof. d. analyt. Chemie a. d. Dtsch. Techn. Hochsch. i. Prag, Begr. d. chem. Fabrik Außig, Mitgl. d. Herrenh.; * Wien 4. VIII. 1843; † Prag 26. II. — VZ 27. II. M.-A.; IZ 130, 441; Dtsch. Arbeit 7, 6, 399; KL 1908, 503; WI 3, 434; PF 4, 1, 499 (W); BZ 22, 124 [Intern. Mineralquellen-Zt. Jg. 9, Nr. 184; Zs. f. Gewerbehygiene Jg. 15, 114 (Rambousek)].
- Gisi, Martin**, Prof., seit 1874 Lehrer d. französ. Sprache a. d. Kantonsschule i. Solothurn, seit 1883 Kantons-Bibliothekar, Mitgl. d. Allg. Gesch.-forsch. Ges. d. Schweiz u. d. Hist. Ver. d. Kant. Solothurn; * Olten 19. II. 1847; † Solothurn 20. VI. — VZT; LZ 1908, 893; ASG Bd. 40, 499 (W).

¹⁾ = Deutsche Juristen-Zeitung.

- Giżycki**, Paul von, *Dr. phil.*, Schulrat, Stadtschulinspektor i. Berlin, Schriftst., hervorr. durch humanitäres u. sozialpädagog. Wirken; * Schloppe i. Westpr. 22. V. 1856; † Berlin 28. III. — VZ 29. III. M.-A.; KL 1908, 505 (W); WI 3, 435 (W).
- Glaser**, Eduard, *Dr. phil. h. c.*, Afrika- u. Arabien-Forscher, 9 Jahre i. Arabien mit d. Samml. von Inschriften, Ms. u. Sprachproben beschäftigt; * Dtsch. Rust i. Mähren 15. III. 1855; † München 7. V. — VZ 9. V. M.-A., 14. V. M.-A.; T 217 (P); MAZ 1908, 152/53 (H. Grothe, Z. Gedächtnis von E. G.); IZ 130, 1048/49 (F. Hommel m. P); G 93, 388; HJ 1908, 438; GK 1909, 332/33; DRG 30, 423, 472; Dtsch. Arbeit 7, 10, 675/77 (M. Grünert m. P); GA 1908, 161; L 1908, 6, 62; Allg. Zs. d. Judent. 1908, Beil. Nr. 20, 284/86 (N); TJ 28, Abt. 8, 543; BZ 22, 125 [Berl. Tagebl. Beil.: Zeitgeist Nr. 22 (O. Weber)] 23, 148 [Beitr. z. Kenntn. d. Orients Bd. 6, 59—65 (H. Grothe)].
- Glauning**, Hans, Hauptmann in d. Schutztruppe für Kamerun, früher in d. Schutztruppe f. Dtsch. Ost-Afrika, hochverd. um d. Aufnahme d. von ihm betretenen Gebiete; * 29. I. 1869; † Kamerun 5. III. i. einem Gefecht gegen d. Eingeborenen. — GK 1909, 333/34; DKZ 1908, 316, 853; IZ 130, 530.
- Goebel**, Gerhard, *Dr. theol.*, Konsistorialrat, Superintendent u. 1. Domprediger i. Halle a. S.; * Altwied bei Neuwied 30. XII. 1839; † Halle a. S. 5. XI. — KL 1909, 54*, 1908, 511 (W); Pers. Mitt.
- Göhler**, Bernhard, Lehrer, Organist u. Komponist, Dirigent d. Sängerbundes u. Musikvereins i. Valparaiso; † Valparaiso Ende Juli. — VZ 28. VIII. M.-A.; AMZ 1908, 121.
- Gött**, Emil, ein von Tolstoischen Idealen beeinfl. Landwirt, Schriftst. u. Dichter, bek. durch seine Schausp. »Mauserung« u. »Verbotene Früchte«; * Jochtingen i. Kaiserstuhl 13. V. 1864; † Freiburg i. B. 13. IV. — NZ 22. IX. M.-A.; MAZ Jg. 111, Nr. 26; LE 10, 1323; NTA 1909, 164; Dtsch. Christentum Okt. 1909 (K. Hesselbacher, E. G., ein südd. Charakterkopf); HJ 1908, 438; LZ Beil.: Schöne Lit. Nr. 22 u. 23 (Geiger, E. dtsch. Lustspiieldichter); TRU Nr. 229 (W. Wetz, Z. Gedächtnis e. dtsch. Dichters).
- Göttmann**, Karl, Reg.-Rat, Vizedir. d. k. k. Hofbibliothek i. Wien; * Nagy-Banya i. Ungarn 13. I. 1845; † Wien 25. X. — Mitt. d. österr. Ver. f. Bibliothekswes. Jg. 12, H. 4, 288 (O. Doublier); HJ 1908, 439.
- Götz**, Leopold, früh. Reichsratsabg.; * 1839; † Nikolsburg 20. VII. — ÖR 16, 274.
- Götze**, Auguste (Pseud.: A. Weimar), Großh. Sächs. Kammersängerin, Gesanglehrerin u. Mitgl. d. Konservator. i. Leipzig, Dichterin u. Schriftst.; * Weimar 24. II. 1840; † Leipzig 29. IV. — VZ 2. V. M.-A.; IZ 130, 883; HJ 1908, 439; AMZ 130, 386; KL 1908, 529 (W); PY 1, 267/268 (W); NTA 1909, 165; R 473; WI 3, 445 (W).
- Goldbeck**, Maximilian von, Geh. Oberjustizrat, Landgerichtspräs. i. Liegnitz; † Mierschwitz b. Parchwitz 21. VIII. i. A. v. 63 $\frac{3}{4}$ J. — VZ 22. VIII. A.-A., 23. VIII. M.-A.; T 293 (P).
- Golz**, Gustav Adolf von, General d. Inf. z. D., bis 1897 Chef d. Ingenieur- u. Pionier-Corps; * Wittenberg 19. VIII. 1833; † Homburg v. d. H. 19. VII. — 1851 Einj.-Freiw., 1852 Offizier, 1859 Adjutant d. 2. Ing.-Insp., darauf d. Generalinsp. d. Ing.- u. Pionier-Corps, 1866 Hauptm., 1870/71 i. Stabe d. Kriegsministers, 1874 Oberstl. u. Kommand. d. 10. Pionier-Bat., 1877 Kommand. d. Eisenb.-Reg., 1886 Generalm. i. Generalstab, 1888 Chef d. 1. Ing.-Insp., 1890 Generalinsp., 1893 Gen. d. Inf., 1896 geadelt. — T 261 (P); W 30, 1286, 1294 (P); IZ 131, 220; MW 1908, 2405 (Taufel); MZ 1908, 422; HJ 1908, 438; LJ 1908, 512.
- Gombert**, Albert, Prof., *Dr. phil.*, Oberl. a. Kgl. Wilhelms-Gymn. i. Breslau, Schriftst. auf d. Geb. d. Germanistik, bes. d. Wortforschung; * Göritz, Kr. Prenzlau 21. IX. 1839; † Breslau 18. VIII. — JSG 1908 Nekr., 7/8 (Tröger); Zs. f. dtsch. Wortforschung Sept. 1908 (F. Kluge).
- Gorel**, Ludwig (Pseud.) s. Berg, Leo.
- Gottschal**, Wilhelm, Sächs. Hoforganist, Orgelspieler u. Orgelkomponist, Nestor d. Weimarer Musiker, Freund Liszts u. Wagners; * Mechelrode b. Weimar 14. II. 1827; † Weimar 3. V. — VZT; W 24, 1022; NMZ 29, 18, 400; AMZ 1908, 466; R 472.
- Gottwald**, P. Benedikt, Benediktiner, hervorr. Kanzelredner u. Gelehrter, seit 1900 Spiritual d. Dominikanerinnenklosters i. Wilb. St. Gallen, Prof. u. Stiftsbibliothekar, hochverdient um d. Ordnung u. Katalogisierung d. Engelberg. Stiftsbibliothek, d. Klosterbibliothek u. d. Archivs i. Wil; * Offenburg i. Bad. 21. I. 1845; † Wilb. St. Gallen 22. II. — HJ 1908, 439; ASG 40, 495 (W).
- Graba**, Hermann von, seit 1876 Landesrat, von 1895—1907 Landeshauptmann d. Prov. Schleswig-Holstein; * Kiel 17. IX. 1833; † das. 15. VI. — Kieler Zt. 10. u. 11. VIII. 1907 M.-A. (50 jähr. Dienstjubiläum), 20. VI. 1908.
- Greiff**, Wolfgang, Geh. Reg.-Rat u. Senats-

- vors. i. Reichs-Vers.-Amt, auch literar. auf versicherungsrechtl. Gebiete hervorgetreten; † Berlin 18. I. — VZ 20. I. A.-A.
- Greulich**, Richard, *Dr. med.*, Geh. Sanitätsrat, beliebter Arzt; † Berlin 26. V. — VZT; BKW 45, 1, 1079.
- Greve**, Julius, Pastor, Direktor d. theol. Seminars d. luther. Freikirche i. Preußen; † Breslau 28. IV. — VZ 29. IV. A.-A.; Allg. Ev.-Luth. Kirchen-Zt. 1908, 462; TJ 28, Abt. 8, 543; KJ 1909, 633.
- Grobecker**, Anna, geb. Mejo, einst gefeierte Soubrette, Operettensängerin, Vertreterin aller Offenbachschen Heldinnen; * Breslau 27. VII. 1827; † Althofen b. Klagenfurt 26. IX. — VZ 30. X. M.-A.; NFP 30. IX. M.-Bl. (Memor); W 40, 1722; IZ 131, 594; HJ 1908, 439; NTA 1909, 174; EG 352.
- Grohmann**, Paul, hervorr. Alpenforscher u. Hochtourist, Hrsg. von Reisehandbüchern u. Karten, d. letzte d. Begr. d. österr. Alpenvereins; * Wien 12. VI. 1838; † das. 29. VII. — VZT; IZ 131, 220 (N m. P); GK 1909, 335; Mitt. d. Österr. Alpenvereins 10, 133—35; 15, 189 ff. (A. Dreyer); DRG 30, 571; GA 9, 233.
- Grub**, Friedrich, Ökonomierat, Besitzer d. Milchkuranst. a. Viktoriapark i. Berlin, 1887—90 nationallib. M. d. R.; * Stuttgart 19. V. 1833; † Berlin 26. XII. — VZ 30. XII. M.-A.; Hirth, Dtsch. Parlam.-Almanach 16. Ausg., 158; WJ 1908 Nokr.
- Grube**, Wilhelm, a. o. Prof. a. d. Univ. Berlin, ausgez. Sinologe auf linguist., ethnogr. u. kulturhist. Gebiete, vortr. Kenner d. chines. Volkes; * St. Petersburg 17. VIII. 1855; † Berlin-Halensee 2. VII. — VZT; MAZ 1908, 332/33 (A. Forke); IZ 131, 287; G 94, 147; HJ 1908, 439; GK 1909, 335; DRG 31, 136; GA 9, 357; KL 1908, 553 (W); Chronik d. Univ. Berlin Jg. 22, 8.
- Grübel**, Moritz, ehem. Opernsänger; * Reichenbach 13. I. 1819; † Wiesbaden 4. IX. — NTA 1909, 173; EG 359.
- Grützmacher**, Otto, Chef-Red. d. lib. »Neuen Pommerschen Tageblatts« i. Stargard; * Stargard 17. VIII. 1838; † das. 1. IX. — VZ 5. IX. M.-A.; Mitt. d. Red.
- *Grundherr** zu Altenhan u. Weyerhaus, Adolf von, Genremaler; * München 30. IX. 1848; † das. 6. IV. — BJ XIII, 37 (H. Holland).
- *Gschiel**, Jakob, Bildhauer; * Obersalberg i. Steiermark 26. VII. 1821; † Graz 15. I. — BJ XIII, 204 (J. Ranftl).
- Güldenpfennig**, Arnold, Geh. Baurat, Dombaumeister, hervorr. Gothiker, Meister auf d. Gebiete d. Restaurationsarbeiten; * Marburg i. Westf. 13. XII. 1830; † Köln 23. IX. — KVZ 24. IX. Mitt.-A.; HJ 1908, 439.
- Guttmann**, Hermann, *Dr. med.*, Sanitätsrat, Schriftst. auf d. Gebiete d. Turnhygiene u. d. Samariterwesens, Hrsg. d. »Hygien Rundschau« i. Berlin; * Namslau i. Schles. 7. VIII. 1848; † Berlin 21. XI. — VZ 24. XI. A.-A.; KL 1908, 569 (W).
- Haas**, Adolf, Verleger d. »Augsburger Post-Zt.«, Mitbesitzer d. Literar. Instituts von Haas u. Grabherr i. Augsburg, urspr. Rechtsanw., seit 1871 in d. Red. d. »Augsburger Post-Zt.«; * Neuburg a. D. 29. VI. 1844; † Augsburg 4. IX. — HJ 1908, 439; Pers. Mitt.
- Haas**, Johannes, Reichsgerichtsrat, Ritter d. Eisern. Kreuzes 1. Kl.; * Schlötenitz b. Stargard 5. X. 1851; † Leipzig 29. I. — VZ 30. I. M.-A.; IZ 130, 374; MZ 1908, 76; DZL 508.
- Habicht**, Ludwig, populärer Romanschriftst., seit 1881 i. Italien; * Sprottau 23. VII. 1830; † Amalfi Ende Dez. — LE 11, 606; HJ 1908, 439; BR 2, 75; KL 1908, 577 (W).
- Haeflein**, Georg, Violinist, Freund u. Jünger Joachims, lange Jahre 1. Konzertmeister a. Kgl. Theater i. Hannover; * Breslau 17. III. 1848; † Elberfeld 10. II. — VZ 13. II. M.-A.; Mitt. d. Theaters.
- Haenisch**, Karl von, General d. Kav. z. D., Ritter d. Schwarz. Adler-Ordens, Chef d. Ul.-Reg. Nr. 2; * Ratibor i. O.-Schles. 4. I. 1829; † Charlottenburg 5. IX. — 1847 Eintritt i. d. Armee, 1849 Offizier, 1863 Rittm., 1866 Adjutant d. 10. Div., 1866 Major i. Generalst. d. 5. Korps, 1869 i. Kriegsminist., 1870/71 i. St. d. Kriegsministers, Eis. Kreuz 1. Kl. u. Adel, 1872 Kommand. d. Drag.-Reg. Nr. 23, 1874 Chef d. Stabes d. 8. Korps, 1882 Kommand. d. 28. Kav.-Brig., 1883 Direkt. d. Allgem. Kriegs-Dep. i. Kriegsminist., 1888 Kommand. d. Kav.-Div. d. 15. Korps, 1889 Kommand. d. 4. Korps, 1890 General d. Kav., 1897 z. D. — VZ 5. IX. A.-A., 6. IX. M.-A.; W 37, 1592, 1594 (P); IZ 131, 425; HJ 1908, 439; LJ 1908, 512; MZ 1908, 499; DZL 522/23.
- Hagemann**, Robert, WGOber-Post-Rat, zul. Oberpostdir. i. Hannover; † Hannover 19. X. — VZT; OA 1908/09, 525.
- Hagen**, Ernst Richard, *Dr. med.*, Prof. d. Laryngologie a. d. Univ. Leipzig; * Saalfeld 9. X. 1823; † Leipzig 17. VII. — T 260 (P); IZ 131, 194; PBL 678/79 (W); HBL 3, 13/14.
- Haidacher**, Sebastian, *Dr. theol.*, fürsterzbischöfl. Konsistorialrat, Dekan u. Prof. d. Kirchengesch. a. d. theol. Fakultät i. Salzburg, bed. Chrysostomusforscher; * 7. I. 1866; † München 27. VII. — HJ 1908, 439; TJ 28, Abt. 8, 543.

Hallgarten, Charles, Bankier u. Philanthrop, Gründer u. Mitbegr. vieler Wohlfahrts-einrichtungen f. alle Konfessionen, hochherziger Wohltäter seiner jüdischen Glaubensgenossen i. Rußland; * Mainz 18. XI. 1838; † Frankfurt a. M. 19. IV. — FZ 23. IV. 1. M.-Bl. (F. Naumann); T 190 (P); Allg. Zt. d. Judent. 1908, 207, Beil. Nr. 17; IZ 130, 834; AF 1908, 251; HJ 1908, 439; Sozialist. Monatsh. 1908, Bd 2, 643 (P. Kampffmeyer).

Halmhuber, Heinrich, Prof., Lehrer a. d. Stuttg. Baugewerkschule; * Stuttgart 10. IV. 1852; † Königfeld 29. VII. — W 32, 1374; Mitt. d. Baugewerksch.; WJ 1908 Nekr.

Hamm, Julius, Ministerialrat i. Straßburg i. E., früh. Kurator d. Univ.; * Ratingen 24. VI. 1839; † Straßburg i. E. 27. IV. — VZ 29. IV. M.-A.; OA 1908/09, 534.

Hammerstein, Olga Freiin von (Pseud.: O. Martell), Romanschriftst.; * Retzow b. Mirow 11. XII. 1866; † Heringsdorf 8. II. — KL 1909, 54*, 1908, 589; FT 1908, 311.

Hanauer, Karl August, Ehrendomherr, Prof., seit 1882 Archivar u. Bibliothekar d. Stadt Hagenau, vorzügl. Kenner d. alten elsäss. Kulturgeschichte; * Habsheim, Ob.-Els. 20. V. 1828; † Hagenau 23. VIII. — HJ 1908, 439; Mitt. d. Stadtbibl.

Harbordt, Adolf, Dr. med., Sanitätsrat, Chefarzt d. chirurg. Abt. d. Heiligengeistspitals i. Frankfurt a. M., bes. bek. als Gehirnochirurg und Blinddarmoperateur; * Gladenbach b. Gießen 22. X. 1843; † Frankfurt a. M. 27. III. — VZ 28. III. A.-A.; FZ 28. III. 3. M.-Bl.; HBL 3, 52; PBL 686/87.

Harder, Richard Martin Andreas, Geh. Ober-Reg.-Rat, ständ. Hilfsarbeiter i. Reichsamt d. Innern, früh. Kabinetts-Sekr. d. Kaiserin Augusta, dann i. Hofstaat d. Kaiserin Auguste Viktoria, Oberstlt. i. I. G.-L.-Reg.; * Berlin 4. I. 1835; † Potsdam 4. III. — VZ 5. III. A.-A.; MZ 1908, 129; KJ 1909, 632.

Harrach, Maria Theresia Gräfin zu Rohrau u. Thannhausen, geb. Prinzessin von Thurn u. Taxis, Sternkreuzordensdame, Palastdame, letzte Oberhofmeisterin d. Kaiserin Elisabeth; * Prag 7. I. 1856; † Bruck a. d. Leitha 20. VIII. — NFP 20. VIII. A.-Bl.; HJ 1908, 440; HK 1908, 132.

Hartmann, Otto, Mitgl. d. Allgem. Geschichtsforsch. Ges. d. Schweiz, früh. Privat-Doz. d. Gesch. i. Zürich, dann Red. d. Basler Zt., zul. i. Privatleben; * Mühlhausen 14. XI. 1858; † Wil 11. V. — ASG 40, 498 (W).

Biogr. Jahrbuch u. Deutscher Nekrolog. 13. Bd.

Hartwig, Gustav, Baumeister, 1884 national-lib. M. d. R.; * Unkersdorf b. Dresden 15. XII. 1839; † Dresden 25. II. — VZ 26. II. A.-A.; IZ 130, 410; Hirth, Dtsch. Parlam.-Alman. 15. Ausg., 158.

Hasse, Ernst, Dr. phil., Prof. f. Statistik u. Kolonialpolitik a. d. Univ. Leipzig, Direkt. d. Städt. Statist. Amts, 1893—1903 nationallib. M. d. R., Mitbegr. d. i. J. 1878 einsetzenden Kolonial-Bewegung, Vorstandsmitgl. d. dtsch. Kolonialges., Vors. d. Alldeutsch. Verbandes, Gründer u. 1879 bis 1896 auch Vorst. d. Vereins f. Handelsgeogr. u. Kolonialpolitik i. Leipzig; * Leulitz b. Wurzen 14. II. 1846; † Leipzig 12. I. — VZ 13. I. A.-A.; IZ 130, 92 (P); Dtsch. Lehrer-Zt. 1908, 65; AF 1908, 122; Wartburg 1908, 40; DE 1906, 1 (J. Zemmrich m. P); Export 1908, 88; GK 1909, 336; HJ 1908, 440; RH 1898, 191; WI 3, 514 (W); KL 1908, 609; DZL 539/40; Alld. Bl. 1908, 18—20 (Lebenslauf, Bestattung), 26—30 (Trauerkundgebung zu Prof. H.'s Tode), 45—46 (Gedächtnisfeier d. Ortsgr. Leipz.), 49—52 (Trauerfeier d. Alld. Verb. f. Prof. E. H.).

Hauff, August von, vorm. Präs. d. Landger. Heilbronn; † Stuttgart 2. IX. — WJ 1908 Nekr.

Haug, Gottlieb, Württ. Landt.-Abg. seit 1901, Stadtschultheiß; † Langenau 11. I. — WJ 1908 Nekr.

Haverland, Anna, Schauspielerin zul. Mitgl. d. Kgl. Schauspielhauses i. Berlin, Dichterin u. Novellistin; * Berlin 8. I. 1851; † Dresden-Blasewitz 1. VI. — W 23, 980; IZ 130, 1267 (P); HJ 1908, 440; NTA 1909, 168.

Havestadt, Christian, Geh. Baurat, Erbauer d. Teltow-Kanals; * Emmerich 1852; † Berlin-Wilmersdorf 29. XII. — NZ 31. XII. M.-A.; T 1909, 2 (P); Centralbl. d. Bauverw. 1909, Nr. 4 (Teubert).

Hazard, Joseph Nikolas, Prof., Agronom a. d. k. sächs. landwirtsch. Versuchsstation, Sektionsgeologe; † Möckern b. Leipzig 3. VI. — LZ 1908, 828.

Heckel, Emil, Hofmusikalienhändler i. Mannheim, Begr. d. dtsch. Wagner-Vereins, Freund R. Wagners; * 22. V. 1830; † Mannheim 29. III. — VZT; HJ 1908, 440; NMZ 29, 14, 312; AMZ 1908, 297; R. Wagner-Jahrb. Jg. 3, 387—396 (A. Beringer).

Hedde, Friedrich, einer d. dtsch. Führer d. schlesw.-holst. Erhebung; * Rendsburg 11. IX. 1819; † Grand Island City, Nebraska 5. III. — 1848 Mitgl. d. schlesw.-holst. Landesversamml., wanderte 1854 nach Amerika aus, wo er eine angesehene

- Stellung als Rechtsanw. errang. Gründer d. Stadt Grand Island, wo er eine bedeutende Stellung in kommunalen Angelegenheiten hatte; seit 1880 Journalist, d. i. 25. Jg. erscheinende Grand Island Daily Independent ist seine Schöpfung. — Kieler Zt. 10. III. A.-A., 14. III. M.-A. (Schleswig-Holstein i. Amerika), 24. III. M.-A. (N); IZ 130, 499; HJ 1908, 440; DAG Bd. 89, Nr. 1, 5—7 (W. A. Fritsch).
- Hegelmaier**, August von, Württ. Regierungsdirektor, Reichsbevollmächtigter a. D.; † Darmstadt 20. I. — WJ 1908 Nekr.
- Hegenscheldt**, Rudolf, Kommerzienrat, Großindustrieller d. Eisenbranche in Ob.-Schl.; † Gleiwitz 17. II. — VZT.
- Heidmann**, J. H., Chef d. Hamb. Kohlenimportfirma H. W. Heidmann, Beirat d. Statist. Bureaus d. Reichsamts d. Innern, Mitgl. d. Hamb. Handelskammer, Aufsichtsratsmitglied der Hamb. Siemens-Schuckert-Werke, der erste, der 1889/90 mit d. Plan e. Hamb. Vorortbahn in zwei Broschüren an d. Öffentlichkeit trat; * Hamburg 13. V. 1855; † Wiesbaden 30. IV. — JSTG 1909, 101.
- *Heilmayer**, Karl, Landschaftsmaler; * München 5. III. 1836; † das. 18. V. — BJ XIII, 189 (H. Holland).
- Heinemann**, Georg, Direktor d. Deutschen Theaters i. St. Louis, vorzügl. Komiker, seit 1881 in Amerika, wo er nacheinander an den dtsh. Theatern i. New York, Philadelphia, Milwaukee u. Chicago wirkte; * Berlin; † St. Louis 3. II. — VZT; NTA 1909, 156.
- Held**, Franz (Pseud.) s. Herzfeld, Franz.
- Held**, Louis, Generallt. u. Kommand. d. 4. Div., Ritter d. Eisern. Kreuzes 2. Kl.; * Halten i. Westf. 22. XI. 1849; † Bromberg 27. IV. — VZT; WI 3, 537; MZ 1908, 243.
- Held**, Theodor, Dichter, Schriftst. u. Forscher auf musikhist. Gebiete, alter Berlin. 1848er, der 6 Jahre Festungshaft i. Spandau verbüßte; * Halle a. S. 13. VI. 1822; † Eulau i. Böhm. 6. II. — VZT; IZ 130, 374; LE 10, 818; HJ 1908, 440; BR 2, 126.
- *Helldorff-Bedra**, Otto Heinrich von, Landrat a. D., Kammerh., Mitgl. d. Staatsrats u. Herrenh., konserv. M. d. R.; * Schloß Bedra b. Neumark, Bez. Halle 16. VIII. 1833; † das. 11. III. — BJ XIII, 140 (H. Diez); VZ 13. III. M.-A.; IZ 130, 499; HJ 1908, 440; Hirth, Dtsch. Parlam.-Almn. 16. Ausg., 163; DZL 567.
- Heilfeld**, Otto von, Generallt. z. D., Ritter d. Eisern. Kreuzes 2. Kl., zul. Insp. d. 4. Fußart.-Insp., 1889 z. D.; * Apolda 2. VIII. 1827; † Berlin 11. XII. — VZ 13. XII. M.-A.; MZ 1908, 692; DZL 568.
- Hellmann**, Johann, Senatspräs. d. Oberst. Gerichts- u. Kassationshofes i. Wien; * 1836; † Wien 23. XII. — VZT; HJ 1908, 440; ÖR 18, 255.
- Henckel von Donnersmarck**, Graf Hugo, Haupt d. kathol. Linie d. Familie, Großgrundbes. u. Großindustrieller; * Schloß Siemianowitz O./Schles. 31. VII. 1832; † Schloß Brynnek b. Tarnowitz 2. IV. — Schles. Zt. 2. IV. A.-A.; HJ 1908, 440; GT 1908, 368.
- Henke**, Georg, Generalm. z. D., Ritter d. Eisern. Kreuzes 2. Kl., bis 1898 Kommand. d. 78. Inf.-Reg.; * 1843; † Tennelbachthal 18. I. — VZ 22. I. M.-A.; IZ 130, 169; MZ 1908, 48.
- Henning**, Otto, Hrsg. d. Greizer Tagebl., früh. Hofdruckereibes., Ehrenbürger d. Stadt Greiz, Mitgl. d. Gemeinderates u. Landt.-Abg., 1887—90 M. d. R. (Reichspartei); * 27. II. 1833; † Greiz 28. XII. — VZ 28. XII. A.-A.; Hirth, Dtsch. Parlam.-Almn. 16. Ausg., 166.
- *Hennings**, Paul, Prof., Kustos a. Botan. Garten i. Dahlem; * Heide i. Holst. 27. XI. 1841; † Berlin 14. X. — BJ XIII, 101 (E. Roth); GK 1909, 336; IZ 131, 1120; NR 1908, 647 (G. Lindau).
- Herbert**, Otmar, Schauspieler a. d. Koburg-Goth. Hofbühne; * Kesselstadt b. Hanau 22. VIII. 1837; † Koburg 5. V. — VZ 7. X. M.-A.; T 332 (P); NTA 1910, 154; EG 419.
- Hermann**, Julius, k. k. Oberbaurat, Dombaumeister i. Wien, Leiter d. Restaurationsarbeiten a. d. Stephanskirche; * Wien 2. V. 1848; † das. 1. III. — VZT; IZ 130, 441; DBZ 42, 128.
- Hermann**, Leo (Pseud.: Friedrich), Schauspieler a. Hofburgtheater i. Wien, Spielleiter von 1871—1877, später Lehrer am Wiener, dann a. Sternschen Konservatorium i. Berlin; * Wien 6. V. 1842; † das. 2. VIII. — NTA 1909, 172; EG 289.
- Herter**, Erwin, Privatd. f. physiolog. Chemie a. d. Univ. Berlin; * Berlin 21. X. 1849; † das. 9. IV. — VZ 11. IV. M.-A., 12. IV. M.-A.; Chronik d. Univ. Berlin Jg. 22, 8.
- Hertzer**, Hugo Ottomar, Dr. phil., Geh. Reg.-Rat, Prof. d. darst. Geometrie a. d. Techn. Hochsch. i. Berlin, bek. Methodiker d. Zeichenunterrichts; * Aschersleben 10. IV. 1831; † das. 15. XI. — VZ 17. XI. M.-A.; Dtsch. Schule 12, 12, 777; PF 4, 1, 627; KL 1908, 660 (W); Progr. d. Techn. Hochsch. z. Berlin 1909/10, 155—157.
- Herzfeld**, Franz (Pseud: Franz Held), Epen- u. Dramendichter, Stürmer u. Dränger d. jüngsten Deutschlands, Angehöriger d. Dichterkreises, dessen Haupt Arno Holz

- war, seit 1890 i. geistiger Umnachtung;
* Düsseldorf 30. V. 1862; † München
4. II. — VZT; HJ 1908, 441; IZ 130, 374;
LE 10, 886; BR 2, 148.
- Hesch**, Wilhelm, Kammersänger a. d. Wiener
Hofoper, erst i. Prag, später bei Pollini i.
Hamburg, seit 1895 i. Wien; * Elbsteinitz
i. Böhm. 3. VII. 1860; † Wien 4. I. — VZ
4. I. A.-A.; NFP 4. I. A.-Bl.; IZ 130, 105;
HJ 1908, 441; NTA 1909, 154/155; EG
427; NMZ 29, 8, 184.
- Heß**, Oskar, Wirkl. Geh. Kriegsrat i. Kriegs-
minist.; * 1853; † Berlin 13. IV. — VZ
15. IV. M.-A.; OA 1906/07, 489.
- Heuberger**, Antonie, geb. Landes, ehem.
Opernsängerin; * München 22. X. 1835;
† Straßburg i. E. 24. IV. — NTA 1909, 165.
- Hewald**, Max Ernst Frh. von, bek. Luft-
schiffer, Förderer d. Pferde- u. Luftballon-
Sports; * Schöneberg b. Berlin 10. III.
1865; † das. 17. VI. — W 26, 1110, 1116
(P); FT 1908, 328.
- Heydebrand** u. d. Lasa, Wilhelm Viktor von,
Dr. iur., WGRat u. Reg.-Präs. a. D.,
1884—89 M. d. R., 1879—99 M. d. A.;
* Nassadel 26. VIII. 1849; † das. 14. III. —
VZ 16. III. A.-A.; Zs. d. Ver. f. Gesch.
Schlesiens Bd. 43 (N); Hirth, Dtsch. Par-
lam.-Almn. 15. Ausg., 162.
- Hilbeck**, Georg Friedrich Alexander,
früh. Bergwerksdirektor, Vorst.-Mitgl. d.
Knappschaftsgenoss. u. d. allgem. Knapp-
schaftsvereins Bochum, nationallib. M. d. A.
u. ehem. M. d. R.; * Lippstadt i. Westf.
17. XII. 1841; † Dortmund 15. IX. —
VZ 15. IX. A.-A.; HJ 1908, 441; IZ 131,
546; RH 1898, 197.
- Hirschberg**, Alfons, *Dr. med.*, Sanitätsrat;
* Baumgarten, Kr. Frankenstein 19. VI.
1855; † Dtsch. Lissa 27. IX. — JSG 1908
Nekr., 8/9.
- Hirschhorn**, Fritz, Kommerzienrat, Senior-
chef d. Tabakfabrik Julius Hirschhorn,
Mitbegr. u. Vors. d. Dtsch. Tabakvereins;
† Mannheim 3. II. — HJ 1908, 441.
- Hirschmann**, Julie, geb. Langhoff, Jugend-
schriftstellerin; * Berlin 1. II. 1812; † das.
8. VIII. — W 33, 1418; P V 1, 359/60 (W).
- Hirt**, Wilhelm, Rittergutsbes., kons. M. d. A.;
* Cammerau, Kr. Schweidnitz 26. X. 1847;
† das. 20. VI. — VZT; HA 1908, 392.
- Hirzel**, Christoph Heinrich, *Dr. phil.*, früh.
a. o. Prof. d. Chemie a. d. Univ. Leipzig,
ehem. Direktor d. polytechn. Ges., Schweiz.
Konsul; * Zürich 1828; † Leipzig 15. XI. —
VZ 22. XI. M.-A.; LZ 1908, 1571.
- Hirzel**, Heinrich Paul, früh. Pfarrer, später
Präs. d. Stadtschulpflege, lange Jahre
Mitgl. d. Gross. Stadtrates u. d. Kantons-
rates, Mitgl. d. Züricher Antiqu. Ges.;
- * Leipzig 26. IV. 1831; † Zürich 21. VI. —
ASG Jg. 40, 500 (W).
- Hobbling**, Martin, ausgez. Gesangspädagoge,
Dirigent d. Bremer Lehrerengesangsvereins,
Komponist von Liedern u. Chorgesängen;
* Greetsiel i. Ostfriesl. 13. V. 1842; † Bremen
16. III. — AMZ 1908, 272.
- Hochstrasser**, Kandid, Schweiz. Nationalrat;
* 22. XI. 1846; † Willisau 31. XII. —
VZT; HJ 1908, 441.
- Hock**, Jakob Emil, Musikpädagoge i. Prag,
d. letzte d. »Davidsbündler«; * Prag
31. XII. 1823; † das. 26. IX. — VZ 2. X.
M.-A.
- Hönigl**, Dominik, k. Rat, infulierter Abt d.
Stifts Seidenstetten u. Senior d. Äbte d.
Benediktinerordens; * 9. IV. 1833; † Seiden-
stetten 22. IX. — HJ 1908, 441.
- Hoffmann-Dornbusch**, Luise, Schauspielerin;
* 16. V. 1864; † Berlin 19. VIII. — NTA
1909, 172.
- Hohelsel**, Florian, Erzpriester, Mitgl. d.
Zentr. u. d. Hauses d. Abg.; * Dittmanns-
dorf, Kr. Neustadt 3. V. 1847; † Schweid-
nitz 10. V. — VZ 11. V. A.-A., 12. V.
M.-A.; WI 3, 591; HA 1904, 323.
- Holleben**, Ernst Albert Ludwig von, *Dr. iur.*,
Oberlandesger.-Präs. a. D., Kronsyndikus,
Kanzler i. Königr. Preußen, Mitgl. d.
Herrenh.; * Coblenz 15. IV. 1815; † Kassel
25. IV. — BJ XIII, 138 (H. Diez); VZ
25. IV. A.-A.; T 190 (P); IZ 130, 883; HJ
1908, 441; WI 3, 596; HH 1904, 323.
- Holtze**, Friedrich Wilhelm, Prof., Geh. Reg.-
Rat, Ehrenvors. d. Vereins f. Gesch. d.
Mark Brandenburg; * Berlin 30. I. 1820;
† das. 2. VI. — Forsch. z. Brandbg. u.
Preuß. Gesch. Bd. 21, H. 2, S. 1—35
(F. Holtze).
- Holzhausen**, Georg Frh. von, preuß. Kam-
merh., Großgrundbes. i. Bayern u. Öster-
reich, bek. als Bes. d. großen Parks u.
Familienstammgutes »die Öde« i. Norden
v. Frankf. a. M. u. durch seine großen
Jagdfahrten i. Asien u. Afrika; * Frank-
furt a. M. 11. III. 1841; † München 4. III. —
VZ 5. III. M.-A.; IZ 130, 441; HJ 1908,
441; WI 3, 599; FT 1908, 343.
- Homeyer**, Paul, Prof., Organist a. Gewand-
haus i. Leipzig, Meister d. Orgelspiels,
Lehrer a. Konservat. i. Leipzig; * Oste-
rode i. H. 26. X. 1853; † Leipzig 27. VII. —
T 275 (P); W 31, 1330; IZ 131, 241 (A.
Smolian m. P); HJ 1908, 441; WI 3, 600;
NMZ 29, 23, 504; R 582.
- Horny**, Anton, *Dr. theol.*, Prälat, Dom-
dechant zu St. Stephan i. Wien; * 28. IV.
1824; † Wien 12. X. — HJ 1908, 441.
- Hottenroth**, Ernst, Prof., Bildhauer; * Frank-
furt a. M. 1872; † Dresden 27. II. — VZ

29. II. A.-A.; IZ 130, 504 (N m. P); Kchr 19, 324.
- Hude**, Hermann von der, Geh. Baurat; * Lübeck 2. VI. 1830; † Berlin 4. VI. — VZ 5. VI. A.-A.; T 225 (P); W 24, 1022; DBZ 42, 324; MS 2, 212.
- Hübschmann**, Johann Heinrich, Prof. d. vergl. Sprachwiss. a. d. Univ. Straßburg; * Erfurt 1. VII. 1848; † Straßburg 21. I. — IZ 130, 334; HJ 1908, 441; KL 1908, 722 (W); WI 3, 609 (W).
- Hüfner**, Gustav von, *Dr. med. et rer. nat.*, Prof. d. angew. spez. physiolog. Chemie a. d. Univ. Tübingen, Vorst. d. physiolog.-chem. Instituts, Senior d. naturw. Fakultät; * Köstritz 13. V. 1840; † Tübingen 14. III. — VZ 16. III. A.-A.; IZ 130, 583; MMW 55, 1, 916—919 (K. Bürker); WI 3, 609; PF 4, 1, 670 (W); WJ 1908 Nekr.; Hoppe-Seyler's Zs. f. physiolog. Chemie Bd. 58, 1—38 (R. v. Zeynek).
- Hülsen-Haeseler**, Dietrich Graf von, General d. Inf., Generaladjutant Wilhelms II., Chef d. Militär-Kabinetts; * Berlin 13. II. 1852; † Donaueschingen 14. XI. — 1869 Eintritt in d. Armee, 1870/71 Eis. Kreuz 2. Kl., 1878 Premierlt., 1881—82 topogr. Aufnahmen i. d. Umgegend v. Athen, 1882 Hauptm. i. Gr. Generalstabe, 1888 Major, 1889 Flügeladjutant, 1890 z. Dienstleistung b. Militär-Kabinettkommand., 1893 Oberstleutnant, 1894 in d. Grafenstand erhoben u. z. Botschaft i. Wien kommand., 1895 Oberst, 1899 Generalm. u. Chef d. Generalst. d. Gardekörps, Chef d. Militär-Kabinetts, 1902 Generallt., 1906 General d. Inf. — NZ 16. XI. A.-A.; T 362 (P); NFP 17. XI. M.-Bl. (D. Persönlichkeit des Grafen H.-H.); IZ 131, 892 (P); W 47, 2022, 2025 (P); HJ 1908, 441; GT 1908, 404; MZ 1908, 637.
- Huemer**, P. Georg, Musikschriftsteller, seit 1874 Musikdirektor d. Stifts Kremsmünster; * 24. VI. 1837; † Kremsmünster 21. I. — HJ 1908, 441.
- Hueth**, Julius Alexander, Marine-Generalarzt a. D., bis 1894 Chefarzt d. Marinestation d. Ostsee; * Heilsberg, Kr. Königsberg 19. IX. 1833; † Capri 1. I. — VZ 6. I. A.-A.
- Hugo**, Karl von, General d. Inf. z. D.; * Hildesheim 20. XI. 1845; † Berlin-Wilmersdorf 6. XI. — 1865 Eintritt in d. hannov. Armee, 1867 in d. preuß. Armee, 1870/71 Eis. Kreuz 2. Kl., 1870 Premierlt., 1876 Hauptm. i. Gr. Generalstabe, 1884 Major, 1890 Oberstlt. u. Chef d. Generalst. d. 4. Armeekorps, 1893 Oberst, 1896 Generalm., 1902 Gouverneur v. Ulm, 1903 General d. Inf. u. Gen.-Insp. d. Milit.-Erziehungs- u. Bildungswesens, 1906 z. D. — NZ 7. XI. M.-A.; W 46, 1980; MZ 1908, 623.
- Huhn**, Alexander von, Journalist, seit 1890 Mitarb. d. Voss. Zeitung, bes. Feuilletonist, früh. russ. Offizier, dann Publizist i. San Francisco; * Riga 14. V. 1852; † Berlin 25. III. — VZ 26. III. M.-A.
- Jacobi**, Hermann, Ehrenmitgl. d. Mannheimer Hofbühne, Veteran d. Schauspielkunst, Mitbegr. d. Genossenschaft Dtsch. Bühnengehöriger; * Berlin 19. IV. 1840; † Mannheim 6. III. — VZT; IZ 130, 441; NTA 1909, 180; EG 467.
- Jacobsen**, Johann, Rentner, Stifter d. Margarethen-Spende — eines Schrankes, der die verschiedenartigsten Gebrauchsgegenstände für die Krankenpflege enthält — die heute in fast 400 Orten zu finden ist; * Möllmark b. Sörup 7. XI. 1829; † Norderbrarup, Kr. Schleswig 28. III. — Kieler Zt. 30. III. A.-A.; Persönl. Mitt.
- Jacusiel**, Jakob Kaspar (Pseud.: Kaspar Immerwahr), Sanitätsrat, Schulhygieniker, Gründer d. Vereins f. ärztliche Nachhilfe, Verfechter d. freien Ärztwahl, Schriftsteller; * Berlin 21. III. 1849; † das. 20. VIII. — VZT; Allg. Zt. d. Judent. 1908, Beil. Nr. 36.
- Jahn**, Eduard, Kartograph d. k. k. Geolog. Reichsanst. i. Wien; * Römerstadt i. Mähr. 5. V. 1823; † Wien 1. IV. — GK 1909, 337; Verh. d. k. k. Geolog. Reichsanst. 7, 139.
- Jahnke**, Hermann, Schriftsteller, früh. 40 Jahre Volksschullehrer i. Berlin, Biograph Reuters, Hrsg. seiner Werke u. Verf. von Dramatisierungen Reuterscher Werke, Begr. u. Ehrenvors. d. Dtsch. Lehrer-Schriftstellerbundes; * Wintersfelde b. Greifenhagen i. Pomm. 20. IV. 1845; † Pötzscha b. Wehlen i. Dez. — VZT; LE 11, 606; HJ 1908, 442; BR 2, 224; KL 1908, 739 (W).
- Jan**, Hermann Ludwig von (Pseud.: Hermann Ludwig), Prof., Privatgelehrter, elsäss. Kultur- u. Musikhist., Novellist u. Übers.; * Frankfurt a. M. 22. V. 1851; † Kap Pendennis, Scilly-Inseln 13. X. — KL 1909, 55*, 1908, 740 (W); HJ 1908, 442.
- Janecke**, Max, Schauspieler; * Berlin 27. X. 1881; † Dessau 8. IX. — NTA 1909, 173.
- Janke**, Emil, ehem. Württ. Hofschauspieler; * Danzig 22. VI. 1857; † Stralau 25. II. — NTA 1909, 158; EG 829.
- Janssen**, Peter, Prof., Direktor d. Kunstakad. i. Düsseldorf, Mitgl. d. Akad. d. Künste i. Berlin, einer d. hervorr. Maler religiöser Stoffe; * Düsseldorf 12. XII. 1844; † das. 19. II. — VZ 20. II. M.-A., 7. IV.

- M.-A. (Gedenkfeier f. P. J. i. d. Kunstakad.); KVZ 21. II. Mitt.-A.; IZ 130, 351/52 (Drossong m. P); HJ 1908, 442; WI 3, 632; DZL 673; MS 2, 258; Kchr 19, 295; BMW 1, 609/10 (W); Christl. Kunst April 1908, Beil. 71; Kraeger, P. J. z. Gedächtnis. Düsseldorf 1908; Westerm. Monatsh. April 1908, 163 (P); Velh. u. Klas. Monatsh. April 1908, 308 (P); BZ 22, 144 [Christl. Kunstbl. f. Kirche, Schule u. Haus 1908, 186 (P. J.-Feier i. Düsseldorf); Dtsch. Tageszt. Beil.: Zeitfragen Nr. 9; W Nr. 10 (N. Board); Türmer Mai 1908, 265—276 (K. Storck)].
- Jeitteles**, Adalbert, Germanist, früh. Univ.-Bibl.-Vorst. i. Innsbruck; * Wien 20. VIII. 1831; † Graz 28. II. — KL 1909, 55*, 1908, 748; LZ 1908, 386.
- Jensen**, Friedrich Otto Heinrich, Geh. Justizrat, Landgerichtsdirektor i. Aurich; * Kopenhagen 29. VIII. 1819; † Aurich 3. I. — Beim Tode Friedrichs VIII. gehörte er d. Glückstädter Obergericht an u. verweigerte Christian IX. den Eid. Wurde 1864 Leiter d. Innern in d. neu gebildeten schlesw.-holst. Regierung u. einer d. vertrautesten Ratgeber d. Herzogs Friedrich. Später wurde er Mitgl. d. Konstit. Reichst. d. Nordd. Bundes u. d. Dtsch. Reichst. — VZ 8. 1. M.-A.; Kieler Zt. 6. I. A.-A.; IZ 130, 169; HJ 1908, 442; Hirth, Dtsch. Parlam.-Almn. 5. Ausg. 67.
- Immermann**, Ferdinand, *Dr. phil.*, Assist. a. d. Kgl. Biolog. Anst. auf Helgoland, wiss. Hilfsarbeiter f. d. intern. Meeresforschung; † Helgoland 8. X. i. 40. Lebensj. — Mitt. d. Dtsch. Seefischerei-Vereins 1908, 527.
- Immerwahr**, Kaspar (Pseud.) s. Jacusiel, Jakob Kaspar.
- *Inama-Sternegg**, Karl Theodor von, WGRat, Prof., *Dr. d. Staatswiss. u. Dr. iur. h. c.*, Präs. d. k. k. Statist. Zentralkommission i. Wien, Mitgl. d. Herrenh.; * Augsburg 20. I. 1843; † Innsbruck 28. XI. — BJ XIII, 116 (E. Mischler); VZ 1. XII. M.-A.; W 49, 2108, 2114 (P); IZ 131, 1062, 1065 (P); HJ 1908, 441; KL 1908, 756 (W); Zs. f. Volkswirtsch., Sozialpolitik u. Verw. Bd. 17, H. 6; Wiener statist. Monatsschr. N. F. 13, 10; GK 1909, 337; AF 1908, 482; DRG 31, 184; Sitzungsber. d. K. Bayer. Akad. d. Wiss. 1909, 33*; Dtsch. Geschichtsbl. Bd. 10, 107—113 (H. v. Srbik); Vierteljahrsschr. f. Sozial- u. Wirtschaftsgesch. Bd. 7, 167—171 (G. v. Below).
- *Innhausen und Knyphausen**, Edzard Fürst zu, WGRat, Präs. d. Herrenh., M. d. R., Befürworter d. Cumberl.-Nachfolge i. Braunschweig, Gegner d. Polenenteignung; * Hannover 14. XII. 1827; † Lütetsburg 16. I. — BJ XIII, 137 (H. Diez); VZ 16. I. A.-A.; IZ 130, 169; HJ 1908, 442; Mitt. d. Dtsch. Landwirtsch.-Ges. 23, 26; HK 1908, 323; RH 1907, 302, 454 (P); Konserv. Kal. 1909, III (P); WI 3, 619.
- John**, Paul, Geh. Oberjustizrat, bis 1900 Senatspräs. i. Naumburg; † Naumburg 14. VII. i. A. v. 79 J. — VZT.
- Jonak** von Freyenwald, Gustav, k. k. General d. Kav., Insp. d. Landw.-Kav.; * Olmütz 2. XI. 1841; † Wien 24. II. — VZ 24. II. A.-A.; HJ 1908, 442; LJ 1908, 513; Kavallerist. Monatsh. Wien März 1908.
- Jordan**, Friedrich von, Kgl. Bayer. Regierungsdirektor, Vorst. d. Rechnungskammer; † München 24. V. — VZ 26. V. M.-A.
- Isaac**, Rudolf, Stadtrat a. D., früh. Zeitungsverleger, Begr. d. *Neuen Zeit*; † Charlottenburg 30. XII. i. A. v. 78 J. — VZ 31. XII. M.-A.
- Isenbart**, Theodor, Landgerichts-Präs. a. D., Geh. Justiz-Rat; † Kiel 1. VI. — VZ 3. VI. A.-A.
- Isenbart**, Wilhelm, Generalm. z. D., bis 1897 Kommand. d. 71. Inf.-Reg., Ritter d. Eis. Kreuzes 2. Kl.; * Hannover 15. VI. 1843; † Coblenz 30. XI. — VZ 3. XII. M.-A.; MZ 1908, 664.
- Issendorf**, Franz von, Generalm. z. D., bis 1906 Kommand. d. 30. Kav.-Brig., Ritter d. Eis. Kreuzes 2. Kl.; * Verden 15. II. 1851; † Wiesbaden 8. X. — VZ 11. X. M.-A.; MZ 1908, 568.
- Ittenbach**, Max, *Dr. iur. h. c.*, WGRat, Kronsyndikus, Mitgl. d. Herrenh. u. d. Staatsrats, ehem. Generalauditeur d. Armee u. Marine, verdient um d. Reform d. Militärgerichte u. d. Militärstraßprozesses, Ritter d. Eis. Kreuzes 2. Kl.; * Gymnich, Rheinprov. 18. IV. 1831; † Berlin 22. XI. — W 44, 1892, 1900 (P); HJ 1908, 442; MZ 1908, 595.
- Kaiser**, August, Prof. a. d. Landwirtsch. Landesmittelschule i. Oberhermsdorf, Mitglied d. Reichsr., ehem. Vize-Präs. d. Abg.-H.; * Wien 1850; † Jauernig 7. IV. — NFP 8. IV. A.-Bl.; HJ 1908, 442.
- Karsten**, Gustav, Prof. d. dtsch. u. Leiter d. modern-sprachl. Abt. d. Staatsuniversität von Illinois, Begr. d. Journal of English and Germanic Philology; * Petershagenfeld, Westpr. 22. V. 1859; † Urbana, Ill. 28. I. — AZB 1908, Nr. 31; IZ 130, 410; HJ 1908, 443; LE 10, 818; DAG 8, Nr. 2, 64/65.
- Karsten**, Hermann, *Dr. phil.*, früh. Prof. d. Botanik a. d. Univ. Berlin, Durchforscher

- Venezuelas u. Colombias; * Stralsund 4. XI. 1817; † Berlin-Grunewald 13. VII. — VZT; GK 1909, 338; DRG 30, 135/137; PF 4, 1, 1229 (W).
- Katz**, Hermann, Red. d. »Bohemia« i. Prag, Korresp. d. NFP; † Prag 10. XI. i. A. v. 57 J. — VZ 10. XI. A.-A.; LZ 1908, 1539.
- Kauffmann**, Wilhelm, Seniorchef d. Wollenweberei Aktienges. Meyer-Kauffmann i. W., Vors. d. Aufsichtsr. d. Aktienges. Laubaner Tonwerke; * Schweidnitz 31. V. 1838; † Wüstegiersdorf 3. IV. — JSG 1908 Nekr., 9/10.
- Kaufmann**, Fritz von, Rittergutsbes., seit 1898 M. d. R., Hosp. d. Nationallib.; * Steuerwald b. Hildesheim 9. I. 1854; † Linden 17. VII. — VZT; HJ 1908, 443; RH 1907, 300, 493 (P); WI 3, 662.
- Kaufmann**, Richard von, *Dr. iur. et phil.*, Geh. Reg.-Rat, Prof. d. Nationalökonom. a. d. Techn. Hochschule i. Berlin; * Köln 29. III. 1849; † Berlin-Charlottenburg 12. III. — VZ 15. III. M.-A.; HJ 1908, 443; IZ 130, 583; Kchr 19, 344; WI 3, 663.
- Keller**, Kilian, Ökonomierat, früh. nationallib. M. d. R.; * Giebelstadt b. Würzburg 5. IX. 1839; † Würzburg 27. VIII. — VZ 28. VIII. M.-A.; RH 1890, 198.
- Keller**, Philipp, Gutsbes., M. d. R., bei keiner Partei; * Spiesheim i. Hessen 4. IX. 1858; † Steinbockenheim 20. XII. — VZ 22. XII. M.-A.; IZ 131, 1219; HJ 1908, 443; RH 1907, 301, 515 (P).
- Kenkel**, Heinrich, Schauspieler, Hauptm. i. Sezessionskriege; * Versta i. Oldenburg 27. I. 1825; † Milwaukee 10. VI. — DAG 8, H. 3, 127.
- Keppeler**, Friedrich, *Dr. med.*, hervorr. Arzt, Begr. d. operativ. Gynäkologie i. Italien, Gründ. d. Stadtambulanzen z. Besten armer Kranker i. Venedig, Präs. d. deutsch. Kolonie i. Venedig; * Balingen i. Württ. 1841; † Venedig 25. II. — MMW 55, 1, 656; AZB 1908, Nr. 47.
- Ketelhodt**, Robert Frh. von, Sachs.-Cob.-Goth. Geh. Staatsrat u. Minist. d. Hzgl. Hauses a. D.; * Rudolstadt 17. X. 1836; † Gotha 7. VI. — VZ 10. VI. A.-A.; FT 1908, 378.
- Kette**, Hermann, *Dr. iur.*, WGOberreg.-Rat, ehem. Generalkommissions-Präs. i. Kassel, auch als Bühnendichter bek.; * Einwinkel 13. II. 1828; † Steglitz 29. XII. — VZ 2. I. 09 A.-A.; HJ 1908, 443.
- Kettner**, Waldemar, Generallt. z. D., zul. Kommand. d. 83. Inf.-Brig., Ritter d. Eis. Kreuzes 2. Kl.; † Erfurt 17. II. — VZ 20. II. A.-A., 21. II. M.-A.; MZ 1908, 117.
- Kielhorn**, Lorenz Franz, *Dr. h. c.* mehrerer engl. Univ., Prof. a. d. Univ. Göttingen, Sanskritist u. Indologe, korresp. Mitgl. d. Akad. d. Wiss. zu Berlin u. München, Begr. d. »Bombay Sanskrit Series«; * Osnabrück 31. V. 1840; † Göttingen 19. III. — VZ 20. III. M.-A.; HJ 1908, 443; IZ 130, 583; WI 3, 678 (W); Sitzungsber. d. K. Bayer. Akad. d. Wiss. 1909, 32*; Chronik d. Univ. Göttingen f. 1907, 6 (J. Wackernagel); Nachr. d. kgl. Ges. d. Wiss. z. Göttingen. Geschäfl. Mitt. 1908, 63—84 (J. Wackernagel).
- Kietz**, Gustav Adolf, *Dr. phil. h. c.*, früh. Architekt, dann Bildhauer, Lieblingsschüler Ernst Rietschels; * Leipzig 26. III. 1826; † Laubegast b. Dresden 25. VI. — VZT; IZ 131, 99/100 (N m. P); Kchr 19, 511; MS 2, 335; Kietz, Erinnerungen. Dresden 1905.
- Kintzié**, Fritz, Generaldirektor d. Abt. Rote Erde d. Gelsenkirchener Aktiengesellschaft, einer d. energischsten Vorkämpfer f. d. Einführung d. Thomasprozesses i. Deutschland., Vorst.-Mitgl. d. Vereins Dtsch. Eisenhüttenleute u. Mitarb. d. dtsh. Normalprofilbuches f. Walzeisen; * Karlingen i. Luxemburg 19. I. 1852; † Aachen 19. II. — JSTG 1909, 99; DBZ 42, 180.
- Kirchhoff**, Johann Wilhelm Adolf, Geh. Reg.-Rat, *Dr. phil.*, Prof. d. vergl. Sprachwiss. a. d. Univ. Berlin, hervorr. auch in d. Inschriftenkunde u. Kritik d. griech. Schriftsteller, Mitgl. d. Akad. d. Wiss.; * Berlin 6. I. 1826; † das. 27. II. — BJ XIII, 266 (R. Weil); VZ 28. II. M.-A.; HC 29. II. M.-A.; AZB 1908, Nr. 34; IZ 130, 397/398 (W. Bannier m. P); HJ 1908, 443; WI 3, 684 (W); Chronik d. Univ. Berlin Jg. 21, 7.
- Kirchner**, Theodor, *Dr. iur.*, früh. Advokat, dann Kanzlei-Direktor a. d. dtsh. Univ. i. Prag, Verf. belletr. u. wiss. Werke; * Karolinenthal 5. IX. 1862; † Prag 26. I. — Dtsch. Arbeit 7, 5, 328 u. 7, 7, 462/464 (R. Frh. v. Procházka); KL 1908, 818 (W).
- Kiy**, Viktor, Prof., Lit.-Hist. u. Journalist; * Ortelsburg 1. III. 1837; † Elberfeld 1. I. — KL 1909, 55*, 1908, 822.
- Klein**, Max, Prof., Bildhauer; * Göncz i. Ungarn 27. I. 1847; † Berlin-Grunewald 6. IX. — VZ 8. IX. M.-A.; NZ 7. IX. A.-A.; T 303 (P); IZ 131, 425, 462/63 (N m. P); MS 2, 348; Kchr 19, 602; WI 3, 692 (W); Westerm. Monatsh. Nov. 1908, 320 (P).
- Klein**, Wilhelm, WGOberreg.-Rat, *Dr. iur.*, 1882—1905 Landeshauptm. d. Rheinprovinz, Mitgl. d. Herrenh.; * 15. VIII. 1834; † Vianden i. Luxemburg 22. VIII. — VZ 25. VIII. A.-A.; HJ 1908, 443.

- Klemperer**, Felix, Vors. i. Direktorium d. Berl. Maschinenbau-Aktienges., früh. Direktor d. Firma F. Krupp A.-G., Grusonwerke b. Magdeburg; * Prag 11. VI. 1853; † Semmering b. Wien 9. I. — JSTG 1909, 96.
- Klinkhardt**, Robert Julius, Verlagsbuchhändler, Seniorchef d. Firma Julius Klinkhardt; * Leipzig 16. I. 1841; † das. 6. III. — VZ 10. III. M.-A.; IZ 130, 441; HJ 1908, 443.
- Klönne**, August, Fabrikbes. u. Pferdezüchter, Besitzer d. bedeutendst. Gestüts Westfalens i. Unna u. einer Flachrennbahn i. Hoppegarten; * 21. VIII. 1849; † Unna 30. XII. — HJ 1908, 443.
- Kloß**, Karl, Württ. sozialdemokr. Landt.-Abg., früh. M. d. R., Gemeinderat i. Stuttgart; * Berlin 15. IV. 1847; † Hamburg 11. II. — MAZ 13. II. Vorabd.-Bl.; RH 1898, 212; WJ 1908 Nehr.
- Klüber**, Friedrich von, Generalm. z. D., bis 1886 Kommand. d. 23. Drag.-Reg., Ritter d. Eis. Kreuzes 2. Kl.; * Karlsruhe i. B. 9. IV. 1833; † Baden-Baden 23. XII. — VZT; MZ 1909, 7.
- Knaack**, Heinrich, Generalm. z. D., bis 1890 Kommand. d. 13. Feld-Art.-Reg., Ritter d. Eis. Kreuzes 1. Kl., Verf. militär. Humoresken; * Gnesen 9. IX. 1836; † Lausanne 30. VI. — VZT; MZ 1908, 397.
- Knirsch**, Augustin, Direktor d. Stadttheaters zu Steyr; * Reichenberg i. B. 4. VII. 1852; † Steyr 4. I. — NTA 1909, 155.
- Knobelsdorff**, Wilhelm von, Generalm. z. D., bis 1876 Kommand. d. 1. Gren.-Reg., Ritter d. Eis. Kreuzes 2. Kl., einer der bek. Kenner u. Förderer d. herald. Wiss., Historiograph d. Familie von Knobelsdorff; * Pr.-Stargard 26. VII. 1826; † Hannover 25. I. — VZ 28. I. M.-A.; MZ 1908, 61/62.
- Knorr**, Josephine Freiin von, Dichterin; * Wien 16. IV. 1827; † Schl. Stiebar i. Niederösterreich. 30. V. — W 23, 980; HJ 1908, 443; KL 1908, 844 (W); BR 2, 307; PY 1, 439 (W).
- Koch**, Julius Ludwig August, *Dr. med.*, Medizinalrat, ehem. Direktor d. k. Württ. Irrenanst. Zwiefalten; * Laichingen 4. XII. 1841; † Zwiefalten 25. VI. — WJ 1908 Nehr.; OA 1908/09, 774.
- Koeberle**, Justus Adolf, *Dr. theol.*, Prof. f. alttestamentl. Exegese u. jüd. Religionsgesch. a. d. Univ. Rostock, auch auf d. Gebiete d. alten Kulturgesch. schriftst. tätig; * Memmingen i. Bayern 27. VI. 1871; † Rostock 6. II. — VZ 9. II. M.-A.; IZ 130, 334; HJ 1908, 444; WI 3, 711 (W); KL 1908, 846 (W); Jahresber. d. Univ. Rostock 3, 8; Allg. Ev.-Luth. Kirchen-Zt. 1908, 1070/73 (E. Frh. v. d. Goltz), 1095/98, 1120/23 (A. Rehm), 1142/46, 1165/69 (W. Caspari), 1193/99, 1225/27, 1252/54 (Walther); TJ 28, Abt. 8, 544; KJ 1909, 631; Ev. Kirchen-Zt. 1908, Nr. 18 (Wilke, K. als Theologe).
- Körnicker**, Friedrich, *Dr. phil.*, Geh. Reg.-Rat, Prof. a. d. landwirtsch. Akad. Bonn-Poppelsdorf; * Pratau b. Wittenberg 29. I. 1828; † Bonn 16. I. — VZ 19. I. M.-A.; LZ 1908, 143; Mitt. d. Akad.
- Kohn**, Maximilian, *Dr. phil.*, Oberl., Bibliograph, Lit.- u. Kulturhist.; * Posen 15. X. 1847; † Hamburg 21. I. — KL 1909, 55*, 1908, 857 (W).
- Koldewey**, Karl Christian, Geh. Admiralitätsrat, Abteilungsvorst. d. dtsch. Seewarte a. D.; * Bücken, Grafsch. Hoya i. Hannov. 26. X. 1837; † Hamburg 17. V. — VZ 20. V. M.-A.; IZ 130, 1216 (Hesselbarth m. P); G 94, 17; GK 1909, 338/39; DRG 30, 472; WI 3, 725; Dtsch. Geogr. Bl. 31, 141 (M. Lindemann); GZ 14, 411; L 44, 6, 62; GA 9, 161; Zs. f. Schulgeogr. 29, 307/09; Annal. d. Hydrogr. u. Marit. Meteorol. 36, 237 (E. Herrmann u. v. Hasenkampf); Mitt. d. Geogr. Ges. i. Hamburg 23, 299.
- Koller**, Emil, a. o. Prof. d. engl. u. französ. Spr. u. Lit. a. d. Techn. Hochsch. i. Stuttg., Vorst. d. Bibliothek; * Speicher, Schweiz 10. I. 1852; † Stuttgart 10. VII. — JB 4, 74, 7, 136; WJ 1908 Nehr.
- Kopisch**, Karl Gustav, Stadtrat, Stadtl. u. Handelsrichter, Vors. d. Verwaltungsrats d. Breslauer Konsum-Vereins, d. größten derartigen Genoss. auf d. Kontinent, Neffe d. Dichters Aug. Kopisch; * Breslau 2. V. 1830; † das. 28. I. — VZ 28. I. A.-A.; JSG 1908 Nehr., 10/11.
- Koppel**, Artur, Kommerzienrat, Begr. u. Generaldirektor d. nach ihm benannten Aktienges. f. Feld- u. Kleinbahnen i. Berlin; * Dresden 14. III. 1851; † Baden-Baden 12. V. — T 205 (P); Pers. Mitt.
- Kotelmann**, Ludwig, *Dr. med.*, früh. Hamb. Augenarzt, Begr. d. *Zs. f. Schul-Gesundheitspflege; * Demmin i. Pomm. 29. VIII. 1839; † Ilsenburg i. H. i. Aug. — T 280 (P); Zs. f. Schulgesundheitspflege 1908, Nr. 10 (L. Burgerstein).
- *Kotschenreiter**, Hugo, Genremaler; * Hof 6. I. 1854; † München 22. IV. — BJ XIII, 110 (H. Holland); IZ 130, 811 (G. J. Wolff m. P).
- *Kramer**, Josef von, Prof., Bildhauer; * Augsburg 26. V. 1841; † München 28. V. — BJ XIII, 111 (H. Holland); Kchr 19, 490.
- *Krasnopolski**, Horaz, Hofrat, *Dr. iur.*, Prof.

- d. Zivilrechts a. d. dtsh. Univ. Prag;
 * Pistin i. Galizien 5. XI. 1842; † Gmunden
 29. VIII. — BJ XIII, 229 (C. Klatscher);
 VZ 29. VIII. A.-A.; NFP 29. VIII. A.-Bl.;
 T 302 (P); Dtsch. Arbeit 8, 1, 69 u. 8, 4,
 278/82 (Ulbrich m. P); HJ 1908, 444; Jurist.
 Bl. Jg. 37, 427 (E. Lohsing); Allgem.
 Österr. Gerichtsz. 1908, Nr. 42.
- Krasselt**, Alfred, Großh. Weim. Hofkonzert-
 meister, hervorr. Geiger; * Glauchau
 3. VI. 1872; † Weimar 27. IX. — VZ 28.
 IX. A.-A., 29. IX. M.-A.; HJ 1908, 444;
 R 707; DZL 795.
- *Krausel**, Friedrich, k. k. Hofburgschauspieler
 u. Regisseur; * Mannheim 6. IV.
 1839; † Wien 12. II. — BJ XIII, 97
 (Minor); VZ 12. II. A.-A.; IZ 130, 312/313
 (P); HJ 1908, 444; NTA 1909, 157, 7 (P);
 Bühne u. Welt 10, 1, 502 (L. Klinenberger).
- Krause**, Aurel, *Dr. phil.*, Prof., seit 1875 als
 Lehrer d. Naturwiss. a. d. Luisenstädt.
 Oberrealschule i. Berlin, Forschungsreisender
 u. Schriftst.; * Poln.-Konopat, Kr.
 Schwetz i. Westpr. 30. XII. 1848; † Groß-
 Lichterfelde 11. III. — GK 1909, 339;
 GA 9, 186; Dtsch. Geogr. Bl. 31, 143 (E.
 Wolkenhauer).
- Kretschmer**, Edmund, Prof., Dirigent d.
 Vokalchors d. Hofkirche i. Dresden, Kgl.
 Hofkirchen-Komponist, auch Opern-Kom-
 ponist; * Ostritz i. d. Oberlaus. 31. VIII.
 1830; † Dresden 13. IX. — NZ 14. IX.
 A.-A.; T 310 (P); IZ 131, 506 (A. Smolian
 m. P); HJ 1908, 444; NTA 1909, 173;
 NMZ 29, 24, 524; AMZ 1908, 652/53 (P.
 Schweser); R 711; DZL 864; BZ 23, 198
 [Bl. f. Haus- u. Kirchenmusik Jg. 13, 11,
 33—36 (O. Schmid); D. Musik Nov. 1908,
 157—160 (F. A. Geißler); Signale f. d.
 musikal. Welt 1908, Nr. 38 (F. Brandes)].
- Krieg**, Franz, ehem. Opersänger; * Baden-
 Baden 10. V. 1841; † Berlin 20. III. —
 NTA 1909, 162.
- Kries**, Alexander von, Geh. Legationsrat a. D.,
 bis 1907 vortr. Rat i. Ausw. Amt; * Smar-
 zewo 7. V. 1866; † Berlin 19. IV. — VZ
 22. IV. M.-A.; OA 1906, 674.
- Krosigk**, Dedo von, Generalm. z. D., bis 1901
 Kommand. d. 2. Garde-Kav.-Brig., Ritter
 d. Eis. Kreuzes 2. Kl.; * Liegnitz 1. VIII.
 1848; † Potsdam 23. XII. — VZT; MZ
 1909, 7.
- Krüger**, August Hermann, Düsseldorf.
 Landschaftsmaler, bekannter Kunstkennen-
 namentl. auf d. Gebiete d. Theaters;
 * Kottbus 6. X. 1834; † Baden-Baden
 29. V. — VZ 30. V. M.-A.; W 23, 980;
 MS 2, 398.
- Kruse**, Georg, Theaterdirektor, auch Verf.
 von Einaktern u. patriotischen Volks-
 stücken; * Neustrelitz 13. X. 1830; † Berlin-
 Schöneberg 19. XII. — NZ 20. XII. M.-A.;
 IZ 131, 1219; LE 11, 606; NTA 1910, 157
 (N); HJ 1908, 444.
- Küchly**, Peter, Erzpriester, 1890—93 elsäss.
 M. d. R.; * St. Louis, Kant. Pfalzberg
 7. I. 1836; † Saarburg i. April. — VZ 22. IV.
 A.-A.; RH 1893, 196.
- Kühl**, Karsten, bek. Geistlicher, Führer d.
 kirchlich-liberalen Bewegung i. Schleswig-
 Holstein, Begr. d. *Evangel. Gemeinde-
 boten* (Jg. 1. 1880); * Krumstedt, Dith-
 marschen 21. X. 1842; † Nortorf 17. IV. —
 Kieler Zt. 30. X. 1903 M.-A., 22. IV. 1908,
 A.-A.; AL 1, 415.
- Kühn**, Louis, Schauspieler, früh. Mitgl. d.
 Dtsch. Theaters i. Berlin, Nestor d. dtsh.
 Bühne; * Glatz 24. IV. 1816; † Berlin
 10. II. — VZ 12. II. A.-A.; IZ 130, 374;
 NTA 1909, 156; EG 557.
- Kühnschelm**, Josef, Geistl. Rat, Dechant u.
 Pfarrer i. Guntersdorf, Niederösterreich, christ-
 lich-sozial. Reichsr.-Abg.; * 27. VII. 1855;
 † Guntersdorf 11. II. — HJ 1908, 444.
- *Künzli**, Arnold, schweiz. Oberst, seit 1894
 Kommand. d. 4. Armeekorps, langj. Mitgl.
 d. Nationalrats, früh. Führer d. radikal-
 demokr., später d. freis.-demokr. Partei,
 Vertreter d. Schweiz auf d. 1. Haager
 Friedenskonferenz u. bei d. Handels-
 vertrags-Verh. mit Deutschland, Österreich
 u. Italien; * Riken-Murgenthal 20. VI.
 1832; † das. 9. XI. — BJ XIII, 226 (A.
 Frey); VZT; IZ 131, 1003 (N m. P); HJ
 1908, 444.
- Kullak**, Friedrich, Rittm. a. D., Ritterguts-
 bes., Mitgl. d. Herrenh., 1893—1903
 M. d. A.; * Ublik i. Ostpr. 16. VI.
 1855; † das. 12. IX. — VZ 14. IX. A.-A.;
 T 314 (P); HA 1899, 273; HH 1904, 329.
- Kunze**, Fritz, Wgeh. Oberreg.-Rat, früh.
 Oberverwaltungsgerichtsrat, Schriftst. auf
 d. Gebiete d. Verw.- u. Jagd-Rechts,
 Verant. d. Schloßfreiheit-Lotterie; * Kiel
 27. II. 1842; † Berlin 8. IX. — VZ 9. IX.
 M.-A.; W 37, 1592; IZ 131, 484; DJZ
 1908, 1093.
- Kutscher**, Karl Theodor, Generalm. z. D.,
 bis 1885 Kommand. d. 7. Drag.-Reg.,
 Ritter d. Eis. Kreuzes 2. Kl.; † Dresden-
 Loschwitz 18. III. i. A. v. 76 J. — VZ
 21. III. M.-A.; MZ 1908, 174.
- Lacher**, Karl, k. k. Prof., Direktor d. steier-
 märk. kulturhist. Kunstgewerbemuseums
 i. Graz; * Uttenhofen i. Bayern 23. V. 1850;
 † Graz 18. I. — KL 1909, 55*, 1908, 917 (W).
- Ladenburg**, Erich Robert, Privatdoz. d.
 Physik a. d. Univ. Berlin; * Kiel 15. X.
 1878; † Berlin 14. VI. — Chronik d. Univ.
 Berlin Jg. 22, 8; PF 4, 1, 826.

- Lamberg**, Hubert Reichsgraf von, Oberstlandkämmerer u. -jägermeister i. Österreich ob d. Enns, Grande v. Spanien 1. Kl., Magnat v. Ungarn; * 12. VIII. 1848; † Oberndorf 21. XII. — HJ 1908, 445.
- Landau**, Wilhelm Frh. von, *Dr. phil.*, Forschungs-Reisender, eifriger u. opferwilliger Förderer d. Orientforschung, Begr. d. Vorderasiat. Ges.; * Breslau 13. IX. 1848; † Berlin 17. XI. — VZ 19. XI. A.-A.; W 48, 2064; AZB 1908, Nr. 123; Allg. Zt. d. Judent. 1908, Beil. Nr. 48; GK 1909, 341; HJ 1908, 445; FT 1909, 428.
- Lange**, Ernst, Geh. Reg.-Rat, Bürgerm. a. D., Ehrenbürger v. Erfurt; * Suhl 18. III. 1844; † Erfurt 19. X. — VZ 19. X. A.-A.; W 43, 1850; OA 1908/09, 858.
- Lange**, Johannes, Kirchenmaler, früh. Landschafts-, dann Figurenmaler, Schöpfer zahlr. Altarwerke u. Kreuzwegbilder; * Coblenz 25. III. 1823; † Aachen 19. IV. — HJ 1908, 445; BMW 1, 804.
- Langendorff**, Oskar, *Dr. med.*, Prof. d. Physiologie a. d. Univ. Rostock; * Breslau 1. II. 1853; † Rostock 10. V. — VZ 11. V. A.-A.; T 213 (P); Jahresber. d. Univ. Rostock 3, 9; PBL 958 (W).
- Langer**, Edmund, Priester u. Schloßarchivar i. Tetschen, Böhmen, bek. durch seine kirchenmusikal. Schriften; * 3. IV. 1834; † Tetschen 21. IX. — HJ 1908, 445.
- Langguth**, Adolf, *Dr. phil.*, Bibliothekar a. d. Kgl. Bibliothek i. Berlin, Schriftst. auf d. Gebiete d. Pädagogik, d. Lit.-Gesch. u. d. Biographie, Mitarb. d. VZ; * Großgeschwenda, Sa.-Mein. 10. IX. 1851; † Berlin 5. II. — VZ 7. II. A.-A.; IZ 130, 334; LE 10, 818; HJ 1908, 445; JB 7, 136; WI 3, 778 (W); KL 1908, 930 (W).
- Lanner**, Kathi, Ballettmeisterin, ehem. europ. Tanzberühmtheit, Tochter Joseph Lanners; * Wien 1831; † London 15. XI. — NTA 1910, 155.
- Larraß**, Anton, sächs. Generallt. z. D., bis 1892 Kommand. v. Dresden; * Dresden 4. XII. 1832; † das. 30. VII. — VZT; MZ 1908, 447.
- L'Arronge**, Adolph, Dichter, Begr. d. Deutschen Theaters i. Berlin; * Hamburg 8. III. 1838; † Konstanz 25. V. — VZ 25. V. A.-A.; T 215 (P); W 22, 936, 943 (P); IZ 130, 1101 (H. A. Revel, Intimes von u. üb. A. L'Arronge m. P u. Ill.); LE 10, 1324; Hochland Jg. 5, H. 10 (J. Muth); HJ 1908, 445; NTA 1909, 166, 4 (P); KL 1908, 933 (W); BR 2, 381; WI 3, 781 (W); Türmer Juli 1908, 580; Bühne u. Welt 1908, 481—488 (V. Klemperer); LZ, Beil.: D. Schöne Lit. 1908, 73 (H. Land); TRU 1908, Nr. 57 (K. Strecker, L'Arronge als Bühnenleiter).
- Lattre**, Artur von, General d. Inf. z. D., bis 1898 Direktor d. Kriegsakad.; * Berlin 31. I. 1831; † das. 4. IV. — 1851 Eintritt in d. Armee, 1856—59 Kriegsakad., 1859 Premier-Lt., 1859—63 i. Gr. Generalst., 1863 Hauptm., 1866 i. Gr. Hauptquartier, 1867 Major, 1869—70 Milit.-Attaché i. Florenz, 1870/71 Eis. Kreuz 2. Kl., 1871 württ. Kriegsminister, 1873 Chef d. Generalst. d. 5. Armeekorps, 1875 Oberst, 1881 Generalm., Kommand. d. Kadettenschulen, 1886 Generallt. u. Direktor d. Kriegsakad., 1890 General d. Inf. z. D. — VZ 6. IV. A.-A.; MZ 1908, 201; KJ 1909, 632.
- Lechner**, Sigismund Ritter von, Bayer. WG Kriegsrat, zul. vortr. Rat u. Sektions-Vorst. i. Kriegsminist.; * Bollstadt-Karlshof 30. III. 1832; † München 29. VIII. — MW 1908, 3077; OA 1908/09, 870.
- Leinweber**, Heinrich, Düsseldorf. Genremaler; * Fulda 26. IV. 1836; † Düsseldorf 11. II. — VZT; MS 2, 488; BMW 1, 830 (W).
- *Leistikow**, Walter, Landschaftsmaler, der Maler der Mark; * Bromberg 25. X. 1865; † Berlin-Grunewald 25. VII. — BJ XIII, 203 (L. Pietsch); T 267 (P); NFP 17. VIII Nachm. Bl. (Dem Andenken W. L. s); MAZ 1908, 376 (A. G. Hartmann); IZ 131, 194 (L. Corinth m. P), 899/904 (O. Bie m. P u. Ill.); W 31, 1330/31 (P); LE 10, 1881; KW Jg. 21, H. 22, 239; D. Kunst Jg. 9, H. 12 (G. J. Kern); Hochland Jg. 6, H. 11 (U. Klein); HJ 1908, 445; Jahrb. d. bild. Kunst, Berlin 7, 76; Neue Rundsch. 1909, Bd. 1, 149 (E. Heilbut); Kchr 19, 529 (M. Liebermann's Rede am Sarge), 532; MS 2, 488; BMW 1, 831 (W); Nord u. Süd 127, 148 (H. Rosenhagen); WI 3, 796; DZL 858; Westerm. Monatsh. Sept. 1908, 910/911 (P); Sozialist. Monatsh. 1908, Bd. 3, 1235 (A. Plehn); BZ 23, 209 [Berlin. Architekturwelt Jg. 11, 213 (E. Schur); Gegenwart 1908, Nr. 49 (H. Abeking, D. Nachlaß-Ausstellung i. Salon Cassierer); KFA Sept. 1908, 546 (G. J. Kern); Kunst u. Künstler Jg. 6, 443 (L. Corinth); Masken Jg. 4, 85 (P. Landau); TRU 1908, Nr. 179 (H. Rosenhagen)] 24, 176 [Kunst u. Künstler Jg. 7, 168—176 (J. Elias, Zu W. L. s Gedächtnis)]; L. Corinth, W. L. Berlin 1910.
- Leitich**, Albert, Theater- u. Kunstkritiker a. d. *Deutschen Zt. in Wien; * Wien 5. X. 1869; † das. 27. VI. — VZT; IZ 131, 81.
- *Leitner**, Franz Xaver, *Dr. theol.*, Prälat u. Domkapitular, früh. Generalvikar u. Vertrauensmann d. Bischofs von Senestréy; * Bodenwöhr, Bez.-A. Neuenburg (Oberpfalz) 5. I. 1844; † Regensburg 2. VI. — BJ XIII, 155 (Schenz); VZT; HJ 1908, 445.

- Lenz**, Gustav, *Dr. phil.*, Prof. a. Neuen Gymnasium i. Darmstadt, Führer d. dtsh. Schulvereinsbewegung, unermüdl. Förderer u. gewissenhafter Statistiker d. dtsh. Auslandsschulwesen; * Wenings i. Oberhessen 17. XII. 1855; † Gießen 24. I. — VZT; GK 1909, 341/42; Dtsch. Schule i. Auslande 7, 51—56 (H. Amrhein); DE 1908, 81; WI 3, 800 (W).
- Leon**, Raimund Reichsritter von, Österr. Schauspieler, Dramatiker u. Landwirt; * Meran 13. X. 1865; † Obermais b. Meran 25. IV. — VZT; KL 1908, 956 (W); LZ 1908, 636.
- Lepel-Gnitz**, Bruno von, Intendant d. Kgl. Hoftheaters i. Hannover, kgl. preuß. Kammerh.; * Neuendorf 16. VII. 1843; † Berlin 11. VI. — VZ 13. VI. M.-A.; T 228 (P); NTA 1909, 169/170; HJ 1908, 445; WI 3, 803.
- Lessing**, Julius, Geh. Reg.-Rat, *Dr. phil.*, Prof. a. d. Techn. Hochsch., Direktor d. Samml. d. Kunstgewerbe-Museums i. Berlin, hervorr. Kenner d. Kleinkunst, Schriftst.; * Stettin 20. IX. 1843; † Berlin 14. III. — VZ 14. III. A.-A.; IZ 130, 499, 503/4 (N m. P); Allg. Zt. d. Judent. 1908, Beil. Nr. 13; Kchr 19, 344; HJ 1908, 445; KL 1908, 959 (W); WI 3, 805 (W); Westerm. Monatsh. Mai 1908, 309 (P); Dtsch. Kunst u. Dekoration Juni 1908, 199—208 (H. Schmitz); Jahrb. d. Kgl. Preuß. Kunst-samml. Bd. 29, H. 3, I—VI (P. Jessen).
- Leuenberger**, Rudolf, *Dr. iur. h. c.*, Obergerichts-Präs. i. Bern, 1875—1887 Mitgl. d. Nationalrats u. Berichterst. i. staatsrechtl. Angelegenheiten; * Rüderswil i. Emmental 1830; † Bern 18. VIII. — ASG 40, 500 (W).
- Levin**, Ilse s. Frapan-Akunian.
- Levy**, Gustav, *Dr. med.*, Sanitätsrat, Chefarzt i. Bürger-Spital, Präs. d. Israelit. Konsist. i. Straßburg i. E.; † Straßburg 20. I. i. A. v. 73 J. — VZ 21. I. A.-A.
- Levysohn**, Arthur, *Dr. phil.*, ehem. Chefred. d. Berl. Tagebl.; * Grünberg i. Schles. 23. III. 1841; † Meran 11. IV. — VZ 11. IV. A.-A.; LE 10, 1169; Allg. Zt. d. Judent. 1908, Beil. Nr. 16; HJ 1908, 445.
- Levysohn**, Ulrich, seit 24 Jahren Direktor d. Berl. Börsen-Couriers; * Grünberg i. Schles. 22. V. 1846; † Berlin 17. X. — VZ 18. X. M.-A.; IZ 131, 752; HJ 1908, 445.
- Lewinger**, Maximilian, Prof., Kgl. Konzertmeister d. Hofkapelle i. Dresden, Geiger; * Sulków b. Krakau 17. III. 1870; † Dresden 30. VIII. — T 303 (P); AMZ 1908, 620; IZ 131, 444 (N m. P); NTA 1909, 172/3; R 765.
- Leydig**, Franz von, Geh. Mediz.-Rat, bis 1895 Prof. d. Anat. u. Zool. a. d. Univ. Bonn, korresp. Mitgl. d. Akad. d. Wiss.; * Rothenburg o. T. 21. V. 1821; † das. 11. IV. — VZ 15. IV. M.-A.; T 182 (P); IZ 130, 1050 (O. Zacharias m. P); MMW 55, 1, 888, 972/3 (O. Schultze m. P); NR 1908, 347—351 (R. v. Hanstein); Anat. Anz. Bd. 32, 503 (M. Nußbaum); Sitzungsber. d. Niederrh. Ges. 1908 (M. Nußbaum); L 1909, 37 (O. Taschenberg); Chronik d. Univ. Bonn f. 1908, 2—7 (M. Nußbaum); HBL 3, 699; PBL 1003/4 (W).
- Licht**, Hans, *Dr. med.*, Arzt, Zentr.-Mitgl. d. Preuß. H. d. Abg.; * Kesten, Kr. Bernkastel 12. IV. 1861; † 18. X. — VZ 19. X. A.-A.; HA 1908, 405.
- Lichtblau**, Adolf (Pseud.: A. L. Blau), k. Rat, Präs. d. Österr. Fachschriftst.-Verb., Red. d. Brauer- u. Hopfenzt. »Gambrinus«; * Wien 17. V. 1844; † das. 10. V. — KL 1909, 55*, 1908, 964 (W).
- Lichtenberg**, Georg, *Dr. theol. h. c.*, Landeshauptm. d. Prov. Hannover, Mitgl. u. Präs. d. Landessynoden; * Hannover 1852; † das. 21. V. — VZ 23. V. M.-A.; W 22, 936; Allg. Ev.-Luth. Kirchen-Zt. 1908, 534; TJ 28, Abt 3, 544; KJ 1909, 633.
- Lieb**, Hermann, Dtsch.-Amerik. General; * Arenenberg, Schweiz 24. V. 1826; † Chicago 5. III. — 1851 nach New York, 1854 Cincinnati, 1856 Chicago, 1861 Gemeiner i. 8. Illinois-Inf.-Reg., in demselben Jahre Hauptm., 1862 Major, 1863 Oberst. Nach d. Kriege Hrsg. einer dtsh. Zt. i. Springfield, gründete 1870 d. »Deutsch-Amerikaner«, 1879—1885 Vorsteher d. Chicagoer Wasseramts. — DAG 8, 2, 67/69.
- Liebreich**, Matthias Eugen Oskar, *Dr. med. h. c.*, Geh. Mediz.-Rat, Prof. d. Pharmakologie u. Direktor d. pharmakolog. Instituts a. d. Univ. Berlin, Begr. u. Vors. d. Balneolog. Ges., Entd. d. schlaferr. Eigenschaft d. Chloralhydrats; * Königsberg i. Pr. 14. II. 1839; † Berlin 2. VII. — T 246 (P); IZ 131, 55/56 (N m. P); Chronik d. Univ. Berlin Jg. 22, 6/7; D. dtsh. Vorkämpfer Aug.-H. 1908, 23; KL 1908, 967 (W); WI 3, 814 (W); DMW 34, 2, 1558/59 (H. Thomms m. P); BKW 45, 2, 1387/88 (Posner); MR 1908, 341; MMW 55, 2, 1647/48 (E. Saalfeld); PF 4, 1, 887; HBL 3, 707; PBL 1009/10 (P u. W); BZ 23, 211 [Allgem. Mediz. Centralzt. Jg. 77, 431 (Th. Lohnstein); Chemikerzt. Jg. 32, 653 (L. Spiegel); D. Heilkunde 1908, 275; Therap. Monatsh. Bd. 22, 383 (A. Langgaard); Zs. f. ärztl. Fortbildung Jg. 5, 511 (G. Zuelzer); Balneolog. Zt. Jg. 19, 507 (M. Hirsch)] 24, 177 [Berichte d. dtsh.

- chem. Ges. Jg. 41, 4801—5 (A. Langgaard)].
- Liechtenstein**, Rudolf Fürst von u. zu, Herzog von Troppau u. Jägerndorf, General d. Kav., 1. Oberhofmeister d. Kaisers v. Österreich, Geh. Rat u. Kämmerer, erbl. Mitgl. d. Herrenh., eine d. glänzendsten u. liebenswürdigsten Erscheinungen d. Wiener Hoflebens; * Wien 18. IV. 1838; † Mähr.-Kromau 15. XII. — NFP 15. XII. A.-Bl.; T 389 (P); IZ 131, 1219 (P); HJ 1908, 446; HK 1908, 40.
- Lindemann**, Lambert, *Dr. phil.*, Direktor d. Handelsschule i. Osnabrück, tüchtiger Schulmann; * Mettmann, Rheinprov. 28. IV. 1846; † Osnabrück 20. XII. — VZ 21. XII. A.-A.; Pers. Mitt.
- Lindemann**, Moritz, *Dr. phil. h. c.*, langj. Red. d. Dtsch. Geogr. Blätter, hervorr. Schriftst. auf d. Gebiete d. Seefischerei, Ausschußmitgl. d. Dtsch. Seefischerei-Vereins; * Dresden 27. III. 1823; † Bremen 7. VIII. — GK 1909, 342/43; G 94, 275; Dtsch. Geogr. Bl. 31, 246—52; DRG 31, 88; GA 9, 233; GZ 14, 649—52 (W. Wolkenhauer); Mitt. d. Dtsch. Seefischerei-Vereins 1908, 355, 451; L 44, 12, 110.
- Lindemann**, Rudolf, Pfarrer i. Fehrlort, Mitgl. d. Antiqu. Ges. i. Zürich, als d. »Wetterpfarrer«, Verf. d. Witterungsber. u. Prognosen in d. »Volkszt.« sehr populär; * Fahrwangen, Kant. Aargau 11. XI. 1852; † Fehrlort 19. XII. — ASG 40, 501 (W).
- Lindemuth**, Hugo, Gartenbaudirektor, Dozent a. d. Landwirtsch. Hochsch. i. Berlin; * Crawinkel, Prov. Sachsen 17. V. 1846; † Berlin 1. XII. — VZT; Mitt. d. Hochsch.
- Lindenfels**, Gustav Frh. v., k. k. Generalm.; * Augsburg 6. IX. 1829; † Wien 23. III. — FT 1908, 439, 1909 TL.
- Lipowitz**, Alexander, Schauspieler, früh. a. d. Stadttheatern i. Riga, Posen u. Düsseldorf, zul. i. Köln tätig; * Berlin 11. VI. 1866; † das. I. VIII. — NTA 1909, 172.
- Lippe-Biesterfeld**, Leopold Prinz zur, preuß. Generallt. à. l. s. d. Armee; * Oberkassel 12. V. 1846; † Heidelberg 28. I. — VZ 29. I., 1. II. M.-A.; MZ 1908, 67; HJ 1908, 446; HK 1908, 42.
- Lippe-Weißenfeld**, Arnold Graf zur, *Dr. theol.*, Domherr u. päpstl. Geheimkämmerer, fürsterzbischöfl. Konsistorialrat u. Domkapitular; * Ratibofitz 21. VIII. 1842; † Wien 3. X. — W 41, 1766; HJ 1908, 446; HK 1908, 44.
- Lissauer**, Abraham, *Dr. med.*, Geh. Sanitätsrat, Prof., Hygieniker u. Anthropologe, verdient um Anthropologie u. Prähistorie, sowie um d. Entwicklung d. Berl. Anthropol. Ges.; * Berent, Westpr. 29. VIII. 1832; † Berlin 30. IX. — VZ 1. X. M.-A.; G 94, 306; IZ 131, 594; GK 1909, 343; DRG 31, 88; HBL 4, 9; PBL 1017/18 (W).
- Lob**, Otto, Musiklehrer u. Komponist, einer d. fruchtbarsten neueren Komponisten von Studentenliedern (»Filia hospitalis«), lange Zeit Musikdirigent i. Chicago; * Lindlar, Rheinprov.; † Neckargemünd b. Heidelberg 11. IX. — VZ 16. IX. M.-A.; W 38, 1636; HJ 1908, 446.
- Lobkowitz**, Georg Christian Fürst, *Dr. h. c.* d. Univ. u. d. Techn. Hochsch. i. Prag, Mitgl. d. Herrenh. u. Reichsr., Führer d. tschech. Feudalen, 1883—1907 Oberstlandmarschall von Böhmen; * Wien 14. V. 1835; † Prag 21. XII. — VZ 22. XII. M.-A.; NFP 22. XII. M.-Bl.; IZ 131, 1219; HJ 1908, 446; HK 1908, 158.
- Lobkowitz**, Rudolf Ferdinand Prinz, Feldzeugmeister, k. k. Kammerh., Geh. Rat, Mitgl. d. Magnatenhauses; * Frischau b. Znaim 16. VIII. 1840; † Wien 9. IV. — VZ 10. IV. M.-A.; NFP 10. IV. M.-Bl.; MZ 1908, 215; LJ 1908, 516; HJ 1908, 446; WI 3, 829; Peters, Feldzeugmeister Prinz L. E. Gedenkbl. Wien 1908.
- Loë**, Walter Degenhard Frh. von, Generalfeldmarschall u. Generaladjutant d. Kaisers, Mitgl. d. Herrenh., Ritter d. Schw. Adler-Ordens; * Schl. Allner a. d. Sieg 9. IX. 1828; † Bonn 6. VII. — BJ XIII, 129 (H. Diez); T 250 (P); W 28, 1198 (P); IZ 131, 98 (N m. P); MW 1908, 2023 (v. Loos); MZ 1908, 384; LJ 1908, 516; Ü 10, 802 (P); HJ 1908, 446; WI 3, 829; FT 1908, 448; DZL 896.
- Löhmman**, Johann Heinrich, seit 1865 Hauptlehrer a. d. Knabenschule zu St. Johannis i. Flensburg, ausgezeichnete Pädagoge, Verf. vielbenutzter Rechenbücher; * Burg, Süder-Dithmarschen 19. II. 1830; † Flensburg 8. II. — Kieler Zt. 9. u. 11. II. M.-A.; AL Bd. 1, 447/48.
- Loescher**, Fritz, naturwiss. Feuilletonist, Kunstkritiker, Red. d. »Photogr. Mitt.«; * Berlin 28. 8. 1873; † Berlin-Mariendorf 5. VIII. — KL 1909, 55*, 1908, 995 (W).
- Loesewitz**, Friedrich von, Geh. Reg.-Rat, Landesökonomierat, Mitgl. d. Gesamtausschusses d. Dtsch. Landwirtsch.-Ges., 1893—1898 M. d. R. (Reichspartei); * Carlsburg 16. III. 1819; † Lentschow i. Pomm. 20. VI. — VZT; RH 1893, 205; Mitt. d. Dtsch. Landw.-Ges. 23, 303.
- Loew**, Ernst, *Dr. phil.*, Prof. a. Kgl. Realgymn. zu Berlin, Botaniker; * Berlin 23. VII. 1843; † das. 12. VIII. — BJ XIII, 184 (E. Roth); VZ 15. VIII., 19. VIII. M.-A.; NZ 22. VIII. M.-A. (P. Ascherson, Z. Tode E. L.s); W 34, 1460; Bl. f. höher.

- Schulwes. 25, 371; NR 1908, 562—563 (P. Magnus).
- Löwl**, Ferdinand Edler von Lenkenthal, *Dr. phil.*, Prof. d. Geogr. u. Erdkunde a. d. Univ. i. Czernowitz; * Proßnitz i. Mähr. 7. V. 1856; † auf d. Gaisberg b. Salzburg 2. V. — G 94, 147; GK 1909, 343/44; GZ 14, 425—27 (E. Diener); DRG 30, 569—71 (W u. P); Dtsch. Arbeit 7, 11, 742 (Lenz m. W); Verh. d. Geolog. Reichsanst., Wien 1908, 188 (W. Hammer); Mitt. d. Geogr. Ges., Wien 51, 293; Zs. f. Schulgeogr., Wien 29, 277; Mitt. d. Dtsch.-Österr. Alpenvereins 9, 124; GA 9, 137; L 44, 6, 63; PF 4, 1, 906 (W).
- *Loritz**, Joseph, Anh. Kammersänger, Gesanglehrer, Schüler Eugen Guras; * Nittenau 16. IV. 1864; † München 27. XII. — BJ XIII, 61 (A. Frh. v. Mensi); HJ 1908, 446.
- Lorleberg**, Richard, Kgl. Kammervirtuose, vorzügl. Cello-Spieler; * Watterode 9. X. 1848; † Hannover 27. X. — NTA 1910, 156.
- Lotichius**, Eduard, *Dr.*, nationallib. M. d. A.; * St. Goarshausen 11. XI. 1847; † das. 24. V. — VZ 25. V. A.-A.; WI 3, 840; HA 1904, 336 (P).
- *Lucanus**, Hermann von, *Dr. iur. et med. h. c.*, WGRat, Chef d. kais. Zivilkabinetts; * Halberstadt 24. V. 1831; † Potsdam 3. VIII. — BJ XIII, 141 (H. Diez); T 272 (P); W 32, 1374, 1377 (W); Ev.-Kirchl. Anz. 1908, 342; IZ 131, 219 (N m. P); HJ 1908, 446; WI 3, 842.
- Lucca**, Pauline, verw. Baronin von Wallhofen, Preuß. u. Österr. Kammersängerin; * Wien 25. IV. 1835 (?); † das. 28. II. — VZ 29. II. M.-A.; NFP 29. II. M.-Bl., 1. III. M.-Bl.; HC 29. II. A.-A.; IZ 130, 397/98 (A. Smolian m. P); HJ 1908, 446; EG 626; NTA 1909, 158/59 (P); AMZ 1908, 200 (R. Fiege); NMZ 29, 12, 265 (L. Andro); MWB 1908, 264 (L. Andro); R 790.
- Ludowieg**, Julius, Geh. Reg.-Rat, früh. Oberbürgerm. v. Harburg u. M. d. A. (1879 bis 86, 1888—93); * Hitzacker 9. VII. 1830; † Hannover-Waldhausen 12. IX. — VZ 16. IX. M.-A.; T 317 (P); HA 1886, 245.
- Ludwig**, Hermann (Pseud.) s. Jan, Hermann Ludwig von.
- *Lüders**, Hermann, Maler und Zeichner; * Osterwieck b. Halberstadt 25. XI. 1836; † Groß-Lichterfelde 27. XI. — BJ XIII, 198 (L. Pietsch); NZ 30. XI. A.-A.; VZ 6. XII. M.-A.; W 49, 2108; IZ 131, 1062 (F. Dernburg), 1065 (P); HJ 1908, 447; MS 3, 56; Kchr 20, 137.
- Lützow**, Leo Frh. von, gen. von Dorgelow, *Dr. iur.*, Landesdirektor d. Fürstent. Waldeck u. Pyrmont, Kgl. Preuß. Kammerh.; * Görlitz 18. V. 1856; † Arolsen 25. IV. — VZT; FT 1908, 457.
- Mascho**, Adolf Albrecht, Geh. Oberjustizrat, Landgerichtspräs. a. D.; * Flensburg 15. II. 1834; † das. 19. VIII. — VZ 23. VIII. M.-A.
- Magnussen**, Harro, Prof., Bildhauer; * Hamburg 14. V. 1861; † Berlin-Grunewald 3. XI. — T 358 (Zimmermann, Die letzten Werke eines zu früh Dahingegangenen); IZ 131, 846 (N m. P); HC 16. XI. A.-A. (A. Römer, Gespräche mit H. M.); Westerm. Monatsh. Dez. 1908, 475; Schlesw.-Holst. Rundsch. f. Kunst u. Lit. Jg. 3, H. 7 (R. Presber); D. Freie Wort Jg. 8, Nr. 19 (Pietsch); Kchr 20, 68/69; KFA 24, 151/52 (P); MS 3, 78; W 45, 1935/36 (P); D. Magazin Jg. 78, 154 (C. L. Walter); TRU 1908, Nr. 269 (H. v. Moser).
- Malsch**, Gottlob, *Dr. phil.*, Prof., Privatgelehrter, Schriftst. auf d. Geb. d. Theol. u. Gesch.; * Orlach 15. IX. 1825; † Cannstatt 28. III. — KL 1909, 55*, 1908, 1022.
- Makowsky**, Alexander, Prof. d. Geologie a. d. Techn. Hochsch. i. Brünn; * Zittau i. Mähr. 17. XII. 1833; † Brünn 3. XII. — NZ 4. XII. M.-A.; PF 4, 2, 947.
- Maliszewski**, Camillo von, Generalm. z. D., bis 1890 Kommand. d. 110. Gren.-Reg., Ritter d. Eis. Kreuzes 2. Kl.; * Berlin 10. XII. 1836; † Kassel 6. II. — VZ 8. II. M.-A.; IZ 130, 334; MZ 1908, 90.
- Malsburg-Escheberg**, Hans v. d., *Dr. iur.*, WGRat, Vizemarschall d. althess. Ritterschaft, Mitgl. d. Herrenh.; * Escheberg b. Zierenberg 5. VI. 1831; † Kassel 2. II. — VZ 4. II. M.-A.; IZ 130, 334; HJ 1908, 447; HL 22, 59; HH 1904, 332; WI 3, 863.
- Mann**, Friedrich, Hrsg. d. »Dtsch. Blätter f. erziehenden Unterricht« u. d. »Pädagog. Magazins«, Begr. d. »Bibliothek pädag. Klassiker«, Verf. von Schulbüchern; * Langensalza 5. IX. 1834; † das. 3. VI. — KL 1909, 55*, 1908, 1027 (W); Mitt. d. Ges. f. dtsch. Erziehungs- u. Schulgeschichte 18, 3 (Th. Fritzsche); E. v. Sallwürk, F. M. Ein Blatt d. Erinnerung. Langensalza 1909. (Pädagog. Magazin H. 373.)
- Marées**, Walter von, Hauptmann, kommand. z. Ausw. Amt, einer d. ausgezeichnetsten Topographen d. dtsch. Armee, zul. bei d. Ausgrabungen i. Milet u. Didyma tätig, Mitgl. d. Expedition z. Erforschung d. Schlachtfelder Alexanders d. Gr.; * Adlig-Skirbst, Ostpr. 27. IX. 1869; † Berlin 26. II. — VZ 27. II. A.-A.; GK 1909, 344; GA 9, 89; JAW 37, 1909, Bd. 145 A, 43—50 (P. Goessler).

Martina, Aldo, *Dr. med.*, Oberarzt a. d. Kgl. Chirurg. Univ.-Klinik i. Greifswald, von ungewöhnlicher Begabung f. Chirurgie u. wiss. Forschung; * Hasendorf i. Österr. 5. VIII. 1877; † Greifswald 25. IV. noch nicht 31 J. alt. — MMW 55, 1, 999; Mitt. d. Univ.

Massenbach, Edmund Frh., *Dr. med.*, Geh. Mediz.-Rat; * Potsdam 24. VIII. 1828; † Berlin 17. V. — FT 1908, 486, 1909 TL.

Matzat, Heinrich, Direktor d. landwirtsch. Schule i. Weilburg, Schriftst. auf philos., hist., geogr. u. pädagog. Gebiete; * Milchbude b. Klein-Tapiau, Ostpr. 9. I. 1846; † Weilburg a. L. 24. VIII. — VZ 4. IX. M.-A.; KL 1908, 1042 (W); GK 1909, 345; DRG 31, 85/87 (E. Oppermann m. P); GA 9, 265/67 (E. Oppermann); Dtsch. Schule 12, 10, 654; WI 3, 881 (W); IZ 131, 425; Zs. f. Schulgeogr. 30, 10—13.

Maurer, Georg, ehem. Opernsänger; * Obritz 24. II. 1830; † Weimar 5. IV. — NTA 1909, 164.

Maurer, Johann, Kreispostdirektor i. Basel, Verf. von *60 Jahre schweizerischen Postdienstes 1842—1902. Erinnerungsblätter*, Basel 1902; * Zollikon b. Zürich 30. V. 1825; † Basel 6. XI. — ASG 40, 501.

Maurer, Johann Baptist, Domkapitular, seit 1903 Generalvikar i. Bamberg; * 29. VIII. 1851; † Bamberg 14. III. — HJ 1908, 448.

Mayer, Adolf, *Dr. phil.*, Prof. d. Mathem. u. Direktor d. Mathem. Sem. a. d. Univ. Leipzig; * Leipzig 15. II. 1839; † Gries 11. IV. — VZ 15. IV. M.-A.; DZL 941; T 189 (P); WI 3, 884 (W); PF 4, 2, 978 (W); Jahresber. d. dtsch. Mathematiker-Vereinigung Bd. 17, 355—362 (H. Liebmann).

Mayer, August, Generallt. z. D., bis 1901 Präses d. Ing.-Komitees; † Berlin 14. IV. i. 63. Lebensj. — VZ 16. IV. M.-A.; MZ 1908, 229.

Mayr, Johann Georg, fürsterzbisch. Konsistorialrat, Domdechant i. Salzburg; * 30. III. 1830; † Salzburg 19. II. — HJ 1908, 448.

Mecklenburg-Schwerin, Herzogin Johann Albrecht, geb. Prinzessin Elisabeth von Sachsen-Weimar; * Weimar 18. II. 1854; † Schl. Wiligrad i. Mecklbg.-Schw. 10. VII. — T 252 (P); IZ 131, 98 (N m. P); HK 1908, 80; HJ 1908, 436.

Mecklenburg-Strelitz, Herzog Karl Borwin zu; * Neustrelitz 10. X. 1888; † St. Martin b. Metz 25. VIII. — HC 26. VIII. M.-A.; T 294 (P); HJ 1908, 442; HK 1908, 48.

Medem, Rudolf, *Dr. iur.*, Prof., Landger.-Rat a. D., Privatdoz. d. Strafrechtswiss. a. d. Univ. Greifswald; * Marienwerder 17. VI. 1832; † Greifswald 21. VIII. — Chronik d. Univ. Greifswald Jg. 23, 8/9.

Mediz-Pelikan, Emilie, geb. Pelikan, Landschaftsmalerin; * Vöcklabruck i. Oberösterreich. 12. XII. 1861; † Leubnitz b. Dresden 19. III. — VZ 24. III. A.-A.; Kchr 19, 358; Jahrb. d. bild. Kunst, Berlin 7, 74; MS 3, 395; BMW 2, 233 (W); WI 3, 1023; DZL 945.

***Meermann, Arno**, Landschaftsmaler; * Rehden i. Westpr. 17. II. 1829; † Nieder-Thalheim b. Landeck i. Schles. 2. X. — BJ XIII, 112 (H. Holland).

Meilly, Otto Ludwig, *Dr. med.*, Generalarzt a. D., bis 1903 Div.-Arzt d. 11. Div.; * Görlitz 28. X. 1844; † Rostock i. Jan. — JSG 1908 Nekr., 12/13.

Meist, Karl, sozialdemokr. M. d. R. von 1893—95 u. 1903—07; * Köln-Deutz 12. XII. 1856; † Köln i. Febr. — VZ 21. II. M.-A.; RH 1903, 275.

Meltzl, Hugo von, *Dr. phil.*, Prof. d. dtsch. Sprache u. Lit. a. d. Univ. Klausenburg, gewandter Übers. aus 33 Sprachen; * Sächs. Regen 1846; † auf der Heimreise von Italien 20. I. — Karpathen, Jg. 1, H. 11 (J. Szöts m. W).

Mengewein, Karl, Kgl. Musikdirektor, hervorr. Dirigent von Chören, Begr. d. Oratorienvereins i. Berlin, Komponist; * Zaunröden i. Thür. 9. IX. 1852; † Gr.-Lichterfelde 7. IV. — VZ 10. IV. M.-A.; HJ 1908, 448; NMZ 29, 15, 332; AMZ 1908, 336; R 842; KJ 1909, 633; Concordia Jg. 15, 152.

Menke, Friedrich Wilhelm, Mitgl. d. Dtsch.-Amerik. Hist. Ges. von Illinois, Steinhauer; * nahe Herford, Westf. 21. IV. 1832; † Quincy, Ill. 29. III. — DAG 8, 125 (H. Bormann).

Mering, Joseph Frh. von, *Dr. med.*, Geh. Mediz.-Rat, Prof. u. Direktor d. mediz. Univ.-Klinik a. d. Univ. Halle, besond. bed. auf d. Geb. d. experim. Pathologie u. Pharmakologie, hervorr. Diabetesforscher; * Köln 28. II. 1849; † Halle 5. I. — VZ 7. I. M.-A.; IZ 130, 105; DMW 34, 1, 206/7 (A. Schmidt m. P); BKW 45, 1, 178/79 (Frese); MMW 55, 1, 400—402 (N. Zuntz); Med. Klinik 1908, Nr. 5 (E. Harnack); Chronik d. Univ. Halle-Wittenberg 1907/08, 26—28; HBL 4, 211; PBL 1119/20 (P m. W); DZL 952; BZ 22, 189 [Archiv f. Verdauungskrankheiten (usw.) Bd. 14, 1 (J. Boas); Lotos, Bd. 55, 215 (W. Wiechowski); Russ. Mediz. Rundsch. Jg. 6, 123—127; Therap. Rundsch. 1908, 57 (R. Theilemann); Straßb. Mediz. Zt. Jg. 5, 3 (G. Ledderhose)].

Merker, Moritz, Hauptmann i. d. Ostafrik. Schutztruppe, Verf. eines Werkes über *Die Massai*; * Öls i. Schles. 20. XII. 1867; † Muanza i. Dtsch.-Ostafr. 3. II. —

- G 93, 179; GK 1909, 345/46; DKZ 1908, 8, 128, 13, 216 (Sander); DRG 30, 328; GA 9, 65; L 44, 4, 47; Merker, Die Massai. Ethnogr. Monogr. e. ostafr. Semitenvolkes (Biogr. von Sander i. Vorw.).
- Merkt**, Eduard, Wiener Volksdichter; * Wien 20. II. 1852; † das. i. August. — T 295 (P).
- Mermann**, Alfons, *Dr. med.*, Mediz.-Rat, Leiter d. Wöchnerinnen-Asyls i. Mannheim, einer Musteranstalt, die für etwa 20 ähnliche Anstalten i. Deutschland vorbildlich war; † Mannheim 8. III. i. A. v. 55. J. — MMW 55, 1, 776.
- Mersmann**, Felix, WGOberfinanzrat, Provinzial-Steuerdirektor a. D.; † Münster i. W. 23. I. i. A. v. 84. J. — VZ 25. I. M.-A.
- Merz**, Oskar, Musikschriftst., unermüdl. Vorkämpfer für d. Sache R. Wagners, 25 Jahre Musikref. d. »Münch. Neuesten Nachr.«; * St. Gallen 11. IX. 1851; † Zürich 21. X. — VZT; IZ 131, 752; AMZ 1908, 783.
- Metsch**, Franz, ehem. (1865—1905) Chefred. d. Leipz. Ill. Zt.; * Wiedersbach i. Thür. 24. IV. 1834; † Bad Wildungen 13. X. — VZT; IZ 131, 711 (N m. P); HJ 1908, 448.
- Meubrink**, Friedrich, Ober-Verw.-Gerichtsrat, Städtältester v. Berlin; * Berlin 13. VII. 1844; † das. 23. I. — VZ 24. I. A.-A.
- Meves**, Wilhelm, ehem. Hofschauspieler i. Braunschweig; * 6. VI. 1846; † Braunschweig 26. VIII. — NTA 1909, 172; EG 669.
- *Meyer**, Alexander, *Dr. iur.*, Parlamentarier, Schriftst. u. Journalist; * Berlin 22. II. 1832; † Berlin-Friedenau 27. VI. — BJ XIII, 139 (H. Diez); W 27, 1154; IZ 131, 81; HJ 1908, 448; RH 1893, 211.
- Meyer**, Elard Hugo, Prof. f. indogerm. Mythologie i. Freiburg i. B.; * Bremen 6. X. 1837; † Freiburg i. B. 12. II. — VZ 12. II. A.-A., 13. II. M.-A.; AZB 1908, Nr. 26 (F. Kluge); IZ 130, 374; LE 10, 886; DRG 30, 328; HJ 1908, 448; WI 3, 906 (W); DZL 958; Zs. d. Vereins f. Volkskunde 1908, 234—236 (M. Roediger).
- Meyer**, Marie, Schauspielerin, zuletzt (1891 bis 1902) a. Lessing-Theater i. Berlin, hervorr. Darst. von Mutterrollen; † Berlin 16. VII. i. A. v. 67. J. — T 259 (P); NTA 1909, 170/71; EG 672/73.
- Milenz**, Robert, ehem. Opernsänger; * Wien 18. X. 1857; † Münster i. W. 6. V. — NTA 1909, 165.
- Milkau**, Max Friedrich Robert Frh. von, sächs. Generallt. z. D., bis 1905 Kommand. d. 23. Kav.-Brig., Ritter d. Eis. Kreuzes 2. Kl.; * Skassa b. Großenhain 25. VI. 1850; † Gotha 16. VI. — VZT; MZ 1908, 371.
- Mills-Milarta**, Marie von, ehem. Kgl. Preuß. Hofschauspielerin, die 43 Jahre d. Casseler Hoftheater angehörte; * München 19. X. 1832; † Straßburg 17. II. — NTA 1909, 157/58; EG 679; HL 22, 72.
- Mitzlaff**, Alfred von, Generallt. z. D., bis 1906 Chef d. Militär-Reitinstituts i. Hannover, Ritter d. Eis. Kreuzes 2. Kl.; * Vevey, Schweiz 19. IV. 1849; † Potsdam 30. IX. — VZ 1. X. A.-A.; IZ 131, 594; MZ 1908, 541.
- Möblius**, Karl August, *Dr. phil.*, Geh. Reg.-Rat, Prof. d. Zoolog. a. d. Univ. Berlin, Direktor d. Mus. f. Naturkunde, Mitgl. d. Akad. d. Wiss., hervorr. auf d. Gebiete d. biolog. Forschung; * Eilenburg 7. II. 1825; † Berlin 26. IV. — VZ 27. IV. A.-A., 28. IV. M.-A.; T 192 (P); Kieler Zt. 27. IV. A.-A. (N); Hamb. Nachr. 7. II. 05 (R. Hartmeyer, Z. 80. Geburtstage); HC 2. V. M.-Bl. (N); IZ 130, 883, 954 (N m. P); Dtsch. Schule 12, 5, 312; GK 1909, 346; DRG 30, 516/18 (W. Wolkenhauer); Monatsh. f. d. naturwiss. Unterr. aller Schulgattungen 2, 10 (C. Matzdorff, Z. Erinnerung an K. M.); Mitt. d. Dtsch. Seefischerei-Vereins 1908, 269/70; KL 1908, 1096 (W); WI 3, 921 (W); Chronik d. Univ. Berlin 22, 7; NR 1908, 361—363, 373—375 (R. v. Hanstein); BZ 23, 233 [Wiener klin. Rundsch. Jg. 22, 614, 631, 647 (K. C. Schneider, Gedanken von K. A. M.); Intern. entomol. Zs. Jg. 2, 137 (O. Prochnow, M.s' ästhet. Betrachtg. d. Tiere)].
- Möcke**, Hans, Operetten-Sänger; * Nieder-Lubie 6. IX. 1866; † Buch 31. VII. — NTA 1909, 171.
- *Mönckeberg**, Johann Georg, *Dr. iur.*, präs. Bürgermeister v. Hamburg; * Hamburg 22. VIII. 1839; † das. 27. III. — BJ XIII, 130 (H. Diez); HC 27. III. A.-A.; Hamb. Nachr. 27. III. A.-A. (N), 27. III. 2. M.-A., 30. III. A.-A. (Beisetzung); IZ 130, 576/78 (K. Hesselbarth m. P); Mitt. d. Geogr. Ges. i. Hamb. 23, 1. (L. Friederichsen); GK 1909, 346; DRG 30, 472; GZ 14, 283; WI 3, 923; DZL 981.
- Mörsel**, Ferdinand, Kapitän u. Hafenmeister a. D., langj. Lotse von Tschimulpo, einer d. eifrigsten u. geschätztesten Mitarb. d. Dtsch. Seewarte, für die er wertvolle u. sehr gewissenhafte meteorolog. Beobachtungen lieferte, Verf. von »General Information on the Approaches to Chemulpo Harbour and Navigation on the Han Kang«; * Danzig 9. IV. 1844; † Tsingtau 20. V. — Annalen d. Hydrogr. 36, 420; GK 1909, 346.
- Mohr**, Franz, *Dr. med.*, bayer. Gen.-Arzt 1. Kl., zul. Korpsarzt d. 1. Bayer. Armee-korps; * Würzburg 7. IV. 1830; † München 15. VI. — MW 1908, 2135; OA 1908/09, 1013.

- Montecuccoli-Laderchi**, Maximilian Graf, Haupt d. Hauses, österr. Geh. Rat u. Kämmerer, Mitgl. d. Herrenh., Präsidentstellvertr. d. Staatsschulden-Kontrollkommission, Gouverneur d. österr. Länderbank; * 14. IX. 1840; † Hofgastein 17. IX. — HJ 1908, 449.
- Moser**, James, *Dr. phil.*, Privatdoz. d. Physik a. d. Univ. Wien; * Berlin 11. III. 1852; † Semmering 23. IX. — NFP 24. IX. M.-Bl.; VZ 29. IX. M.-A.
- Moser**, Ottilie, ehem. Leiterin d. Kurtheaters i. Marienbad, Gattin d. Direktors Karl Moser; * Barmen 8. VII. 1837; † Linz 20. II. — NTA 1909, 158.
- Mracek**, Franz, Hofrat, Prof. d. Med. a. d. Univ. Wien, Primärarzt a. d. k. k. Krankenanst. Rudolfstiftung, hervorr. Syphilis-Forscher; * Beneschau 1. IV. 1848; † Wien 8. IV. — NFP 9. IV. M.-Bl.; VZ 17. IV. M.-A.; IZ 130, 834; MMW 55, 1, 832; WI 3, 936 (W); HBL 4, 297; PBL 1166.
- Mühl**, Otto, Amtsger.-Rat a. D., Bürgerm. a. D., Ehrenbürger v. Breslau; * Breslau 11. XII. 1841; † das. 28. XII. — VZT; OA 1908/09, 1026.
- Müller**, Eduard, Reichsgerichtsrat, früh. bad. Oberlandesger.-Rat; * Herischried i. Bad. 24. IX. 1854; † Leipzig 4. IX. — VZ 6. IX. M.-A.; T 307 (P); IZ 131, 484; Recht 12, Nr. 18 (Förtsch).
- Müller**, Franz Joseph, Stadtschultheiß a. D., 1879—1881 M. d. R.; † Ehingen a. D. 26. V. — WJ 1908 Nekr.
- *Müller**, Georg, Historiker; * Obervorholzen, B. A. Rottenburg i. Niederbayern 30. V. 1838; † Schierling, B. A. Mallersdorf i. Niederbayern 5. X. — BJ XIII, 244 (A. Dreyer).
- *Müller**, Hermann von, Generallt. z. D., bedeut. Militärschriftst.; * Bründel b. Dernburg i. Anh. 2. VII. 1832; † Berlin 9. I. — BJ XIII, 175 (B. Rathgen); VZ 9. I. A.-A., 10. I. M.-A.; IZ 130, 169; MW 1908, 159; MZ 1908, 34; LJ 1908, 517.
- Müller**, Hugo, Landesdirektor a. D. d. Prov. Hannover; † Hannover 17. IV. i. A. v. 78 J. — VZ 21. IV. A.-A.
- Müller**, Otto, Großindustrieller, Geh. Kommerz.-Rat, Ehrenbürger v. Görlitz, Stifter d. Volkslesehalle das.; * Chemnitz 23. IV. 1863; † Görlitz 26. IV. — VZ 27. IV. A.-A.; AF 1908, 251; WI 3, 945.
- Müller-Hartung**, Karl, Geh. Hofrat, Prof., ehem. Hofkapellm., langj. Direktor einer bek. Musik- u. Orchester-Schule i. Weimar, seit 1903 i. Charlottenburg lebend, Komponist von Orgelsonaten, Männer- u. liturg. Chören, Motetten u. Liedern, Musik-schriftst., Freund v. Liszt u. Bülow, urspr. Theologe; * Stadt Sulza 19. V. 1834; † Charlottenburg 11. VI. — VZT; IZ 131, 81; HJ 1908, 449; NTA 1909, 169; NMZ 29, 19, 413 (O. Urbach m. P); AMZ 1908, 515; R 896.
- Münzer**, Georg, *Dr. phil.*, Musik-schriftst., Romandichter u. Komponist; * Breslau 4. IX. 1866; † Berlin 23. IV. — VZ 25. IV. M.-A.; LE 10, 1248; NMZ 29, 16, 352; AMZ 1908, 368; R 896; HJ 1908, 449; KL 1908, 1132 (W).
- Musinan**, Ludwig Ritter von, Generallt. z. D., zul. Kommand. d. 1. Feld-Art.-Brig.; * Mitterfels b. Bogen 5. II. 1826; † München 21. V. — VZ 23. V. M.-A.; T 213 (P).
- Nagel**, Karl, Kammervirtuose i. Weimar, einer d. bedeutendst. Violinspieler Deutschlands, letzter d. Joachim-Kömpel-Quartetts; * 23. X. 1844; † Weimar 11. I. — VZ 14. I. M.-A.; AMZ 1908, 80; HJ 1908, 449.
- Nayhauf-Cormons**, Julius Caesar Graf, Landesältest. d. Schweidnitz-Jauerschen Fürstent.-Landschaft, 1874—1887 M. d. R. (Zentr.); * Schloß Bladen 3. VIII. 1821; † Warmbrunn 5. V. — VZ 5. V. A.-A.; IZ 130, 1086; HJ 1908, 449; Hirth, Dtsch. Parlam.-Almn. 15. Ausg., 194.
- *Nebe**, Karl, Großh. Bad. Kammersänger, seit 1900 Mitgl. d. Kgl. Opernhauses i. Berlin; * Braunschweig 3. X. 1858; † Berlin 7. II. — BJ XIII, 272 (E. Kilian); VZ 8. II. A.-A.; IZ 130, 334; NMZ 29, 10, 228; NTA 1909, 156; HJ 1908, 449; EG 711; WI 3, 960.
- Nelde**, Emil, Bildhauer, Porträt- u. Figurenmaler, Lehrer a. d. Kunst-Akad. zu Königsberg, schuf haupts. mytholog. Genrebilder u. sensationelle Effekstücke (am bekanntesten: *Die Lebensmüden*); * Königsberg i. Pr. 28. XII. 1842; † das. 30. IV. — VZ 2. V. M.-A.; IZ 130, 1086; HJ 1908, 449; MS 3, 294; BMW 2, 134 (W); WI 3, 961.
- Neubarth**, Friedrich Eduard, Landwirt, freikons. M. d. R. u. M. d. A.; * Wünschendorf, Kr. Merseburg 21. V. 1833; † Lauchstädt 1. IV. — VZ 2. IV. M.-A.; HA 1882, 265.
- Neumann**, Otto Wilib., *Dr. med.*, Geh. Sanitätsrat, bek. aus d. Pückler-Prozeß; * Sieradz 17. XI. 1831; † Glogau 8. X. — VZ 8. X. A.-A.; W 42, 1808; OA 1908/09, 1066.
- Neumann**, Salomon, *Dr. med.*, Sanitätsrat, verdient um d. öffentl. Gesundheitspflege d. Stadt Berlin, einer d. Begr. u. Kurator d. Zentralanst. f. d. Wissenschaft d. Judentums; * Pyritz 22. X. 1819; † Berlin 20. IX. — VZ 22. IX. M.-A.; Statist. Jahrb. d. Stadt Berlin Jg. 31, Vorw. (N); Allg. Zt.

- d. Judent. 1908, 459/60 (N), 519/524 (H. Cohn, Rede b. d. Gedächtnisfeier d. Lehranst. f. d. Wiss. d. Judent.); AF 1908, 370; MR 1908, 473, 477; PBL 1203.
- Neumann, Stephan**, Pädagoge, Gelehrter u. Organisator von Ruf, Direktor d. Viktoria-Schule i. Danzig, die unter seiner Leitung sich zu einer d. größten i. Deutschland entwickelt hat. Mitbegr. u. langj. Vors. d. Preuß. Ver. d. öffentl. höher. Mädchenschulen, nahm 1906 a. d. v. Kultusminist. einberufenen Konferenz z. Reform d. höheren Mädchenschulen teil; * Kulm, Westpr. 24. I. 1841; † Danzig 31. V. — Bl. f. höher. Schulwes. Jg. 25, 246.
- Nickel, Johann Heinrich Josef**, früh. Vize-Bürgerm. v. Hanau, 1882—1884 freis. M. d. A.; * 5. XI. 1829; † Hanau 13. XI. — VZ 16. XI. A.-A.; HA 1882, 265.
- Nickisch-Roseneck, Kurt von**, Generallt. z. D., bis 1893 Kommand. d. 28. Kav.-Brig., dann bis 1898 Hofmarsch. d. Prinzen Friedrich Leopold, Ritter d. Eis. Kreuzes 2. Kl.; * Herrnstadt 29. XII. 1844; † Kunnersdorf b. Hirschberg 16. VII. — VZT; MW 1908, 3509.
- *Nicolai, Friedrich**, Großh. Bad. Geh. Oberfinanzrat; * Karlsruhe 3. IV. 1861; † das. 21. X. — BJ XIII, 15 (O. Ellstätter).
- Niedhammer, Joseph**, Sem.-Lehrer a. D., Domkapellmeister i. Speier, Orgelvirtuose u. Komponist vieler Messen u. eines Kaiserrequiems; * Wachenheim 8. III. 1851; † Speier 29. VI. — HJ 1908, 449; OA 1908/09, 1072.
- Niehr, Friedrich**, Kammermusiker i. Neustrelitz; * Dresden 8. III. 1841; † Neustrelitz 15. IX. — NTA 1909, 174.
- Niethammer, Albert**, Geh. Kommerzienrat, Dr. ing. h. c., Chef d. Papierfabrik *Kübler u. Niethammer & Co., Ehrenvors. d. Ver. Dtsch. Papierfabrikanten, 1881—1884 u. 1887 bis 1890 nationallib. M. d. R.; * Reichenberg, Württbg. 29. IX. 1833; † Krielsheim b. Waldheim 17. IV. — VZ 21. IV. A.-A.; IZ 130, 834; AF 1908, 125 (N), 251; HJ 1908, 449; WJ 1908 Nekr.; Hirth, Dtsch. Parlam.-Almn. 15. Ausg., 198; WI 3, 973; DZL 1025.
- *Noll, Fritz**, Prof. d. Botanik u. Direktor d. Botan. Instituts a. d. Univ. Halle; * Frankfurt a. M. 27. VIII. 1858; † Halle 20. VI. — BJ XIII, 185 (E. Roth); W 26, 1110; IZ 131, 81; KL 1908, 1167; WI 3, 978; Chronik d. Univ. Halle 1908/09, 8—10; Sitzungsber. d. Niederrh. Ges. f. Natur- u. Heilkunde v. 6. VII. 1908; NR 1908, 501—503 (M. Koernicke); Berichte d. Dtsch. Botan. Ges. Jg. 1908, Bd. 26*, 77.
- Nollet, Julius**, Schauspieler u. Spielleiter a. Kleinen Theater zu Berlin; * Hannover 29. III. 1861; † Berlin 1. VI. — NTA 1909, 168; W 23, 980; WI 3, 979.
- Noltsch, Wenzel Ottokar**, Prof., Historien- u. Porträtmaler, humorvoller Dichter u. Erzähler; * Wien 28. II. 1835; † Innsbruck 30. X. — LE 11, 381; HJ 1908, 450; MS Nachtr., 222; KL 1909, 58*, 1908, 1168 (W).
- Nordheim, Jakob**, Hamb. Großkaufmann, bekannt durch seine philanthropischen Bestrebungen i. Dienste d. öffentl. Wohltätigkeit; * Memmelsdorf b. Bamberg 1. X. 1825; † Hamburg 26. XI. — HC 1. X. 1905, M.-A. (Ein Hamb. Wohltäter. Z. 80. Geburtstag J. N.s), 27. XI. 1908, A.-A.
- Nowina von Axt, Franz**, Generalm. z. D., bis 1907 Kommand. d. Truppen-Übungs-Platzes Döberitz, Ritter d. Eis. Kreuzes 2. Kl.; * Nauen, Brandbg. 13. X. 1852; † Hanau 21. II. — VZ 23. II. M.-A.; IZ 130, 410; MZ 1908, 117/118; WI 3, 982.
- Oehme, Oskar Ferdinand**, Dr. iur., Geh. Justizrat u. Notar, Vorst. d. Anwaltskammer d. Kgl. Sächs. Ober-Landesgerichts; † Leipzig 19. VIII. — Jurist. Wochenschr. 1908, 617.
- *Oeri, Johann Jakob**, Dr. phil., Prof. a. Gymn. i. Basel; * Lausen, Kt. Baselland 24. VI. 1844; † Basel 2. IV. — BJ XIII, 166 (H. Schollenberger); VZ 2. IV. A.-A., 7. IV. M.-A.; ASG 40, 497 (W).
- Oesfeld, Adalbert von**, Generalm. z. D., bis 1894 Kommand. von Graudenz, Ritter d. Eis. Kreuzes 2. Kl.; * Beuthen 8. X. 1838; † Berlin-Wilmersdorf 11. VII. — T 255 (P); MZ 1908, 397.
- Offermann, Karl Frh. von**, Dr. iur., k. k. Kommerzienrat, kais. dtsch. Konsul, Groß-industrieller u. Fabrikbes.; * Brünn 8. I. 1850; † Baden b. Wien 30. VI. — ÖR 16, 145; FT 1909, 568.
- Olbrich, Joseph Maria**, Prof., Architekt, bekannter Führer d. Darmstädter Künstlerkolonie, Erbauer d. Ausstellungs-Gebäudes i. Darmstadt u. d. Hauptbahnhofes i. Basel, auch hervorr. tätig auf d. Gebiete d. Kleinkunst; * Troppau 22. XII. 1867; † Düsseldorf 8. VIII. — VZ 10. VIII. A.-A.; T 278 (P), 280 (W. Fred. Über den toten Baumeister O.); HC 19. VIII. M.-A. (H. Bethge); MAZ 1908, 417 (J. Baum); IZ 131, 263 (A. Müller m. P); KW 21, 23 (Avenarius); DBZ 42, 456 (O. Wagner); Velh. u. Klas. Monatsh. Okt. 1909, 201 (L. Nachtlicht); HL 22, 232/33; Jahrb. d. bild. Kunst. Berlin 7, 76; HJ 1908, 450; MS Nachtr., 224; H. Bahr, Buch d. Jugend, Wien 1909 (enthält: *J. Olbrich); Sozialist. Monatsh. 1908, Bd. 3, 1247;

- BZ 23, 251 [D. Architekt Jg. 14, 161 (O. Wagner); D. Baumeister Jg. 6, Beil., 133 (E. Schur); Neudtsch. Bauzt. 1908, 257 (A. Lehmann); Blaubuch 1908, Nr. 34 (H. Pudor); Gegenwart 1908, Nr. 40 (H. Bethge); Innendekoration Jg. 18, 298; Dekorative Kunst Okt. 1908, 55; Dtsch. Kunst u. Dekoration Sept. 1908, Anh. (A. Koch); Kunstgewerbebl. N. F. Jg. 19, 234 (H. Pudor); Masken Jg. 4, 15 (C. R. Vincentz); Nord u. Süd Nov. 1908, 339—344 (H. Bahr); Werkkunst Jg. 3, 353 (O. Schulze); TRU 1908, Nr. 187 (H. Schliepmann); Neudtsch. Bauzt. 1908, Beibl. Nr. 92 (Gerstner, O.-Ausstellung i. Darmstadt) 24, 208 [Schweizer. Bauzt. Bd. 53, 313 (W. Schäfer, O.s letztes Werk, Warenhaus Tietz i. Düsseldorf); Kunstgewerbebl. N. F. Jg. 20, 101—113 (J. A. Lux); Neue Revue 1908, Nr. 21 (R. Schwerdtfeger, D. letztes Werk O.s); Zs. d. österr. Ingenieur- u. Architektenvereins Jg. 61, Nr. 23 (F. v. Feldegg, O., s. Leben u. s. Wirken)] 25, 221 [Schweizer. Bauzt. Bd. 54, Nr. 24 (W. Schäfer); D. Rheinlande Jg. 9, 233 (W. Schäfer)].
- Olszewski**, Eugen von, Generalm. a. D., bis 1878 Kommand. d. 53. Inf.-Reg., Ritter d. Eis. Kreuzes 1. Kl.; * Königsberg i. Pr. 22. VI. 1826; † Wiesbaden 8. VII. — T 259 (P); MZ 1908, 397.
- Olzem**, Fritz, Landgerichts-Rat a. D., 1888 bis 1898 M. d. A.; * 22. V. 1846; † Bonn 16. VIII. — VZ 19. VIII. A.-A.; HA 1894, 287.
- Oppert**, Hermann Friedrich, 1. Pfarrer d. luther. Gemeinde i. Cassel, früh. Rektor d. Bürgertöchter Schule I; * Oberkaufungen 30. X. 1841; † Cassel 22. V. — HL 22, 163, 259/262, 276/78, 289/90 (Schantz).
- Oppert**, Gustav, *Dr. phil.*, Prof., Privatdoz. f. d. dravidischen Sprachen a. d. Univ. Berlin, verdierter Sanskritist u. Indologe, 21 Jahre Prof. i. Madras; * Hamburg 30. VII. 1836; † Berlin 16. III. — VZ 17. III. A.-A.; IZ 130, 583; G 93, 260; GK 1909, 348; DRG 30, 378; GA 9, 137; Allg. Zt. d. Judent. 1908, Beil. Nr. 12; HJ 1908, 450; WI 3, 999 (W); Chronik d. Univ. Berlin 21, 7.
- Osann**, Artur, *Dr. iur.*, Geh. Justizrat, Rechtsanwalt i. Darmstadt, 1890—1898 national-lib. M. d. R. u. M. d. hess. Landt.; * Gießen 4. XI. 1829; † Darmstadt 30. IX. — VZ 30. IX. A.-A.; T 323 (P); IZ 131, 594 (P); HL 22, 296; HJ 1908, 450; RH 1893, 217.
- Oslander**, Emilie, hervorr. i. Dienste d. Berlin. Stadtmission; * Stuttgart 11. VI. 1835; † Berlin 12. I. — Reformation 1908, Biogr. Jahrbuch u. Deutscher Nekrolog. 13. Bd. Nr. 5 (D. Schwartzkopf); Ev.-Kirchl. Anzeiger 1908, 63; KJ 1909, 631.
- Paalzow**, Karl Adolf, Geh. Reg.-Rat, *Dr. phil.* u. *ing.*, bis 1904 Prof. d. Experim.-Physik a. d. Techn. Hochsch. u. a. d. Kriegsakad. i. Berlin, Mitgl. d. Kurat. d. Physik.-Techn. Reichsanst.; * Rathenow 5. VIII. 1823; † Charlottenburg 2. I. — VZ 3. I. M.-A.; IZ 130, 105; PF 4, 2, 1107 (W); Progr. d. Techn. Hochsch. z. Berlin 1908/09, 152—154.
- Pabst**, Wilhelm, *Dr. phil.*, Prof. u. Oberl. a. Gymn. i. Gotha, Kustos d. naturwiss. Samml. d. Mus. i. Gotha, Schriftst. auf d. Gebiete d. Meteorologie, Petrographie u. Paläontologie; * Gotha 30. VIII. 1856; † das. 22. IX. — GK 1909, 348/49; Progr. d. Gymn. Ernestinum, Gotha 1909, 25 f.; KL 1908, 1201 (W).
- Pach**, Oskar (Pseud.) s. Prochaska.
- Papendick**, Gustav Adolf, Prof., bedeut. Musikpädagoge, langj. Lehrer a. Mohrschen Konservatorium; † Berlin 24. V. i. A. v. 70 J. — VZT; W 22, 936, 25, 1099 (P).
- *Paulsen**, Friedrich, *Dr. phil.*, Prof. d. Philos. a. d. Univ. Berlin; * Langenhorn, Kr. Husum 16. VII. 1846; † Berlin-Steglitz 14. VIII. — BJ XIII, 244 (Th. Lorenz); VZ 15. VIII. A.-A.; NZ 16. VIII. M.-A. (Th. Kappstein, Ein Kranz auf F. P.s Grab); T 284 (K. Francke, An F. P.s Grab. Gedicht m. P); HC 17. VIII. A.-A.; NFP 17. VIII. Nachm.-Bl. (W. Jerusalem), 15. VIII. 1909 M.-Bl. (Th. Lorenz, F. P.s Jugenderinnerungen); KVZ 21. VIII. M.-A., 31. VIII. M.-A. (V. Eschbach); MAZ 1908, 438 (W. Rein); IZ 131, 320 (N m. P); HJ 1908, 450; Intern. Wochenschr. 1910, 25 (D. Schäfer); DZL 1073; Chronik d. Univ. Berlin 22, 7; TJ 28, Abt. 8, 544; Allg. ev.-luth. Kirchen-Zt. 1908, 910/12 (Z. Charakteristik d. Philosophen F. P.); Christl. Welt 22, Nr. 37 (E. Spranger), Nr. 52; Hochland 6, H. 1 (M. Ettlinger, F. P. ein philos. Erzieher); W 45, 1933 (R. Hensel, Erinnerungen an F. P.); Eckart 3, H. 3—4 (K. Oesterreich); Zs. f. Philos. u. philos. Kritik 133, 2 (H. Lindau); Kant-Studien 14, 1 (E. Adickes, F. P. Ein Scheidegruß); Pädag. Archiv 51, H. 1 (J. Speck); Monatsschrift f. höhere Schulen Aug. 1909 (W. Münch, Pädagogisches aus F. P.s Jugenderinnerungen); Dtsch. Schule 12, 9, 579; Dtsch. Lehrer-Zt. 1908, 556; Bl. f. höher. Schulwes. 25, 389/91; KW 21, 371 (F. Kuntze); K. Sternberg, F. P. Nekr. u. krit. Würdigung. Berlin-Wilmersdorf 1908; KJ 1909, 634; Sozialist. Monatsh. 1908, Bd. 3, 1221; BZ 23, 257 [Pädag. Archiv 1908, 385 (K. Knabe);

- Burschenschaftl. Bl. 1908, 238 (F. Alafberg); Hammer Jg. 7, 550 (A. Krok); D. Hilfe 1908, Nr. 35 (A. Titius); D. 20. Jahrh. 1908, Nr. 36; Korrespondenzbl. f. d. akad. gebild. Lehrerstand 1908, Nr. 33 (W. Münch); D. Morgen 1908, Nr. 36 (F. Tönnies); Dtsch. Rundsch. Okt. 1908, 145 (Th. Lorenz); Dtsch. Schule 1908, 593—613 (Th. Kappstein); Freie bayer. Schulzt. 1908, 255 (J. Beyhl); Sächs. Schulzt. 1908, Nr. 39 (K. F. Sturm); Türmer Okt. 1908, 70 (F. Heman); Pädag. Zt. 1908, Nr. 34; Zukunft Bd. 64, 604—612 (L. Gurlitt); TRU 1908, Nr. 195; Blaubuch 1908, Nr. 41 (L. Gurlitt, P. als Reaktionär); Monatsh. d. Comeniusges. 1908, 244 (O. Pfeiderer u. P.); Monatsschr. f. höhere Schulen 1908, 577 (Aufruf an d. akad. gebild. Lehrer Dtschlds. z. Errichtg. e. P.-Denkmals) 24, 213 [Jugendwohlfahrt 1909, 25 (W. Kabitz); Berlin. akad. Nachr. 1909, Nr. 8 (W. Münch); Mitt. d. Ges. f. dtsch. Erziehungs- u. Schulgeschichte 1909, 332—339 (A. Heubaum); Gesundheitswarte d. Schule Jg. 7, 84 (C. Richter, Freiviertelstunde d. Volksschuljug.); Lehrerin i. Schule u. Haus Jg. 25, Nr. 14 (P.s Stellung zu einzelnen Tagesfragen) 25, 226 [Welt d. Kaufmanns 1909, 306—313 (P.s Lebenserinnerungen); Monatsh. d. Comeniusges. 1909, 191 (A. Liebert); Intern. Wochenschr. 1909, Nr. 35 (Th. Lorenz, Z. Frage einer P.-Stiftung)].
- Peltzer**, Wilhelm, Präs. d. kgl. Generalkommission f. Schlesien, seit 1896 Direktor d. Rentenbank f. Schles.; * Coesfeld i. Westf. 22. VIII. 1850; † Breslau 19. IX. — VZ 21. IX. A.-A.; NZ 23. IX. M.-A.; W 39, 1678; JSG 1908 Nehr., 13/14.
- Pernter**, Josef Maria, Hofrat, *Dr. phil.*, Prof. a. d. Univ. Wien, Direktor d. österr. Zentralanst. f. Meteorologie u. Geodynamik; * Neumarkt i. Südtirol 15. III. 1848; † Arco 20. XII. — VZ 31. XII. M.-A.; IZ 131, 1219; DRG 31, 422 (Conrad m. P).
- Peschka**, Franz, 1907 dtsch. Landsmannminister, früh. hervorr. Mitgl. d. Reichsr. u. böhm. Landt., zuerst Mitgl. d. dtsch. Fortschrittspartei, dann Führer d. dtsch. Agrarier; * Abtsdorf b. Leitomischl i. Böh. 14. VIII. 1856; † Wien 30. IV. — NFP 1. V. M.-Bl., 2. V. Nachm.-Bl. (H. Prade); IZ 130, 883; Dtsch. Arbeit 7, 9, 630 (C. M. Hergel m. P); HJ 1908, 451.
- Pestel**, Eduard von, Generalm., zul. Kommand. d. 7. Ulanen-Reg., Ritter d. Eis. Kreuzes 1. Kl. u. d. Ordens »Pour le mérite«, d. tapfere Verteidiger Saarbrückens bei Beginn des Krieges 1870; * Münster i. W. 18. V. 1821; † Wiesbaden 25. III. — VZ 26. III. M.-A.; T 168 (P); MZ 1908, 187/88; LJ 1908, 518; Ü 10, 577; HJ 1908, 541.
- Peters**, Theodor, *Dr. ing. h. c.*, Geh. Baurat, Direktor d. Vereins dtsch. Ingenieure u. Red. d. Zs. dieses Vereins; * Menden b. Siegburg 15. XI. 1841; † Berlin 2. IX. — VZ 3. IX. A.-A.; T 301 (P); DBZ 42, 504; IZ 131, 425 (N m. P); JSTG 1909, 103; Zs. f. d. Ref. d. höher. Schulen 20, Nr. 4; WI 3, 1030; Zs. d. Ver. dtsch. Ingenieure Jg. 52, 1541—1549.
- Petersen**, Christian F e r d i n a n d, *Dr. med.*, Geh. Mediz.-Rat, Prof., Direktor d. An-schar-Krankenhauses i. Kiel, früh. Assist. von Esmarch u. Litzmann, später Prof. u. Direktor d. Chirurg. Poliklinik d. Kieler Univ., Begr. von Volksunterhaltungs-Abenden; * Esmark i. Angeln 15. V. 1845; † Kiel 13. II. — VZ 15. II. M.-A.; Kieler Zt. 13. II. A.-A., 16. II. M.-A. (Trauerfeier); IZ 130, 374; MMW 55, 1, 574/75 (A. Pfister); WI 3, 1031; HBL 4, 541; PBL 1278/79 (P).
- Petersen**, Heinrich, Marinemaler i. Düsseldorf, früh. i. Flensburg; * Aarhus i. Jüt-land 28. III. 1861; † Düsseldorf 25. V. — VZ 25. V. M.-A.; T 220 (P); MS 3, 415; BMW 2, 245 (W).
- Pfaff**, Karl, *Dr. phil.*, Prof., Gymn.-Oberl., Konservator d. städt. Samml. i. Heidelberg, Mitgl. d. Kommiss. f. Gesch. d. Stadt Heidelberg; † Heidelberg 17. VIII. — VZ 18. VIII. A.-A.; LZ 1908, 1148.
- Pfeiffer**, Philipp Ritter von, Geistl. Rat, Dompropst i. Speier; * Rheinzabern 19. I. 1830; † Speier 5. XI. — HJ 1908, 451; OA 1908/09, 1135.
- Pfister**, Ernst, Finanzrat a. D., nationallib. Mitgl. d. bad. Landt.; * Freiburg i. B. 26. XII. 1826; † das. 19. IX. — NZ 21. IX. A.-A.
- *Pfleiderer**, Otto, *Dr. theol. et phil.*, Prof. d. Theol. a. d. Univ. Berlin; * Stetten i. Cannstatt i. Württ. 1 IX. 1839; † Gr. Lichterfelde b. Berlin 18. VII. — BJ XIII, 209 (O. Zurhellen); T 260 (P), 263 (A. Sewett (A. Brausewetter); O. P.) W 30, 1286, 1294 (P); Hilfe 1908, Nr. 3 (Titius); MAZ 1908, 354/55 (G. Runze); Chronik d. Univ. Berlin 22, 6; TJ 28, Abt. 8, 544; HJ 1908, 451; DZL 1095; Dtsch. Rundsch. Aug. 1909, 271 (Th. Kappstein); Türmer 10, H. 12 (Siebert); Allg. Ev.-Luth. Kirchen-Zt. 1908, 727/28; Pro-testantenbl. 41, Nr. 31, Beil., Nr. 32 (Stier u. Seeberg, Am Sarge O. P.s. J. Noack, Zu P.s Gedächtnis); Protest. Monatsbl. 13, H. 2 (P. Kirmß); Protest. Monatsh. 12, 329/32 (J. Websky, Zu O. P.s Gedächtnis); IZ 131, 194 (G. Runze m.

- P); KJ 1909, 634; BZ 23, 261 [Zs. f. Missionskde. u. Religionswiss. 1908, 257—274 (H. Holtzmann); TRU 1908, Nr. 170] 24, 217 [Theol. Arbeiten aus d. rhein. wissenschaftl. Prediger-Verein N. F. H. 11, 111—117 (E. Simons, O. P. als Gelehrter u. Lehrer)] 25, 230 [Brem. Beitr. z. Ausbau d. Kirche Jg. 3, 227—240 (K. Kühner)].
- Pfyffer** von Altishofen, Nikolaus, schweizer. Landschaftsmaler, Vertreter d. älteren Schule, dessen meist der engeren Heimat entnommene Bilder fast alle ins Ausland gingen; * Luzern 4. VIII. 1836; † das. 22. V. — HJ 1908, 451; MS Nachtr., 232; Kchr. 19, 490; BMW 2, 265.
- Pieper**, Anton, *Dr. theol.*, Prof. d. kath. Theol. a. d. Univ. Münster, Kirchen- u. Lokalhistoriker, Vors. d. westf. Altert.-Vereins; * Lüdinghausen 20. III. 1854; † Münster 24. XII. — VZ 29. XII. M.-A.; NS 14, 149 (P); Chronik d. Univ. Münster 1908/09, 6; TJ 28, Abt. 8, 545; HJ 1908, 451.
- Pilz**, Gustav, Prof. d. Tierheilkd. a. d. Univ. Königsberg, Leiter d. Kgl. Univ.-Tierklinik, Korps-Stabsveterinär a. D.; * Beeskow 29. IX. 1841; † Königsberg i. Pr. 26. XII. — Chronik d. Univ. Königsberg 1908/09, 9 (Albert).
- Pirner**, Heinrich, Vize-Admiral z. D., bis 1903 Reichskommiss. b. Seeamt i. Stettin; * Berlin 10. III. 1834; † Berlin-Wilmersdorf 26. V. — VZ 27. V. A.-A.; T 224 (P); OA 1908/09, 1145.
- Pischel**, Richard, Geh. Reg.-Rat, *Dr. phil.*, Prof. a. d. Univ. Berlin, Direktor d. indogerm. Sem., Mitgl. d. Akad. d. Wiss., hervorr. Sanskritist; * Breslau 18. I. 1849; † Madras 26. XII. — VZ 30. XII. A.-A.; T 1909, Nr. 1 (P); GK 1909, 350; DRG 31, 232; HJ 1908, 451; TJ 28, Abt. 8, 545; Abh. d. K. Pr. Akad. d. Wiss. Philos.-hist. Kl. 1909 (W. Schulze, Gedächtnisrede); Sitzungsber. d. K. Bayer. Akad. d. Wiss. Philos.-philolog. u. hist. Kl. Jg. 1909; Chronik d. Univ. Berlin 22, 7.
- Plattner**, Samuel, Journalist, Mitgl. d. hist.-antiqu. Ges. d. Kant. Graubünden, 1890 bis 1899 Reg.-Schr. d. Kant.; * Untervaz 15. VII. 1838; † Churwalden 23. II. — ASG 40, 496 (P. Gillardon m. W).
- Pleithner**, Franz Xaver, *Dr. theol.*, Prof. d. Dogmatik a. Lyzeum zu Freising; * 10. I. 1852; † Freising 17. XI. — HJ 1908, 451.
- Plener**, Ignaz Frh. von, *Dr. iur.*, k. k. Finanzminister; * Wien 21. V. 1810; † das. 17. II. — NFP 18. II. M.-Bl. (A. Frh. v. Niebauer); ÖR 14, 394; IZ 130, 465 (N m. P); FT 1909, 613.
- Pöppl**, Xaver, Domkapitular, bischöfl. geistl. Rat; * Passau 6. V. 1840; † Regensburg 4. VI. — KL 1909, 55*, 1908, 1261 (W).
- Poetsch**, Emil, Geh. Justizrat, 1864—95 Bürgermeister u. Ehrenbürger d. Stadt Roßlau, die ihm einen großen Aufschwung verdankt, Mitbegr. d. Schifferschule i. Roßlau, Mitgl. d. Anhalt. Landt. u. d. Landessynode; * Edderitz b. Cöthen 6. XII. 1833; † Dessau 21. VI. — JSTG 1909, 101.
- Pohle**, Friedrich L é o n , Geh. Hofrat, Prof., vorm. Mitgl. d. akad. Rates d. Akad. d. bild. Künste i. Dresden; * Leipzig I. XII. 1849; † Dresden 27. II. — VZ 3. III. A.-A.; IZ 130, 465 (N m. P); HJ 1908, 451; MS 3, 461; BMW 2, 295; Kchr 19, 323; WI 3, 1058 (W).
- Pollak**, Heinrich, Schriftsteller; * 1834; † Wien 19. X. — ÖR 17, 309.
- Poschinger**, Michael Ritter von, Kommerzienrat, Bes. d. Theresienthaler Glasfabriken i. Bayer. Walde; * Frauenau 8. XII. 1834; † Tutzing 19. II. — VZT; HJ 1908, 451; OA 1906/07, 962.
- Pratsch**, Hermann, Generalm. z. D., bis 1891 Kommand. d. 8. F.-A.-Brig., Ritter d. Eis. Kreuzes 2. Kl.; † Hannover 14. II. i. A. v. 68 J. — VZ 20. II. M.-A.; MZ 1908, 117.
- Preuschen**, Franz Eduard Frh. v., von u. zu Liebenstein, *Dr. med.*, Geh. Mediz.-Rat, Prof. d. Gynäkologie a. d. Univ. Greifswald; * St. Goarshausen 8. III. 1845; † Wiesbaden 31. XII. — Chronik d. Univ. Greifswald 23, 9; FT 1909, 626; HBL 4, 624; PBL 1322.
- Prochaska**, Franz Josef, Schriftst. u. Dichter, Vors. d. Dtsch.-Österr. Scheffelbundes; * Wien 7. X. 1865; † das. 9. X. — KL 1909, 58*, 1908, 1277 (W); HJ 1908, 452; LE 11, 303.
- Pruckner**, Caroline, früh. Opernsängerin, langj. Gesanglehrerin i. Wien; * Wien 4. XI. 1832; † Hietzing 15. VI. — NTA 1909, 170; NMZ 29, 20, 440; R 1045; AMZ 1908, 515.
- Pund**, Otto, *Dr. phil.*, Oberl. i. Charlottenburg, Schriftst. auf d. Geb. d. Mathem.; * Müggenthal 2. V. 1867; † Charlottenburg 2. IV. — KL 1909, 56*, 1908, 1282.
- Queiß**, Franz, Inspizient u. Schauspieler a. Residenz-Theater i. Wiesbaden; * Eberswalde 7. IX. 1878; † Wiesbaden 20. V. — NTA 1909, 166.
- Quistorp-Crenzow**, Wernher von, *Dr. iur.*, Rittergutsbes., Mitgl. d. Preuß. Herrenh., 1893—95 Mitgl. d. A.; * Crenzow 29. XII. 1856; † das. 23. VII. — T 265 (P); W 31, 1330; WI 3, 1082; HA 1894.
- *Raab**, Curt von, Sachs. General d. Inf., *Dr.*

- phil. h. c.*, Vogtländ. Geschichtsschreiber;
* Bautzen 15. VII. 1834; † Dresden 1. I. —
BJ XIII, 103 (K. v. Brunn gen. v. Kauf-
fungen); VZ 3. I. M.-A.; IZ 130, 54 (N m.
P); MZ 1908, 22; HJ 1908, 452; KL 1908,
1285 (W); WI 3, 1082.
- Rabenau**, Karl von, seit 1903 Präs. d. Eisen-
bahndirekt. Mainz; * Essen a. R. 13.
VIII. 1845; † Mainz 19. VII. — VZT;
OA 1908/09, 1180.
- Racke**, Josef Adolf Nikola, Weinhändler,
früh. M. d. R. u. M. d. A. (Zentr.),
verdient um d. kathol. Vereinswesen;
* Mainz 11. I. 1847; † das. 26. XII. (ermor-
det von seinem geisteskranken Sohne).
— KVZ 29. XII. M.-A.; T 396 (P); HJ
1908, 452; Hirth, Dtsch. Parlam.-Almn.
16. Aug., 205.
- ***Radlkofer**, Max, Philologe u. Historiker;
* München 6. VIII. 1836; † Augsburg
4. XII. — BJ XIII, 38 (H. Holland).
- ***Rau**, Adolf, Landschaftsmaler; * Frankfurt a.
M. 5. V. 1867; † München 24. VI. — BJ
XIII, 41 (H. Holland).
- Rau**, Wilhelm, Generallt. z. D., bis 1895
Kommand. v. Neu-Breisach, Ritter d.
Eis. Kreuzes 2. Kl.; * Bessungen 26. V.
1833; † Darmstadt 2. V. — MW 1908, 2465;
MZ 1908, 257.
- Raven**, Hans (Pseud.) s. Möcke, Hans.
- Rehländer**, Willy (Pseud.: Rohland), Kgl.
Schauspieler i. Hannover, früh. i. Berlin
a. Theater d. Westens u. a. Lessing- u.
Berliner Theater; * Coburg 15. X. 1854;
† Hannover 5. IV. — VZ 6. IV. A.-A.;
NTA 1909, 164; EG 843.
- Reichenau**, Robert, Senatspräs. a. Oberverw.-
Gericht; * Marienwerder 9. VI. 1848;
† Berlin 2. X. — VZ 4. X. M.-A.; W 41,
1766.
- Reichmann**, Rudolf, Mitbegr. u. Hrsg. d.
Davenporters „Demokrat“; * Schleswig
15. III. 1821; † Toledo, Jowa 30. III. —
DAG 8, H. 3, 99/101.
- Reiß**, Johann Wilhelm, *Dr. phil.*, Geh. Reg.-
Rat, Forschungsreisender, früh. Vors. d.
Ges. f. Erdkunde i. Berlin u. d. Berliner
Ges. f. Anthropologie; * Mannheim 13. VI.
1838; † auf d. Jagd b. Schloß Könitz i.
Thür. 29. IX. — VZ 1. X. M.-A.; T 329
(P); GK 1909, 350/51; G 94, 370; DRG 16,
326, 31, 88; GA 9, 11, 257; Zs. d. Ges. f.
Erdkunde 8, 521—24; KL 1908, 1313 (W).
- Reiß**, Karl, Hofkapellmeister a. D., Kompo-
nist d. Oper „Otto der Schütz“; * Frank-
furt a. M. 24. IV. 1829; † das. 4. IV. —
T 182 (P); NTA 1909, 164; NMZ 29, 15,
332; HL 22, 115; HJ 1908, 452; R 1083.
- Reißig**, Eduard von, ehem. k. k. Staats-
sekretär i. Minist. d. Innern; * Kamon
5. VI. 1848; † Budapest 22. VIII. — NFP
22. VIII. A.-Bl.
- Reuther**, Karl, Bad. Großindustrieller, Grün-
der u. Chef d. Maschinen-Weltfirma Bopp
u. Reuther i. Mannheim; * Gemmrigheim
i. Württ. 13. X. 1846; † Mannheim 13. VI.
— IZ 131, 47 (N m. P); HJ 1908, 452.
- Reventlow-Criminil**, Carl Albert Felix Graf
von, Erbherr auf Emkendorf, Mitgl. d.
Schlesw.-Holst. Ritterschaft, Kgl. Dän.
Legat.-Schr. u. Kgl. Hannov. Geh. Le-
gationsrat a. D.; * Marseille 9. VIII. 1821;
† Emkendorf 10. I. — HC 12. I. M.-Bl.,
13. I. A.-Bl.; GT 1908, 726.
- Rhena**, Friedrich Graf von, kais. dtsch.
Legationsrat, Sohn aus morgan. Ehe d.
Prinzen Karl v. Baden mit geb. Freiin
v. Beust; * Karlsruhe 29. I. 1877; † Bern
20. XI. — NZ 21. XI. M.-Bl.; W 48, 2064,
2067 (P); GT 1908, 728.
- Rhena**, Rosalie Gräfin von, Witwe des Prinzen
Karl v. Baden, geb. Freiin v. Beust;
* Karlsruhe 10. VI. 1845; † das. 15. 10. —
VZ 15. X. A.-A.; T 367 (P); W 43, 1850;
HJ 1908, 452; GT 1908, 728.
- ***Richter**, Adolf Maximilian, *Dr. theol. h. c.*,
WGRat, Exz., ehem. evang. Feldpropst,
Mitgl. d. Oberkirchenrats u. vortr. Rat
i. Preuß. Kultusminist.; * Frankfurt a. O.
31. VIII. 1842; † Hirschberg 12. X. — BJ
XIII, 221; VZ 13. X. A.-A.; T 334 (P); IZ
131, 711 (P); MZ 1908, 568; HJ 1908, 452;
TJ 28, Abt. 8, 545; KJ 1909, 635.
- Rieff**, Theodor von, Generallt. z. D., zul.
Kommand. d. 4. Art.-Brig., Ritter d. Eis.
Kreuzes 1. Kl.; * Wetzlar 5. VII. 1816;
† Charlottenburg 11. VIII. — VZ 12. VIII.
M.-A.; MZ 1908, 459.
- Riffarth**, Hubert Heinrich, Groß-In-
dustrieller, Begr. d. Berliner Hauses d.
Firma Meisenbach, Riffarth u. Co.; * Mün-
chen-Gladbach 12. VIII. 1860; † Berlin-
Wilmsdorf 21. I. — DBZ 42, 60; HJ 1908,
452.
- Rindfleisch**, Georg Eduard von, *Dr. med.*,
Geh. Mediz.-Rat, Prof. d. patholog. Ana-
tomie a. d. Univ. Würzburg; * Köthen
15. XII. 1836; † Würzburg 6. XII. —
VZ 7. XII. A.-A.; T 379 (P); W 50, 2152,
2156 (P); IZ 131, 1062; DZL 1188; DMW
35, 1, 70/71 (L. W. Weber); MMW 55, 2,
2682/83 (M. Borst); PBL 1390 (P); HBL 5,
32; BZ 24, 233 [Verh. d. physik.-chem.
Ges., Würzburg Bd. 40, 103—130 (M.
Borst)].
- Rintelen**, Viktor, Geh. Ober-Justiz-Rat,
Kammergerichtsrat a. D. u. Mitgl. d.
Kompetenzgerichtshofes, *Dr. iur. h. c.*,
chem. M. d. R. u. M. d. A. (Zentr.),
1871 Appellationsgerichts. i. Hamm, 1877

- Obertribunalsr. i. Berlin, 1880—82 beim Hilfssenat d. Reichsgerichts, seitdem beim Kammergericht; * Wesel 17. VIII. 1826; † Berlin-Friedenau 20. IX. — VZ 21. IX. A.-A.; W 39, 1678; IZ 131, 546; HJ 1908, 453; KL 1908, 1334/5 (W); RH 1903, 302; DZL 1188.
- *Robbert**, Wilhelm, humorist. Schriftst.; * Donsbrüggen 31. V. 1838; † Cleve 27. VIII. — BJ XIII, 165 (E. L.).
- *Roegge**, Wilhelm, Historien-Genremaler; * Ostercappeln b. Osnabrück 28. IV. 1829; † München 11. II. — BJ XIII, 39 (H. Holland).
- Roehrig**, Ludwig Otto, Orientalist, seit 1853 in den Vereinigt. Staaten, 1869—1885 Prof. f. Sanskrit a. d. Cornell-Univ., 1895 Prof. f. semit. Sprachen a. d. Stanford-Univ., auch Komponist; * 19. VI. 1839; † Pasadena 15. VII. — HJ 1908, 453.
- Roesler**, Albert, Geh. Justizrat, Landgerichtsdirektor a. D.; * Kassel 29. VIII. 1840; † Bremen 19. IV. — HL 22, 130/131.
- Rösler**, Franz, dtsh.-böhm. Musiker, Pianist u. Komponist; * Aussig 14. IV. 1876; † Rom 1. VIII. — Dtsch. Arbeit 8, 4, 319 (J. Cerny).
- Rohland**, Friedrich Wilhelm (Pseud.) s. Rehlander, Willy.
- *Rohr**, Paul Theodor, Landschafts- u. Bildnismaler; * Chemnitz, Sa. 25. XI. 1864; † Pasing b. München 2. XI. — BJ XIII, 37 (H. Holland).
- Rohr**, Philipp von, Präsident d. evang. Kirchensynode von Wiskonsin, einer d. angesehensten u. bekanntesten Pastoren d. ev.-luth. Kirche Amerikas, 42 Jahre lang Seelsorger d. ev.-luth. St. Martins-Gemeinde i. Winona, einer z. Hälfte von Deutschen bewohnten, am Mississippi gelegenen Stadt; † Winona 22. XII. — DE 8, H. 2 (N).
- Rosen**, Viktor Baron von, Prof. a. d. St. Petersburger Univ., hochverd. Arabist u. Orientalist, Mitgl. d. Kais. russ. Akad. d. Wiss.; * Reval 5. III. 1849; † St. Petersburg 10./23. I. — GK 1909, 351; AZB 1908, 646.
- Rosenheim**, Karl, Direktor d. Raimund-Theaters i. Wien; † Wien 10. V. i. 52. Lebensj. — VZ 13. V. M.-A.; NTA 1909, 165.
- *Rosenmund**, Max, *Dr. phil.*, Prof. d. Geodäsie u. Topographie a. Eidgenöss. Polytechnikum i. Zürich; * Liestal (Kt. Basel-land) 12. II. 1857; † Küsnacht b. Zürich 18. VIII. — BJ XIII, 167 (H. Schollenberger); VZ 22. VIII. M.-A.; T 295 (P); GK 1909, 351; IZ 131, 384.
- Rosenthal-von der Leyen**, Else, *Dr. med.*, eine d. ersten i. Preußen approb. Ärztinnen; * Bremen 13. X. 1874; † Berlin 26. IX. — BKW 45, 2, 1915/16 (M. Michaelis).
- Rühlmann**, Richard, *Dr. phil.*, Oberstudienrat, nationallib. M. d. R. u. M. d. Sächs. Landt.; * Dresden 13. V. 1846; † Döbeln 17. XI. — VZ 19. XI. A.-A.; W 48, 2064; IZ 131, 1003; Zs. f. lateinlose höh. Schulen Jg. 20, H. 3/4 (J. Schubert).
- Rutz**, Albert, Bayer. Generalm. z. D., bis 1899 Kommand. d. 2. Feldart.-Brig.; * Ansbach 3. IV. 1846; † München 6. VIII. — VZT; OA 1908/09, 1281.
- Ruzicka**, Sophie, ehem. Opern- u. Konzertsängerin, wirkte i. Olmütz, Köln u. Frankfurt a. M.; * Prag 1848; † Frankfurt a. M. 29. VII. — NTA 1909, 171.
- Saatz**, *Dr. med.*, Geh. Sanitätsrat, Laryngologe, hervorr. tätig i. Interesse d. Ärztestandes, Schatzmeister d. Ärztekammer zu Berlin; * Merseburg 12. XII. 1850; † Berlin 5. II. — VZ 8. II. M.-A.; BKW 45, 1, 387; MR 1908, 73 (N).
- Sachsen-Altenburg**, Ernst Herzog von, preuß. u. sächs. Generaloberst; * Hildburghausen 16. IX. 1826; † Altenburg 7. II. — MAZ 8. II. Vorabd.-Bl.; IZ 130, 281/84 (F. Volger m. P); NTA 1909, 156; HK 1908, 82; MZ 1908, 83/84.
- Sack**, Eduard, bek. Journalist; † Frankfurt a. M. 20. V. i. A. v. 77 J. — unter d. Ministern v. Bethmann-Hollweg u. v. Mühler ein gefeierter Führer d. freisinn. Lehrerschaft d. Prov. Preußen, begr. 1861 d. Schulblatt f. d. Volksschullehrer d. Prov. Preußen, hatte ein Hauptverdienst an d. Begr. d. »Preuß. Pestalozzi-Vereins« u. d. »Provinziallehrerversammlungen«. Nach zahllosen Schikanen, Geld- u. Gefängnis-Strafen mußte er sein Blatt schließen. 1866 Red. d. »Wegweiser« i. Berlin, 1872 Red. a. d. Frankf. Zt. — W 22, 936; Dtsch. Schule 12, 7, 460.
- Saint-Julien**, Klemens Graf, Geheimrat, Landespräs. i. Herzogt. Salzburg; * Wolfsegg 25. IX. 1845; † Salzburg 23. VIII. — VZT; GT 1908, 750.
- Saldern**, Konrad Adam Leopold, Kais. dtsh. Gesandter z. D., 1898—1903 Ministerresident i. Bangkok, 1903—1906 i. Süul, Korea; * 3. I. 1847; † Charlottenburg 8. VI. — VZ 11. VI. M.-A.; T 228 (P); HJ 1908, 453.
- Salm**, Friedrich Wilhelm, Generalm. a. D., bis 1904 Kommand. d. Landw.-Bez. Beuthen O.-Schles., Ritter d. Eis. Kreuzes 2. Kl., Verf. mehrerer Abh. über Gymnastik; * Wesel 6. II. 1849; † Wiesbaden 25. I. — VZ 30. I. M.-A.; MZ 1908, 61.
- Salm-Salm**, Nikolaus Leopold Fürst zu, erbl. Mitgl. d. preuß. Herrenh.; * Schloß Anholt

- b. Bocholt 18. VII. 1838; † das. 16. II. — VZ 17. II. A.-A.; IZ 130, 410; HJ 1908, 453; HK 1908, 181; HH 1904, 344; WI 3, 1174.
- Salzmann**, Paul, Generalm., Kommand. d. 66. Inf.-Brig.; * Gotha 1. IX. 1853; † Metz 15. XI. — NZ 16. XI. A.-A.; MZ 1908, 637.
- Sandori**, Steffi (Pseud.) s. Schramm.
- Sauter**, Benedikt, *Dr. theol.*, Abt d. Benediktinerstiftes Emaus i. Prag, Schöpfer d. Beurer Choralesanges u. fruchtbar. aszet. Schriftst.; * Langeneuslingen i. Hohenzollern 24. VIII. 1835; † Prag 7. VI. — VZ 10. VI. A.-A.; HJ 1908, 454; KL 1908, 1394 (W).
- *Schaarschmidt**, Karl, *Dr. phil.*, Geh. Reg.-Rat, Prof. d. Philos. a. d. Univ. Bonn, ehem. Direktor d. dortig. Univ.-Bibl.; * Berlin 3. XI. 1822; † Bonn 26. XII. — BJ XIII, 225 (Elter); Zentralbl. f. Bibliothekswes. Jg. 26, H. 2 (E. Dorsch); JB 7, 134, 8, 142; Chronik d. Univ. Bonn f. 1908, 13—16 (Elter).
- Schaefer**, Georg, *Dr. phil.*, Geheimrat, Prof. d. Kunstgesch. a. d. Techn. Hochsch. i. Darmstadt; * Mainz 13. IV. 1823; † Darmstadt 15. VIII. — KVZ 21. VIII. A.-A.; HJ 1908, 454.
- *Schaefer**, Karl, *Dr. ing.*, Oberbaurat, Prof. a. d. Techn. Hochsch. i. Karlsruhe; * Kassel 18. I. 1844; † Karlsfelde b. Halle a. S. 5. V. — BJ XIII, 147 (C. Weber); VZ 7. V. M.-A., A.-A.; T 200 (P); IZ 130, 1050 (N m. P); DBZ 42, 260, 398/402 (C. Gurlitt m. P); HL 22, 147/148; HJ 1908, 454; Kchr 19, 438; Progr. d. Techn. Hochsch. i. Karlsruhe 1908; MS 4, 181; Zentralbl. d. Bauverw. 1908, Nr. 39 (L. Diehm, m. P); Zs. f. Gesch. d. Architektur 1909, 240—246 (Ostendorf, Sch.s wissenschaftl. Werke).
- Schäffer**, Wilhelm, Landgerichts-Präs. i. Kolmar; * Mering 14. XII. 1849; † Kolmar 13. V. — VZ 24. V. M.-A.; OA 1908/09, 1301.
- Scharlach**, Julius, *Dr. iur.*, Rechtsanw., eifr. Förderer kolonialer Bestrebungen u. Gründer von kolonisator. Unternehmungen i. Kamerun u. Südwestafrika; † Hamburg 28. III. — VZT.
- Schaumburg**, Berthold, Generalm. z. D., zul. Kommand. d. Truppenübungsplatzes Hagenau, Ritter d. Eis. Kreuzes 2. Kl.; * Stargard i. Pomm. 6. I. 1841; † Gut Schney b. Lichtenfels i. Oberfranken 26. XII. — VZ 29. XII. M.-A.; MZ 1909, 7.
- Schauroth**, Oskar von, Generallt. z. D., bis 1890 Kommand. d. 14. Inf.-Brig., Ritter d. Eis. Kreuzes 2. Kl.; * Ohrdruf 8. I. 1834; † Eberswalde 23. X. — VZ 25. XI. A.-A.; MZ 1908, 651.
- Schedel** von Greifenstein, Adolf, Ingenieur, Eisenbahn-Erbauer i. China, Togo u. Kamerun; * 6. VII. 1879; † Duala i. Westafrika 4. III. — MAZ 14. III. M.-Bl.
- Scheibner**, Wilhelm, *Dr. phil.*, Geh. Hofrat, ehem. Prof. d. Mathem. a. d. Univ. Leipzig; * Gotha 8. I. 1826; † Leipzig 8. IV. — VZ 8. IV. A.-A., 10. IV. M.-A.; IZ 130, 834; GK 1909, 352; DRG 30, 423; L 44, 6, 63; KL 1908, 1412; WI 3, 1193 (W).
- Schellhorn**, Emil von, Bayer. Generalm. z. D., bis 1888 Kommand. d. Kadettenkorps, früh. Direktor d. Kriegsschule i. München; * Landsberg i. Bayern 10. IV. 1828; † München 11. XII. — VZ 12. XII. M.-A.; W 51, 2194; MZ 1908, 693.
- Schelling**, Hermann von, *Dr. iur. et phil.*, früh. preuß. Justizminister, jüngster Sohn des Philosophen Fr. W. J. v. Sch.; * Erlangen 19. IV. 1824; † Berlin 15. XI. — 1866 vortr. Rat i. Justizminist., 1879 Staatssekretär d. Reichsjustizamts, 1889 bis 1894 preuß. Justizminister, leitete die Arbeiten für d. neue BGB ein; auch Übers. antiker Meisterwerke. — NZ 16. XI. A.-A.; W 47, 2022; IZ 131, 1003; DJZ 1908, 1327; HJ 1908, 454.
- Schenkel**, J. J., hervorr. Kanzelredner, verd. Lokalhist., Ehrenmitgl. d. hist.-antiqu. Vereins zu Schaffhausen, früh. Präs. d. Stadtschulrats u. d. Großen Rats; * Thayngen 7. XII. 1830; † Schaffhausen 26. I. — ASG 40, 496/497 (W).
- Scherer**, Joseph, Kaplan i. Hergiswald, Lokalhist., Mitgl. d. hist. Vereins d. 5 Orte; * Emmen 8. IV. 1840; † Hergiswald 10. IV. — ASG 40, 497 (W).
- Schlegel**, Wilhelm, früh. langj. Leiter d. Stadttheater i. Zürich u. Basel, später am Opernhaus zu Frankfurt a. M. tätig; * Wesel 14. XI. 1824; † Frankfurt a. M. 14. I. — NTA 1909, 155.
- Schleiter**, Wilhelm, Generalm. z. D., zul. Kommand. d. Füs.-Reg. Nr. 40, Ritter d. Eis. Kreuzes 2. Kl.; * Braunschweig 10. VII. 1834; † das. 24. XII. — VZT; MZ 1909, 21.
- Schlieben**, Joachim Kaspar Anton Richard von, früh. sächs. Kultusminister; * Niederfriedersdorf 23. VII. 1848; † Schloß Taubenheim a. d. Spree 7. II. — VZ 8. II. M.-A.; IZ 130, 334; Dtsch. Lehrer-Zt. 1908, 145; HJ 1908, 454.
- Schlippenbach**, Karl Graf von, General d. Inf., bis 1887 Gouverneur v. Mainz; * Berlin 19. IX. 1830; † Schloß Arendsee, Kr. Prenzlau 19. VIII. — 1849 Eintritt in d. Armee als Einj.-Freiw., 1850 Lt., 1861 Hauptm. i. Gr. Generalst., 1866 Major, 1870 Eis. Kreuz 1. Kl., 1871 Oberstlt. u.

- Direktor d. Kriegsschule i. Potsdam, 1873
Oberst, 1880 Generalm., 1881 Insp. d.
Kriegsschulen, 1884 Generallt., 1886 Gouv.
v. Mainz, 1887 z. D., 1895 Charakter als
General d. Inf. — VZ 20. VIII. A.-A.;
MZ 1908, 471; GT 1909, 793.
- Schlippenbach**, Otto Graf von, Generalm.
z. D., bis 1907 Kommand. d. 22. Inf.-Brig.,
Ritter d. Eis. Kreuzes 2. Kl.; * Nizza
4. III. 1853; † Riva 18. IV. — VZ 22. IV. M.-
A.; MZ 1908, 229; WI 3, 1209; GT 1909, 795.
- Schlitzberger**, Siegmund, ehem. Mittelschul-
lehrer, bekannt durch seine i. Auftr. d.
Regierung hrsg. Pilztafeln, Verf. einer
großen Zahl von naturwiss. Werken;
* Simmershausen 18. VII. 1844; † Kassel
2. IX. — HL 22, 267.
- Schlosser**, Eduard, ehem. Großh. Bad. Hof-
opernsänger; * Amberg 17. VI. 1839;
† Darmstadt 17. VII. — NTA 1909, 171.
- *Schlumberger**, Johann von, *Dr. iur.* et
phil. h. c., WGRat, früh. Präs. d. Els-
Lothr. Landesausschusses, Großindustrieller;
* Gebweiler 24. II. 1819; † das. 13. IX.
— BJ XIII, 135 (H. Diez); T 308 (P); VZ
15. IX. M.-A.; IZ 131, 484; HJ 1908, 454;
KL 1908, 1437 (W); WI 3, 1211; Sitzmann,
Dictionnaire de Biographie des Hommes
Célèbres de l'Alsace T. 2, 690/691.
- *Schlumprecht**, Heinrich, Xylograph; * Mün-
chen 4. I. 1859; † das. 17. XII. — BJ XIII,
113 (H. Holland).
- Schmarda**, Ludwig Karl, *Dr. phil.*, Hofrat,
Prof. d. Zool. a. d. Univ. Wien, Tier-
geograph, berühm. Geologe u. Forschungs-
reisender; * Olmütz 23. VIII. 1819; † Wien
7. IV. — NFP 7. IV. A.-A.; VZ 10. IV.
A.-A.; T 179 (P); G 93, 323; GK 1909,
352/53; DRG 30, 474/76, 30, 377; GA 9,
161; L 44, 5, 54; Alman. d. k. Akad. d.
Wiss., Wien 1908, 283 (V. v. Lang).
- Schmid**, Adolf, *Dr. med.*, Hofrat, 35 Jahre
lang Arzt i. Bad Reichenhall; * Erlangen
29. XI. 1846; † Berlin 14. XII. — MMW 56,
1, 139/140 (W. Mayer).
- Schmidt**, Friedrich, Geologe, Botaniker u.
Paläontologe, Mitgl. d. Akad. d. Wiss. i.
St. Petersburg; * auf einem Landgute
i. Kr. Prenau i. Livland 15./28. I. 1832;
† St. Petersburg 20. XI. — VZ 28. XI.
M.-A.; GK 1909, 353.
- Schmidt**, Hermann Friedrich, Pfarrer d.
dtsh. ev. Gemeinde i. Cannes, Lehrer d.
Kronprinzessin Cecilie, hervorr. Prediger,
Verf. von »Kellners Weh und Wohl« u.
zahlr. Predigtsamml.; † Cannes 30. I. —
Christl. Welt 1908, 775—781 (R. Otto,
Erinnerungen an H. Sch.); TJ 28, Abt. 8,
545; KJ 1909, 631.
- Schmidt**, Julius von, Generallt. z. D., bis
1886 Kommand. d. 37. Inf.-Brig., Ritter
d. Eis. Kreuzes 1. Kl., Verf. d. Werkes
»Die Schicksale der hess. Armee-Division
1866«; * Kassel 3. VIII. 1827; † das. 23.
IX. — VZ 24. IX. A.-A.; HL 22, 283; MZ
1908, 541.
- Schmidt**, Karl Wilhelm Albert, Brauereibes.
i. Rawitsch, freikonserv. M. d. R. u. M.
d. A.; * Gorkau 1. XII. 1846; † Breslau
7. I. — VZ 8. I. M.-A.; IZ 130, 169; RH
1903, 316; WI 3, 1219.
- Schmidt**, Otto, Geh. Justizrat, Landgerichts-
direktor a. D.; * Paderborn 15. VI. 1842;
† Berlin-Charlottenburg 3. IX. — VZ 6.
IX. M.-A.; OA 1908/09, 1348.
- Schmidt-Michelsen**, Alexander, hervorr. Land-
schafts- u. Genremaler; * Leipzig 5. XI.
1859; † das. 21. XI. — W 48, 2064; Kehr
20, 118; Westerm. Monatsh. Juni 1909,
439/440; MS 4, 211; BMW 2, 596 (W).
- Schmitt**, Gottfried Ritter von, *Dr. iur.*, Präs.
d. Obersten Landgerichts, lebensl. Mitgl.
d. Bayer. Kammer d. Reichsräte, 1863—69
lib. Mitgl. d. bayer. Abg.-Kammer, war
an d. Ausarbeitung d. BGB wesentlich
beteiligt; * 1827; † Ebern 25. VIII. — VZ
25. VIII. A.-A., 26. VIII. M.-A.; IZ 131,
384; DJZ 1908, 1015 (v. Henle); HJ 1908,
454.
- Schmitt**, Gregor, *Dr. med.*, Obermediz.-Rat,
Medizinal-Beamter f. Unterfranken, Hrsg.
d. »Ärztlichen Taschenbuchs« von 1861—95;
* Riedenheim i. Unterfranken 12. III. 1832;
† Würzburg 5. V. — MMW 55, 1, 1345/46;
PBL 1514 (W); KL 1908, 1457.
- Schmitt**, Josef Ritter von, *Dr. iur.*, Geh. Hof-
u. Justizrat, Advokat, Präs. d. Landrats
von Oberfranken, Vors. d. Anwaltskammer
Bamberg; * Hofheim 4. V. 1838; † Bam-
berg 16. IV. — HJ 1908, 454; OA 1907/08,
1133.
- Schmuckenschläger**, Adolf, Prof., Konsisto-
rialrat, theolog. Schriftst.; * Kollerschlag
23. XII. 1841; † Linz a. D. 17. VII. — KL
1909, 1908, 1460 (W).
- *Schnabel**, Isidor, *Dr. med.*, k. k. Hofrat,
Prof. f. Augenheilkunde a. d. Univ. Wien;
* Neu-Bydžow i. Böhm. 14. XI. 1842;
† Wien 4. XII. — BJ XIII, 145 (E.); VZ 8.
XII. M.-A.; IZ 131, 1120; Dtsch. Arbeit
8, 6, 461/65 (Elschnig m. P u. W); PBL
1515 (W); HBL 5, 251; KL 1908, 1461;
Mediz. Bl. Jg. 31, 601 (S. Klein); BZ 23,
296 [Mediz.-chirurg. Zentralbl. Jg. 43, 601;
Wiener klin. Rundsch. Jg. 22, 815 (H.
Lauber); Prager mediz. Wochenschr. Jg.
33, 801 (C. Hirsch); WMW Jg. 58, 2773]
24, 245 [Zentralbl. f. prakt. Augenheilkde.
Jg. 32, 354 (J. Hirschberg)]; Wochenschr.
f. Therapie u. Hygiene d. Auges Jg. 12,

- Nr. 15 (M. Bondi); Wiener klin. Wochenschrift Jg. 22, 32; Zs. f. Augenheilkde. Bd. 21, 90 (H. Lauber), 262—266 (M. Salzmann)].
- Schneider**, Arthur, WGOberbaurat, bis 1905 vortr. Rat i. Minist. d. öffentl. Arbeiten; * Königsberg 3. IV. 1839; † Berlin 27. VII. — VZT; OA 1907/08, 1138.
- Schneller**, Christian, *Dr. phil.*, Hofrat, Tiroler Dichter, Schriftst. u. Folklorist, früh. Gymnasiallehrer, dann Landesschulinsp. f. d. Volksschulen, später f. d. Mittelschulen Tirols, Mitgl. d. Statist. Zentralkommission i. Wien; * Holzgau b. Reutte i. Tirol 5. XI. 1831; † Cornocalda b. Rovereto 5. VIII. — VZ 10. VIII. A.-A.; T 282 (P); GK 1909, 353; DRG 31, 39; LE 10, 1754; HJ 1908, 454; KL 1908, 1468 (W); Forsch. u. Mitt. z. Gesch. Tirols Jg. 6, 72—79 (A. Troger).
- Schneuwly**, Josef, Archivar, Ehrenmitgl. d. dtsh. Geschichtsforsch.-Vereins d. Kant. Freiburg; * Freiburg i. Schw. 14. IV. 1839; † das. 4. X. — ASG 40, 500/501.
- Schoen**, Ernst Christian Johannes, *Dr. iur.*, präsiderender Bürgerm. i. Lübeck; * Lübeck 24. VI. 1843; † das. 13. X. — VZ 14. X. M.-A.; IZ 131, 711 (P); HJ 1908, 455.
- Schönalch-Carolath**, Emil Prinz von, Dichter; * Breslau 8. IV. 1852; † Haseldorf i. Holst. 30. IV. — BJ XIII, 151 (V. Klemperer); VZ 1. V. M.-A.; Schles. Zt. 5. V. M.-Bl. (Ch. Gräfin Rittberg); FZ 6. V. 2. M.-Bl. (Wie ein Dichter stirbt); Kieler Zt. 2. V. A.-A., 7. V. A.-A. (Über d. Heimgang d. Prinzen E. v. Sch.-C.); HC 30. IV. M.-A. (H. Seyfarth), 1. V. M.-A., 8. V. A.-A. (M. Stein), Beil. Nr. 14 (H. Benzmann); TRU Nr. 104 (K. Busse); NZ Sonnt.-Beil. Nr. 19 (H. Bethge, Erinnerungen an Prinz E. v. Sch.-C.); Leipz. Neueste Nachr. Nr. 121 (M. Mendheim); Hamb. Nachr. Nr. 365 (J. Kruse); Hamb. Fremdenbl. Nr. 112 (H. Bethge); IZ 130, 883; KL 1908, 1475 (W); HJ 1908, 455; LE 10, 1209; Eckart 2, 8 (J. Havemann, Auf d. Tod d. Prinzen E. v. Sch.-C.), 2, 10 (G. Falke, Pr. E. v. Sch.-C. Ein Gedenkwort); NS 13, 293/98 (W. Lobsien m. P); Schlesw.-Holst. Rundsch. 3, 1 (W. Lobsien u. H. Heiberg); Gegenwart Bd. 73, Nr. 20 (H. Benzmann); D. alte Glaube Jg. 9, Nr. 44 (P. Steinmann, Z. Erinnerung an Prinz E. v. Sch.-C.); Dtsch. Wacht Jg. 1, Nr. 19 (W. Koch); Dtsch. Warte Nr. 121 (P. Landau); Christl. Welt 1908, 568/70 (E. Müllenhoff); Konserv. Monatsschr. Nov. 1908, 141 (H. Spiero); Hochland Jg. 5, H. 10 (M. Bahr); Bremer Beitr. z. Ausbau d. Kirche Jg. 3, H. 3 (E. v. Sch.-C. Dichter, Prophet); L. Krapp, Prinz E. v. Sch.-C. Leipz. 1908 (Moderne Lyriker 4); V. Klemperer, Prinz E. v. Sch.-C. Charlottenburg 1908 (Persönlichkeiten hrsg. von W. Leven, H. 33); G. Schüler, Prinz E. v. Sch.-C. als Mensch u. Dichter. Leipz. 1909; H. Seyfarth, Aus d. Leben u. d. Werken d. Prinzen E. v. Sch.-C. Leipzig 1909; E. Kammerhoff, Prinz E. v. Sch.-C. als Mensch u. religiöser Lyriker. Leipz. 1909 (Beitr. z. Literaturgesch. H. 63); J. Burggraf, Carolath-Predigten. Leipz. 1909; Westerm. Monatsh. Juni 1908, 460/461 (P); BZ 22, 242 [D. Deutsche Bd. 8, Nr. 2 (G. Schüler); Erwinia Jg. 15, 154—167 (E. A. Regener); D. Heimat 1908; 2—10, 141—151 (E. Kammerhoff); D. Hilfe 1908, Nr. 19 (H. Schnellbach); Südd. Monatsh. Juni 1908, 753; Türmer Juni 1908, 423—426 (M. v. Stern); Über den Wassern 1908, 289—298 (L. Kiesgen)] 23, 297 [D. Magazin Jg. 77, 164—168 (E. Kammerhoff); Schweiz. Rundsch. Jg. 8, 287—304 (L. Korodi); Xenien Juni/Juli 1908 (W. Schoene); D. christl. Frau Jg. 6, 340—345 (R. Knies, Weib-Problem in d. Dichtungen d. Prinz. E. v. Sch.-C.); Velh. u. Klas. Monatsh. Juli 1908, 644—650 (C. Busse, Erinnerungen an Prinz E. v. Sch.-C.)] 24, 245 [Über den Wassern 1909, 253—259 (O. Putz, Prinz E. v. Sch.-C. als Dichter d. soz. Mitleids)] 25, 261 [Bremer Beitr. z. Ausb. d. Kirche Jg. 3, 252—265 (H. Seyfarth, E. Dichter d. dtsh. Christent.)].
- Schönberg**, Gustav Friedrich von, *Dr. iur., phil. et sc. pol.*, Staatsrat, Kanzler d. Univ. Tübingen, Prof. d. Nationalökonom.; * Stettin 21. VII. 1839; † Tübingen 3. I. — VZ 4. I. M.-A.; IZ 130, 94 (N m. P); HJ 1908, 455; ASG 40, 494 (W); KL 1908, 1476 (W); DZL 1299.
- Schönborn**, Karl Graf, österr. Geh. Rat u. Kämmerer, Chef d. jüngsten Linie d. Hauses; * 10. IV. 1840; † Neuhof b. Neukirchen, Bez. Eger 29. V. — HJ 1908, 455.
- Schönhoff**, Leopold, Theater-Kritiker am »Tag«, Verf. d. Samml. »Zehn Jahre Berliner Theater«; * Wischau i. Mähren 1853; † Wiesbaden 2. V. — VZ 7. V. M.-A.; T 195 (P. Roland); FZ 6. V. 2. M.-Bl. (Erinnerungen an L. Sch.); LE 10, 1248; KW Jg. 21, H. 3, 300; HJ 1908, 455.
- Schönlein**, Hermann, Verlagsbuchhändler, Gründer u. Hrsg. d. ill. Zs. »Buch f. Alle«, »Chronik d. Zeit«, »Blätter f. den häusl. Kreis«, »Bibliothek d. Unterhaltung u. d. Wissens«. Seine Firma wurde 1890 mit d. »Union Dtsch. Verlagsges.« ver-

- schmolzen; er hinterließ 3 Millionen f. wohltätige u. gemeinnützige Zwecke; * Leipzig 2. XII. 1833; † Stuttgart 11. IX. — VZ 23. IX. M.-A.; W 38, 1636; IZ 131, 506; HJ 1908, 455.
- Scholz**, Anton von, *Dr. theol.*, Geh. Rat, Prof. d. Theol. a. d. Univ. Würzburg, Senior d. Univ.; * Schmachtenberg i. Unterfranken 15. II. 1829; † Würzburg 30. IX. — VZ 1. X. A.-A.; W 41, 1766; IZ 131, 594; D. Katholik 88, 11; TJ 28, Abt. 8, 545; KL 1908, 1473 (W); WI 3, 1238 (W).
- Scholz**, Paul Joseph, Rittergutsbes., 1870—85 M. d. A.; * Starrwitz, Kr. Grottkau 8. IV. 1822; † Breslau 27. I. — VZ 29. I. M.-A.; HA 1882, 287.
- Schon**, Erich von, Generalm., Kommand. d. 24. Inf.-Brig., Ritter d. Eis. Kreuzes 2. Kl.; * Stolp i. Pomm. 17. IV. 1849; † Neiß 12. VII. — VZT; MZ 1908, 397; WI 3, 1239.
- Schor**, Konrad, Generalm. z. D., bis 1879 Kommand. d. 23. Inf.-Brig., Ritter d. Eis. Kreuzes 2. Kl.; * Jordansmühle 13. IV. 1828; † Kiel 9. V. — VZ 14. V. M.-A.; MZ 1908, 272.
- Schott**, Rudolf von, württemb. Generalm. z. D., bis 1888 Kommand. d. 26. Drag.-Reg., Ritter d. Eis. Kreuzes 2. Kl.; * Stuttgart 19. VI. 1836; † das. 24. VII. — VZT; MZ 1908, 422; WJ 1908 Nekr.; OA 1907/08, 1153.
- Schrabisch**, Heinrich von, Generalm. z. D., Oberstkammerh. d. Herzogin Marie v. Sachsen-Kob.-Gotha, früh. Flügeladjut. d. Herzogs Ernst II., Ritter d. Eis. Kreuzes 2. Kl.; * Schmiedeberg 13. IX. 1827; † Gotha 25. X. — MZ 1908, 595.
- Schrader**, Eberhard, *Dr. theol. et phil.*, Geh. Reg.-Rat, Prof. d. Assyriologie a. d. Univ. Berlin, Mitgl. d. Akad. d. Wiss.; * Braunschweig 5. I. 1836; † Berlin 3. VII. — BJ XIII, 156 (E. Meyer); T 249 (P); W 28, 1198; IZ 131, 287; MAZ 1908, 327 (F. Hommel); Protestantenbl. 1908, 1011; Allg. Ev.-Luth. Kirchen-Zt. 1908, 678; GK 1909, 353; DRG 31, 136; GA 9, 257; WI 3, 1241 (W); KL 1908, 1483 (W); HJ 1908, 455; G 94, 147; Abh. d. K. Pr. Akad. d. Wiss. Philos.-hist. Kl. 1909 (E. Meyer, Gedächtnisrede); TJ 28, Abt. 8, 545; Chronik d. Univ. Berlin 22, 7; KJ 1909, 634; Ber. üb. d. Verh. d. kgl. sächs. Ges. d. Wiss. zu Leipzig, Philol.-hist. Cl. Bd. 60, 195—205 (H. Zimmern).
- Schramm**, Steffi (Pseud.: Sandori), Schauspielerin a. Residenz-Theater i. Wiesbaden; * Wien 31. I. 1882; † Wiesbaden 13. V. — NTA 1909, 166.
- Schramm-Macdonald**, Marie, geb. Schwendy, Dichterin u. Schriftst., dram. Lehrerin; * Berlin 11. IV. 1846; † Dresden 9. II. — VZ 11. II. M.-A.; LE 10, 818; HJ 1908, 455; KL 1908, 1485 (W).
- Schreiber**, Joseph, *Dr. med.*, k. k. Rat, hervorr. verdient um d. Entstehung u. Entwicklung d. Kurorts Aussee; * Böhm.-Leipa 17. III. 1835; † Aussee 27. IX. — VZ 29. IX. A.-A.; PBL 1527/28; HBL 5, 282.
- Schrötter** von Kristelli, Leopold Ritter, *Dr. med.*, Hofrat, Prof. d. Pathol. u. Therapie a. d. Univ. Wien; * Graz 5. II. 1837; † Wien 22. IV. — BJ XIII, 26 (C. Reitter); NFP 22. IV. A.-A., 23. IV. M.-Bl.; T 187 (P); IZ 130, 834; DMW 34, 1, 930/31 (M. Großmann m. P); WMW 1908, 961; MR 1908, 217; PBL 1532/34 (P); HBL 5, 289; KL 1908, 1496 (W); WI 3, 1247 (W); BZ 22, 243 [Mediz. Bl. Jg. 31, 205 (S. Klein); Mediz.-chirur. Centralbl. Jg. 43, 205; Ärztl. Zentralzt. Bd. 20, 311; Mediz. Klinik Jg. 4, 692, 715 (W. Roth); Wiener klin. Rundsch. Jg. 22, 320 (J. Fein); Tuberkulosis Jg. 7, 151—155; Wiener klin. Wochenschr. Jg. 21, 641 (O. Chiari); Zs. f. klin. Mediz. Jg. 65, Bd. 1; Zs. f. Ohrenheilkde. Bd. 56, 84 (G. Killian)] 23, 298 [Monatsschr. f. Ohrenheilkde. (usw.) Jg. 42 (M. Großmann); Zs. f. Laryngol. Rhinol. u. Grenzgeb. 1908, 141 a (Blumenfeld)].
- Schubert**, Carl, ehem. Opernsänger a. Kgl. Theater zu Hannover, Direktor d. Fürstl. Theaters zu Pyrmont; * Berlin 29. V. 1867; † auf seinem Landsitz i. Spreewald 31. VII. — NTA 1909, 171; EG 930.
- Schütz**, Friedrich, hervorr. polit. Schriftst., Feuilletonist u. Theaterreferent, Mitarb. d. NFP; * Prag 25. IV. 1845; † Wien 22. XII. — VZT; HJ 1908, 455; LE 10, 606.
- Schütze**, Albert, Kupferstecher u. Illustrator von Ruf, Hauptvertreter d. wissenschaftl., bes. mediz. Lithographie; * Berlin 11. VII. 1827; † das. 30. I. — VZ 1. II. A.-A.; IZ 130, 374; Kchr 19, 325.
- Schulenberg**, Karl Graf von d., Erbherr auf Trampe, Kr. Niederbarnim, Mitgl. d. Herrenh.; * Neustrelitz 12. VIII. 1840; † Trampe 28. IV. — VZ 1. V. M.-A.; HJ 1908, 455; HH 1904, 349; GT 1903, 809.
- Schulte**, Eduard, *Dr. phil.*, ehem. Gymnasiallehrer, langj. Mitarb. d. VZ, Historiker, Übers. aus d. Lat., Griech., Franz., Ital., Engl. u. Holl.; * Weil i. Westf. 4. IV. 1841; † Freienwalde a. O. 1. XII. — VZ 2. XII. A.-A.; KL 1908, 1504.
- Schulten**, Annmariëk (Pseud.) s. Wuthenow, Alwine.
- Schultze**, Fritz, *Dr. phil.*, Geh. Hofrat, Prof. d. Philos. u. Pädag. a. d. Techn. Hoch-

- schule i. Dresden, Bibliotheks-Direktor;
* Celle 7. V. 1846; † Dresden 22. VIII. —
NZ 23. VIII. M.-A.; T 291 (P); IZ 131,
425, 444 (N m. P); HJ 1908, 455; KL 1908,
1508 (W); WI 3, 1258 (W); Bericht d.
Techn. Hochsch. z. Dresden 1908/09, 4.
- Schulz**, Hermann, Generalm. z. D., zul. Brigadier d. Gend.-Brig. i. Els.-Lothr., Ritter d. Eis. Kreuzes 2. Kl.; * Mainz 17. XII. 1825; † Wiesbaden 12. VII. — MW 1908, 3509; OA 1908/09, 1400.
- Schulze**, Karl Otto, Geh. Ober-Postrat, früh. vortr. Rat i. Reichspostamt; * Angerburg 25. V. 1824; † Berlin i. Juli. — VZT; OA 1908/09, 1406.
- Schumacher**, Ferdinand, deutsch.-amerik. Großindustrieller, der »Hafermehlkönig«, der mit seinen Quaker-Oats-Büchsen ganz Europa überschwemmte; * 30. III. 1822; † Akron, Ohio 10. IV. — HJ 1908, 455.
- Schumann**, Gotthold, Senior d. deutsch. Zirkus-Direktoren; * Weimar 25. XI. 1825; † Braunschweig i. Dez. — T 396 (P).
- Schwabe**, Ludwig von, *Dr. phil.*, Prof. d. klass. Philol. u. Archäol. a. d. Univ. Tübingen; * Gießen 24. VI. 1835; † Tübingen 20. II. — BJ XIII, 124 (W. Schmid); VZ 21. II. A.-A.; IZ 130, 410; HJ 1908, 455; WJ 1908 Nekr.; KL 1908, 1523 (W); WI 3, 1266; Südwestdsch. Schulbl. 1909, 118 (P. Binder).
- Schwaln**, Robert, Komponist u. Dirigent; * Erfurt 6. XII. 1845; † Elbing 4. VIII. — AMZ 1908, 598; R 1212.
- Schwanhäuser**, Gustav, Kommerzienrat, Nestor d. deutsch. Bleistiftindustrie; * 1840; † Berlin 30. IX. — VZT; IZ 131, 796; AF 1908, 482.
- Schwarz**, Julie, Schauspielerin; * Karlsruhe 21. XII. 1846; † das. 17. IX. — NTA 1909, 174.
- Schwarz**, Theodor, ehem. Schauspieler; * Wiesbaden 14. XII. 1832; † Hamburg 29. IV. — NTA 1909, 165.
- Schwarzenberg**, Julius, *Dr. iur.*, früh. Präs. d. Landesökonomie-Kommission in Braunschweig; † Braunschweig 21. VI. — VZT.
- Schwerin**, Detloff Graf von, *Dr. iur.*, Reg.-Präs. v. Köslin; * Stevelin 7. IV. 1853; † Bad Soden i. Taunus 5. V. — VZ 6. V. M.-A.; WI 3, 1273; GT 1909, 822.
- Sedinitzky-Ordrowas** von Choltic, Kasimir Frh., k. k. Oberlandesgerichts-Rat a. D.; * Dobromielitz 17. XI. 1847; † Graz 12. VII. — FT 1908, 726, 1909 TL.
- Seeliger**, Oswald, *Dr. phil.*, Prof. d. Zool. a. d. Univ. Rostock, Direktor d. zoolog. Instituts, bek. Tiergeograph; * Biala, Österr.-Schles. 24. V. 1858; † Leipzig 17. V. — VZ 20. V. A.-A., 21. V. M.-A.; GK 1909, 353; DRG 30, 472; T 213 (P); KL 1908, 1539 (W); Jahresber. d. Univ. Rostock 3, 9/10.
- Seitz**, Ludwig, Prof., Maler, Direktor d. vatikan. Galerien; * Rom 11. VI. 1844; † Albano 11. IX. — BJ XIII, 205 (J. Ranftl); T 310 (P); IZ 131, 484; Hochland Jg. 6, H. 2 (J. Negwer); Christl. Kunst März 1909, 161/66 (M. Fürst); Zs. f. christl. Kunst 1908, 219 (Schmitgen); HJ 1908, 455; MS 4, 257; Kchr 19, 603; DBZ 1909, Nr. 24 (A. Siebig, L. S. u. s. Kunst).
- Senn**, Nikolaus, Prof. d. Chirurgie a. d. Univ. Chicago, hervorr. Experimentator; * Buchs b. St. Gallen 31. X. 1844; † Chicago 2. I. — War erst Volksschullehrer, ging 1874 nach Milwaukee, studierte von 1877–78 in München u. promovierte hier, wurde 1888 Prof. a. Rush Medical College i. Chicago unter Beibehaltung seiner Praxis i. Milwaukee u. 1891 Nachfolger Parks' als Inhabers d. chirurg. Professur, worauf er nach Chicago übersiedelte. — DMW 34, 1, 470/71 (Garré m. P); MMW 55, 1, 629/30 (Alleman m. P); BKW 45, 1, 387, 770/71 (C. Beck); HBL 5, 365.
- Settegast**, Hermann, *Dr. phil.*, Geh. Reg.-Rat, Prof., landwirtschaftl. Lehrer u. Schriftst., Mitgl. d. Gesamt-Ausschusses d. Dtsch. Landwirtschafts.-Ges.; * Königsberg 30. IV. 1819; † Berlin 12. VIII. — VZ 12. VIII. A.-A.; T 282 (P); IZ 131, 305; Mitt. d. Dtsch. Landwirtschafts.-Ges. Jg. 23, 294; WI 3, 1291 (W).
- Sickel**, Theodor Ritter von, *Dr. phil. et iur.*, k. k. Hofrat, Sektionschef, Mitgl. d. Herrenhauses, Prof. f. ältere deutsch. Geschichte a. d. Univ. Wien, Mitgl. d. Akad. d. Wiss.; * Aken, Kr. Kalbe 18. XII. 1826; † Meran 21. IV. — BJ XIII, 62 (E. v. Ottenthal); VZ 22. IV., 23. IV. M.-A.; NFP 22. IV. M.-Bl. (E. v. Ottenthal); T 188 (P); IZ 130, 834; Jahresber. d. Thür.-Sächs. Vereins z. Erforsch. d. vaterl. Altert. u. Erh. d. Denkmale 1907/08 (K. Heldmann); Sitzungsber. d. K. Bayer. Akad. d. Wiss. Philos.-philolog. u. hist. Kl. 1909, 32*; ASG 40, 498 (W); KL 1908, 1557 (W); WI 3, 1295 (W); HJ 1908, 456; DZL 1364; Neues Archiv d. Ges. f. ältere deutsch. Geschichtskde. Bd. 33, 773–781 (M. Tangl); Hist. Vierteljahrsschr. 1908, 333–359 (W. Erben); Almn. d. k. Akad. d. Wiss., Wien Jg. 1908, 327–340 (J. v. Karabacek); Zs. d. dtsch. Ver. f. d. Gesch. Mährens u. Schlesiens Jg. 13, 1–24 (B. Bretholz).
- Siebold**, Heinrich Frh. von, ehem. k. k. Konsul, hervorr. Kenner Ostasiens; * St. Martin b. Boppard a. Rh. 21. VII. 1852; † Schl. Freudenstein i. Tirol 11. VIII. —

- BJ XIII, 215 (A. Graf v. Brandenstein-Zepelin); NFP 12. VIII. M.-Bl.; IZ 131, 305; GK 1909, 354.
- *Siedel**, Ernst Karl Gottlob, *Dr. phil.*, Kirchenrat, ausgez. Prediger, theol. Schriftst.; * Mahlitzsch b. Döbeln 27. II. 1820; † Dresden 17. II. — BJ XIII, 219 (A. Reichardt); TJ 28, Abt. 8, 545; KJ 1909, 632.
- Siemering**, Julius, ostpr. Landschaftsmaler, Bruder des Bildhauers; * Königsberg i. Pr. 10. VI. 1837; † das. 28. IV. — VZ 2. V. M.-A.; BMW 2, 749 (W); Mitt. d. Königsb. Kunst-Akad.
- Simons**, Rudolf von, Major z. D., 2. Vors. d. Preuß. Landes-Kriegerverb. u. Dtsch. Kriegerbundes, Schatzm. d. Kyffhäuserbundes, Vorst.-Mitgl. d. dtsch. Kolonialges.; * Honnef 13. IX. 1851; † Berlin 6. IV. — Ü 10, 502; MZ 1908, 146.
- Singer**, Karl, *Dr. phil.*, Direktor d. Statist. Amts d. Stadt München, besond. verd. um d. Wohnungsfrage, Schriftl. d. Zs. f. Wohnungswesen i. Bayern; * Nürnberg 1860; † München 19. VI. — VZT; AF 1908, 251; MMW 55, 2, 1700/01 (A. Fischer); MAZ 1908, 263 (P. Busching); WI 3, 1302 (W).
- Sörensen**, Johannes Christian, SJ, Kunstschriftst.; * Kopenhagen 16. IX. 1862; † Düsseldorf 17. I. — HJ 1908, 456; Christl. Kunst März 1908, Beil., 66; KL 1908, 1581 (W).
- Sohn**, Karl Rudolf, Genre- u. Porträt-Maler, aus bek. Künstlerfamilie; * Düsseldorf 21. VII. 1845; † das. 30. VIII. — NZ 1. IX. A.-A.; T 299 (P); HJ 1908, 456; KFA 24, 76; MS 4, 301; BMW 2, 767 (W).
- Soldan**, Louis, Schulinsp. d. öffentl. Schulen v. St. Louis, Dtsch.-Amerikaner, bedeut. Schulmann; * Frankfurt a. M. 1842; † St. Louis 27. III. — FZ 23. IV. 2. M.-Bl. (A. Hofer, Zu L. S.s Gedächtnis); Dtsch. Schule 12, 6, 383; Bl. f. höher. Schulwes. Jg. 25, 176.
- Solms-Laubach**, Ernst Graf, Geh. Reg.-Rat, ehem. Kreisdirektor v. Straßburg-Land, Domherr v. Naumburg; * Laubach 24. IV. 1837; † Darmstadt 11. VIII. — W 34, 1460; HJ 1908, 456.
- Specht**, Franz Anton, *Dr. theol.*, Domkapitular, hist., theolog. u. pädagog. Schriftst.; * München 19. VI. 1847; † das. 20. II. — MAZ 22. II. Vorabd.-Bl.; HJ 1908, 456; KL 1908, 1584 (W).
- *Speck von Sternburg**, Hermann Frh. von, *Dr. iur. h. c.*, Dtsch. Botschafter i. Washington; * Leeds 21. VIII. 1852; † Heidelberg 23. VIII. — BJ XIII, 134 (H. Diez); VZ 24. VIII. A.-A.; T 290 (P); NFP 30. VIII. (H. v. Rath); Dtsch. Vorkämpfer Sept. 1908; IZ 131, 344 (N m. P); HJ 1908, 456; WI 3, 1316.
- Sperber-Grauden**, Emil Julius Hermann von, Rittergutsbes., Mitgl. d. Herrenh.; * Sommeram, Kr. Ragnit 5. III. 1840; † Königsberg i. Pr. 12. X. — VZ 13. X. M.-A.; HH 1904, 352.
- Spiegl**, Edgar, Frh. von Thurnsee, Chefred., Präs. d. Wiener Journalisten- u. Schriftstellervereins Concordia, Vors. d. Urheberrechts-Sachverständigenkollegiums i. Wien; * Steingrub 1. V. 1839; † Gainfarn 29. VI. — W 27, 1154; IZ 131, 287; HJ 1908, 456; KL 1908, 1587; WI 3, 1319.
- Spiegler**, Eduard, *Dr. phil. et med.*, a. o. Prof. d. Dermatol. a. d. Univ. Wien, bek. Syphilisforscher, Abt.-Vorst. a. d. Allgem. Poliklinik, Vizepräs. d. Wiener Dermatol. Ges.; * 14. VIII. 1860; † Gainfarn 21. VII. — T 266 (P); W 31, 1330; IZ 131, 194.
- *Spring**, Alfons, Genremaler; * Libau i. Kurland 30. V. 1842; † München 14. VII. — BJ XIII, 114 (H. Holland).
- Stadion** (Stadion Thannhausen), Philipp Franz Josef Graf von, d. letzte männl. Vertreter d. Geschlechts, erbl. bayer. Reichsrat; * 4. X. 1847; † Kauth b. Pilsen 11. IX. — VZ 15. IX. M.-A.; HJ 1908, 456; ÖR 17, 75; WJ 1908 Nekr.
- Staegenwallner**, Mathes, Gutsbes., 1899 bis 1908 konserv. M. d. A.; * Dagutschen 19. III. 1835; † das. i. Okt. — VZT; HA 1904, 360.
- Stahl**, Ludwig, Schauspieler u. Oberregisseur a. Kgl. Hoftheater i. Dresden, ehem. k. k. Offizier, der i. J. 1879 auf Veranlassung Sonnenthals zur Bühne gegangen war; * Brünn 4. IV. 1856; † Blankenberghe 24. VIII. — W 35, 1504; IZ 131, 384; NTA 1909, 172, 173 (P); HJ 1908, 456; EG 986; WI 3, 1324.
- Steffens**, Georg, *Dr. phil.*, Privatdoz. d. roman. Philol. a. d. Univ. Bonn; * Magdeburg 13. XI. 1866; † Bonn 13. XI. — LZ 1908, 1571; Chronik d. Univ. Bonn f. 1908, 12/13 (Gaufinez).
- Steinheil**, Gustav von, General d. Inf. z. D., ehem. württ. Kriegsminister; * Ludwigsburg 3. III. 1832; † Stuttgart 13. III. — 1848 Eintritt in d. württ. Armee, 1866 Hauptmann, 1870 Major u. Adjutant d. Kriegsministers, 1874 Oberstlt., 1876 Oberst, 1883 Generalm. u. Kriegsminister, 1887 Generallt., 1891 General d. Inf., 1892 z. D. — VZ 13. III. A.-A., 14. III. M.-A.; IZ 130, 183; MZ 1908, 160/61; HJ 1908, 456; WJ 1908 Nekr.
- Stephan**, Emil, *Dr. med.*, Marinestabsarzt, Ethnograph, 1907 Leiter einer vom Preuß.

- Kultusminist. auf 2 Jahre berechneten, nach dem Bismarck-Archipel entsandten Expedition, Verf. von »Neumecklenburg«, Berlin 1907 u. »Südsseekunst«, ebd. 1907; * Glatz 16. V. 1872; † Namatanai auf Neumecklenburg 25. V. — IZ 131, 37, 385; G 94, 114; GK 1909, 354; DRG 30, 518; GZ 14, 411; DKZ 25, 461, 27, 482.
- *Stiefel**, Karl Julius, *Dr. phil.*, Prof. d. dtsh. Lit. a. Polytechn. i. Zürich; * Zürich 31. V. 1847; † Zürich 24. VI. — BJ XIII, 171 (H. Schollenberger); VZT; HJ 1908, 456; KL 1908, 1625 (W).
- Stieff**, Peter, ehem. Hofmusikus; * Mannheim 25. II. 1843; † das. 24. VII. — NTA 1909, 171.
- Stieler**, Ludwig, Generalm. z. D., bis 1900 Kommand. d. 38. Inf.-Brig., Ritter d. Eis. Kreuzes 2. Kl.; * Worms 25. V. 1846; † Darmstadt 2. V. — VZ 9. V. A.-A.; MZ 1908, 257.
- Stoecker**, Karl August Heinrich, Ökonomierat, verdient um d. Bodenzinsablösung i. Bayern, hervorr. nationallib. Mitgl. d. Bayer. Landt., 1884—90 M. d. R.; * Langenfeld, Bez.-A. Scheinfeld i. Mittelfr. 11. XII. 1845; † Erlangen 25. II. — VZ 26. II. M.-A.; MAZ 26. II. M.-Bl.; IZ 130, 410; HJ 1908, 456; Hirth, Dtsch. Parlam.-Almn. 16. Ausg., 225.
- Stöckert**, Fanny, Schriftst., Novellistin u. Feuilletonistin; * Jessen 5. XI. 1844; † Potsdam 7. IX. — VZ 9. IX. A.-A.; IZ 131, 484; HJ 1908, 457; KL 1908, 1629 (W).
- Stoerk**, Felix, *Dr. iur.*, Geh. Justizrat, Prof. d. Staats-, Verw.- u. Völkerrechts a. d. Univ. Greifswald, Vizepräs. d. »Institut de Droit International«, Hrsg. von Martens Nouveau Recueil des Traités; * Ofen 20. X. 1851; † Greifswald 18. I. — VZ 21. I. M.-A.; HJ 1908, 457; DJZ 1908, 174 (Laband); Archiv f. öffentl. Recht Bd. 23, H. 1 (C. Sartorius); Zs. f. Völkerrecht u. Bundesstaatsrecht Bd. 2, 5/6 (L. v. Bar); Zs. f. intern. Privat- u. öffentl. Recht Bd. 18, H. 3/5 (Strisower); KL 1908, 1634 (W); WI 3, 1346.
- Strantz**, Gustav von, Generalm. z. D., bis 1885 kommand. z. Statthalter v. Els.-Lothr.; * Breslau 22. IX. 1823; † Hannover-Waldhausen 3. VII. — VZT; MZ 1908, 384.
- Strauß**, Friedrich, *Dr. med.*, Generaloberarzt a. D., Sohn von D. F. Strauß; * Heilbronn 6. XI. 1845; † Stuttgart 25. VI. — W 27, 1154; OA 1908/09, 1509.
- Streiter**, Albrecht, bayer. Generalm. z. D., bis 1886 Sektionschef d. Insp. d. Art., Ritter d. Eis. Kreuzes 2. Kl.; * Ingolstadt 17. XI. 1830; † München 12. I. — VZ 14. I. M.-A.; MZ 1908, 35.
- Streubel**, Johann Ferdinand, Privatschuldirektor, der »holländ. Turnvater«, 1867 Mitbegr. d. Niederl. Turnerbundes, 1882 bis 1896 Vorst. einer von ihm begründeten dtsh. Schule; * Freiberg i. S. 6. II. 1836; † Blasewitz b. Dresden 17. I. — IZ 130, 170; HJ 1908, 457.
- Stritt**, Albert, Prof. a. Konservatorium i. Wien, früher Hofopernsänger, Schauspieler u. Spielleiter; * Königsberg i. Pr. 9. X. 1847; † Dresden 11. II. — VZ 14. II. M.-A.; IZ 130, 374; NTA 1909, 157; EG 1014; HJ 1908, 457.
- Stritzko**, Josef, Wiener Operetten-Komponist: »Hochzeit auf Sacramento«, »Der Hofmeister« u. »Tipp-Topp«; * 17. IV. 1861; † Wien 8. III. — VZT; NTA 1909, 160.
- Strössenreuther**, Christian, Ob.-Landger.-Präs. a. D.; * Warmensteinach 2. II. 1829; † Fürth i. Febr. — VZT; OA 1906/07, 1274.
- Strubberg**, Otto von, General d. Inf. z. D., langjähr. Generalinspekteur d. Militär-Erziehungs- u. Bildungswesens, Chef d. Inf.-Reg. Nr. 30; * Lübbecke, Westf. 16. IX. 1821; † Berlin 9. XI. — 1839 Lt., 1843—46 Allgem. Kriegsschule, 1846—79 Erzieher a. Kadetten-H. z. Berlin, 1849 Feldzug i. Baden, 1855 Generalst.-Offizier b. Milit.-Gouvern. Rheinl. u. Westf., 1859 persönl. Adjutant d. Prinz Regenten, 1861 Flügeladjutant d. Königs, 1865 Kommand. d. 4. G.-G.-Reg., 1870 Kommand. d. 30. Inf.-Reg., Ritter d. Eis. Kreuzes 1. Kl. u. d. Ordens Pour le mérite, 1873 Generallt. u. Kommand. d. 19. Div., 1880 Generalinsp. d. Milit.-Erziehungs- u. Bildungswesens, 1890 z. D. — VZ 10. XI. M.-A.; T 358 (P); W 46, 1980, 1983 (P); MW 1908, 3245; MZ 1908, 621/22; LJ 1908, 519; IZ 131, 892; HJ 1908, 457; DZL 1435.
- Struck**, Ferdinand, *Dr. phil.*, Besitzer d. Regierungsbuchdruckerei i. Stralsund, Chefredakt. d. »Stralsundischen Zt.«; * Stralsund 17. VI. 1832; † das. 28. VII. — VZT; KL 1908, 1646.
- Stucki**, Gottlieb, Seminarlehrer i. Bern, Dozent d. Methodik a. d. Lehramtsschule d. Univ. Bern, Mitarb. a. d. »Schweiz. Lehrerzt.«, Verf. mehrerer Lehrbücher; * Hinterkappeln b. Bern 18. II. 1854; † Bern 26. V. — ASG 40, 499 (W); GK 1909, 355; Dtsch. Schule 12, 7, 461.
- Sucher**, Josef, K. Preuß. Hofkapellmeister a. D., Prof., Wagnerinterpret; * Döbör i. Eisenberger Komitat 23. XI. 1843; † Berlin 4. IV. — VZ 5. IV. M.-A.; IZ 130, 794 (A. Smolian m. P.); NMZ 29, 14, 312;

- AMZ 1908, 310 (P. Schwers); NTA 1909, 163; HJ 1908, 457; R 1290; R. Wagner-Jahrb. Jg. 3, 396 (R. Sternfeld).
- Sußmann-Hellborn**, Louis, Prof., Berliner Bildhauer, 1882—86 künstl. Leiter d. Berl. Porzellanmanufaktur; * Berlin 28. III. 1828; † das. 15. VIII. — VZ 17. VIII. A.-A.; Allg. Zt. d. Judent. 1908, Beil. Nr. 34; MS 4, 367; Kchr 19, 564; HJ 1908, 457; DZL 1449.
- Teichmüller**, Ernst, Dr. theol., Oberhofprediger, früh. Generalsuperintendent u. Vors. d. Anhalt. Konsistoriums i. Dessau; * Helmstedt 17. VII. 1824; † Dessau 28. IX. — VZT; TJ 28, Abt. 8, 546; DZL 1454; KJ 1909, 634.
- Teller**, Leopold, ehem. Herzogl. Meining. Hofschauspieler; * Budapest 3. IV. 1844; † Passau 8. VI. — NTA 1909, 168/69 (P); EG 1027.
- Tempelhoff**, Emil von, Ob.-Verw.-Gerichtsrat; * Dombrowka 29. III. 1840; † Baden-Baden 6. VI. — VZ 11. VI. M.-A.; OA 1906/07, 1290.
- Teutsch**, Eduard, lothr. Politiker, Angehöriger d. Protestpartei, 1874—77 M. d. R.; * 1833; † Schloß Hochberg b. Wingen 15. X. — VZ 17. X. M.-A.; HJ 1908, 457; Hirth, Dtsch. Parlam.-Almn. 11. Ausg., 117.
- Thelemann**, Friedrich, Dr. med., General-Ober-Arzt a. D.; * Wahrenberg 17. VI. 1835; † Koburg 30. XI. — VZ 2. XII. M.-A.; OA 1908/09, 1537.
- *Thiel**, Andreas, Dr. theol., Bischof von Ermland, Historiker; * Lockau i. Kr. Rössel 28. IX. 1826; † Frauenburg 17. VII. — BJ XIII, 164 (J. Kolberg); T 259 (P); W 30, 1286, 1294 (P); IZ 131, 194; Allg. Ev.-Luth. Kirchen-Zt. 1908, 727; TJ 28, Abt. 8, 546; KL 1908, 1672 (W); DZL 1459.
- Thielen**, Peter Heinrich, Musikdirektor, Chordirektor u. Organist a. d. kathol. Pfarrkirche i. Goch, fruchtbar. Kirchenmusik-Komponist; * Cranenburg 11. VIII. 1839; † Goch, Rheinl. 9. I. — HJ 1908, 457; OA 1906/07, 1297.
- Thiem**, Adolf, Baurat, besond. auf hydrolog. Gebiete tätig, Schöpfer d. Wasserversorgungsanst. vieler Städte; * Liegnitz 21. II. 1836; † Leipzig 2. V. — VZT; IZ 130, 1086.
- Thierfelder**, Ferdinand Albert, Dr. med., Geh. Mediz.-Rat, Prof. d. patholog. Anatomie a. d. Univ. Rostock; * Meissen 26. XII. 1842; † Rostock 22. I. — DMW 34, 1, 429 (Zabel m. P); Jahresber. d. Univ. Rostock 3, 7; PBL 1703/04; HBL 5, 651; WI 3, 1383; DZL 1461; Verh. d. dtsh. pathol. Ges. 1908, 323 (E. Schwalbe).
- Thoma**, Rudolf, Prof., Musikdirektor, Kantor a. St. Elisabeth i. Breslau, Vors. d. evang. Kirchenmusikvereins i. Schles., Dirigent, Komponist mehrerer Oratorien; * Lehsewitz 22. II. 1829; † Breslau 21. X. — VZT; W 44, 1892; AMZ 1908, 782; HJ 1908, 457.
- *Thumann**, Paul, Prof. u. Lehrer a. d. Hochschule f. bild. Künste i. Berlin, Mitgl. d. Akad. d. Künste; * Tzschacksdorf i. d. Niederlausitz 5. X. 1834; † Berlin 19. II. — BJ XIII, 197 (L. Pietsch); VZ 21. II. M.-A.; IZ 130, 352 (N m. P); KW Jg. 21, H. 3, 52; Kchr 19, 294; MS 4, 414; BMW 2, 888/890 (W); HJ 1908, 458; WI 3, 1389; DZL 1466; Westerm. Monatsh. April 1908, 163 (P).
- Tiedemann**, Ludwig von, Geh. Reg.- u. Baurat, Mitgl. d. Akad. d. Bauwesens; * Russoschin 17. XI. 1841; † Berlin-Wannsee 4. III. — VZT; OA 1906/07, 1304.
- Tige**, Ernestine Gräfin von, Sternkreuzordensdame, 1. Regentin d. Herz. Savoyenschen Damenstifts in Wien; * 21. XI. 1824; † Wien 4. IV. — HJ 1908, 458.
- Timm**, Daniel, d. älteste dtsh. Stadtmissionar; * Eckernförde 18. V. 1822; † Hamburg 7. II. — Allg. Ev.-Luth. Kirchen-Zt. 1908, 190; OA 1906/07, 1306; KJ 1909, 632.
- Tippekskirch**, Oskar von, Generallt. z. D., bis 1890 Kommand. d. 31. Inf.-Brig., Ritter d. Eis. Kreuzes 1. Kl.; * Berlin 6. XI. 1834; † Berlin-Charlottenburg 9. XII. — VZ 9. XII. A.-A.; W 51, 2194; MZ 1908, 679.
- Todt**, Albert, Präs. d. Eisenbahndirektion Erfurt; † Erfurt 21. V. — VZ 22. V. A.-A.; W 22, 986.
- Tornquist**, Ernst, der *argentinische Rothschild*, Großkaufmann dtsh. Herkunft u. dtsh. Ausbildung, 1874 Begr. d. jetzigen Welthauses i. Buenos Aires, Großbank, Zucker- u. Fleischextraktfabrikation, Kolonisationsländereien; † Buenos Aires 17. VI. — HJ 1908, 458.
- Toskana**, Großherzog Ferdinand IV. von; * Florenz 10. VI. 1835; † Salzburg 17. I. — MAZ 18. I. Vorabd.-Bl.; NFP 17. I. A.-Bl.
- Trede**, Paul, holstein. plattdtsh. Dichter, Lyriker u. Erzähler von *Dorfgeschichten*; * Brockdorf 19. VIII. 1829; † Bremen 29. VI. — VZT; LE 10, 1610; HJ 1908, 458; AL 2, 327; KL 1908, 1692 (W).
- Treiler**, Franz, hess. Schriftst. u. Dichter, früh. Schauspieler, Lyriker u. Verf. von Festspielen; * Kassel 15. X. 1839; † das. 28. VI. — VZT; LE 10, 1609; HL 22, 194/96 (P); NTA 1909, 170; HJ 1908, 458; KL 1908, 1692 (W).
- Tröndlin**, Karl Bruno, Dr. iur. et phil., Justizrat, Oberbürgerm. von Leipzig, insbesondere um d. Reorganisation d. Armen-

- wesens i. Leipzig hoch verdient, Mitgl. d. i. Sächs. Kammer, 1884—90 nationallib. M. d. R.; * Leipzig 26. V. 1835; † Dresden 27. V. — T 217 (P); W 23, 980 (P); IZ 130, 1080 (N m. P); AF 1908, 252; HJ 1908, 458; WI 3, 1402; Hirth, Dtsch. Parl.-Almn. 16. Ausg., 228.
- Tschan, Josef, Dr. iur.,** Advokat, früh. Reichsr.-Abg. u. Obmann d. deutsch-nation. Partei i. Tirol; * Innsbruck 23. XII. 1844; † das. i. VI. — NFP i. VI. Nachm.-Bl.; HJ 1908, 458.
- Tschirsky-Renard, Graf Mortimer, Großgrundbes. i. Ob.-Schles., Landesältest., Kreisdep. u. Mitgl. d. Herrenh.;** * Koberwitz, Kr. Breslau 17. IX. 1844; † Breslau 18. III. — VZ 20. III. M.-A.; Schles. Zt. 20. III. M.-Bl.; HJ 1908, 458; WI 3, 1405; GT 1909, 946.
- Tutzaier, Franz, sozialdemokr. M. d. R.** (1890—1906); * Berlin 10. III. 1852; † das. 3. X. — VZ 4. X. M.-A.; RH 1903, 341.
- Uchtritz u. Steinkirch, Kuno von, Prof., Bildhauer, Schüler von Viktor Tilgner;** * Breslau 3. VII. 1856; † Berlin-Wilmersdorf 29. VII. — T 270 (P); W 32, 1374, 1377; IZ 131, 220, 275 (N m. P); HJ 1908, 458; MS 4, 460.
- Uhden, Otto, Amtsrat, Domänenpächter, 1871—98 konserv. M. d. R.;** * Sorge b. Krossen a. O. 23. I. 1827; † das. 18. I. — VZ 19. I. M.-A.; RH 1893, 249.
- Ulbrich, Karl, Pastor, langjähr. Vorst. d. Diakonissenanst. Bethanien i. Breslau;** * Frankenstein 21. IV. 1834; † Breslau 31. I. — Allg. Ev.-Luth. Kirchen-Zt. 1908, 166; Ev.-Kirchl. Anz. 1908, 63.
- Vallentin, Richard, Schauspieler u. Regisseur a. Deutschen, später am Kleinen, u. zuletzt a. Hebbel-Theater;** * Luzern 3. II. 1874; † Berlin 14. I. — VZ 14. I. A.-A.; IZ 130, 170; NTA 1909, 155; EG 1063.
- *Vecchioni, August Napoleon, demokr. u. lib. Politiker, langjähr. Chefred. d. Münch. Neuest. Nachr.;** * Zweibrücken 10. I. 1826; † München 14. II. — BJ XIII, 243 (A. Dreyer); VZT.
- Vogel, Emil, Musikschriftst., Musikhistoriker, Organisator u. 1893—1901 Bibliothekar d. *Musikbibliothek Peters* i. Leipzig u. Hrsg. ihres Jahrb., Ehrenmitgl. d. Kgl. Musikakad. i. Florenz;** * Wriezen 21. I. 1859; † Nikolassee b. Berlin 18. VI. — VZT; IZ 131, 81; AMZ 1908, 515, 526/28 (A. Seidl); NMZ 29, 19, 420; HJ 1908, 459; KL 1908, 1724 (W); WI 3, 1430; R 1412; Zs. d. intern. Musikges. Jg. 10, 335 (R. Schwartz).
- Vogt, Adolf, Dr. med., Prof. d. Hygiene a. d. Univ. Bern;** * Gießen 27. X. 1823; † Bern 28. I. — IZ 130, 105; PBL 1783/84 (W); HBL 6, 143.
- *Voll, Karl von, Dr. med., Geh. Ob.-Mediz.-Rat, Prof. d. Physiol. a. d. Univ. München, Mitgl. d. Akad. d. Wiss.;** * Amberg 31. X. 1831; † München 31. I. — BJ XIII, 3 (O. Krummacher); VZ 4. II. M.-A.; MAZ i. II. M.-Bl.; IZ 130, 312/13 (J. Marcuse m. P); DMW 34, 1, 340/41 (Boruttau m. P); MMW 55, 2, 1437/42 (M. Cremer, Gedächtnisrede); Chronik d. Univ. München 1907/08, 6—8; KL 1908, 1728 (W); WI 3, 1434 (W); PBL 1787/88 (P. u. W); HBL 6, 147; NR 1908, 180—183 (E. I. Lesser); BZ 22, 279 [Mediz. Korrespondenzbl. d. Württ. ärztl. Landesver. Jg. 78, 361—365 (W. Camerer); Mediz. Klinik Jg. 4, 337 (F. Müller); Wiener klin. Rundsch. Jg. 22, 139 (E. Wiener); Wiener klin. Wochenschr. Jg. 21, 260 (A. Durig); Zs. f. diät. u. phys. Therapie Bd. 12, 5 (J. Marcuse); Wiener landwirtsch. Zt. 1908, Nr. 14 (W. Bersch); Dtsch. mediz. Presse Bd. 12, 33 (M. Schreuer, K. V. u. d. moderne Ernährungslehre)] 23, 344 [Zs. f. Biologie Bd. 51, 1—XXIV (O. Frank)] 24, 284 [Almn. d. k. Akad. d. Wiss., Wien Jg. 1908, 304 (V. v. Lang)].
- Volz, Lothar, Geh. Justizrat, Kgl. Landgerichts-Direktor;** * Meerholz 29. XI. 1836; † Kassel 14. III. — HL 22, 102.
- Voretzsch, Johann Felix, Musikdirektor, Direkt. d. Franzschen u. d. Neuen Singakademie i. Halle a. S.;** * Altkirchen i. Sa.-Altenb. 17. VII. 1835; † Halle a. S. — NMZ 29, 17, 381; R 1418.
- Wachler, Ludwig, Dr. iur., WGOB.-Justizrat, Generalstaatsanwalt;** * Breslau 26. XI. 1835; † Berlin 11. XI. — NZ 12. XI. M.-A.; T 359 (P); IZ 131, 892/93 (P); TR 12. XI. M.-A.; W 44, 2022; DJZ 1908, 1324 (Isenbiel); HJ 1908, 459.
- Wachter, Karl von, Generallt., Generaladjutant d. Großherz. Ernst Ludwig von Hessen, Ritter d. Eis. Kreuzes 2. Kl.;** * Darmstadt 18. IX. 1851; † das. 11. VII. — T 255 (P); W 29, 1242; MZ 1908, 397; WI 3, 1444.
- Waecker-Gotter, Ludwig Frh. v., WGRat, früh. dtsch. Gesandter i. Belgrad;** * Breslau 21. X. 1833; † Baden-Baden 24. V. — VZ 27. V. M.-A., A.-A.
- Wahlburg, Otto, Spielleiter u. ehem. Bühnenleiter;** * Meißen 7. III. 1863; † Dresden 25. X. — NTA 1910, 154.
- Walcker, Karl, Kgl. Kommerzienrat u. Hoforgelbaumeister, Chef d. Orgelbaufirma Walcker & Co.;** * Ludwigsburg 6. III. 1845; † das. 19. V. — NMZ 29, 18, 400; WJ 1908 Nkr.; WI 3, 1449.

- Walther**, Eduard, Schulrat, Direktor d. Berliner kgl. Taubstummen-Anstalt u. Taubstummen-Lehrer-Bildungsanst.; * Moschwig, Kr. Wittenberg 21. V. 1840; † Berlin 8. VI. — VZ 13. VI. M.-A.; W 24, 1022; Dtsch. Schule 12, 7, 461; Dtsch. Schulzt. 1908, 282/83 (K. Wolffgramm); WI 3, 1456 (W); KL 1908, 1759 (W).
- Wassermann**, Leonhard (Pseud.: Friedlieb), Pfarrer u. Sozialpolitiker; * Ober-Olm 6. I. 1843; † Mainz 3. II. — KL 1909, 57*, 1908, 1767 (W).
- Wedding**, Gustav Friedrich Hermann, Dr. phil., Geh. Bergrat, Prof. a. d. Bergakad. u. a. d. Techn. Hochschule i. Berlin, hervorr. Kenner auf d. Gebiete d. Eisenhüttenwesens, eine Zeitlang Dezernent f. Hüttenwesen i. Minist.; * Berlin 9. III. 1834; † Düsseldorf 6. V. — VZ 7. V. M.-A.; T 200 (P); IZ 130, 1086; GK 1909, 356; PF 4, 2, 1605 (W); L 44, 5, 55; KL 1908, 1776 (W); Progr. d. Techn. Hochschule z. Berlin 1908/09, 155—56.
- Wedekind**, Donald, Schriftsteller, Dramaturg a. Züricher Stadttheater, Bruder von Frank u. Erika W.; * Hannover 4. XI. 1871; † Wien 5. VI. — W 24, 1022; NTA 1909, 168; LE 10, 1400; HJ 1908, 459; KL 1908, 1776 (W).
- Wedekind**, Ludwig, Dr. phil., Geh. Hofrat, Prof. d. Mathem. a. d. Techn. Hochschule i. Karlsruhe; * Palermo 4. VI. 1843; † Karlsruhe 11. I. — VZ 14. II. A.-A.; IZ 130, 374; Progr. d. Techn. Hochschule z. Karlsruhe 1908/09, 89—90; WI 3, 1468.
- Wedel**, Oskar Graf von, WGRat, Kammerh., Oberschloß-Hauptm. i. Weimar; * Osnabrück 29. X. 1835; † Weimar 15. I. — VZ 15. I. A.-A.; OA 1906/07, 1376.
- Weigel**, Bernhard Woldemar, k. sächs. Generalm. z. D., bis 1902 Kommand. d. 139. Inf.-Reg., Ritter d. Eis. Kreuzes 2. Kl.; * Dresden 27. I. 1851; † das. 5. VI. — VZT; MZ 1908, 385; OA 1906/07, 1382.
- Weintraud**, Franz, Geh. Kommerzienrat, Präs. d. Handelskamm. z. Offenbach a. M.; * Offenbach 19. I. 1833; † das. 18. VIII. — VZT; OA 1906/07, 1384; Mitt. d. Handelskammer.
- Wellenkamp**, Hermann, Marineoberbaurat u. Schiffsbau-Betriebsdirektor, nahm 1908 s. Abschied, um sich d. Vervollkommnung u. Verwertung s. Erfindungen, insbesond. d. von ihm konstruierten Schlepp- u. Meßvorrichtungen f. Schiffsmodelle u. Propeller zu widmen; * Berlin 27. II. 1865; † Kiel 15. VII. — JSTG 1909, 103.
- Weniger**, Bernhard, Generalm. z. D., bis 1894 Kommand. d. Truppen-Übungs-Platzes Hagenau; * Neuhaudensleben, Prov. Sachs.
5. VI. 1835; † Wiesbaden 9. IV. — VZ 22. IV. M.-A.; MZ 1908, 215.
- Wenzig**, Karl, Dr. phil., Prof. u. Lehrer a. Kgl. Wilhelms-Gymn. i. Breslau, Schriftst. auf d. Geb. d. Philos.; * Breslau 22. XI. 1860; † das. 13. XII. — JSG 1908 Nekr., 15/16 (Th. Heine).
- Werckshagen**, Karl, Pfarrer i. Dalldorf, bek. lib. Theologe, Schriftst.; * Ronsdorf, Rheinprov. 23. VIII. 1863; † Berlin 3. VIII. — T 272 (P); KJ 1909, 634.
- Werlhof**, Gustav von, Generalm. a. D., bis 1898 Kommand. d. Truppen-Übungs-Platzes Zeithain, Ritter d. Eis. Kreuzes 2. Kl.; * Hannover 4. IV. 1843; † Hannover-Kleefeld 2. III. — MW 1908, 1091; MZ 1908, 146.
- Wermert**, Johann Georg Friedrich, Dr. phil., Privat-Gelehrter, nationalökonom. Schriftsteller; * Epe i. Kr. Bersenbrück 12. II. 1859; † Gr.-Lichterfelde i. Jan. — LZ 1908, 108; KL 1908, 1805; WI 3, 1487 (W).
- *Werner**, Fritz, Prof., Historien- u. Genremaler. Mitgl. d. Akad. d. Künste i. Berlin; * Berlin 3. XII. 1827; † das. 15. IV. — BJ XIII, 201 (L. Pietsch); VZ 15. IV. A.-A.; T 183 (P. Roland m. P); Kehr 19, 398; Hohenzollern-Jahrb. Jg. 12. 1908, 62 (P. Seidel, F. W. als preuß. Geschichtsmaler. Ein Gedenkbl. m. Ill.); HJ 1908, 459; MS 5, 80; BMW 2, 1003/1005 (W); Jahrb. d. bild. Kunst Berlin 7, 74; WI 3, 1489.
- Werthern**, Alfred von, Generalm. z. D., 1895—1901 Kommand. v. Wesel, Ritter d. Eis. Kreuzes 2. Kl.; * Sangerhausen 27. X. 1842; † Naumburg 7. XI. — VZT; MZ 1908, 624.
- Weygand**, Friedrich, Generalm. z. D., bis 1906 Vorst. d. Bekleidungs-Amtes d. 14. Armee-korps, Ritter d. Eis. Kreuzes 2. Kl.; * Darmstadt 9. XI. 1839; † Wiesbaden 8. VII. — VZT; MZ 1908, 397.
- Wickop**, Wilhelm, Architekt, Prof. u. Oberl. a. d. Provinzial-Gewerbeschule i. Aachen; * 29. X. 1824; † Rhöndorf a. Rh. 4. X. — DBZ 42, 608 (H. Pützer).
- Wiebe**, Adolf, WGRat, Oberbaudirektor a. D., Mitgl. d. Akad. d. Bauwesens, Ehren-Mitgl. d. Berl. Architekten-Vereins, hervorr. tätig auf d. Geb. d. Wasserbauten; * Tiegenhof 17. III. 1826; † Heiligendamm 7. VII. — VZT; DBZ 42, 388; DZL 1566.
- Wieland**, Adam, Dr. iur., Ober-Verwaltungsgerichtsrat; † Gr.-Lichterfelde 5. IX. — VZ 8. IX. A.-A.
- Wiesinger**, August, Dr. theol., Oberkonsistorialrat, Prof. d. Theol. a. d. Univ. Göttingen; * Artelshofen 7. VIII. 1818; † Göttingen

9. II. — VZ 11. II. M.-A.; IZ 130, 374; Allg. Ev.-Luth. Kirchen-Zt. 1908, 190; HJ 1908, 459; TJ 28, Abt. 8, 546; KL 1908, 1826 (W); DZL 1572; KJ 1909, 632.
- Wigand**, Paul, *Dr. phil.*, Geistl. d. kathol.-apost. Gemeinde i. Frankf. a. M., Schriftst. auf d. Geb. d. Theol. u. Philol.; * Marburg 24. XI. 1853; † Frankf. a. M. — HL 22, Nr. 6 (H. Keller-Jordan, Erinnerungen an P. W.); KL 1908, 1827 (W).
- Wigger**, Heinrich, päpstl. Hausprälat, Dompropst u. Generalvikar i. Paderborn; * 25. XII. 1827; † Paderborn 18. I. — VZT; HJ 1908, 459.
- Wilhelmj**, August, Prof., Geigenvirtuose, Konzertmeister bei d. ersten Festspielen z. Bayreuth i. J. 1876, seit 1894 Lehrer a. d. Guildhall-Musikschule i. London, Verf. d. *Großen Violinschule*; * Usingen i. Nassau 21. IX. 1845; † London 22. I. — VZ 23. I. A.-A.; IZ 130, 170, 175/76 (N m. P); AMZ 1908, 100; NMZ 29, 9, 200 (E. Honold m. P), 29, 11, 247; NTA 1909, 155; R 1462.
- Wilke**, Rudolf, Illustrator u. Karikaturist, Mitarb. a. *Simplicissimus*; * Braunschweig 27. X. 1873; † das. 4. XI. — NZ 6. XI. A.-A.; MAZ Jg. 111, Nr. 33 (A. G. Hartmann); *Simpliciss.* Jg. 13, Nr. 34; Südd. Monatsh. Jan.-H. 1909 (K. Voll); März Jg. 2, Bd. 1, 513 (M. Slevogt, Rangstufen d. Kunst m. 6. Zeichn. v. E. W.), Bd. 4, 67 (H. Eich, Z. Wilke-Ausstellung); Kchr 20, 70; KFA 24, 152 (P); MS Nachtr. 1906, 285.
- Winkelmann**, Emil, Kammermusikus; * Braunschweig 4. III. 1844; † das. 19. IX. — NTA 1909, 174.
- Winterfeldt-Menkin**, Karl Ulrich von, Landrat a. D., Geh. Reg.-Rat, Mitgl. d. Herrenh., konservat. M. d. R. u. Alterspräses; * Berlin 2. III. 1823; † Gut Menkin b. Brüssow 16. VI. — W 25, 1064; IZ 131, 37; HJ 1908, 459; HH 1904, 631; WI 3, 1515.
- Wittenhorst-Sonsfeld**, Hans, Oberlt., 1905/06 Kommand. d. Station Wasserfall (Hurub) i. Dtsch.-Südwest-Afrika, Schriftst., Berichterst. d. IZ; * Baden-Baden 6. VIII. 1878; † Freiburg i. B. 2. IX. — IZ 131, 711; OA 1908/09, 1687.
- Wittenstein**, Eduard, *Dr. phil.*, Kommerzienrat, Großindustrieller i. Barmen, Vorst.-Mitgl. d. Zentralstelle f. Volkswohlfahrt; * 1848; † Barmen 18. VIII. — AF 1908, 370.
- Wittig**, Gregor Konstantin, *Dr. phil.*, Privatgelehrter, Schriftst. auf d. Geb. d. Philos., Philol. u. Psychol., Begr. u. langjähr. Leiter d. Psych. Studien, Forscher über J. Chr. Günther; * Bolkenhain i. Schles. 31. X. 1834; † Leipzig 7. IX. — VZ 13. IX. M.-A.; T 313 (P); KL 1908, 1853 (W).
- Wölbling**, Friedrich Wilhelm Barthold, Landesökonomierat, Hauptgeschäftsführer d. Dtsch. Landwirtsch.-Ges.; * Weißenfels i. Thür. 3. XII. 1840; † Berlin 9. V. — VZ 9. V. A.-A.; T 205 (P); Mitt. d. Dtsch. Landwirtsch.-Ges. Jg. 23, 153/154; Jahrb. d. Dtsch. Landwirtsch.-Ges. Bd. 23, 221/226 (Thiel, Gedenkbl. an B. W. m. P).
- *Wölfflin**, Eduard von, *Dr. iur. et phil.*, Geh. Rat, Prof. d. lat. Philol. a. d. Univ. München; * Basel 1. I. 1831; † das. 8. XI. — BJ XIII, 168 (H. Schollenberger); VZ 9. XI. A.-A.; IZ 131, 893; W 46, 1980; HJ 1908, 460; Chronik d. Univ. München 1908/09, 15/18; Sitzungsber. d. Bayer. Akad. d. Wiss. Philos.-philol. u. hist. Kl. 1909, 28* (Vollmer); Archiv f. latein. Lexikogr. u. Gramm. Erg.-Bd., 1—6 (O. Hey).
- Wöllwarth-Lauterburg**, August Frh. von, k. Württ. Kammerh., Oberhofmarschall a. D., Generalm. à l. s., Ehrenpräses d. Württ. Kriegerbundes; * Essingen 29. XII. 1845; † Stuttgart 12. VIII. — NZ 19. VIII. M.-A.; MZ 1908, 459; WJ 1908 Nehr.; FT 1908, 877; WI 3, 1524.
- Wolbring**, Franziska, Schauspielerin, seit 1895 Mitgl. d. Stadttheaters z. Rostock; * Elberfeld 27. III. 1861; † Rostock 23. III. — NTA 1909, 162.
- Wolff**, Karl, *Dr. phil.*, Prof., Ob.-Realschul-Oberl. a. D., Historiker u. Kulturgeograph, Chefred. d. Spamerschen Konvers.-Lexikons; * Langensalza 14. III. 1838; † Eisenach Ende Sept. — LZ 1908, 1310; KL 1908, 1858 (W).
- Wolfermann**, Albert, Prof., Kammermusiker a. Kgl. Hoftheater z. Dresden, Violinvirtuose; * Altenburg 25. IV. 1844; † das. 10. I. — IZ 130, 170; NTA 1909, 155.
- Wolff**, Wilhelm von, württ. Oberstlt. a. D., 1877—94 Landt.-Abg.; * Tübingen 26. XII. 1825; † Stuttgart 19. VI. — WJ 1908 Nehr.; OA 1908/09, 1694.
- Wolny**, Josef, Erzpriester, 1883—98 Zentr.-M. d. R.; * Poln.-Olbersdorf, Ob.-Schles. 19. IV. 1844; † Zelesno b. Oppeln 6. VII. — VZT; RH 1893, 257.
- *Wolter**, Plazidus, Erzabt d. Beuronener Abtei; * Bonn 24. IV. 1828; † Beuron 13. IX. — BJ XIII, 125 (S. v. Oer); T 305 (P); VZ 14. IX. A.-A.; IZ 131, 547; Kchr 20, 13/14; HJ 1908, 460; TJ 28, Abt. 8, 546.
- Wüllner**, Friedrich Hugo Anton Adolf, *Dr. phil.* u. *Dr. ing. h. c.*, Geh. Reg.-Rat, Prof. d. Physik a. d. Techn. Hochschule i. Aachen; * Düsseldorf 13. VI. 1835; † Aachen 6. X. — VZ 7. X. M.-A.; T 329 (P); IZ 131, 711; PF 4, 2, 1673 (W); Zs. d. Ver. dtsch. Ingenieure Jg. 52, 1741.

- Wünschmann, Hugo**, Kammermusiker a. Kgl. Hoftheater i. Dresden; * Rabenau 19. XI. 1859; † Dresden 17. VIII. — NTA 1909, 172.
- Wundtke, Max** (Pseud.: M. A. v. Fürstenberg), Feuilletonist, Novellist u. Lyriker; * Frankfurt a. O. 8. VIII. 1863; † Dresden 30. X. — VZT; IZ 131, 796; LE 11, 380; HJ 1908, 460; KL 1908, 1877/78 (W).
- Wuthenow, Alwine**, geb. Balthasar (Pseud.: Annmariet Schulten), platttdtsch. Dialektdichterin, Fritz Reuters Freundin, Deutschlands älteste Dichterin d. Gegenwart; * Neunkirchen b. Greifswald 16. IX. 1820; † Greifswald 8. I. — VZ 11. I. M.-A.; HC 10. I. A.-Bl.; IZ 130, 170; LE 10, 674, 1, 1069 ff.; Eckart Febr.-H., 314 (M. Möller); HJ 1908, 460; KL 1908, 1882 (W); PY 1, 454/5 (W).
- Zawadzky, Fedor von**, Kammerh., Altersprä. d. Schles. Provinzial-Landt.; † Breslau 15. VI. i. A. v. 87 J. — VZT; W 25, 1064.
- Zedtwitz-Duppau, Kurt Graf von**, österr. Geh. Rat u. Kämmerer, seit 1881 Mitgl. d. Herrenh.; * Asch 3. X. 1822; † Preßburg 19. XI. — HJ 1908, 460; GT 1910, 1067.
- Zedtwitz-Schönbach, Karl Max Graf von**, früh. konserv.-kler. Mitgl. d. Reichsr. u. böhm. Landt.; * Budweis 25. VI. 1844; † Prag 25. III. — VZT; HJ 1908, 460; GT 1910, 1068.
- *Zeller, Eduard**, *Dr. theol., iur., med. et phil.*, WGRat, Mitgl. d. Akad. d. Wiss., Ritter d. Ordens »Pour le mérite«, chem. Prof. d. Philos. a. d. Univ. Berlin; * Kleinbottwar b. Marbach 22. I. 1814; † Stuttgart 19. III. — BJ XIII, 47 (Th. Ziegler); VZ 20. III. M.-A.; FZ 22. III. 1. M.-Bl. (E. Traumann, Ein Besuch beim alten Z.), 3. VI. 1. M.-Bl. (W. Windelband); NFP 5. IV. Beil. (W. Dilthey); HC 7. IV. M.-A. (Th. Achelis); Protestantenbl. 1908, Nr. 13; IZ 130, 530, 532 (N m. P); HL 22, 102; HJ 1908, 460; Wage 11, Nr. 17 (B. Münz); Archiv f. Gesch. d. Philos. N. F. 14, 3 (L. Stein); Sitzungsber. d. Bayer. Akad. d. Wiss. Philos.-philol. u. hist. Kl. 1909, 32*; Chronik d. Univ. Berlin 21, 7; KJ 1909, 632; BZ 22, 291 [D. Bund, Sonntagsbl. 1908, Nr. 14 (I. Kreyenbühl); D. humanist. Gymn. 1908, 98—101 (G. Uhlig); Dtsch. Rundsch. Mai 1908, 173—191 (W. Lang); TRU 1908, Nr. 71 (M. Runze)] 23, 359 [Dtsch. Revue Dez. 1908, 277—82 (E. Hermann, E. Z. u. d. Wunderglaube)] 24, 296 [Intern. Wochenschr. 3, 221—234 (E. Schmidt, Aus E. Z.s Erinnerungen e. 90 jährig.); Almn. d. k. Akad. d. Wiss., Wien Jg. 1908, 342 (J. v. Karabacek); Abh. d. Akad. d. Wiss., Berlin, Philos.-hist. Cl. 1908 (Diels, Gedächtnisrede)] 25, 315 [Dtsch. Revue Juli 1909, 54 (G. Zeller, E. Stunde bei E. Z.)].
- Zemp, Joseph**, *Dr. iur.*, Altbundesrat, 1895 u. 1902 Prä. d. schweizer. Eidgenossenschaft; * 2. IX. 1834; † Bern 7. XII. — NZ 8. XII. A.-A.; T 381 (P); IZ 131, 1120.
- Zenger, Václav Karel**, Prof. d. Meteorologie a. d. Böhm. Techn. Hochschule i. Prag, hervorr. Astrophysiker, Erfinder einer ganzen Reihe von Instrumenten u. Meßapparaten, besond. bekannt dadurch, daß er das Erdbeben i. Italien i. J. 1892 u. d. Katastrophen d. Mont Pelé u. i. S. Francisco monatelang voraussagte; * Komotau i. Böhm. 17. XII. 1830; † Prag 22. I. — IZ 130, 170; GK 1909, 357.
- Ziegner, Kurt von**, Generallt. z. D., bis 1896 Kommand. d. 7. Inf.-Brig., Ritter d. Eis. Kreuzes 1. Kl.; * Wittenberg 21. VI. 1839; † Halle a. S. 28. IX. — VZ 29. IX. M.-A.; T 334 (P); MZ 1918, 541.
- Zindler, Max**, Guts- u. Fabrikbesitzer, seit 1903 M. d. R., seit 1890 M. d. A. (konserv.); * Lobsens, Kr. Wirsitz 5. VI. 1852; † Neudorf b. Schönlanke 15. IV. — VZ 15. IV. A.-A.; HJ 1908, 460; WI 3, 1557; RH 1907, 410, 459 (P).
- *Zumbusch, Julius**, Bildhauer; * Herzebrook i. Westf. 16. VII. 1832; † Pasing b. München 6. IV. — BJ XIII, 115 (H. Holland).
- Zumstein, Jakob**, *Dr. med.*, Privatdoz. a. d. Univ. Marburg, 2. Prosektor a. anatom. Institut; * Wiedlisbach 22. III. 1861; † Marburg 27. IX. — VZT; Chronik d. Univ. Marburg 1908, 5/7 (W).
- Zweigert, Wilhelm Erich**, Ob.-Bürgermeister v. Essen a. R., Mitgl. d. Herrenh.; * Neustettin 25. II. 1849; † Essen a. R. — WI 3, 1564 (W), 4, TL; HH 1904, 362.
- Zwick, Hermann**, *Dr. phil.*, Schulrat, Kreis- u. Stadtschulinsp., freis. M. d. R. u. M. d. A.; * Gnichwitz 16. XI. 1848; † Berlin. — WI 3, 1574 (W), 4, TL; RH 1898, 286; HA 1904, 374.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W. 35

Carl Schurz, Lebenserinnerungen

Band I. Bis zum Jahre 1852. Mit einem Bildnis: Schurz und Kinkel

Preis geheftet M. 7.—, gebunden M. 8.—

Band II. Von 1852 bis 1870. Mit einem Bildnis von Schurz

Preis geheftet M. 9.—, gebunden M. 10.—

Ludwig Bamberger, Erinnerungen

Herausgegeben von Paul Nathan. Mit einem Porträt Bambergers

Preis geheftet M. 7.50, in Halbfranz gebunden M. 9.50

Moritz Lazarus, Lebenserinnerungen

Bearbeitet von Nahida Lazarus und Alfred Leicht. Mit einem Porträt Lazarus'. Preis geheftet M. 12.—, in Halbfranz gebunden M. 14.—

Gustav von Mevissen

Ein rheinisches Lebensbild 1815—1899 von Joseph Hansen. 2 Bände mit drei Porträts

Preis geheftet M. 20.—, in 2 Halbfranzbände gebunden M. 25.—

Ernst Moritz Arndt

Ein Lebensbild in Briefen. Nach ungedruckten und gedruckten Originalen herausgegeben von Heinrich Meisner und Robert Geerds

Preis geheftet M. 7.—, in Halbfranz gebunden M. 8.75

Graf Alexander Keyserling

Ein Lebensbild aus seinen Briefen und Tagebüchern zusammengestellt von seiner Tochter Freifrau Helene von Taube von der Issen.

2 Bände mit zwei Porträts

Preis geheftet M. 20.—

Heinrich Hilgard-Villard, Lebenserinnerungen

Ein Bürger zweier Welten (1835—1900). Mit acht Porträts

Preis geheftet M. 10.—

Abraham Lincoln

von Carl Schurz. Aus dem Englischen übersetzt von Mary Nolte.

M. 2.80

BIOGRAPHISCHES JAHRBUCH UND DEUTSCHER NEKROLOG

FRÜHER ERSCHIENEN DIE BÄNDE:

- I. DIE TOTEN DES JAHRES 1896**
MIT DEN BILDNISSEN VON H. VON TREITSCHKE
UND E. DU BOIS-REYMOND
 - II. DIE TOTEN DES JAHRES 1897**
MIT DEN BILDNISSEN VON JAC. BURCKHARDT
UND JOH. BRAHMS
 - III. DIE TOTEN DES JAHRES 1898**
MIT DEN BILDNISSEN VON TH. FONTANE UND
C. F. MEYER
 - IV. DIE TOTEN DES JAHRES 1899**
MIT DEM BILDNIS VON R. W. BUNSEN
 - V. DIE TOTEN DES JAHRES 1900**
MIT DEM BILDNIS VON FRIEDR. NIETZSCHE
 - VI. DIE TOTEN DES JAHRES 1901**
MIT DEM BILDNIS VON ARNOLD BÖCKLIN
 - VII. DIE TOTEN DES JAHRES 1902**
MIT DEM BILDNIS VON RUDOLF VIRCHOW
 - VIII. DIE TOTEN DES JAHRES 1903**
MIT DEM BILDNIS VON THEODOR MOMMSEN
 - IX. DIE TOTEN DES JAHRES 1904**
MIT DEM BILDNIS VON FRIEDRICH RATZEL
 - X. DIE TOTEN DES JAHRES 1905**
MIT DEM BILDNIS VON ERNST ABBE
 - XI. DIE TOTEN DES JAHRES 1906**
MIT DEM BILDNIS VON CARL SCHURZ
 - XII. DIE TOTEN DES JAHRES 1907**
MIT DEM BILDNIS GROSSH. FRIEDRICHS I VON BADEN
- REGISTER ZUM 1. BIS X. BAND (1896—1905)**

PREIS DES JAHRBUCHS PRO BAND BROSCHIERT M. 12.—
IN FEINEM HALBFRANZRAND M 14 —